Darstellung

der

allgemeinen

Verhältnisse und Erscheinungen

der

Völkerkunde,

als

Propädeutik der politischen Geographie,

bearbeitet

von

Albrecht von Roon.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin, 1855.

Verlag von Duncker und Humblot.

Grundzüge
der
Erd-, Völker- und Staatenkunde.

Ein Leitfaden
für höhere Schulen und den Selbstunterricht;
entworfen
von
Albrecht von Roon.

Mit einem Vorwort
von
Carl Ritter.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb, und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.
Schiller.

In drei Abtheilungen.

Dritte Abtheilung:
Politische Geographie.
I.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin, 1855.
Verlag von Duncker und Humblot.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Die veränderte Tendenz dieses Lehrbuches hat, wie bereits in der Vorrede zu der ersten Abtheilung desselben bemerkt worden, seine gänzliche Umarbeitung zur nothwendigen Folge gehabt.

Ganz vorzugsweise mußte diese dritte Abtheilung von solcher Veränderung berührt werden, da in den der ersten Auflage des Werkes beigegebenen Tabellen nur ein Theil ihres Stoffes andeutungsweise enthalten war. — Die veränderte Aufgabe verlangte nicht blos, diese Tabellen in eine andere, bequemere Form zu schmelzen, sondern auch eine bedeutende Erweiterung und vornehmlich eine wissenschaftliche Behandlung des Materials.

Sollte das Buch nicht ein gewöhnliches und — da wir deren mehrere recht brauchbare und schätzenswerthe besitzen — zugleich ein entbehrliches Kompendium werden: so mußte es, neben seiner didaktischen und hodegetischen

Tendenz, auch die andere, wichtigere nicht vernachlässigen, den Lehrer, für den es vorzugsweise bestimmt ist, den Leser überhaupt auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen. — Wenn daher der Eingeweihte, der Mann vom Fache — für den das Buch nicht geschrieben worden, — ohne Zweifel seine Mängel und Lücken erkennen wird: so gibt es doch, wie ich hoffe, dem Laien, Demjenigen, der die Erdkunde bisher nicht zu seinen Lebensaufgaben gezählt, die nöthigen Fingerzeige, mit deren Hülfe er die ferneren Fach-Studien auf dem kürzern Wege fortzusetzen vermag. —

Der Deutsche — das ist bekannt — kann ohne ein System nicht leben, noch weniger schreiben, und eben darum ist er der Wissenschaft treuester und fleißigster Diener geworden. Der Verfasser hat sich daher ebenfalls redlich bemüht, seinen Stoff systematisch zu verarbeiten, — damit das Vorangehende das Nachfolgende bedinge, stütze und trage, — damit das Nachfolgende das Vorangegangene erläutere und näher begründe. —

Mit dem der Wissenschaft eigenen Bestreben, sich systematisch darzustellen, sich zugleich in einer höhern Weltanschauung mikrokosmisch abzuspiegeln, ist der Versuch praktischer und sachgemäßer Abfassungsweise keineswegs unvereinbar. — Es liegt in den Tendenzen der Zeit, die alte Scheidewand zwischen der gelehrten und ungelehrten Welt abzutragen, — den todten Bücherkram in fruchtbaren Samen für das Leben zu verwandeln, — die Goldbarren aus den staubigen Schatzkammern der Wissenschaft hervorzusuchen,

und in gangbare Münze auszuprägen. — Daher ist auch der Verfasser überall bemüht gewesen, seinen Stoff zu popularisiren, und einem größern Kreise bereit und bequem zu machen, was er selbst, was der Einzelne überhaupt nur durch langwieriges Bemühen auszubeuten hoffen durfte.

In dem vorliegenden Bande der letzten Abtheilung dieses Werkes sind die ethnographischen Verhältnisse und Erscheinungen synthetisch zusammengefaßt worden, die in dem folgenden zweiten Bande analytisch dargelegt werden sollen. Der umgekehrte Weg, scheint es, wäre zwar bequemer und in pädagogischem Sinne auch methodischer gewesen; allein ohne die vorangegangene Entwickelung der allgemeinen Gesetze des Völkerlebens würden entweder alle Einzelheiten desselben todt und farblos geblieben seyn, oder es hätten unendliche Wiederholungen eintreten müssen, die den Umfang des Buches unnöthig vergrößert, den Zusammenhang des Stoffes zerrissen, die wissenschaftliche Uebersicht erschwert haben würden. —

Auf solche Weise ist in diesem Bande versucht worden, alle ethnographischen Phänomene in ihrem wahren wissenschaftlichen Zusammenhange, nicht nach äußeren, sondern nach inneren Eintheilungsgründen zu behandeln; — auf solche Weise erscheint dieses Büchlein in doppelter Gestalt, einmal als integrirender Theil des ganzen Werkes, sodann aber auch als eine in sich abgeschlossene Arbeit, als eine Propädeutik der Völker- und Staatenkunde. Dies genügt, um seinen doppelten Titel zu erklären. —

Der folgende, letzte Band, der hoffentlich zur nächsten Ostermesse erscheint, und auf dreißig bis vierzig Druckbogen berechnet ist, enthält die spezielle Völker- und Staatenkunde. — Der Leser findet in demselben die neuesten faktischen Verhältnisse der Ethnographie und politischen Geographie, welche, durch das Vorangegangene hinlänglich erklärt und danach in ihren höhern Zusammenhang gebracht, keiner weiteren Erläuterungen bedürfen. —

Im Ganzen ist dann diese dritte Abtheilung der „Grundzüge &c." als ein Versuch anzusehen, die sogenannte „politische Geographie" aus einem höhern Standpunkte aufzufassen und mit der physischen wissenschaftlich zu verknüpfen: — ein Versuch, der — als solcher — die allgemeine Nachsicht in Anspruch nimmt, und dem dieses erläuternde Vorwort statt eines empfehlenden Fürwortes dienen möge. —

Berlin, im Juli 1840.

Der Verfasser.

Vorwort
zur dritten Auflage.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches vor nunmehr funfzehn Jahren hat sich der geographische und mit ihm der ethnologische Gesichtskreis wesentlich erweitert. Gestalten, welche damals erst an seinen fernsten Grenzen in noch grauer Unbestimmtheit aufdämmerten, haben seitdem die Formen und Farben des Lebens gewonnen; andere, damals noch ganz ungekannte, deren undeutliche Umrisse so eben erst am fernsten Horizont auftauchen, verheißen neue Bereicherungen. Zugleich hat aber auch die Verarbeitung des ethnographischen Materials, mit Hülfe der fortgeschrittenen Naturwissenschaft und allgemeinen Sprachkunde, neue und hellere Standpunkte gewonnen. —

Von diesen aus den vorgetragenen reichern Stoff zu ordnen, zu beleuchten, und der Schule insbesondere, der gebildeten Welt im Allgemeinen zuzuführen: das war das wiederholte, hoffentlich reifere Bemühen des Verfassers bei der Wiederbearbeitung eines ihm lieb gebliebenen Gegenstandes. —

Der schon bei der vorigen Ausgabe beabsichtigten populären Tendenz dieser Schrift gemäß, gibt der Verfasser die dem Bedürfnisse der gebildeten Welt entsprechenden Resultate so, wie er sie gefunden hat. — Diesem Bedürfnisse entspricht

es aber vorzugsweise, durch die möglichst vollständige Darlegung der begründeten Ergebnisse der ethnologischen Forschung, jenen Alles verneinenden Traditionen einer entsittlichenden Halbbildung entgegen zu wirken, welche, geschmückt mit dem trügerischen Schimmer sogenannter Wissenschaftlichkeit, Verwirrung und Unklarheit über die wichtigste menschliche Angelegenheit, über das Verhältniß der Menschheit zur Schöpfung und daher auch zum Schöpfer in den Kreisen der Jugend und des ungelehrten Publikums verbreitet, und damit unsägliches Unheil aussäet. —

Es ist nicht genug, daß treffliche Männer — wie Cuvier, Prichard, Liebig, R. Wagner u. s. w. — die vermeintliche Unversöhnbarkeit der Offenbarung und der wissenschaftlichen Erfahrungen nicht anerkennen; es ist unendlich wichtiger, auch den Laien die Voreiligkeit der Schlüsse klar zu machen, mittelst deren man zu jenen neologischen Resultaten gelangt ist. — Weil die Beschränktheit einer Schriftauslegung, welche einst Galilei in den Kerker brachte, mit den Resultaten der Naturforschung nicht zu vereinbaren ist, so hat man vorschnell gefolgert, daß diese letzteren überhaupt mit der Schrift selbst nicht in Uebereinstimmung zu bringen seyen. Weil der kosmogenetische und ethnologische Stoff des alten Testaments allerdings weder vollständig noch systematisch geordnet und überhaupt, der Bestimmung der heiligen Urkunde gemäß, mehr in deutungsreichen Bildern als in thatsächlichen Darstellungen enthalten ist: so hat man, der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur und der Unvollständigkeit aller menschlichen Erkenntniß in Selbstüberschätzung vergessen und — die Bilder und Thatsachen der Offenbarung verwechselnd — kurzsichtig Alles verworfen, was mit den mühseeligen Errungenschaften des vermeintlich unfehlbaren und unbeschränkten Menschengeistes nicht vereinbar erschien. — Wenn wir dagegen, unsere Unvollkom-

menheit erkennend, demüthig gestehen, daß der gegenwärtige Standpunkt unserer wissenschaftlichen Erfahrung gewisse Fragen nicht zu lösen, gewisse Erscheinungen nicht zu erklären gestattet: so bleiben wir zwar vorläufig und bis zur Gewinnung höherer, lichterer Standpunkte vor manchem Räthsel stehen, aber der Irrthum, „dieses bösartige, mißgünstige Ungeheuer," versperrt doch nicht die zur Wahrheit führenden Wege. — Es ist sehr natürlich zu zweifeln; es ist kinderleicht zu verneinen: aber es ist unendlich schwer dünkelhafte Irrlehren zu widerlegen, weil sie auf der Ueberzeugung beruhen, daß das Falsche wahr sey, daß der schwache Menschengeist, im Besitz eines vollen siderischen eigenen Lichtes, zur erschöpfenden und nicht vielmehr, in dem trüben Schimmer seines abhängigen planetarischen Daseyns, nur zur lückenhaften Erkenntniß aller Dinge geschaffen und berufen ist. „Darin liegt," sagt einer unserer tiefsten Forscher,[1]) „eben der hohe Werth und die Erhabenheit der Naturerkenntniß, daß sie das wahre Christenthum vermittelt. Darin liegt das Göttliche des Ursprungs der christlichen Lehre, daß wir den Besitz ihrer Wahrheiten, die richtige Vorstellung eines über alle Welten erhabenen Wesens, nicht dem menschlichen Wege der empirischen Forschung, sondern einer höhern Erleuchtung verdanken." —

Ob und wieweit die vorliegende Schrift, bei solcher Grundanschauung des Verfassers, auf Popularität Anspruch zu machen ein Recht hat, mögen Andere entscheiden. — Eine eigentliche Tendenz-Schrift ist es keineswegs, denn den Thatsachen ist, zu Gunsten jener Anschauungen, nirgend Zwang angethan worden. — Lediglich da, wo es auf Begründung zweifelhafter Thatsachen oder auf die Würdigung einander widerstreitender Ansichten ankam, hat sie sich auf das Feld der Diskussion gewagt.

---

[1]) Liebig, Chemische Briefe, 3. Aufl. S. 26.

Dies gilt namentlich von den Abhandlungen der drei ersten Abschnitte. — Der Verfasser hat dabei sein Laien-Publikum im Auge behalten und daher auf manche unter Fachmännern längst beseitigte, aber in weiten Kreisen noch immer gangbare Irrthümer zum Nutzen Derjenigen näher eingehen müssen, denen Beruf und Zeit fehlt, um aus eigenen Vorstudien motivirte Anschauungen von den Resultaten der ethnologischen Hülfswissenschaften zu gewinnen. —

Hier, wie bei den gedrängteren Darstellungen der folgenden Kapitel, ist aber zugleich stets die möglichst vollständige Orientirung des Lesers beabsichtigt. Wo dieser daher die von dem Verfasser gewonnenen Resultate nicht unbedenklich annehmen mag, da geben ihm die angeführten literarischen Nachweise die nöthigen Fingerzeige zu eigener Prüfung des verarbeiteten, wie des nicht verarbeiteten Stoffes; denn auch die bekannten Quellen der Gegenströmungen sind bezeichnet worden. —

Dies also, keineswegs aber das nicht beabsichtigte Prunken mit der eigenen mäßigen Belesenheit, ist der Zweck der zahlreichen Citate, die der populären Tendenz der Schrift zu widersprechen scheinen, in der That aber eben dieser Tendenz dienen. Denn sie geben dem zweifelnden, dem unbefriedigten Leser, dem der hie und da skizzenartige Vortrag nicht genügt, die leitenden Fäden in die Hand, um den labyrinthischen Pfaden der Meinungen und Forschungen zu folgen und dadurch zu umfassenderen Resultaten zu gelangen, als in dem beschränkten Rahmen des Buches Platz finden konnten. —

Cöln a. Rh., im Mai 1855.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Buch.

Vorstudien.

Erster Abschnitt.

Vom Menschengeschlechte, seiner physiologischen Mannigfaltigkeit und Einheit.

Zweiter Abschnitt.

Von den auf die geistige Entwickelung der Menschheit einwirkenden äußeren Einflüssen.

Dritter Abschnitt.

Von den auf die Entwickelung der Menschheit einwirkenden inneren Ursachen.

Zweites Buch.

Allgemeine Völkerkunde.

Vierter Abschnitt.

Verbreitungs-Sphären.

Fünfter Abschnitt.

Ethnographische Uebersichten.

Dritte Abtheilung.

Politische Geographie.

(Dritte Lehrstufe.)

Erstes Buch.

Vorstudien.

Erster Abschnitt.

Vom Menschengeschlechte, seiner physiologischen Mannigfaltigkeit und Einheit.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Vorerörterungen.

§. 1. Der Mensch, als Stoff der Erdkunde.

Unter allen den mannigfaltigen Gegenständen und reichen Erscheinungen, auf die der Mensch das Auge seines Geistes von jeher gerichtet hat, vermag nichts seinen Blick, seine Aufmerksamkeit so dauernd, so angestrengt zu fesseln, als das Wesen seiner eigenen Natur. Die Betrachtung derselben ist das erste Geschäft der frühesten kindlichen Beobachtung, so wie sie das letzte Ziel der reifsten und tiefsten männlichen Forschung ist: denn des Menschen eigentlichstes und natürlichstes Studium ist der Mensch.

Alle übrigen Bestrebungen des gemeinen Lebens, der Wissenschaft, der Kunst, alle Zweige menschlicher Erkenntniß und Fertigkeit, von dem untersten bis zum höchsten, können und müssen, als Ausflüsse der Menschennatur, eben auf sie, als auf die gemeinsame Wurzel, zurückbezogen werden, und gelangen erst dadurch zu ihrer eigentlichen Bedeutung, zur praktischen Würdigung und Erschöpfung ihres ganzen Inhaltes. Eben darum ist das Studium des Menschen zugleich das mannigfaltigste und umfangreichste aller gedenkbaren, denn die Reichhaltigkeit, ja Unerschöpflichkeit des Stoffes bedingt nothwendig eine Vielseitigkeit der Betrachtungsweise, welche denselben, je nach dem Standpunkte des Beobachters, in tausendfach schillernden Farbentönen und unter tausendfach wechselnden Lichtern erscheinen läßt.

Wenn wir sonach die Menschennatur, in der Gesammtheit ihrer Erscheinungen, füglich mit einem reich belaubten Baume vergleichen mögen, der seine Aeste und Zweige allseitig, hoch hinauf,

von der Wurzel, mit der er im Boden haftet, bis zum Wipfel, mit dem er die Sonne grüßt, ausgebreitet und auf ihnen einen unübersschaulichen Reichthum von Blüthen und Früchten entfaltet hat: so drängen sich dem Beschauer, der es versucht, das wundervolle Gewächs in der ganzen, ungetheilten Fülle seines Seyns aufzufassen, unwillkührlich mehrere Reihen gewichtiger Fragen auf, an deren Beantwortung die höchsten und die tiefsten Bestrebungen des menschlichen Geistes geknüpft sind: Wie ist die Beschaffenheit dieses Baumes, — welches sind seine Organisations-Gesetze, seine Lebensbedingungen? — Wo wurzelt er, — wie und wohin, nach welchen Gesetzen hat er seine Zweige verbreitet, seine Blüthen, seine Früchte entfaltet? — Woher stammt er, — welches ist die Geschichte seines Keimens und Wachsens, seines Aufblühens und Fruchttragens? — Wozu ist er bestimmt, — welches ist der Zweck seines Daseyns im Ganzen und Großen, wie in der Mannigfaltigkeit seiner einzelnen Erscheinungen? — In diesen unmittelbar und ungesucht sich aufdrängenden Fragen, deren Reihenfolge von dem Standpunkte bedingt wird, den der Beschauer gewählt hat, deren Mannigfaltigkeit aber den dargebotenen Stoff keineswegs erschöpft; in diesem Wie? — Wo? — Woher? — Wozu? — und ihrer Beantwortung liegt die Aufgabe des Physiologen, des Geographen, Historikers und Philosophen, deren Lösung von dem einen oder dem andern bisher mit verschiedenem Glücke versucht worden ist. Und wiewohl keiner unter ihnen sich mit der einseitigen Erforschung einer dieser Fragenreihen begnügen darf, ohne seine Bestrebung zu beeinträchtigen; wiewohl jeder derselben zur genügenden Bearbeitung seines Stoffes helfender Fingerzeige der Mitforscher wesentlich bedarf: so leuchtet doch auch die Nothwendigkeit ein, diejenige Betrachtungsweise festzuhalten, die der einmal gewählte Standpunkt erheischt. —

Wenden wir uns somit — die weitere Ausführung dieser Gedankenfolge zur Seite lassend — der Aufgabe zu, welche dem Geographen aus der Betrachtung der Menschheit erwächst: so ist es ohne Zweifel zunächst das Wo, das Lokale, der Standort, die Heimath jenes reichbelaubten Baumes, — die Erde, nach ihren Dimensionen und Oberflächenformen, nach ihren örtlichen und räumlichen Verhältnissen, womit er es zu thun hat, und er bleibt hier nicht blos bei den äußeren Erscheinungen stehen, sondern er sucht gleichzeitig in ihren innern organischen Zusammenhang einzudringen und die Resultate seiner Forschung aus einer schwankenden Lehre von vorübergehenden äußeren Zuständen zu der höhern harmonischen Gestalt einer Wissenschaft zu erheben, die in den inneren, unveränderlichen Verhältnissen und Gesetzen des Erd-

Organismus ihren fruchtbarsten Stoff gewonnen hat. Und so wie es nun seine Aufgabe geworden, die Geheimnisse dieses Organismus zu enthüllen, in den Zusammenhang seiner Wirkungen und Erscheinungen einzudringen, und ihn nach allen seinen Theilen, Beziehungen und Verhältnissen zu erforschen und darzustellen: so darf er auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und sich auf die Betrachtung des Lokalen und Räumlichen, der unbelebten Schöpfung beschränken wollen. Denn diese letztere ist nur die Trägerin einer lebensvollen, reichen Natur; denn die Erde, mit ihrem einfachen und doch höchst kunstvollen Organismus, ist wesentlich dazu bestimmt, die Entwickelungsstätte der mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Geschöpfe und unter diesen vorzugsweise jenes großen, weitverzweigten Baumes zu seyn, der den ganzen Erdkreis überschattet. —

Wenn daher in den beiden vorhergehenden Theilen dieser Schrift die kosmischen, tellurischen, die lokalen Verhältnisse dieser großen Entwickelungsstätte dargelegt wurden; wenn dort zugleich die Verbreitungsweisen der vegetativen Organisationen nach ihren räumlichen Lebensgürteln; wenn gleichfalls die Lebens-Sphären der mannigfaltigen Geschlechter der Thierwelt, dem vorgesteckten Ziele gemäß, aber nur in ihren allgemeinsten geographischen Umrissen angedeutet wurden: so ist damit nur die Beschreibung des Wohnplatzes mit seinen Besonderheiten, mit seiner Ausstattung und seinem Hausrath geliefert worden, und der wichtigste Theil der geographischen Lehre, die Beschreibung des Hausherrn und seiner Familie, die Lehre von den Bewohnern, noch zurück; so erfordert die Betrachtung der geistig belebten Geschöpfe des Erdballs, nach ihren Verbreitungsverhältnissen, nach ihren Eigenthümlichkeiten, — in Stammesart, Sprache, Lebensweise und Gesittung, — nach dem gesetzmäßigen Natur-Zusammenhange zwischen diesen Eigenthümlichkeiten und der Landesart, dem Boden, auf dem sie emporgekeimt, einen weitern Spielraum. Und so wie der Mensch mit Recht die Krone der irdischen Schöpfung genannt worden ist, so bietet auch erst eine solche Betrachtung seines Daseyns den Schlußstein für jedes ächte Lehrgebäude der geographischen Wissenschaft. — Nur erst nach dieser Betrachtung können auch die physischen Verhältnisse der Erdräume in ihren Rückwirkungen auf den Menschen und auf den Gang seiner geistigen Entwickelung und damit in ihrer eigentlichsten geographischen Bedeutung aufgefaßt und begriffen werden. —

Wenn die topische Geographie, durch die Lehre von den geometrischen Verhältnissen des Erdballs, von den Lagen, den Entfernungen, den Dimensionen der Länder, Meere und Ströme,

Nachricht gab von den ursprünglichen Beziehungen der verschiedenen Oertlichkeiten der Erdrinde zu einander; wenn die physische Geographie diese Beziehungen näher bestimmte, naturgemäß ausprägte, und den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen der todten und der organisirten Schöpfung im Allgemeinen nachwies: so lehrt die politische Geographie nicht nur die Beziehungen beider zur Menschenwelt, sondern auch die Wechselwirkungen, die zwischen dieser und jenen statt finden, indem sie Das, was durch das Leben und Weben der Menschheit, durch ihren mehr oder minder siegreichen Kampf mit der Natur in die Welt und in die Wissenschaft gekommen, theilweise gleichfalls in ihr Gebiet zieht. Erst auf solche Weise gewinnen dann die geographischen Thatsachen und Erscheinungen ihre wahren Verhältnisse und ihren vollen Inhalt, — treten sie aus dem wirren Dunkel der Wissenswürdigkeit in den lichten Kreis der Wissenschaft ein, in welchem kein Element des innern Zusammenhangs entbehren, in welchem keins nur zufällig Platz greifen darf. — Erst auf solche Weise erlangen Natur- und Menschenleben ihre wahre Bedeutung zu und neben einander, erhalten die irdischen Land- und Meeresräume ihre eigentlichen geographischen Dimensionen, Lagen und Entfernungen, ihre eigentliche Weltstellung: andere Dimensionen, andere Lagen und Entfernungen, als die topische, andere Naturverhältnisse, als die physische Geographie gelehrt.

Aber eben so wenig, als es die Erdkunde, und namentlich die politische Geographie, mit den verschiedenen Möglichkeiten, welche sich für die Fortbildung menschlicher Zustände darboten und darbieten, zu thun hat: eben so wenig darf sie sich auf eine wissenschaftliche Entwickelung und Herleitung des gegenwärtig Bestehenden einlassen, indem sie sich Das, was sachgemäß der Historie und namentlich der Kulturgeschichte angehört, zueignet. Denn der Vorwurf der Erdkunde, welche zu ihrer wissenschaftlichen Behandlung solcher Bereicherung nicht bedarf, ist überall nur das Thatsächlich-Gegenwärtige in der Causal-Verknüpfung aller seiner, ohnehin schon unendlich mannigfaltigen Elemente und reichen Erscheinungen. —

Dabei soll sie sich jedoch nicht auf die einseitige Anschauungsweise, den engen Standpunkt der Statistik beschränken. Denn diese beschäftigt sich zwar gleichfalls mit der Betrachtung der Zustände, die zu einer bestimmten Zeit und innerhalb bestimmter politischer Grenzen statt gefunden, indem sie die Gesetze und Kräfte darlegt, welche die gegenwärtigen Zustände hervorgerufen haben und die künftigen gestalten werden, faßt jedoch dabei

vorzugsweise ihre Bedeutung für den Staatsverband und Staatszweck ins Auge, und färbt und modelt danach ihre Schilderungen, ohne zugleich den innern Zusammenhang zwischen den allgemeineren Naturgesetzen und den speziellen Zuständen des Staats- und Völkerlebens nachzuweisen und hervorzuheben.

Dies ist aber gerade die vorzüglichste Aufgabe der politischen Geographie, welche somit zwar den Stoff großentheils mit der Statistik gemein hat, aber in der Form, der Behandlungsweise sehr wesentlich von ihr abweicht. Denn wo diese, durch Zahlen- und Daten-Reihen, durch Schilderung und Herleitung des Bestehenden, die Darstellung des Staats-Organismus, in der Verknüpfung seiner Glieder und Lebensäußerungen, beabsichtigt: da beschränkt sich die politische Geographie auf die Schilderung der gegenwärtigen menschlichen Zustände, wie sich solche in dem Leben der verschiedenen Völker und Völkervereine, der heimathlichen Natur gemäß, aussprechen, ohne sich in Einzelnheiten zu verlieren, ohne einen politischen Nebengedanken und Nebenzweck zu verfolgen. Sie hebt dagegen die Individualität der Nationen und gesellschaftlichen Verbände in ihrem Zusammenhange mit der Natur und der Geschichte, in ihrer durch lokale und historische Elemente bedingten Eigenthümlichkeit einfach und anschaulich hervor, um daraus einerseits ihre Stellung und Bedeutung zu anderen Völkern, so wie zur ganzen Menschheit, andererseits aber auch den rückwirkenden Einfluß dieser ihrer Weltstellung auf die eigene National-Eigenthümlichkeit herzuleiten. —

Solcher Art ist die mannigfaltige, umfangreiche Aufgabe der politischen Geographie, eine Aufgabe, welche innerhalb der engen Grenzen dieser Schrift freilich nur annäherungsweise zu lösen möglich seyn wird.

Hat es diese also mit der Menschheit in ihrer geographischen Auffassung zu thun, so erscheint eine kurze Erörterung über die Natur und Organisation des Menschen ganz sachgemäß als der erste Schritt, um dem vorliegenden Gegenstande näher zu kommen. —

§. 2. Der Mensch im Zusammenhange mit der Schöpfung.

Unter allen irdischen Geschöpfen, die Gottes Wille ins Daseyn rief, erscheint der Mensch als das vollendetste; er ist das jüngste, letztgeschaffene Glied in der Reihe der Lebendigen, und dem Akte seiner Schöpfung folgte unmittelbar der Tag, an welchem der Schöpfer ausgeruht „von allen seinen Werken.“ Eigenthümliche Körpervorzüge entsprechen jener innern Kraft, die in ihn gelegt

wurde, als Gott ihn „zu seinem Bilde" geschaffen, und zum Herrn über die Erde und über alle ihre Thiere gesetzt hatte. Zwar wird er bekanntlich von vielen seiner Mitgeschöpfe, hinsichtlich mancher leiblichen Eigenschaften, unzweifelhaft übertroffen: denn er ist unter ihnen weder das größte, noch das stärkste, noch das schnellste, sondern vielmehr, nach seiner ganzen körperlichen Organisation, ein Mittelgeschöpf zu nennen. Ihm fehlt die schirmende Bekleidung, die schützende Bewaffnung, womit die fürsorgende Natur alle Thiergeschlechter, jedes nach seiner Art und seinem Bedürfniß, ausgestattet und ausgerüstet hat, während sie ihn nackend und scheinbar wehrlos in die Welt stellte. Indeß kann nur die oberflächlichste Ansicht auch die körperlichen Vorzüge des Menschengeschlechts verkennen; diese allein reichen hin, den thörichten und gottlosen Wahn Lügen zu strafen, welcher den Menschen für nichts gelten lassen wollte, als für eine Potenzirung des Affen.[1]) Denn wenn viele seiner Mitgeschöpfe in leiblichen Eigenschaften reicher ausgestattet erscheinen, so sind diese Vorzüge doch sämmtlich wesentlich thierischer Art; die körperlichen Vorzüge der menschlichen Organisation entsprechen dagegen auf eine überraschende und sinnvolle Weise der höhern geistigen Natur des Menschen.

Unter diesen muß das ausschließliche Vorrecht des aufrechten Ganges zuerst genannt werden. Dieser ist, wie neuere Forschungen hinlänglich dargethan, allein dem menschlichen Baue angemessen, und außerdem weder dem Orang-Utang, noch sonst einem Geschöpfe natürlich. Schon dieser einzige Vorzug entfremdet den Menschen der Thierwelt. Durch ihn wird sein vor allen übrigen Thieren besonders hirnreiches Haupt, mit seinen feineren Sinnen und Organen, der Erde, dem Boden und seinen grobmaterielleren Einwirkungen enthoben und dem Himmel zugewendet, während das Thier, vermöge seines Baues, seines Ganges, umgekehrt, mit seiner ganzen Sinnenwelt den groben Eindrücken des Irdischen zugewandt ist. Durch ihn wird dem Auge der freie Hinblick zum Himmel hinauf und über die ganze Natur gestattet, die dem Menschen als Erbe zugefallen ist. — Außerdem begünstigt ihn der kunstreiche Bau seiner Hände, die, zum Tasten und Begreifen organisirt, den Bildern, die das Auge vor die Seele spiegelt, Gestalt verleihen, und den Begriff ihres Wesens erschließen. Und während die, durchgängig aus starken, mit spitzigen, schneidenden Zähnen bewehrten Kiefern bestehenden Freßwerkzeuge

[1]) Als ein charakteristisches Zeichen der Zeit ist diese heidnische Behauptung auf der diesjährigen (1854) Naturforscher-Versammlung zu Göttingen wieder vorgebracht, wenn auch zurückgewiesen worden.

des Thieres mehrentheils durch ihre große Ausbildung das Vorwalten niederer Triebe bekunden, und den größten Theil des Kopfes einnehmen, hat die Natur, um den Organen des Denkens Raum zur Ausbildung zu gönnen, den Mund des Menschen auf den kleinern, untern Theil des Hauptes beschränkt und — nach Herders schönem Ausdrucke — dasselbe Organ, was in seiner thierischen Bestimmung an den beschämenden Zusammenhang mit der Thierwelt erinnert, geadelt, indem sie es gleichzeitig zum Dolmetscher des Geistes machte, und die Zunge, die Lippen, die Stimmwerkzeuge zur Sprache, dem ausschließlichen Privilegium des Menschen, organisirte. —

Durch alle diese und andere Vorzüge, die in ihrer Körperlichkeit allerdings noch immer die Verwandtschaft mit der Thierwelt bekunden, ist dennoch zugleich eine unüberschreitbare Kluft zwischen dieser und dem Menschen geöffnet worden: denn sie genügen, um seine Stellung an der Spitze der Lebendigen zu erklären; denn sie sind die Träger des unsterblichen Geistes, jenes unbegreiflichen göttlichen Hauches, der des Menschen ganzes Wesen durchdringt, und ihn in dem Grade mit dem Himmel befreundet, in dem er durch den Körper mit der Erde verwandt ist. — Diese seine geistige Ausrüstung ist es, welche ihn aus dem Zustande wehrlos-nackter Hülflosigkeit auf den Herrensitz in der Schöpfung gehoben hat, welche ihm das warme Naturkleid des Thieres, dessen natürliche Bewaffnung entbehrlich macht, welche seiner ganzen Organisation eine allen widrigen Natureinflüssen trotzende Geschmeidigkeit und Biegsamkeit und eine Ausdauer verleiht, deren kein Thier fähig ist. Durch sie hat er unter allen Himmelsstrichen eine Heimath gefunden, und seine Herrschaft über die ganze Erde und über alle seine zu ewiger Unmündigkeit organisirten Mitgeschöpfe ausgebreitet; durch sie hat er sich befreit von den Fesseln des Instinkts, der allem thierischen Thun den Stempel des dumpfen, naturnothwendigen Triebes aufdrückt, und ist endlich in die lichteren Regionen des Bewußtseyns, der moralischen Freiheit hinaufgestiegen. Durch sie ist er, endlich, zur Unterscheidung von Recht und Unrecht, zum Verständniß des Gewissens, zur Erkenntniß seines Schöpfers und Meisters gelangt und zu der tröstlichen Ueberzeugung, daß sein geistiges Ich fortleben wird, wenn auch sein thierischer Leib in Staub zerfällt.

Diese, die göttliche Natur im Menschen verklärt sein ganzes Daseyn; sein Antlitz, seine Miene spiegeln den Gedanken wieder, der sein Inneres belebt und in tönenden, artikulirten Lauten von der Lippe geboren wird; — er lacht; — ihm ist die Thräne gegeben. Und wer noch zweifeln wollte an der unermeßlichen

Verschiedenheit zwischen Thier und Mensch. Den könnte man noch an das traurige Vorrecht des menschlichen Wahnsinns, an die Freiheit, selbst das Widernatürliche zu wollen und auszuführen, an die Möglichkeit des Selbstmordes erinnern, dessen kein Thier mit Absicht fähig ist.

Zweites Kapitel.

Von der körperlich verschiedenen Ausprägung des Menschen.

§. 3. Individualität.

Durch die ganze Schöpfung geht der Drang nach Individualisirung. Jedes Glied derselben hat etwas Besonderes für sich, was es von jedem andern, selbst dem ähnlichsten, unterscheidet, so wie jedes Blatt am Baume nie einem andern vollkommen gleich ist. — Dieser Drang spricht sich aber am stärksten aus, wo die Organisation zur höchsten Mannigfaltigkeit und Unabhängigkeit gediehen ist, und auch deswegen muß der Mensch als die Krone der Schöpfung angesehen werden; denn er ist die individuellste Naturbildung, welcher, selbst wenn man ihn blos in seiner thierischen Natur auffaßt, kaum eine ähnliche an die Seite gesetzt werden kann.

Dieses Streben nach Individualität ist ein Geheimniß des Lebens, das mit dem Akte der Schöpfung in unerforschtem Zusammenhange steht. Man kann zwar anführen, daß die individuellen Eigenthümlichkeiten durch die Art der Zusammensetzung, durch das Mischungsverhältniß der tausend materiellen und geistigen Elemente, aus denen der Mensch besteht, nothwendig bedingt werden: — welche ist aber die Art des Mischungsverhältnisses dieser Elemente? — wodurch wird sie bestimmt in diesem, jenem Individuum? — in welcher Weise äußern Lebensart, Nahrungsmittel, Klima, Natur und Beschäftigung ihren Einfluß darauf? — Wir wissen es nicht: denn sonst müßten körperliche, wie geistige Eigenschaften, in ihrer feinsten Ausprägung, beliebig erzeugt und fortgepflanzt werden können. Wir bemerken, aber wir begreifen ja nicht einmal vollständig jene gewisse Gleichartigkeit und Aehnlichkeit der Individualitäten, welche sich in den sogenannten Familienähnlichkeiten ausspricht, und welche dennoch in sich wiederum eine unendliche Mannigfaltigkeit zuläßt. — Und ebenso räthselhaft bleibt uns die innige und merkwürdige, aber unerforschte

Wechselbeziehung, welche zwischen den physischen und geistigen Eigenschaften des Individuums statt findet!

Die Verschiedenheit der Individualitäten ist aber, wie bereits bemerkt, vorzugsweise eine Bedingung der Menschennatur. An den Thieren, und namentlich den unvollkommeneren, dem Menschen fern stehenden, bemerken wir sie kaum, bei den höheren Organisationen, so wie bei den dem Menschen befreundeten Geschlechtern der Hausthiere nur in einem geringern Grade. Selbst das Kind gewinnt erst nach und nach, in dem Maaße als es sich seiner anfänglich blos thierischen Natur mehr und mehr entwindet, eine individuellere Körperbildung und Geistesrichtung. Wenngleich nun diese Thatsachen auf einen engen Zusammenhang der Individualität mit der größern oder geringern Einfachheit der Nahrungs- und Lebensweise, mit der mehrern oder mindern Verbreitungsfähigkeit der verschiedenen Geschöpfe hinweisen: so kommen wir doch, mit der Anwendung dieser Erfahrung auf den Menschen, nicht weiter, als höchstens bis zur nothdürftigen Erklärung jener erwähnten Familien- und Stammesthümlichkeit, die dennoch in sich wiederum aufs mannigfaltigste gespalten und geschieden erscheint. Denn unter den einförmig und ausschließlich von Fischen oder Früchten lebenden Stämmen, die seit Jahrtausenden eine und dieselbe Scholle bewohnen, hat der schärfere Blick nichts desto weniger die mannigfaltigsten Abschattungen, nicht nur der Physiognomieen und Körperbildungen, sondern selbst der Temperamente und Geistesanlagen beobachtet, wenngleich freilich in einem geringern Grade, als unter anderen, weniger einfachen Verhältnissen. —

§. 4. Gattungsgesetz.

Wenn man daher die Erforschung dieses Geheimnisses aufgeben muß, so läßt sich doch der fernern Betrachtung dieses Gegenstandes eine fruchtbare Seite abgewinnen, wenn man die Frage aufwirft, wie weit jener Individualisations-Drang in der Schöpfung und zunächst im Menschen sich geltend mache, — ob die durch ihn erzeugte Mannigfaltigkeit eine unbegrenzte und schrankenlose sey, oder ob die Natur dem daraus nothwendig erfolgenden Zerfließen aller Organisations-Formen nicht eine bestimmte Grenze gesetzt habe. Dies ist aber allerdings der Fall. Denn neben dem beweglichen Streben nach Besonderheit macht sich ein anderes eben so bestimmt geltend, wodurch das Mannigfaltige zur Einheit zurückgeführt und das Individuelle mit der Natur und mit jeder andern gleichartigen Individualität in Verbindung gehalten wird. — Dieses Streben, welches gleichartige Bil-

dungen durch unauflösliche Bande an einander fesselt, und für ewig Alles aus einander hält, was durch bleibende und wesentliche organische Verschiedenheiten zur Besonderheit bestimmt worden ist, bedingt den Begriff der Gattung, und es folgt daraus, in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand, daß die Menschheit, ungeachtet des in ihr am stärksten und mächtigsten sich regenden Individualisations-Dranges, dennoch eben so wenig über die Schranke hinaus kann, welche durch den Begriff ihrer Gattung gesteckt ist, als irgend eine andere Thier- oder Pflanzen-Spezies; ja diese Schranke ist um so unüberschreitbarer, als sie durch die unermeßliche Kluft verstärkt wird, welche für ewig zwischen Thier- und Menschheit aufgerissen ist.

Dieses Naturgesetz, welches schon an sich und für immer verhindern würde, daß die erträumte Perfektibilität des Affen und das mögliche Versinken des Menschen in denselben Farbenton zusammen schillern, bedingt zugleich die Einheit des Menschengeschlechts. Wie verschieden und mannigfaltig daher auch die Menschennatur, körperlich wie geistig, ausgeprägt erscheinen mag, nimmer zeigt sich zwischen ihren abweichenden und mannigfaltigen Formen ein wirklicher Zwiespalt des Organismus, nimmer eine Scheidewand, wie zwischen den einzelnen Thier- und Pflanzenarten; es ist nur Eine Gattung (species) von Wesen, welcher die Herrschaft über die Erde verliehen worden; — wie verschieden auch die mannigfaltigen Abschattungen der Körperlichkeit erscheinen mögen, es ist dennoch der Eine, allen gemeinsame göttliche Lichtstrahl, der sie alle durchwebt, mag er gleich hier heller, dort dunkeler gebrochen worden seyn.

Eine spätere Erörterung soll diese Behauptung völlig außer Zweifel zu setzen versuchen; es kommt zunächst darauf an, die Schwierigkeiten zu erwägen, die einem solchen Bestreben entgegenstehen, und die auf Grund der scheinbar großen Verschiedenheit der vorhandenen menschlichen Körperbildungen erhoben worden sind. Dabei handelte es sich natürlich nicht um die feineren Abschattungen in Physiognomie und Bau, denen man im alltäglichen Leben begegnet, sondern vielmehr um die extremen Gegensätze, welche seit lange zu der Eintheilung des Menschengeschlechts in verschiedene Hauptgruppen oder Racen geführt haben, die man bald als verschiedene Spezies, bald, und richtiger, als bloße Varietäten Einer Gattung darzustellen bemüht gewesen ist.

§. 5. Gattung und Art, Abart oder Varietät (Race).

Es ist die gewöhnliche, freilich aber fast bedeutungslose Definition der Gattung, daß man sagt, diejenigen Geschöpfe

gehören Einer Gattung an, welche nicht durch bleibende und wesentliche Merkmale von einander unterschieden werden können, wobei es natürlich der Willkühr überlassen bleibt, welche Merkmale als wesentliche angesehen werden sollen. Schärfer, doch freilich auch nicht ohne die Möglichkeit einer Mißdeutung, ist eine andere (seit Kant und Blumenbach) ebenfalls gangbare Erklärung, nach welcher alle Geschöpfe zu Einer Gattung gerechnet werden, welche sich ohne Zwang mit einander begatten und fruchtbare Nachkommen zu zeugen vermögen. — Seitdem die genannten Naturforscher den Begriff der „Gattung" (species) in dem eben erwähnten engern Sinne auffaßten, hat man demselben jedoch neuerdings den Begriff der „Art" substituirt, und den Ausdruck „Gattung" (genus) auf eine Summe von „Arten" (species) bezogen, welche in ihren wesentlichsten Theilen und konstantesten Eigenschaften übereinstimmen. [1])

Man hat ferner, innerhalb der Grenzen einer und derselben Art oder Gattung (species), Abarten oder Varietäten unterschieden, deren jede zwar den Begriff der ganzen Spezies nicht erschöpft, zugleich aber in ihren Merkmalen und Besonderheiten ganz im Begriffe der Spezies selbst liegt, so daß, streng genommen, jede Individualität als eine besondere Abart angesehen werden könnte, da keine den vollen Begriff der Spezies in sich ausspricht, und gleichzeitig doch jede von der andern abweicht. Auf solche Weise ist dann die Abartung eine nothwendige Folge des allgemeinen Individualisations-Dranges, der sich in der ganzen Schöpfung und in der Menschheit am stärksten ausspricht. — Man unterscheidet indeß nur solche Abartungen als wahre Varietäten Einer Spezies, deren vom Gattungs- (oder Art-) Begriffe umfaßte Eigenthümlichkeiten bleibend und erblich sind, und sich von Zeugung zu Zeugung unverändert fortpflanzen, — bezeichnet dagegen jene Bildungsabweichungen, die sich durch Vermischung verschiedener Varietäten oder durch lokale Einflüsse vorübergehend erzeugen, um nach wenigen Generationen zu der einen oder der andern Varietät zurückzukehren, mit dem Ausdrucke „Spielarten", „Bastardarten". Und so wie man gewöhnt ist, die Varietäten der Hausthier-Gattungen, welche in ihren verschiedenen, den vorgesetzten

[1]) Man vergleiche darüber Spring's Preisschrift „Ueber Gattung, Art und Abart 2c." (Leipzig 1838); — auch R. Wagner, Naturgeschichte des Menschen (1831); — Joh. Müller, Physiologie des Menschen (1840), II. S. 768; — James Cowles Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts 2c. Nach der 3. Aufl. des englischen Originals mit Anmerk. u. Zusätzen herausgegeben v. Dr. R. Wagner u. Dr. F. Will; 4 Abth. (1840—1845) I. S. 139 ff.

menschlichen Zwecken entsprechenden Eigenthümlichkeiten gepflegt werden, mit dem Ausdruck „Race" zu bezeichnen, so hat man auch, diese unedlere Benennung auf die Varietäten des Menschen übertragend, seit Kant und Blumenbach eben so ungescheut von Menschen-, wie von Pferde- und Hunde-Racen gesprochen.

Damit kann nun, nach dem Vorangeschickten, nichts Anderes gemeint seyn, als die Abartung des Menschen in gewisse bleibende Varietäten, die sich in ihren Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, ohne durch äußere Einflüsse wesentlich verändert, ohne anders als durch fleischliche Vermischung in ihren Merkmalen umgestaltet zu werden.

§. 6. Zahl der Menschen-Varietäten.

Es ist weniger der Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse über den Bau des menschlichen Körpers in seinen verschiedenen Abartungen zuzuschreiben, als vielmehr der bisher herrschenden Willkühr in Betreff der Begriffe „Gattung, Art, Abart, Spielart" u. s. w., so wie hinsichtlich derjenigen Merkmale und Besonderheiten, welche den einen oder den andern konstituiren, — wenn man einerseits die verschiedenen Varietäten des Menschen als verschiedene Spezies, andrerseits die Zahl der Arten und Abarten bald größer, bald kleiner angegeben hat. So wie in dem einen Falle eine Verwechselung der Begriffe „Spezies" und „Varietät" zum Grunde lag, so verwechselte man im andern die Art mit der Abart, diese mit der Spielart und Mittelart.

In der ältesten, wie in der neuesten Zeit hat man — gestützt auf die in beiden liegenden Tendenzen, so wie auf gewisse, auf einen kleinen Kreis der unvollkommensten Geschöpfe beschränkte Erscheinungen — die Zahl der verschiedenen körperlichen Gepräge der Menschheit ganz beliebig, nach den modernsten französischen Ansichten bis auf sechszehn, anwachsen lassen, indem man sich eine jede derselben als unmittelbar dem heimathlichen Boden entsprossen, als eine verschiedene Spezies der Gattung denken zu müssen glaubte. — Diese bequeme, ächt heidnische Ansicht — auf die wir später mit größerer Ausführlichkeit zurückkommen, — welche die Forschung unmittelbar jeder weitern Untersuchung überhebt, und Erscheinungen, welche den tiefsten Geistern bisher [1]) in ein geheimnißvolles und räthselhaftes Dunkel gehüllt blieben, als nüchterne Fakta hinstellt — bildet den direkten Gegensatz mit der ältesten, durch unsere heiligen Urkunden beglaubigten und durch das tiefere Verständniß der menschlichen Natur und der Schöpfung

[1]) Vergl. A. v. Humboldt, Kosmos I. S. 378.

bestätigten Lehre von dem gemeinschaftlichen, aus Einem Paare hergeleiteten Ursprunge des ganzen Geschlechts und von der Einheit der ganzen Menschheit als Einer Spezies. — Da indeß alle historischen Erinnerungen dieselbe Verschiedenheit der Körperbildung bekunden, welche man noch heute wahrnimmt; da dieselbe überdies weder durch Klima noch Lebensart, noch irgend ein anderes äußeres Motiv, sondern allein durch das innerliche der Begattung verwischt werden mag: so kann die empirische Naturwissenschaft allerdings nicht umhin, mehrere Menschen-Varietäten anzunehmen, und es haben daher Prichard sieben, Blumenbach fünf, D'Omalius d'Halloy[1]) vier, Cuvier drei Haupt-Varietäten Einer Menschen-Spezies aufgestellt, indem sie zugleich, obschon sie den Begriff „Varietät" oder „Race" nicht ganz übereinstimmend auffaßten, sämmtlich auf die Existenz einer großen Zahl von Mittel- und Spielarten hinweisen, welche, als Uebergangsformen und Mittelschläge, die Kontraste in den Extremen der Körperbildung ausgleichen und aufheben.

§. 7. Aeußere Kennzeichen der Menschen-Varietäten.

Schon bei Linné und Blumenbach sind die Anfänge einer tiefern Auffassung der Verschiedenheiten des menschlichen Typus zu erkennen, indem sie auf die Beachtung der verschiedenen Temperaments-Richtungen und Seelenstimmungen hinweisen, welche sich in den einzelnen, durch bleibende körperliche Merkmale getrennten Varietäten der Menschheit aussprechen, wiewohl diese, dem beschränktern Kreise damaliger Erfahrungen gemäß, nur in sehr unsicheren und undeutlichen Umrissen angedeutet werden konnten. Diese Betrachtungsweise ist in der neuesten Zeit (besonders durch Schubert und Steffens) wieder aufgenommen worden, ohne jedoch zu sicheren und vollkommen genügenden Resultaten zu führen, da unsere Erfahrungen in dieser Beziehung noch immer ansehnlicher Erweiterung bedürfen. Bislang begnügte man sich daher gewöhnlich mit der Aufzählung gewisser körperlicher Merkmale, namentlich der Haut- und Haarfarbe, des Baues und der Schädelform, und aus diesen Motiven sind auch die genannten Blumenbach'schen und Cuvier'schen Eintheilungen hergeleitet worden. Dieselben schließen sich zugleich der gegenwärtigen geographischen Vertheilung der verschiedenen Menschen-Varietäten unmittelbar an, und gewähren daher, ungeachtet der Unzulänglichkeit, die auch ihren Eintheilungsgründen eigen ist,

[1]) W. F. F. D'Omalius d'Halloy, Des Races humaines ou Élémens d'Ethnographie. (Paris 1845.)

den natürlichsten Anhalt bei einer geographischen Betrachtung der Menschheit. — Vom anatomischen Standpunkte aus hat Retzius [1]) neuerdings, nach der Form der Schädel und der Stellung der Zähne, vier Hauptformen unterschieden, die indeß, bei der Einseitigkeit des Eintheilungsgrundes, bei der großen Zahl von Uebergangs- und Zwischenformen und der Unausschließlichkeit ihres Vorkommens, nur Merkmale für die Racen-Eintheilung, keineswegs aber diese selbst begründen. — Die augenfälligen, nicht die osteologischen Verschiedenheiten haben überhaupt erst Veranlassung zu der sogenannten Racen-Eintheilung gegeben; die scharfsinnigste Beobachtung und Vergleichung der Anatomen dagegen hat nur die physiologische Einheit der Spezies, nicht aber die Geschiedenheit der Subspezies zu bestätigen vermocht, wie die Arbeiten von Tiedemann, Vrolik, Wèber und Retzius beweisen.

Was zuerst, selbst der oberflächlichsten Auffassung entgegentreten mußte, das waren natürlich die äußerlichsten, in der entgegengesetzten Färbung ausgesprochenen Verschiedenheiten der Menschengattung, und die Sonderung in eine weiße, eine schwarze und in eine dritte Varietät, deren Hautfarbe sehr mannigfaltige Farbentöne zwischen den beiden vorhergehenden darstellte. Eine genauere Betrachtung mußte einerseits diese letztere Mannigfaltigkeit in unterscheidbare Gruppen zu sondern, und andrerseits, durch die Beobachtung anderer, namentlich solcher Merkmale, welche aus der Verschiedenheit der festen Theile hervorgehen, eine genauere, wohlbegründetere Scheidung und Charakteristik der Varietäten zu begründen versuchen. Aus diesem Bestreben entstand Blumenbach's Racen-Eintheilung, nach welcher folgende fünf Hauptgruppen unterschieden werden:

1. die kaukasische oder indisch-europäische,
2. die mongolische oder ost-asiatische,
3. die äthiopische oder mittel-afrikanische,
4. die amerikanische und
5. die malayische oder australische Varietät.

Cuvier betrachtete seinerseits die beiden zuletzt genannten nur als Uebergangsarten, und die kaukasische als Stamm- oder Ur-Race, so daß diese, mittelst der amerikanischen in die mongolische, mittelst der malayischen aber in die äthiopische hinüberspiele.

In wiefern eine solche Ansicht durch die Natur gerechtfertigt erscheint, wird aus der nachfolgenden Beschreibung der einzelnen

---

[1]) Vergl. J. Müller's Archiv für Anatomie und Physiologie. Jahrg. 1845.

Varietäten, nach ihren charakteristischen körperlichen Eigenthümlichkeiten und Merkmalen, von selbst deutlich werden.

§. 8. Die kaukasische Varietät.

Diese von Cuvier als Stamm-Race angesehene Varietät, welche seit Blumenbach den Namen der kaukasischen deswegen erhalten hat, weil man glaubte, ihr Bildungs-Typus stelle sich im und am Kaukasus am reinsten dar, ist mit Prichard[1]) wohl richtiger die iranische oder indo-atlantische zu nennen. Sie zeichnet sich vor den übrigen zunächst durch eine helle, oft zarte und fleischfarbige, nicht selten aber auch mehr oder minder bräunliche Haut, durch weiches, langes, bald hellbraunes und blondes, bald dunkelbraunes und selbst schwarzes, gelocktes oder schlichtes Haupthaar, durch dichten Bart- und Haarwuchs, noch mehr aber durch eine eigenthümliche Schädel- und Gesichtsbildung aus, in Folge deren der Kopf rundlich-eiförmig erscheint, und häufig mit einem besondern Hirnreichthum ausgestattet ist, weshalb denn die Stirn gewölbt und groß hervor- und die Kiefer zurücktritt, die Zähne aber nahe senkrecht auf einander stehen. Demgemäß mag diese ganze Bildung, in welcher die Werkzeuge der animalischen Thätigkeit offenbar dem Organe der geistigen untergeordnet sind, ohne Anmaßung als die vollkommenste, menschlichste Form angesprochen werden. Ihre Vollendung wird häufig durch einen schlanken, ebenmäßigen, oft auch hohen Körperwuchs gesteigert, häufig aber auch, wie weiter unten erörtert, durch mancherlei Abweichungen und mehr oder minder unglückliche Verbildungen wesentlich beeinträchtigt.

§. 9. Die äthiopische Varietät.

Die Mitglieder der äthiopischen Abart, von ihrer mehr oder minder schwarzen Hautfarbe Neger genannt, unterscheiden sich außerdem durch kurzes, schwarzes, dichtes, wie Wolle gekräuseltes und verfilztes Haupthaar, mehr oder minder dichten, krausen, schwarzen Bartwuchs und einen eigenthümlichen Bau des Schädels: denn der Hinterkopf ist überwiegend ausgebildet, die Seitentheile dagegen sind zusammengedrückt; die schmale Stirn tritt auf auffallende Weise zurück, die Kiefer eben so auffallend hervor. Diesem Bau der festen Theile entspricht natürlich die Form der weichen. Die Nase ist breit, kurz und platt, der Mund, analog der besonders entwickelten Kiefer, groß und von breiten, nicht selten auch dicken Lippen umschlossen, welche weit hervortreten, um die schiefwinkelig

---

[1]) A. a. O. I. S. 306 ff.

auf einander stehenden Schneidezähne beider Kinnladen bedecken zu können.

Diesem Schädelbau entspricht die Form und Größe des Gehirns, welche letztere zwar nicht geringer ist, als sie bei den anderen Racen gewöhnlich zu seyn pflegt, doch aber seltener, als bei diesen, namentlich bei der kaukasischen und malayischen, das mittlere Maaß übersteigt. Andere Eigenthümlichkeiten des Körperbaues sind: lange Arme mit schmalen Händen, kurze Beine mit dünnen Wadenmuskeln und platten Füßen. Ueberdies hat die Haut, welche bald sammetartig schwarz, bald schwarzbraun, bald sogar nur schmutzig dunkelgrau gefärbt ist, vermöge ihrer großen Thätigkeit, das Eigenthümliche, sich stets kühl und selten feucht anzufühlen. Der ganze Körper des Negers ist mit einer Biegsamkeit, Behendigkeit und Kraft ausgerüstet, welche ihn fähig machen, den größten Anstrengungen Trotz zu bieten. — Diese allgemeine Schilderung hat indeß nur das Extrem der Negerbildung in ihren größten Abweichungen von den europäischen Formen vor Augen, Abweichungen, die sich keineswegs weder bei allen Negervölkern, noch auch bei allen Individuen eines und desselben Negerstammes in gleichem Maaße vorfinden. [1])

§. 10. Die mongolische Varietät.

Solche entschiedene Gegensätze, als die beiden vorbeschriebenen Varietäten mit einander bilden, finden sich bei allen übrigen nicht wieder. Jene erscheinen als die Extreme, als die Pol-Enden menschlicher Organisation, zwischen denen die übrigen mannigfach oszilliren. Unter diesen steht die sogenannte *mongolische*, richtiger, weil unzweideutiger, auch die *turanische*[2]) genannt, am eigenthümlichsten da. Die äußeren Merkmale, welche dieselbe charakterisiren, kommen in ihrer Gesammtheit nur einzelnen hierher gehörigen Völkerschaften zu: aber sie sind absonderlich genug, um der ganzen Varietät einen eigenthümlichen Stempel aufzudrücken. — Zwar findet sich das dünne, steife, schwarze Haar, welches bei ihr gewöhnlich, auch wohl bei anderen Racen wieder; zwar ist ihre meist waizengelbe oder schmutzig bräunliche Hautfarbe kaum so dunkel, als die mancher kaukasischen Völkerschaften: doch weisen andere Merkmale den Mongolen sehr entschieden aus der Reihe der letzteren. Dahin gehört zunächst die sonderbare, fast kubische Schädelform, die schiefe Lage der weit aus einander stehenden, enggeschlitzten, kleinen Augen, das breite, platte, wie flachgedrückte Gesicht,

---

1) Vergl. *Prichard* a. a. O. I. S. 296 ff., II. S. 364 ff.
2) Vergl. *Prichard* a. a. O. I. S. 310 ff.

aus dem nur die Backenknochen bedeutend hervorstehen, während die schmale Stirn zurücktritt, und die kleine Nase plattgedrückt erscheint. Außerdem ist der Bartwuchs gering, der Körper kurz, gedrungen, zum Fettwerden geneigt, aber zugleich oft auch merkwürdig leicht und elastisch.

§. 11. Die amerikanische Varietät.

Die Hauptzüge der mongolischen Varietät sind nicht nur im polarischen Norden, sondern auch an der dem alten Kontinente benachbarten Nordwest-Küste der sogenannten neuen Welt noch recht deutlich zu erkennen, und gehen hier nur sehr allmählig in den eigenthümlichen amerikanischen Typus über. Und wenn dies einer der Gründe ist, welche die von Cuvier angenommene nahe Verwandtschaft, ja die Einheit der mongolischen und amerikanischen Abart wahrscheinlich machen, so ergibt sich aus der nähern Betrachtung der merkwürdig gleichartigen Bildung aller amerikanischen Eingeborenen ein zweiter. Der Amerikaner hat langes schwarzes Haar, sehr dünnen Bartwuchs, eine niedrige, zurücktretende, düstere Stirn, ausdruckslose Augen und hervorstehende, aber abgerundete Backenknochen, ähnlich wie der Mongole; seine Haut — welche, wie die des Negers, wenig zum Schweiße geneigt ist — hat eine eigenthümliche Färbung, gleich der der Zimmetrinde oder des angelaufenen Kupfers, und begründet in der That nur einen unwesentlichen Unterschied zwischen ihm und jenem. Dagegen erinnert die ausgeprägte Physiognomie, die häufig vorkommende Adlernase, der ebenmäßige, nicht selten hohe Körperwuchs an die kaukasische Bildung, so wie die verhältnißmäßige Kleinheit der Hände und Füße an die malayische.[1]) — Wenn diese körperlichen Eigenthümlichkeiten die oben erwähnte Cuviersche Ansicht zu rechtfertigen scheinen, so findet sie auch, wie später erörtert, in der geistigen Individualität der amerikanischen Völker, vielleicht auch in ihrer freilich sehr dunkeln Urgeschichte ihre weitere Bestätigung.

§. 12. Die australische Varietät.

In gewisser Beziehung ist die malayische Varietät die merkwürdigste unter allen. Wenn sich die sogenannte amerikanische, wie eben erwähnt, durch eine große Gleichartigkeit der äußerlichen

---

[1]) Zu vergleichen: Prichard a. a. O. I. S. 317 ff., 363 ff., 370 ff.; — R. Wagner a. a. O. II. S. 172 ff.; — Alc. d'Orbigny, l'homme américain considéré sous ses rapports physiolog. et morals (1839), sowie S. G. Morton, Crania americana (1839).

Bildung auszeichnet, welche keiner andern in diesem Grade eigen, so bildet die malayische ihren entschiedensten Gegensatz, weil sie in sich auf das mannigfaltigste varirt. Prichard [1]) und Andere haben daher vielleicht ebenso viel Grund zu einer Spaltung der hierher gerechneten Völker in mehrere verschiedene Varietäten, als Cuvier mit der Meinung, daß diese Abarten theils der indo-atlantischen, theils der äthiopischen Varietät angehören. Die eigentlich malayische Bildung, welche man gemeiniglich als den Grund-Typus dieser ganzen Varietät betrachtet, wird durch eine bald hell-, bald dunkelbraune Hautfarbe, durch dichten, weichen, lockigen, schwarzen Haar- und Bartwuchs, durch ausgeprägte Gesichtszüge, eine starke, breite Nase, großen Mund, eine etwas vorspringende Oberkiefer, schmalen Schädel und durch einen leichten, feinen, ebenmäßigen Bau des Körpers charakterisirt; allein diese Formen, welche allerdings eine nahe Verwandtschaft mit der indisch-europäischen Varietät bekunden, kommen keineswegs allen in die malayische oder australische Abart eingereiheten Völkerschaften zu. Die nähere Erörterung der bei ihnen hervortretenden Verschiedenheiten führt indeß die Betrachtung auf einen allgemeinern Standpunkt zurück.

§. 13. Uebergangsarten.

„Eine scharfe Eintheilung der Menschen-Racen ist unmöglich. Die gegebenen Formen sind sich ungleich an typischer Schärfe und Eigenthümlichkeit, und ein sicheres, wissenschaftliches, inneres Prinzip der Abgrenzung liegt nicht vor. — … Es würde unstreitig weit zweckmäßiger seyn, diese Racen als konstante und extreme Formen der Variationen entgegenzustellen, als alle Völker in diese Racen vertheilen zu wollen.“ [2]) —

Bleiben wir zunächst bei den großen Abweichungen in der körperlichen Beschaffenheit stehen, welche innerhalb der sogenannten malayischen Varietät beobachtet wurden, so findet sich, neben dem bereits angedeuteten Hinüberspielen der eigentlichen Malayen in die kaukasische Varietät, in der leiblichen Bildung anderer australischer Stämme ein eben so merklicher Verwandtschaftsgrad mit dem Mongolen, wie mit dem Neger, also mit allen drei Haupt-Varietäten der Menschheit. Dabei sind diese verschiedenen Gepräge keineswegs immer räumlich geschieden, so daß man das Auseinanderfließen der malayischen Bildung etwa durch die Isolirung der einzelnen Stämme erklären möchte, sondern häufig finden sich vielmehr scheinbar kontrastirende

---

[1]) A. a. O. I. S. 298 ff.

[2]) Joh. Müller a. a. O. II. S. 774 u. 775.

Formen auf einem kleinen Raume, auf derselben Insel, dicht neben einander. Und eben so merkwürdig ist es, daß, wenngleich die der mongolischen Bildung sich nähernden Stämme in der Nachbarschaft der verwandten Race wohnen, die negerartigen dagegen durch weite Meeresräume von derselben geschieden sind, so daß an eine Uebersiedelung von Afrika aus, unter den gegenwärtig obwaltenden Verhältnissen, kaum gedacht werden kann. Ueberdies ergibt die nähere Betrachtung dieser letzteren Stämme, der Papua's, Harafura's (Alfourous) und Neuholländer,[1]) daß man sie, wenigstens theilweise, mit Unrecht geradezu „Austral-Neger" genannt hat. Richtiger heißen sie wohl „Negritos"; denn wo sie näher erforscht worden sind, wie in Neuholland 2c., haben sich nicht allein wesentlich malayische Eigenthümlichkeiten, sondern auch wesentliche Abweichungen von der eigentlichen Negerbildung ergeben,[2]) wiewohl diese nicht erheblicher seyn mögen, als die, so sich innerhalb der afrikanischen Varietät selbst vorfinden.

Denn wenngleich diese letztere keineswegs eine solche Zerflossenheit der Formen aufzuweisen hat, als die malayische, so sind ihre Mitglieder doch auch keineswegs gleichmäßig im Besitz jener Merkmale, die oben als die charakteristischen hingestellt wurden. So wie nämlich die Negerbildung einerseits mit Adel der Gestalt und Physiognomie sehr wohl vereinbar scheint, indem man glänzend schwarze oder auch braune Negervölker mit fast kaukasischem Schädel und dem edelsten Gliederbau antrifft; so wie sich also auf solche Weise eine Annäherung zu kaukasischer Bildung kund gibt, der fast allein die Hautfarbe widerstrebt: so gibt es andrerseits aber auch Uebergangsarten, welche in mongolische Formen hinüberspielen; so zeigt sich auch eine Verkümmerung der ganzen Gestalt, eine Mißbildung der Formen, welche sich, namentlich in der Spielart der Busch-Hottentotten, die Prichard für eine ganz besondere Menschen-Varietät hält,[3]) bis zu thierischer Widrigkeit steigert. Aber überall stehen die extremen Bildungen innerhalb der Race nicht in schroffen Gegensätzen neben einander, sondern es finden sich vielmehr unzählige, durch Hautfarbe und Körperform allmählig (wenngleich nicht immer räumlich) in einander übergehende Abschattungen und Zwischenstufen.[4])

Dieselben Erscheinungen trifft man nun aber auch innerhalb der mongolischen und kaukasischen Varietät an; auch bei

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. I. S. 298 ff. und die von ihm citirten Schriften von Lesson 2c.; auch F. Junghuhn, die Battaländer 2c. II.

[2]) Meinicke, das Festland von Australien. II.

[3]) Vergl. Prichard a. a. O. I. S. 323 ff.

[4]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 47 ff.

diesen zeigt sich, neben der vielfältigen Abstufung, Steigerung oder Verbildung der charakteristischen Hauptform der Race, ein merkwürdiges Hinüberstreben zum Typus der anderen Varietäten, ohne daß jedoch ein solches Zerfließen des Haupt-Charakters bemerkbar wird, wie bei der sogenannten malayischen Varietät. An den äußersten West- und Ostgrenzen der mongolischen Verbreitungs-Sphäre stößt man nämlich auf Völkerschaften (die tatarischen und amerikanischen), die in Körperwuchs und Gesichtsbildung mehr oder weniger kaukasisch genannt werden können, so daß man die einen wohl geradezu zu der ersten Haupt-Varietät gerechnet, die anderen dagegen zu einer eigenen gestempelt hat. Und ebenso zeigt sich auch durch die Polarvölker der Erde — bei denen, wie bei allen Bildungen der arktischen Natur, einerseits eine sehr große Gleichförmigkeit, andererseits eine sichtliche Verkümmerung und Verschrumpfung der äußern Gestalt statt findet — eine Vermittelung zwischen der kaukasischen und mongolischen Varietät; noch merkwürdiger aber ist es, daß man unter ihnen, trotz der erwähnten Gleichartigkeit der Bildung, dennoch ein Volk (die Samojeden) bemerkt hat, welches durch mehrere äußere Kennzeichen eine Aehnlichkeit mit der Negerform verräth.[1])

Ueberall weiset also die äußerliche Bildung der menschlichen Natur auf drei Hauptformen hin, welche unter sich wiederum durch zahlreiche und mannigfaltige Uebergangsarten, namentlich durch die malayischen und polarischen, mit einander verknüpft werden. Die Amerikaner, welche eine der Zwischenstufen zwischen der europäischen und mongolischen Form bilden, gleichzeitig aber das Gepräge der letztern vorzugsweise festhalten, zeigen allein nirgend jenes Hinüberspielen in drei Hauptformen, welches wir bei den übrigen Varietäten wahrnehmen; die hellere Färbung einzelner Stämme (Guyacas, Inka's), die dunkelere anderer (Patagonen, Kalifornier) deutet nur ein solches Hinüberspielen in die indo-atlantische Race an; die Negerbildung aber hat unter ihnen keinen Repräsentanten gefunden.

§. 14. Spiel- und Bastardarten.[2])

Nicht zu verwechseln mit den eben geschilderten Varietäten des Menschengeschlechts — welche älter sind als seine Geschichte, welche sich fort und fort erhalten in der ursprünglichen oder, richtiger, von jeher bemerkten Reinheit des Gepräges, welches, so weit

---

[1]) Klingstedt bei Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte 2c. I. S. 202.

[2]) Zu vergl. Prichard a. a. O. I. S. 185 ff.

unsere Beobachtungen reichen, durch keinerlei äußerliche Einflüsse verwischt werden kann — sind jene Zwischenarten, die sich durch Vermischung von Individuen verschiedener Varietäten erzeugen, aber keineswegs ein konstantes Gepräge annehmen, sondern vielmehr eine entschiedene Neigung verrathen, nach einer gewissen Zahl von Generationen, wieder in die eine oder die andere der ihnen zum Grunde liegenden Haupt-Varietäten zurückzuschlagen. — Aus der Vermischung der europäischen und äthiopischen Varietät entsteht der Mulatte, aus der der europäischen und malayischen der Lipplapp, und ebenso aus der europäischen und amerikanischen der Mestize oder Metis; der Mischling aus amerikanischem und afrikanischem Blute heißt Zambo oder Chino (spr. Tschino), und insofern aus der einen oder der andern dieser Bastardarten, durch mehr oder minder fortgesetzte Vermischung mit europäischem Blute, neue Spielarten erzeugt werden, entstehen, je nach dem Verwandtschaftsgrade mit der kaukasischen Varietät, die sogenannten Tercerones, Quarterones u. s. w. — Aber alle diese Bastarde bilden niemals besondere Varietäten, weil ihre Nachkommen, wenn sie sich geschlechtlich von Anderen fern halten, jederzeit in eins der bei ihrer Zeugung thätigen Hauptgepräge zurückarten, so daß hier dieselbe Erscheinung sich wiederholt, welche wir bei den aus der Vermischung verschiedener Racen unserer Hausthiere, namentlich der Hunde, erzeugten Blendlingen wahrnehmen.

Andere, durch krankhafte Disposition des Organismus vorübergehend entstandene und entstehende Spielarten können hier füglich übergangen werden.

Drittes Kapitel.

Von der verschiedenen geistigen Ausprägung der Menschheit.

§. 15. Geistige Individualität — Temperament — Charakter.

Wie verschieden auch die leibliche Ausprägung seyn mag, in welcher der Mensch unter den verschiedenen Himmelsstrichen auftritt, — wo er erscheint, erscheint er als das höchste Produkt seiner Heimath, erscheint er als der unabhängigste, reichste Organismus, als das von seinem Geiste durchhauchte Abbild des Schöpfers, welches der künstlerisch bildenden Natur, in den mannigfaltigsten Versuchen, bald mehr, bald minder gelungen ist. Der Hauptbestimmungsgrund ihrer schöpferischen Mannigfaltigkeit,

jener allem Erschaffenen beiwohnende Individualisations-Drang, [1]) muß sich in allen Organisations-Stufen, jedoch in denen lebhafter aussprechen, welche durch eine reichere Natur für verschiedene Richtungen und Thätigkeiten des Lebens ausgerüstet sind, am lebhaftesten im Menschen, dem, außer der reichen Organisation seines thierischen Leibes, das höhere göttliche Organ des Geistes zur Mitgift geworden ist, was allen übrigen Geschöpfen fehlt. Wenn nun die Bereicherung der menschlichen Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit der leiblichen Bildung, eine in allen möglichen Richtungen der Körperlichkeit versuchte Ausprägung und Gestaltung des lebhaftesten Individualisations-Dranges nicht nur zuläßt, sondern wesentlich bedingt; wenn dieser Formenreichthum um so wunderbarer erscheint, als er sich in den scharf bestimmten Grenzen des Gattungs-Charakters entwickelt hat und entwickeln mußte: [2]) so erschließt sich der ganze Reichthum der Menschennatur doch erst mit dem Hinblick auf die unermessene Reihe geistiger Mannigfaltigkeit, welche so unendlich, so unbegrenzt erscheint, als das bewegliche, unbegreifliche Agens, welches sie ins Leben ruft. Und die thatsächliche Auffassung seiner mannigfaltigen Manifestationen, noch mehr aber die Motivirung und Entwickelung seiner unsäglich verschiedenen Bildungsstufen und Formen ist eine Aufgabe, zu deren vollständiger Lösung die Wissenschaft bisher nur Elemente und Beiträge geliefert hat. Schon deshalb darf man daher in dieser Beziehung auch hier nur wenige unbestimmte Umrisse erwarten, und zwar nur solche, wie sie die unmittelbarste geographische Anschauung ergibt.

Wenn nach dem Vorausgeschickten der Individualisations-Drang in keiner andern Gattung so mannigfaltige Gepräge hervorruft, als in der Menschheit; wenn derselbe in ihr noch eine andere höhere Bedeutung, eine unendliche Modulations-Fähigkeit durch ihre geistige Natur erhält: so muß auch die schwächere oder stärkere Ausprägung der Individualität im geraden Verhältniß stehen mit der geringern oder größern Entwickelung der menschlichen Geistesthätigkeit. Und überall wo diese, wie im Kinde, noch ganz unausgebildet erscheint, oder wo sie, wie bei Einzelnen oder bei ganzen Stämmen, in der Knechtschaft der Natur befangen ist: da kann auch die Individualität nicht weit über die Ausprägung des Thierischen hinaus gedeihen, wie das traurige Beispiel ganzer Stämme und Völker beweiset, die in ihren Trieben und Neigungen fast so einartig, so beschränkt erscheinen, als das

---

[1]) Vergl. §. 3. dieses Abschnittes.
[2]) Vergl. §. 4. dieses Abschnittes.

Thier des Waldes, welchem sie nachstellen, wenngleich der schärfere Blick des Beobachters auch hier noch tausend feine Abschattungen des individuellen Gepräges entdecken mag. —

Der menschliche Organismus ist indeß, ungeachtet seiner zwiefachen Natur, eine untheilbare Einheit; alle Kräfte und Thätigkeiten desselben müssen gleichzeitig und gleichmäßig dem inwohnenden Streben nach individueller Gestaltung Raum geben. Und weil dieses Streben ein gesetzmäßiges, mit der Organisation innig verwebtes ist, so kann auch die Individualität in ihrer Erscheinung nur ein aus der Verschmelzung des thierischen und geistigen Faktors zu vollkommener Einheit der Gestaltung gelangtes Produkt seyn. Dieses Produkt ist überall nur die Menschennatur, die menschliche Individualität im Gegensatze zu der thierischen, und in sofern immer Eines und dasselbe, aber verschieden ausgedrückt durch die verschiedene Größe seiner beiden einzelnen Faktoren, deren einer häufig in eben dem Maaße wächst, als der andere sich verringert. Diese Faktoren — die körperliche, die geistige Individualität — bilden somit mannigfaltige Verhältnißzahlen, und der wechselnde Exponent derselben ist das, was man „Temperament“ nennt.

Hierin fällt das innere und äußere, das geistige und körperliche Leben des Menschen zusammen, und eben darum ist das Temperament der kürzeste, aber zugleich der umfassendste und bezeichnendste Ausdruck seiner gesammten Individualität. Dabei zeigt sich aber die unendliche Verschiedenheit der Temperamente, die ein nothwendiges Ergebniß des veränderlichen Verhältnisses zwischen den geistigen und leiblichen Elementen der menschlichen Natur ist, nicht in der spezifischen, sondern in der individuellen Verschiedenheit der Organisation, nicht in der Ausschließung, sondern in dem Ueberwiegen einzelner Funktionen und Strebungen. Darum bestimmt das Temperament einerseits den Charakter des Individuums, andrerseits aber auch den Grad seiner Perfektibilität, seine Bildungsfähigkeit.

§. 16. Höhere Einheiten.

Eine gewisse größere Gleichartigkeit des körperlichen Gepräges bei einer Anzahl blutsverwandter Personen erzeugt, was man gemeiniglich „Familienähnlichkeit“ zu nennen pflegt. Der aufmerksamere Beobachter wird dabei zugleich auch gewöhnlich eine gewisse Uebereinstimmung der geistigen Interessen und Richtungen, der Temperaments-Anlagen und des Charakters wahrnehmen, und darum spricht man auch wohl von Familiengeist, Familien-Charakter. — Ist die Aehnlichkeit geringer,

wird sie aber auf größere Kreise stammesgleicher, dieselbe Sprache redender Menschen ausgedehnt, so entsteht die „Stammesähnlichkeit", und, bei noch größerer Erweiterung des Kreises, die „Volksthümlichkeit" oder „Nationalität." Darunter versteht man dann also die Summe aller der geistigen und leiblichen Eigenthümlichkeiten, welche allen einzelnen Individuen des eben durch sie zu Einem Stamme, Einem Volke, Einer Nation werdenden Menschenhaufens zugehören.

Auf solche Weise erscheinen, im Reiche des Körperlichen wie des Geistigen, der durch den Individualisations-Drang bedingten Mannigfaltigkeit der Formen gegenüber, die Familienähnlichkeiten, dann die Stammesgleichheiten und Volksthümlichkeiten, als höhere, zusammenfassende Einheiten, ähnlich wie in der organischen Natur dem Gesetze der Individualisation die Gesetze der Art und der Gattung das Gegengewicht halten, indem durch diese bestimmt wird, „daß immer das Neue demselben Bilde nacharte, welches in dem verwandten Alten ausgeprägt war, und daß alles Kommende dem Vorhandenen und Entfliehenden sich nachbilden muß." [1])

Hierin liegt aber zugleich, daß das Streben der Natur, stets Individuelles und möglichst viele Individualitäten zu erzeugen — den durch die höheren Einheiten (der Familie, des Stammes, Volkes) bestimmten Bildungsgesetzen unbeschadet — auf eine Verschiedenheit der Bildungen und Charaktere nicht nur gleichzeitig neben einander (dem Raume nach), sondern auch nach einander (der Zeit nach) gerichtet seyn muß: — ein Streben, wodurch innerhalb der Grenzen des Familien-, Stammes- und National-Kreises eine beständige innere Bewegung, ein ewiger Wechsel erzeugt wird. Die Persönlichkeit mit ihrer individuellen Eigenthümlichkeit vergeht; die Familie, der Stamm, noch länger das Volk erhält sich in eigenthümlicher Individualität und Ausprägung, am dauerndsten die Varietät und die ganze Menschheit. Wenn aber durch historische Bewegungen neue Vermischungen und Verschmelzungen entstehen, dann geht eine Nationalität in der andern auf, und eine dritte wird gebildet, die sich nun wieder in gewissen Formen und Charakteren eigenthümlich erhält und bewegt, bis auch sie verschwindet oder in eine andere, oft spurlos, verwächst. Und wenn man an einigen Familien und Völkern ein leichtes Aufgeben der eigenen, ein schnelles Verschmelzen und Hinübertreten in eine andere Individualität, umgekehrt aber, bei anderen (z. B. bei den Juden) ein zähes Festhalten an den nationellen Formen, Vorstel-

---

[1]) Spring, Ueber die Begriffe von Gattung, Art. 2c. S. 41.

lungsweisen 2c. beobachtet: so ist jene biegsame Umschmelzbarkeit, diese spröde Starrheit eben auch nur als ein integrirender Theil des nationellen Gepräges anzusehen, wie jede andere Eigenthümlichkeit. — Auf solche Weise ist es mit den Familien, den Stämmen, den Völkern im Großen, wie mit den Individuen im Kleinen. Die Bewegung in und zu gewissen Eigenthümlichkeiten ist eine unendliche, und ewig dauert die Oszillation zwischen den entgegengesetzten Richtungen des Individualisations-Dranges und des Strebens nach einer höhern Einheit und allgemeinern Gestaltung der Eigenthümlichkeit, und was für die Einzelnen und die persönliche Individualität das Volk und die Volksthümlichkeit, das ist für die Völker und die nationellen Individualitäten die Menschheit und das Menschenthum.

§. 17. Geistige Varietäten des Menschen[1]) — die Temperamente.

Ein solcher Wandel, ein solcher Wechsel der Gestaltung des beweglichen geistigen Elementes im Menschen, wie eben angedeutet worden, scheint von vorn herein die Frage zu beseitigen, ob sich in der geistigen Ausprägung des Menschen nicht etwa eine ähnliche Gruppirung nach gewissen festen, unveränderlichen Hauptformen, eine Unterscheidung nach bestimmten Varietäten nachweisen lasse, als in der körperlichen. Dennoch verdient sie, bei einer geographischen Betrachtung des Menschen, näher ins Auge gefaßt zu werden.

Eine derartige Erörterung ist übrigens aus sehr natürlichen Gründen bislang fast ganz vermieden und erst in der neuesten Zeit in ein spärliches Licht gesetzt worden. Die körperlichen Verschiedenheiten drängten sich unmittelbar auch der oberflächlichsten geographischen Beobachtung auf; die geistigen wurden zwar ebenfalls bemerkt, sogar philosophisch und psychologisch klassifizirt, allein an eine geographische Verarbeitung des Gegenstandes mochte um so weniger gedacht werden, als die an sich ungleich schwierigere Auffassung unkörperlicher Erscheinungen einer Wissenschaft fern zu liegen schien, welche es vorzugsweise mit der irdischen Körperwelt zu thun hat. — Nachdem indeß durch die Förderung der Ethnographie, durch die genauere und genauere Kenntniß der geistigen Eigenschaften des Menschen unter den verschiedensten Zonen und Racen der psychologischen Forschung manches Material geliefert worden, konnte die Erdkunde daran denken, die Resultate jener theilweise in Anspruch zu nehmen, und mit Hülfe derselben den Versuch

[1]) Zu vergl. Steffens Anthropologie, II.; Prichard a. a. O. I. S. 204 ff.

wagen, den Zusammenhang und die Wechselbeziehungen zwischen den körperlichen und geistigen Geprägen der Menschennatur in den Hauptzügen und allgemeinsten Umrissen nachzuweisen, indem sie die Verschiedenheiten der ersteren mit denen der letzteren verglich und jeder körperlichen Varietät eine entsprechende geistige Hauptform zugesellte, was im Allgemeinen an die Bestrebung erinnert, in welcher sich bereits früher, im Einzelnen, nämlich in Bezug auf persönliche Individualitäten, in einseitiger Weise die sogenannte Schädellehre und noch einseitiger die Physiognomik versucht hatte.

Bei einer allgemeinern Betrachtung dieser Art mußten sich die beobachteten Temperaments-Verschiedenheiten als besonders geeignete, als charakteristirende Merkmale darbieten, weil gerade das Temperament, wenngleich nicht geradezu die geistigen Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen, doch seine vorherrschende Seelenstimmung und Geistesrichtung und das Verhältniß dieser zu seiner körperlichen Individualität ausdrückt.[1]) Und so wie man, in Bezug auf die körperliche Ausprägung der Menschheit, die bekannten Hauptformen der Varietäten und daneben unendlich zahlreiche Uebergangs-Abartungen und Abschattungen unterschieden, in derselben Weise konnte man nun, in Bezug auf die geistige Ausprägung, die Hauptformen der Temperamente als geistige Haupt-Varietäten und neben ihnen die beobachtete eben so unendliche Mannigfaltigkeit der Zwischenformen als eben so viele Uebergänge und Spielarten betrachten.

Bekannt ist die alte Eintheilung der Temperamente in das sogenannte sanguinische, das cholerische, melancholische und phlegmatische. Man hat das sanguinische auch das blutreiche, fröhlich genießende, daher unbeständige — das cholerische das thätige, handelnde, pulsirende, heftige — das melancholische das unlustige, sehnsüchtige, sinnige, reflektirende — das phlegmatische das leidende und beharrliche genannt, und damit das sanguinische dem melancholischen, das cholerische dem phlegmatischen gegenübergestellt. Man hat ferner ein successives Vorherrschen dieser vier Temperaments-Formen in den vier Altersstufen des Menschen wahrzunehmen geglaubt, so daß das sanguinische im Kinde, das cholerische im Jünglinge, das melancholische im Manne, das phlegmatische im Greise überwiegend sey. Man hat endlich, wie schon bemerkt, in jeder Race eine dieser Temperaments-Formen vorwaltend zu finden gemeint, indem man im Neger das sanguinische, im Mongolen das melancholische, im Amerikaner das phlegmatische, im Kaukasier das cholerische und in den

---

[1]) Vergl. §. 15. dieses Abschnittes.

malayischen Völkern, je nachdem sie sich in ihrer körperlichen Ausprägung der einen oder der andern dieser Varietäten zugewandt, bald das eine, bald das andere vorherrschend ausgeprägt sah.[1])

Zwar scheint die oberflächlichste Beobachtung hinzureichen, um allen diesen Annahmen zu widersprechen. Denn es findet sich wohl niemals in irgend einer Individualität der reine Ausdruck einer der vier Temperaments-Formen, sondern vielmehr überall ein Gemisch von allen, so daß das eine oder das andere kaum als entschieden überwiegend betrachtet werden kann, weshalb dann aber auch weder in irgend einer Nationalität noch in dem noch allgemeinern Typus der Varietät die vollkommene Abspiegelung eines gewissen Temperaments gefunden werden könnte; es müßten sich hier vielmehr eben dieselben unendlich mannigfaltigen Mischungen und Abschattungen ergeben, welche die einzelnen Individualitäten charakterisiren. —

Solchem Einwurfe ist indeß nicht schwierig zu begegnen: denn die angeführte Erscheinung ist ja auf dem geistigen Gebiete wesentlich keine andere, als jene, so wir auf dem Gebiete des Körperlichen, bei der Eintheilung der Menschheit in Haupt-Varietäten, wahrgenommen haben.[2]) So wie dort das Urbild jeder einzelnen Varietät mehr als eine abstrakte, aus den vorherrschenden körperlichen Eigenthümlichkeiten aller einzelnen Individualitäten konstruirte, summarische Auffassung, denn als eine konkrete erschien: so ist allerdings auch jede einzelne Haupt-Temperamentsform nur in der Idee vorhanden. Und so wie sich dort die einzelnen Varietäten durch allmählige und unzählige Uebergangsformen einander näherten, in einander verschmolzen: so zeigen auch die Temperamente, in ihrer Vermischung und Verschmelzung, dieselbe gegenseitige Annäherung, dieselbe unbegrenzte Mannigfaltigkeit, die wir in der körperlichen Ausprägung bemerkten, und welche, wie die Zahl der Individuen, bis ins Unendliche, Unübersehbare geht. So wie, endlich, die Varietäten an sich als bleibende, unveränderliche, durch keinen äußerlichen Einfluß bewältigte Gepräge angesehen werden mußten: so müssen auch die vier Temperamente als unwandelbare Formen der geistigen Menschennatur betrachtet werden, indem die von ihnen dargestellten Gegensätze, wie die der körperlichen Varietäten, durch die beobachteten Uebergangsformen und Zwischenstufen nur vermittelt, nicht aufgehoben werden.

Und eben so ist auch die Uebereinstimmung der körperlichen Hauptgepräge der Menschheit mit den vorherrschenden, diesen Ge-

---

[1]) Vergl. Steffens Anthropologie, II.

[2]) Vergl. §. 13. dieses Abschnittes.

prägen eben besonders zusagenden und entsprechenden Seelenstimmungen allerdings in einem gewissen Grade nachzuweisen.

§. 18. Das sanguinische Temperament — und die Neger.

Der originellen körperlichen Bildung des Negers in allen ihren Einzelnheiten, dem Zurücktreten der Stirn, der überwiegenden Entwickelung des Hinterkopfes und der Ernährungswerkzeuge, der merkwürdigen Thätigkeit des Hautsystems, der Rüstigkeit und Biegsamkeit der ganzen körperlichen Organisation entspricht seine bewegliche, sinnliche, auf Genuß gestellte Sinnesweise, das vorherrschend Sanguinische seines Temperaments, welches bisher von allen Beobachtern wahrgenommen wurde. Wenn sich nun die bis jetzt noch ganz in der übermächtigen Gewalt ihrer eigenen und der heimathlichen Natur befangenen Völker dieser Farbe vorherrschend in einer solchen Richtung bewegen: so kann es nicht fehlen, daß sie der Grenze der Thierheit nahe kommen; daß die Unbändigkeit, die Wildheit des Thieres, dem sie sich nähern, zu so widerwärtigen und gewaltsamen Verzerrungen und Verbildungen der Menschennatur führen muß, wie sie an mehreren Stämmen dieser Race beobachtet worden sind, zu Erscheinungen, die um so entsetzlicher sind, als das Menschliche in Leib und Seele dennoch überall durchblickt. Man hat daher auch nicht angestanden, den durch seine leibliche Bildung ohnehin so grell kontrastirenden äthiopischen Menschen auf die unterste Sprosse einer eingebildeten Stufenleiter, in die Wandnachbarschaft des Orang-Utangs zu versetzen. Allein wir wissen jetzt, daß dieser vorschnelle Urtheilsspruch durch genauere Beobachtungen keineswegs gerechtfertigt wird, daß er höchstens, und auch da nicht ohne Zwang, auf die extremsten Verbildungen dieser Race angewandt werden kann, daß dagegen tausend Beispiele die Perfektibilität derselben beweisen, wie es denn auch von Hause aus anzunehmen war, daß keine Farbe dunkel, kein Temperament sinnlich und flüchtig genug sey, um den Stempel des göttlichen Gepräges im Menschen gänzlich zu verwischen, wenngleich sie die Lesbarkeit desselben, für eine kurzsichtige Beobachtung, allerdings verringern mochten.

Das sanguinische, in der Neger-Varietät unzweifelhaft vorherrschende Temperament, welches in seinen Aeußerungen eine unverkennbare Uebereinstimmung mit der physischen Natur nicht nur des Negers, sondern auch seines Heimathlandes verräth, welches, wie dieses letztere, seine einwirkende Kraft vorzugsweise auf die Ausbildung des Genetischen, auf die Steigerung des Körperlichen gerichtet hat, erschwert eben darum den Sieg des Geisti-

gen. So wie unter der afrikanischen Sonne die gewaltigsten Formen der Vegetation, die wildesten, furchtbarsten Thiergattungen sich entwickeln und gedeihen: so gewinnt unter ihrem Strahl auch das Naturleben in der Menschheit ein entschiedenes Uebergewicht. Wie die Pflanze entwickelt der Mensch hier die üppigste Fülle physischer Existenz, ist, wie das Thier, im Ergreifen des dargebotenen Genusses schnell, gewaltsam, unbedenklich; lebt, wie dieses, ganz in der Gegenwart, hängt mit allen Sinnen und Organen am Interesse des Augenblicks. Und so folgt, seit Jahrtausenden, Geschlecht auf Geschlecht, ohne Andenken an eine Vorzeit, ohne Sorge um eine Zukunft; — gestaltlos, wie sie kamen, gehen die Generationen von der heimischen Erde, ohne ihr etwas zu danken, als das sinnliche Daseyn, ohne ihr etwas zu hinterlassen, als den Staub des Irdischen. —

Dieses Ueberwiegen des Physischen, dieses Unterliegen des Geistigen, welches auf solche Weise in dem vorherrschend sanguinischen Temperamente zur Anschauung kommt, schließt, da es nicht einmal die Kraft entwickelt, das eigene Selbst geistig und sittlich zu gestalten, natürlich die höhere Kraft aus, auf andere Individualitäten gestaltend einzuwirken, und darum stehen die Afrikaner bis jetzt außerhalb der Geschichte, darum gehören sie nicht zu den historischen Völkern. Darum sind sie auf die engen, strengen Grenzen der abgeschlossensten Verbreitungs-Sphäre beschränkt; darum sind sie aus der Knechtschaft der Natur in die noch erniedrigendere Sklaverei ihrer weißen Mitbrüder hinabgesunken, und was bei diesen ein Akt freien Handelns, überlegten natürlichen Thätigkeitsdranges ist — die Kolonisation und Verbreitung über die ganze Erde, — das erscheint bei den unglücklichen Schwarzen als eine Folge des härtesten, ungerechtesten, widernatürlichsten Zwanges.

Ob indeß die afrikanischen Völker der glücklichen Bekämpfung ihres Naturells, der Entwickelung einer menschlichen, einer höhern geistigen Existenz fähig sind, dies kann nicht in Frage gestellt werden, wenn man, was vielen, durch äußere Umstände begünstigten Einzelnen gelungen, nicht den aus eben solchen Individualitäten bestehenden Völkern auf grundlose und widersinnige Weise absprechen will. Und es ist daher auch zu hoffen, daß sie einst die Fesseln ihrer doppelten Knechtschaft lösen und in den Kreis historischer Völker eintreten werden, wenn die (unten näher bezeichneten) Bedingungen erfüllt seyn, wenn sie erkannt haben werden, daß es noch etwas Höheres gibt, als das, was ihnen bisher am höchsten gegolten — die Natur und der Mensch. —

§. 19. Das melancholische Temperament und die mongolische Menschheit.

Das melancholische Temperament ist der Gegensatz des sanguinischen. So wie bei diesem Alles auf den Genuß des Augenblicks, auf sinnliche Existenz gestellt ist, so entwickelt jenes eine dumpfe, trübsinnige und unbestimmte Sehnsucht. Wenn dem einen die Gegenwart in den bunten, lustigen Farben des Mittags erscheint, so erblickt sie das andere in dem gebrochenen trüben Lichte der Dämmerung, hinter welcher vielleicht erst der strahlende Glanz der vollen, warmen Sonne zu hoffen ist; und wenn jenes in dem steten Wechsel ohne Maaß und Ziel des Lebens Höhe findet, so sucht dieses in der geregelten, maaßrechten Weise des Daseyns sein Genüge. Dem Sanguinischen ist Alles Spiel, selbst das Ernste, Alles Genuß, selbst der Schmerz; dem melancholischen Temperamente dagegen Alles Ernst und Alles Schmerz: denn da sein ganzes Sinnen der Gegenwart abgewandt ist, so mißt er im Spiele nur seine Regel und im Genusse nur seine beschränkte Dauer. —

Diese Seelenstimmung ist das Erbtheil der turanischen Menschheit; sie ist charakteristisch für dieselbe. Der Trübsinn des Mongolen ist fast sprüchwörtlich geworden, und wer seine Heimath [1]) in ihrer dürftigen, abschreckenden Gestalt betrachtet — die Eintönigkeit der einsamen Steppe, die Oede der Steinwüste, die Erstarrung der polarischen Welt, wo alles Glück, alle Freude, aller Ueberfluß stets, dem Raume wie der Zeit nach, auf einzelne Punkte zusammengedrängt ist — auf die Entdeckung einer Wasserquelle, die Gewinnung eines schönern, wärmern Thales, den Eintritt der kurzen Sommerperiode 2c.; — wer die mancherlei Bedrängnisse selbst der reicheren Gegenden seiner Heimath sich vergegenwärtigt; — wer es erwägt, daß in diesem Lande der Gegensätze selbst der Wechsel des Lokales und der Jahreszeiten nur die Form der Mühsale verändert, daß dem eisigen Winter ein glühender Sommer, der Dürre die Ueberschwemmung, dem lauernd die winterliche Hütte umkreisenden Raubthiere, der quälende Mückenschwarm des Sommers folgt; — wer alle diese und tausend andere, hier nicht zu erörternde Züge in Ein Bild zusammenfaßt: — der begreift diesen Trübsinn, dieses starre, dumpfe Brüten, welches alle sogenannten mongolischen Völkerschaften charakterisirt, diese maaßrechte, mechanische, abgeschlossene Regelung des Lebens und Denkens, was die geförderteren, begünstigteren unter ihnen auszeichnet; — diese Sehnsucht nach einem freiern Daseyn,

---

[1]) Vergl. das 1. Kapitel des 4. Abschnittes.

welche in den selteneren Fällen zur That wird, wo die Kraft anschwillt, und dann jene verheerenden Völkerzüge in Bewegung setzt, die ganze Erdtheile überschwemmen. Solche That, die den sanguinischen Stämmen Aethiopiens — in der genußreichen, von der Natur beförderten Selbstgenügsamkeit ihres Daseyns — immer fremd blieb, mehrere turanische Völker aber den gestaltenden, historischen Nationen der Erde zugesellte, hat diesen dennoch verhältnißmäßig nur eine geringe Erweiterung ihrer Verbreitungs-Sphäre verschafft, und zwar, weil solche That bei ihnen mehr als eine Folge jenes unbestimmten, sehnsüchtigen Dranges, denn als ein Akt freien, plan- und willenvollen Handelns angesehen werden muß. Dieselbe war und ist durch ihre vorherrschende Temperaments-Färbung nicht ausgeschlossen, wie bei den Negern; aber eben so wenig geboten, wie bei den Völkern vorherrschend cholerischen Temperaments. Darum finden wir auch die Mehrzahl der turanischen Völkerschaften, nämlich alle diejenigen, wo die Thatkraft durch die stiefmütterliche Natur für immer gebrochen, oder wo doch die Kluft, die überall zwischen der Begierde zur That und der Ausführung aufgähnt, niemals ganz ausgefüllt wurde, noch außerhalb der Weltgeschichte, und auf derselben, ja in mancher Hinsicht auf einer tiefern Entwickelungsstufe als die Afrikaner. Darum haben aber auch selbst die zur Ausführung gekommenen Bewegungen mongolischer Völker immer nur einen vorübergehenden und mehr einen zerstörenden als gestaltenden Einfluß auf die Schicksale der Menschheit geäußert. — Wie ganz anders haben sich nicht die Folgen ihrer schwerfälligen und doch so flüchtigen Wanderungen für sie selbst wie für die Mitvölker gestaltet, als die im lebhaften Thatendrange ausgeführten, friedlichen oder kriegerischen Kolonisations-Versuche der europäischen Menschheit. — Wenn diese wie lebendige, nach allen Seiten hin ausgegossene Ströme erscheinen, die überall befruchtende, belebende Elemente herzuführen, die überall, selbst auf dem härtesten, sprödesten Boden, sich ein neues, heimathliches Bett graben, um geregelter weiter zu fließen: so gleichen jene — die mongolischen Wanderungen — periodischen Anschwellungen stagnirender Gewässer, gewaltsamen, allgemeinen Ueberfluthungen weiter Länder und ganzer Erdtheile, die Alles mit sich fortreißen, Alles niederwerfen, Alles zerstören. Aber die organische Kraft, Neues zu gestalten, Wurzel zu fassen und neue Zweige zu treiben, mit Einem Worte, die Fähigkeit fortgesetzter That ist ihrer Temperaments-Richtung fremd. Ihr Handeln erscheint mehr als eine krampfhafte Zuckung, denn als eine organische Bewegung. So wie daher der vibrirende Impuls schwächer wird, so wie der siegende, überfluthende Völkerstrom das Schwert

aus der Hand legt, oder vom Gegendrucke eines andern gebrochen wird: so verschmilzt er mit thatkräftigeren Nationen, oder er fluthet, schnell wie er gekommen, zurück, oder er erstarrt, im Kontakt feindlicher Elemente, von Neuem: in dem einen wie im andern Falle, nur in den hinterlassenen Zerstörungen erkennbar, für die historische Betrachtung eine ephemere Erscheinung, für die Entwickelung und Gestaltung der Menschheit fast resultatlos verstäubend.

§. 20. Das phlegmatische Temperament und die Amerikaner.

Das phlegmatische Temperament ist die Indifferenz aller übrigen. Weder der rasche Genuß der Sinnenwelt, noch die Elegie des Trübsinns, noch die entschiedene That ist ihm eigen; es ist durchaus leidend, Eindrücke empfangend, nicht austauschend, und der positive, oft an Stumpfheit grenzende Gleichmuth des Daseyns seine vorwaltende, aber an sich negative Aeußerung. Und diese, genau diese Seelenstimmung ist es, welche nach allen Schilderungen den Amerikanern vorherrschend eigen sein soll; sie kennen ursprünglich keine Art von sinnlicher Schwelgerei, aber eben so wenig reflektiren sie in trübsinniger Sehnsucht den Druck einer harten Natur; noch weniger endlich erheben sie sich zu höherer Gestaltung des Lebens, zur historischen That. Der Gleichmuth des Daseyns, der sich bei den schwächer organisirten Stämmen als weibische Sanftmuth, bei den roheren als fühlloser Stumpfsinn, bei den edleren Völkerschaften als eine trotzige Männlichkeit ausspricht, ist die ideale Aufgabe, die Poesie ihres Lebens; in ihm finden sie die Größe des Mannes, im geduldigen Leiden sein Heldenthum. So sind sie, so waren sie. Immer dieselben eintönigen Gestalten eines reichen, in den mannigfachsten Gegensätzen gebrochenen, großartigen Naturlebens, repräsentiren sie die Macht des Einflusses, den die ursprüngliche Naturanlage dem Einflusse des Lokales entgegenstellt.

Diese Temperaments-Färbung, welche die Negation, die „Indifferenz" aller übrigen genannt worden ist,[1]) bildet eben darum in den Amerikanern den Gegensatz aller übrigen Varietäten, und zeigt nur mit dem düstern Farbentone des verwandten mongolischen Stammes einige Aehnlichkeit. Sie schränkt die Gewalt der Begierden, den Kreis der Bedürfnisse in die engsten Grenzen ein, und die Leidenschaften erscheinen höchstens wie momentane Zuckungen in einem altersschwachen Organismus. Daraus erklärt sich einerseits die Genügsamkeit, die Sorglosigkeit fast aller amerikanischen Völkerschaften, die knechtische Duldsamkeit anderer, ja die

[1]) Steffens a. a. O.

geringe Intensität desjenigen Triebes, welcher sonst bei allen Varietäten und Völkern der Erde als der heftigste und gewaltigste erscheint, desjenigen, auf dem die Erhaltung des Geschlechts beruht; denn man sagt, daß die Amerikaner ihm mit derselben Gleichgültigkeit Genüge leisten, wie allen übrigen Bedürfnissen des Leibes, was auch durch die bekannte, hierauf gegründete Einrichtung der sogenannten „Indianerglocke" (in den ehemaligen Missionsdistrikten von Paraguay) bestätigt zu werden scheint. [1]) Daraus erklärt sich andrerseits auch der geringe Widerstand, den fremde Kolonisationen in Amerika gefunden, und ebenso, wenigstens theilweise, die dünne Bevölkerung der neuen Welt und ihre fort und fort zunehmende Verringerung.

Durch dieses eigenthümliche amerikanische Phlegma sind auch die Völker der neuen Welt, mehr noch als durch ihre Isolirung und Entfernung von dem Schauplatze der Weltgeschichte, fern gehalten worden von jedem gestaltenden historischen Einflusse, und jene räthselhaften Erscheinungen eines höher gestalteten Lebens, welche die Conquistadoren auf beschränkten Lokalen, auf den Hochlanden von Mexiko und Peru, vorgefunden und deren Reste neuerdings in erweiterten Umkreisen entdeckt werden, dürften vielmehr für Nachklänge, denn für Anfänge einer höhern Gestaltung des Daseyns angesprochen werden müssen, — wie weiter unten näher zu erörtern ist.

§. 21. Das cholerische Temperament und die malayischen Völkerschaften.

Den Gegensatz des phlegmatischen Temperaments bildet das cholerische. Wie jenes die vollkommene Passivität des Daseyns, die starre Beharrlichkeit im vorhandenen, die vollständigste Gleichgültigkeit für den zukünftigen Zustand ausdrückt: so erscheint dieses in der vollkommenen Thätigkeit, in der absichtlichen Rastlosigkeit fortschreitender Bewegung, in der geistigen Regsamkeit, die mit Kraft die Gegenwart zu beherrschen und selbst die Zukunft zu gestalten strebt. Dieser Richtung entspricht die lebendige Thätigkeit aller körperlichen Lebens-Funktionen und die größte Erregbarkeit aller geistigen Organe. Und darum gestaltet sich in den mit diesem Temperamente ausgestatteten Individualitäten Alles durchaus energisch, als Handlung, als That; selbst der Genuß, selbst die Ruhe; denn die That, als solche, ist ihnen Genuß, und Han-

---

[1]) Man vergl. Don Felix de Azara, bei Steffens, Anthropologie, II. S. 428. Auch A. v. Humboldt, Rengger u. A. sprechen von diesem Faktum.

deln Erquickung. — Das cholerische Temperament hat auf solche Weise zwar die Regsamkeit, die Rastlosigkeit des Daseyns mit dem sanguinischen gemein, allein bei diesem wirkt sie peripherisch, bei jenem central. Denn der Sanguiniker zersplittert sein Thun und Wirken in der peripherischen Unendlichkeit des Aeußerlichen, in die tausendfachen Richtungen der Sinnenwelt, und verliert sich selbst in dieser Zerspaltung; seine Individualität geht völlig darin auf. — Das cholerische Temperament dagegen sammelt alle die verschiedenen Lebenserscheinungen und Richtungen im centralen Brennpunkte seiner Individualität, welcher eben die Thatkraft selbst ist, und rückstrahlend der ganzen Außenwelt sein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken strebt.

Mit dieser Seelenstimmung in ihrer reinsten Auffassung ist nun aber die Fähigkeit, fremde Einwirkungen zu dulden und aufzunehmen, und ebenso die andere, über vergangenes und künftiges Thun zu reflektiren, schlechthin unvereinbar. Und daraus folgt einerseits das Rücksichtslose, Unbedachte in allem Thun des Cholerischen, andrerseits die Heftigkeit, die Leidenschaftlichkeit, welche sich am Widerstande bis zu thierischer Wuth, bis zur Selbstaufreibung steigert.

In dieser seiner extremen, einseitigen Ausprägung tritt das cholerische Temperament bei den Malayen, namentlich bei den im engern Sinne so genannten Völkerschaften, am deutlichsten auf. Denn die rastlose Thätigkeit derselben, ihr unstetes Schweifen von Meer zu Meer, von Insel zu Insel, ihre unermüdliche Unternehmungslust in Raub und Fehde, ihr starrer Freiheitssinn, der jede fremde Einwirkung mit Abscheu zurückstößt, sind eben so bekannt, als ihre leidenschaftliche, nichtsachtende Heftigkeit, ihre Tapferkeit und ihr unauslöschlicher Rachedurst, der, unbefriedigt, zuletzt in jene völlig thierische, sinnverrückte Wuth des „Tollrennens" ausartet, in welchem der Malaye, wie ein wüthender Stier, Feind und Freund, Alles was ihm begegnet niederstößt, und selbst der nächsten Verwandten nicht schont. — Ein solches Volk konnte nicht auf dem Kontinente wohnen, ohne die Existenz aller übrigen zu gefährden; es ist hinausgestoßen worden, in vorhistorischer Zeit, zu den Gefahren des Ozeans, welcher seinem ungemessenen Unternehmungsdrange eben sowohl zur Nahrung als zur Schranke werden sollte.

Es werden indeß keineswegs alle australischen Völkerschaften durch dieses Temperament charakterisirt. Vielmehr zeigt sich hier auf dem Gebiete des Geistigen dieselbe Erscheinung, welche bereits oben,[1]) hinsichtlich der körperlichen Ausprägung, wahrgenom-

[1]) Vergl. §. 12. dieses Abschnittes.

men wurde, daß nämlich die Malayen (im weitern Sinne) auf eine merkwürdige Weise in die vorherrschenden Eigenthümlichkeiten aller übrigen Varietäten hinüberspielen, was künftig, in der speziellen Charakteristik dieser Völker, näher entwickelt werden soll.

§. 22. Uebergangs-Temperamente und die indo-atlantische Menschheit.

So wie die vier anderen Racen in ihrer extremsten Ausprägung als körperliche Verbildungen der kaukasischen angesehen werden können, so erscheinen auch die vier Temperamente, in ihrer vollkommensten und reinsten Gestalt, offenbar als Verzerrungen der geistigen Natur des Menschen. Leichtsinnige Genußgier, dumpfer Trübsinn, stumpfer Gleichmuth, ungebundene Leidenschaftlichkeit — die hervorstechendsten Züge dieser geistigen Zerrbilder — sind es ohne Zweifel nicht, die Gottes Bild im Menschen wiederspiegeln. Aber zum Glücke sind die Typen der Temperamente höchst mannigfach mit einander verschmolzen, so daß ein einseitiges, durchaus bestimmendes Vorherrschen des einen oder des andern in einer und derselben Individualität zu den Seltenheiten, wenn nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Und wenn wir den Neger, den Mongolen, den Amerikaner und Malayen als die Repräsentanten der vier Temperaments-Richtungen hingestellt haben, so muß doch hier hinzugefügt werden, daß in der einen wie in der andern Varietät dennoch gleichzeitig auch deutliche Spuren aller übrigen Temperamente aufzufinden sind, daß die Verschmelzung dieser letzteren mit dem Haupt-Typus in einzelnen Individualitäten und Stämmen oft so innig und so glücklich gelungen ist, daß die Eigenthümlichkeiten, deren Alleinherrschaft die geistige Verzerrung bedingt, durch die Mitwirkung mehrerer oder aller übrigen Temperaments-Richtungen in wohlgemäßigte (temperirte) Charakter-Eigenschaften verwandelt erscheinen. Es ist also vorzüglich in diesem Sinne zu verstehen, was oben angeführt,[1] daß das Temperament den Charakter der Individuen wie der Nationen bestimme.

Hier müssen wir zugleich auf eine andere der früher ausgesprochenen Behauptungen zurückkommen. Es ist gesagt worden, [2]) daß die Aeußerung des Individualisations-Dranges überall dort am stärksten und daher die Mannigfaltigkeit der Individualitäten dort am größten sey, wo die Organisation zur höchsten Freiheit und Unabhängigkeit gediehen ist. — Da nun zugleich von selbst klar, daß dem Individualisations-Drange im Menschen, in Folge seiner geistigen Natur, ein weiterer Spielraum gegeben, als in jeder andern

---

[1]) Vergl. §. 15. dieses Abschnittes.
[2]) Vergl. §§. 3. u. 15. dieses Abschnittes.

Gattung von Geschöpfen, und hier wieder in der geistigen Ausprägung eine größere Mannigfaltigkeit möglich ist, als in der körperlichen: so schließen wir umgekehrt ganz folgerecht, daß diejenigen Varietäten, Völker, Stämme und Menschenhaufen überhaupt, welche in ihrer körperlichen, wie in ihrer geistigen Eigenthümlichkeit am einartigsten erscheinen, auch die geistig unausgebildeteren, minder glücklich organisirten seyn müssen. Und in der That bestätigt die Erfahrung eine solche Folgerung durchaus. — Denn die Amerikaner, welche auf der ganzen Ausdehnung ihres ungeheuern Kontinents eine Uebereinstimmung und Gleichartigkeit, nicht nur der Körperbildung, sondern auch der Seelenstimmung, aufweisen, welche alle Beobachter überrascht hat, [1]) — die Völker der äthiopischen Varietät, die zwar im körperlichen Gepräge eine größere Mannigfaltigkeit zeigen, im geistigen dagegen vorherrschend dem eigenthümlichen Haupt-Typus der Race folgen, — die australischen Stämme, endlich, welche zwar in sich, im Körperlichen wie im Geistigen, in mehrere divergirende Richtungen zerfallen, innerhalb der einzelnen Gruppen aber wiederum jene hemmende Einartigkeit des Gepräges aufzuweisen haben: — sie alle gehören bisher nicht zu den historischen, zu den gestaltenden Nationen der Erde; sie alle haben von dem menschlichen Vorzuge freiwilliger Verbreitung über die Grenzen ihrer heimischen Sphäre hinaus bisher noch keinen nachweisbaren Gebrauch gemacht; sie alle kleben wie das Thier, wie die Pflanze an der Scholle, auf der sie erzeugt wurden. Die größere Mannigfaltigkeit dagegen, welche sich schon in der verschiedenern Ausbildung des körperlichen Gepräges der mongolischen Race kund gibt, entspricht zunächst ihrer Verbreitung über mehrere verschiedene Erdtheile, entspricht ihren Völkerzügen, ihrem Eingreifen in den Gang und die Gestaltung der Weltgeschichte. Diese Mannigfaltigkeit des körperlichen Gepräges ist bei ihnen zugleich gepaart mit einer größern Ungleichartigkeit der herrschenden Temperaments- und Charaktertöne; denn der in dumpfem Trübsinn befangene Mongole, der in der harten, beschränkenden Natur der inner-asiatischen Hochsteppen und der Polarwelt hauset, und der, welcher in die gemäßigten Gefilde Europas, in die paradiesischen Stromthäler Chinas hinabgestürmt, ist wesentlich ein anderer. Bei diesem ist die herrschende Temperaments-Stimmung seiner Race, wenn es nicht schon ursprünglich der Fall war, doch im Verlaufe der Zeiten mit anderen Elementen versetzt und verschmolzen worden, wie künftig an mehreren Beispielen klar gemacht werden soll.

---

[1]) Vergl. S. G. Morton in Frorieps Notizen, Bd. 34.

Am mannigfaltigsten ist jedoch die Verschmelzung der vier Haupt-Temperamentstypen in der indo-atlantischen Varietät, in der europäischen Menschheit zur Ausführung gekommen, und so wie diese Varietät in ihrer körperlichen Ausprägung den größten Reichthum an individuellen Formen zeigt, so findet sich in ihr auch die reichste Mannigfaltigkeit nationeller und individueller Charaktere. Dabei darf zugleich weniger an eine Gruppirung verschiedener Gepräge neben einander gedacht werden, etwa wie bei den malayischen Völkerschaften, sondern vielmehr an eine mehr oder weniger vollständige Verschmelzung und Durchdringung der einzelnen Temperaments-Richtungen, dergestalt jedoch, daß bald die eine, bald die andere, bald eine einzelne, bald die eine und die andere gleichmäßig den verschiedenen nationellen und individuellen Geprägen ihren Hauptausdruck, den vorwaltenden Typus verleiht. Und auf diese Weise trägt auch die Gesammtheit aller zu dieser Varietät gehörigen Völker ein vorherrschendes Charaktergepräge, und zwar wird dasselbe vorwaltend, doch nicht einseitig, von dem cholerischen Temperamente bestimmt. Die Wirkung desselben zeigt sich in der gestaltenden Thatkraft, welche der europäischen Menschheit inwohnt, und sich verkündigt in den tausendfältigen Einflüssen, welche sie auf die ganze Erde, auf die Schicksale der ganzen Menschheit ausübt, — in den tausendfältigen Richtungen, in welchen sich ihre Thätigkeit entwickelt, indem sie überall, so in den Gebieten des materiellen Daseyns, wie in den Regionen des Geistigen, rastlos, unermüdet nach immer neuen Gestaltungen, nach immer vollkommeneren Formen in der äußerlichen, nach immer reineren, höheren Anschauungen in der innern Welt ringt.

Dieser Drang nach Thätigkeit, nach Gestaltung in äußerlicher wie in innerlicher Richtung, welcher die indo-atlantische Menschheit selbst von den geförderteren mongolischen Völkern wesentlich unterscheidet, ist daher ein ganz anderer, als die rastlose, unstete, wilde Wirkungslust, welche sich, bei entschiedenerm Vorherrschen des cholerischen Temperaments, in den Malayen zeigt; er ist die Wirkung der durch die Beimischung der übrigen Temperaments-Richtungen zu einer harmonischen Abrundung ermäßigten Gestaltung des Charakters; er schließt gleichzeitig die Verzerrungen aus, welche das ausgesprochene Vorwalten einer der übrigen Haupt-Temperaments-Richtungen nothwendig hervorruft.

Wenn auf diese Weise eine höhere intellektuelle und moralische Ausbildung, ihrer günstigen körperlichen Ausprägung entsprechend, vorzugsweise, ja ausschließlich innerhalb dieser Varietät Wurzel geschlagen hat; — wenn das vornehmste Privilegium der Men-

schennatur, der göttliche Hauch des menschlichen Geistes, in dieser Race besonders lebendig und fruchtbar und intensiver zu wirken scheint, als in allen übrigen; — wenn sich daraus die Größe ihrer Verbreitungs-Sphäre und die Wichtigkeit des Einflusses erklärt, den sie durch zahlreiche, friedliche oder kriegerische, Wanderungen, durch die Werke der Hand wie des Kopfes auf geographische, wie auf historische Verhältnisse, auf die ganze Erde und die ganze Menschheit ausgeübt hat, und ferner ausübt: — so zeigt sich doch hier, wie überall, neben dem hellsten Lichte, auch der dunkelste Schatten; neben einer Geistesentfaltung, welche dem Menschen unmittelbar am Throne Gottes den Platz anweiset, eine thierische und lastervolle Entmenschung, wie sie in keiner der anderen Varietäten, auch nicht in den verwahrlosetesten Stämmen nachgewiesen werden kann, ja wie sie bei diesen schlechthin unmöglich ist.

Es ist indeß hier noch nicht der Ort, diese Gedankenreihe weiter zu verfolgen; es genüge, durch das Angeführte von Neuem auf die unendliche Mannigfaltigkeit der individuellen Ausprägung aufmerksam gemacht und dargethan zu haben, daß die Formen sowohl des körperlichen wie des geistigen Daseyns, wenngleich gewisse Hauptgruppen und Haupt-Typen unverkennbar sind, auf die mannigfachste und auf solche Weise ausgeprägt worden, daß zwischen allen denkbaren Kontrasten stets eine Menge von vermittelnden Uebergangsformen zu finden ist; — es genüge zugleich, in der indo-atlantischen Menschheit eine Mannigfaltigkeit individueller Gepräge angedeutet zu haben, welche in solchem Grade keiner andern menschlichen Varietät eigen ist, — eine Mannigfaltigkeit, welche die höhere, reichere, unabhängigere Organisation der kaukasischen Menschheit bedingt, — eine Mannigfaltigkeit, eine Organisation, durch welche sie an die Spitze des Geschlechts getreten, durch welche sie zur Herrschaft über die Erde und die Brudergeschlechter gelangt ist.

Viertes Kapitel.

Von der Einheit des Menschengeschlechts.

§. 23. Unzulänglichkeit historischer Beweismittel.

Eine Vergangenheit, für welche wir kein Maaß haben, verhüllt die Abstammung der Menschheit, und so wie dem einzelnen Menschen die lebendige Erinnerung an seine früheste Kindheit unwiederbringlich entschwunden ist, so auch dem ganzen Geschlechte.

Unsere ältesten Nachrichten, die wir in den heiligen Urkunden lesen, geben keine der wissenschaftlichen Forschung genügende Auskunft über die Verschiedenheiten, die wir hinsichtlich der körperlichen Ausprägung der Menschheit einzuräumen genöthigt sind. Aber sie stellen die Thatsache hin, daß Gott den Menschen schuf „Ihm zum Bilde", und insofern sie nirgend der Schöpfung verschiedener Menschengepräge Erwähnung thun, ist für den Gläubigen unmittelbar der Beweis gegeben, daß alle Menschen, alle Farben und Bildungen Einer Abstammung sind und Einer Gattung (species) angehören. Die Entstehung der heute thatsächlich vorhandenen sogenannten Racen-Verschiedenheit, die Spaltung des Einen, gemeinschaftlichen Urstammes in die beobachteten, scheinbar wesentlich geschiedenen Varietäten ist jedoch damit nicht erklärt, und alle Versuche, die von verschiedenen Seiten gemacht worden sind, um diese Erscheinung bald auf die eine, bald auf die andere Weise aus der Schrift, und namentlich aus dem Sündenfalle, der Nachkommenschaft Noahs und der Verfluchung Hams abzuleiten, haben viel mehr dazu gedient, die Unzulänglichkeit ihrer historischen Nachweise darzuthun, als das fragliche Faktum zu erklären. Denn aus dem Falle der Ureltern ist wohl die Entfremdung von dem ursprünglichen sündenlosen Zustande und eine geistige, nicht aber eine körperliche Entartung des Geschlechts, deren nirgend gedacht wird, — aus der Verfluchung Hams, den man zum Stammvater der Neger gemacht, allenfalls die geistige Versunkenheit dieser Varietät, aber eben so wenig ihre Schwärzung und körperliche Verbildung abzuleiten, — und die Annahme einer Abstammung der Menschheit, in ihren drei Haupt-Varietäten, von den drei Söhnen Noahs läßt die Amerikaner, Malayen und selbst die Mongolen ohne Stammvater, will man nicht — was das Plausible einer solchen Hypothese sofort vernichtet — zugleich annehmen, daß aus dem Samen Japhets kaukasische und mongolische Völkerschaften entsprossen sind, da Sems Nachkommenschaft sich doch, wie linguistische Gründe beweisen, bekanntlich nur auf einige wenige kaukasische Stämme beschränkt.

Die Abstammung der ganzen Menschheit von Einem Paare bedingt überdies nothwendig die allmählige Verbreitung des Menschen von einer bestimmten Urheimath aus über die ganze Erde. Die mosaische Erzählung läßt indeß über die Lage jener Urheimath manchen Zweifel zu, und noch unbestimmter äußert sie sich über den Ort, wo Noah nach der Sündfluth landete, und von welchem aus dann die Wiederbevölkerung der Erde begonnen hat. Ist es nun gleich aus vielen Gründen wohl gewiß, daß das Paradies in Inner-Asien zu suchen sey, wenngleich über die genauere Be-

stimmung seiner Lage die mannigfaltigsten Ansichten geäußert werden konnten; hat man sich gleich ziemlich allgemein zu der Annahme bewegen lassen, die Wiederbevölkerung der Erde sey vom Arrarat ausgegangen: so fehlt doch über die Art der Verbreitung jede historische Nachweisung. Noch räthselhafter aber ist es, wenn wir die Menschheit, seit dem Beginne der Geschichte, an den fernsten, durch Gebirge, Ströme, Wüsten und ungeheuere ozeanische Strecken von der Urheimath getrennten Enden der Erde in einem Zustande antreffen, welcher so weiten Wanderungen geradezu widerspricht; — wenn wir sie in den unwirthbarsten Gegenden wiederfinden, in Gegenden, deren Natur allem organischen Leben feindlich entgegentritt, während die Urheimath oder die erste Ansiedelung aus der Arche — mag man sie nun am Arrarat, am Kaukasus, auf dem Scheitel Hochasiens oder in den glücklichen Thälern von Kaschmir oder Armenien annehmen — jeder Lebensbedingung der Menschheit entsprach und ihr Daseyn erleichterte, so daß die Ursache jener merkwürdigen Zersprengung des Geschlechts als ein neues Räthsel und aus freiwilligen Wanderungen, für welche überdies kein historisches Zeugniß beigebracht werden kann, kaum erklärlich erscheint.

Zu dieser lokalen Zersprengung und Geschiedenheit kommt nun die eben so räthselhafte, scheinbar spezifische Zerspaltung der Menschheit, und man begreift, wie der schwache Menschengeist an der Enthüllung dieses doppelten Mysteriums verzweifeln, und lieber den Glauben auf das Wort, als das Vertrauen auf seine eigene Kraft aufopfern mochte; — wie daher, mit Verwerfung des biblischen Zeugnisses und mit der willkührlichen Erfinnung neuer Räthsel, die alten gelöst werden sollten, und wie die allersonderbarsten Hypothesen entstehen konnten, natürlich ohne in der Entscheidung der vorliegenden Frage glücklicher zu seyn.

Die Beantwortung derselben bedingt wesentlich zwei verschiedene Untersuchungen von sehr ungleicher Tragweite.

Wäre erstens durch die Erfahrung die gemeinsame Abstammung der gesammten Menschheit auch Denjenigen genügend darzuthun, denen das einfache Zeugniß der heiligen Schrift mythisch und unzulänglich erscheint, so würde damit auch ohne Weiteres die Einheit des Menschengeschlechts im physiologischen Sinne erwiesen seyn. —

Ist zweitens aber diese Einheit aus wissenschaftlichen Gründen nicht zu bezweifeln, so ist die gemeinsame Abstammung der ganzen Menschheit zwar wahrscheinlicher geworden, aber keineswegs auf zwingende Weise dargethan, da die schon erwähnte lokale Zersprengung des Geschlechts, noch mehr aber die unverwischbare typische Geschiedenheit der Racen immer noch ungelöste Räthsel

bleiben und dem fernern Zweifel an der Gemeinsamkeit der Abstammung Nahrung geben.

Auf den ersten Punkt hat unsere Gelehrsamkeit keine genügende Antwort. Die größten Forscher, sofern sie nicht, wie Cuvier, sich an dem einfachen Wort der heiligen Schrift genügen lassen, verzichten darauf, den Schleier zu heben, der den Uranfang unseres Geschlechts verhüllt; [1]) es ist ihnen die gemeinsame Abstammung desselben ein „dunkeles und vielbestrittenes Problem". — Auf dem historischen Wege gelangen sie daher auch eben so wenig zu der Ueberzeugung von der natürlichen Einartigkeit unseres Geschlechts. Desto unverdächtiger erscheint daher das dafür beigebrachte und auf naturwissenschaftliche Beweise gestützte Zeugniß, welches neuerdings von den hervorragendsten Stimmführern der Wissenschaft mit seltener Einmüthigkeit abgegeben wird. [2])

Wenn nun die Einheit der Spezies zwar als unzweifelhaft, die Gemeinschaftlichkeit der Abstammung demgemäß aber nur als möglich oder als wahrscheinlich zu betrachten ist: so scheint es dennoch nicht überflüssig, hiernächst in der Kürze die verschiedenen Versuche etwas näher zu beleuchten, welche gemacht worden sind, um einerseits die dunkele Thatsache der perennirenden Geschiedenheit der Racen zu erklären und andrerseits die Gemeinsamkeit ihrer Abstammung dem gemeinen Verstande denkbar zu machen.

§. 24. Unzulänglichkeit klimatischer Einflüsse für die Erklärung der Abartungen.

Den natürlichsten Ausweg für das Bestreben, die Abartung des Menschen zu erklären, nachdem man die Unzulänglichkeit der historischen Forschung erkannt hatte, schienen die klimatischen Verschiedenheiten und die unverkennbaren Einflüsse darzubieten, welche der Boden und die Atmosphäre, Licht, Wärme, Feuchtigkeit und andere weniger gekannte Agentien auf das Leben der ganzen organischen Schöpfung äußern. Nach einer oberflächlichen und unvollständigen Beobachtung schien namentlich die Hautfarbe genau mit der Temperatur zu korrespondiren. „Je größer die Hitze eines Landes," sagt Zimmermann, [3]) „desto tiefer gefärbt oder desto schwärzer ist der dort lebende Mensch; und so wie die Hitze sich

---

[1]) Vergl. Joh. Müller a. a. O. II. S. 774; — A. v. Humboldt, Kosmos, I. S. 378.

[2]) Vergl. Joh. Müller a. a. O. II. S. 773; — A. v. Humboldt a. a. O. I. S. 379; — Prichard a. a. O. I. Buch 2; — R. Wagner a. a. O. II. S. 349 ff. und dessen Zusatz zu Prichard's 2. Buch.

[3]) Geographische Geschichte des Menschen ꝛc. (Leipzig 1778), I. S. 77.

vermindert, verbleicht die Farbe 2c." Und Buffon und Blumenbach sind im Wesentlichen derselben, schon von den Alten behaupteten Meinung. Dabei ignorirte man indeß die bekanntesten geographischen Thatsachen. Man übersah, daß die Amerikaner durch alle Zonen, unter allen Breiten, fast dieselbe kupferrothe Farbe haben, daß die Polarvölker zum Theil dunkler gefärbt sind, als die in den gemäßigteren Himmelsstrichen lebenden Europäer, daß neben dem sammetschwarzen Neger der hellgefärbte Berber, neben dem dunkeln Negrito der bräunliche Malaye hauset, und daß der fast schwarze Neuholländer unter einer geographischen Breite gefunden wird, unter welcher, auf der nördlichen Hemisphäre, helle kaukasische Stämme wohnen; daß unter der äthiopischen Sonne hellfarbige Stämme, unter dem mildern Himmel der indischen Hochlande schwarze Völkerschaften leben u. s. w. Zwar kann der Einfluß der Temperatur auf die Färbung der Haut keineswegs ganz geleugnet werden; denn wir wissen, daß europäische Kolonisten in Afrika, daß jüdische Stämme in Habesch — obgleich diese letzteren einem Volke angehören, das vor allen durch ein zähes Festhalten an ursprünglichen Eigenthümlichkeiten sich auszeichnet — fast so dunkel gefärbt werden, als die Ureinwohner. Aber wir wissen auch, daß jene übersiedelten Stämme, trotz ihrer überraschenden Bräunung, dennoch niemals in wahre Neger umarten, daß, umgekehrt, die letzteren unter dem Aequator eben nicht die schwärzesten sind, daß sie unter allen Breiten Amerikas, durch zahlreiche Generationen, nicht nur ihre ursprüngliche Färbung, sondern auch alle ihre anderen Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, und daher auch wahrscheinlich auf ewig fortpflanzen werden; daß überhaupt Umbildungen von Individuen und Geschlechtern einer Race in eine andere niemals statt gefunden haben, sofern sie sich geschlechtlich fern von einander hielten, daß vielmehr die aus der Vermischung verschiedener Varietäten entstandenen und entstehenden Bastard-Familien, nach einer kurzen Reihe von Generationen, rein zum väterlichen oder mütterlichen Typus zurückarten. — Und was hiernach von der Hautfärbung und dem Einflusse der Temperatur auf diese gilt, das gilt auch von allen übrigen, die Abartung bestimmenden Eigenthümlichkeiten, so wie von allen durch das Klima bedingten Einflüssen. Ist die heißere oder kältere Sonne nicht hinreichend, um die Hautfarbe zu schwärzen oder zu bleichen, so läßt sich noch weit weniger der Causal-Zusammenhang zwischen dem Lokal-Klima und der Struktur des Knochenbaues und der Schädelform in allen Fällen nachweisen. Denn soweit unsere Geschichte reicht finden wir die breiten verkürzten Formen der Polarvölker unmittelbar neben den schlanken, hochgewachsenen Gestalten kaukasischer

Stämme, und der trübsinnige, blinzelnde Mongole wohnt seit vielen Jahrhunderten neben dem schönen, geistig bewegten Hindu, der Europäer neben dem Amerikaner, neben dem Neger, und dieser neben jenen beiden, ohne daß die gleichen klimatischen Einflüsse eine wesentliche Umartung des einen oder des andern Stammes, weder in der Farbe noch in der ganzen Ausprägung, hervorgebracht hätten.[1])

Wollte man daher die Abartung allein aus klimatischen Ursachen erklären, so war man genöthigt, wie denn auch geschehen,[2]) eine von der von uns beobachteten Wirkungsweise klimatischer Einflüsse ganz abweichende anzunehmen, und somit die Entstehung der Varietäten in eine Vorzeit zu versetzen, über die uns alle positiven Nachrichten fehlen. Auf solche Weise finden wir uns aber wieder auf dem Gebiete der Hypothesen, und eine auf diesem versuchte mühselige Lösung des Räthsels bringt uns nicht weiter, als wenn wir der einfachen Tradition der Schrift folgen.

§. 25. Möglichkeit der Abartung durch krankhafte Organisation und Isolirung.

Fast eben so alt, als der Versuch, die menschlichen Abartungen als Wirkungen klimatischer Einflüsse darzustellen, ist ein anderer, der häufig auch mit jenem verbunden worden ist.

Man hat an mehreren Thiergeschlechtern, besonders an den dem Menschen nahe stehenden Hausthieren und unter diesen vorzüglich am Hunde und Schweine, eine besondere Abartungsfähigkeit bemerkt; man sah, wie mit der Veränderung des Klimas, der Nahrung, der Pflege, der äußeren Lebensbedingungen überhaupt, neue vorher nicht vorhandene Spielarten entstanden, die sich dann, vermöge menschlicher Einwirkung, auf genetische Weise zu wahren Abarten erhoben, die in Farbe, Haarstruktur, selbst in dem sonst so beständigen Baue des Knochengerüstes und in der Bildung des Schädels größere Abweichungen zeigen, als sich zwischen den menschlichen Varietäten auffinden lassen, — dennoch aber ganz ohne Zweifel zu Einer Spezies gerechnet werden mußten.[3]) Nun lag der Schluß ganz nahe, daß auf solche Weise nicht nur alle

---

[1]) Zu vergl. A. de Humboldt, Relation historique etc. T. I. p. 498. ff. T. II. 572 ff.; — Prichard a. a. O. I. S. 261 ff., 279 ff. II. S. 354 — 369; — R. Wagner a. a. O. II. S. 235 ff.; — Joh. Müller a. a. O. II. S. 773.

[2]) Vergl. §. 27. dieses Abschnittes.

[3]) Ausführlicheres hierüber in R. Wagner's Naturgeschichte des Menschen, II. S. 233 ff. 247; — Prichard a. a. O. I. S. 288 ff. 394 ff.

Racen-Verschiedenheiten der Hausthiere, sondern auch der Menschen entstanden seyn möchten, — indem man unter diesen letzteren, selbst ohne Veränderung der äußeren Einflüsse, gewisse Umänderungen der Körperform beobachtet, welche ebenfalls oft scheinbar bedeutendere Verschiedenheiten darstellten, als zwischen den bekannten Varietäten statt finden. — Diese Umänderungen erschienen um so beachtenswerther, als sie zwar theilweise als Wirkungen des Klimas betrachtet werden konnten, zugleich aber in Mitten eines vollkommen wohlgestalteten Menschenschlages, ja einer aus ganz normal gebildeten Individuen bestehenden Familie auftauchten, und entweder erst nach einigen Generationen wieder verschwanden, oder auch fort und fort erhalten wurden.

Wenn wir die geringeren erblichen Abweichungen übergehen, die sich bei gewissen Familien in der abnormen Bildung einzelner Glieder, der Finger, der Zehen rc. zeigen: so erscheint dagegen der Kretinismus — der bekanntlich in vielen, sonst von vorherrschend wohlgeformten Menschen bewohnten Gebirgsthälern häufig ist, der bald in schwächerer, bald in stärkerer Ausbildung auftritt, und in seinem höchsten Grade den ganzen Organismus bis zur widerlichsten Verzerrung ergreift — als eine höchst auffallende Verbildung. Auf ihrer höchsten Stufe ist dann der ganze Knochenbau verkrüppelt, der Unterleib angeschwollen, der Kopf dick, die Gesichtsbildung thierisch, das Hirn klein, die Kiefern groß und der Hals durch einen ungeheuern Kropf entstellt: Merkmale, welche gewiß eine entschiedenere Abweichung und Abartung zu konstatiren scheinen, als alle die genannten eigenthümlichen Kennzeichen der verschiedenen Varietäten! — Seltener und minder gräßlich als die Kretins sind die sogenannten Albinos, Blafards oder Kakerlaken, die sich sowohl innerhalb der kaukasischen als der äthiopischen und — nach Blumenbach,[1] Prichard[2]) und Wagner — auch in jeder andern Varietät erzeugen, und sich durch eine auffallend bleiche Haut, weiße Haare, durch rothe Augäpfel (gleich denen der weißen Kaninchen) und durch eine längliche, nicht kreisrunde Pupille auszeichnen. — Noch seltener sind die sogenannten Schuppen- und Stachelschwein-Menschen, die in England gelebt, und sich fortgepflanzt haben sollen.[3]) Die Oberhaut der ersteren war mit kleinen, schwärzlichen Schuppen, die der letzteren mit warzenartigen, rothbraunen, steifen, bindfadendicken Auswüchsen dicht bedeckt, die bei der Berührung gleich Igelstacheln raschelten.

---

[1]) Beiträge zur Naturgeschichte, I.

[2]) Prichard a. a. O. I. S. 266 ff. 426 ff.

[3]) Neumann, Von der Natur des Menschen, I. S. 61; — Zimmermann a. a. O. I. S. 104.

Eben so gut, argumentirte man nun, als sich diese ganz abnormen Verbildungen freiwillig im Kreise normal gebildeter Stämme und Familien erzeugten und erzeugen, — eben so gut, als sie durch Generationen forterbten und forterben, könnten sich auch die abweichenden Formen der Varietäten, durch ein gleich seltsames Spiel der Natur, in vorhistorischen Zeiten erzeugt und, begünstigt durch freiwillige oder gezwungene Absonderung von den übrigen Menschen, in Lokalen, welche der Festhaltung solcher Verbildungen zusagten, bis jetzt erhalten und durch die Dauer von Jahrtausenden eine solche Stabilität erlangt haben, daß nun die freiwillige Zurückveränderung in den Urtypus unmöglich geworden sey, so wie die auf ähnliche Art entstandenen verschiedenen Racen der Hunde und Schweine sich, sofern sie geschlechtlich getrennt bleiben, rein und unverändert, innerhalb der Grenzen ihrer Abartung erhalten, so daß z. B. Pudel immer nur wieder Pudel, Dachshunde nur Dachshunde, Doggen nur Doggen erzeugen und so fort, obgleich jetzt alle diese Abarten in denselben Lokalen, unter denselben Lebensbedingungen, neben einander leben und fortgezeugt werden.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß eine solche Erklärungsweise auf den ersten Anblick hinzureichen scheint, um das schwierige Problem der Racen-Verschiedenheit völlig zu lösen; allein leider erweiset sie sich, bei näherer Betrachtung, ebenfalls nicht stichhaltig.

Zuerst nämlich vergißt man dabei, daß die angeführten menschlichen Verbildungen krankhafte Ausartungen und Mißbildungen sind, und schon darum nicht als Spiel- oder Abarten betrachtet werden können. Der Kretin ist, in der höchsten Ausbildung seiner Krankheit, ein vollkommen blödsinniges, in seinen Neigungen und Trieben durchaus thierisches Geschöpf, das zwar Fortpflanzungsfähigkeit besitzen und seine Gebrechen auf die Nachkommenschaft vererben soll, dennoch aber zum Stammvater einer neuen Varietät schon darum ganz untauglich ist, weil seine Vernunftlosigkeit, sein Blödsinn, seine Gebrechlichkeit ihn unfähig machen, sich und seine Familie gegen die feindlichen Einflüsse der Natur zu schützen; sein Daseyn ist vielmehr überhaupt nur neben normal organisirten Menschen und vermöge ihrer Pflege und Fürsorge möglich und denkbar. Und wenn der Kretinismus sich dessenungeachtet, in gewissen Gegenden, fort und fort erhält, so geschieht es weniger auf genetische Weise, als vielmehr durch die krankhafte Disposition, welche die Oertlichkeit, auf freilich unerklärbare Weise, den Nachkommen ganz gesunder Paare, ja selbst den Hausthieren, namentlich den Hunden, einverleibt. — Die Krankheit des Albino (die

Leukose oder Weißsucht), eben so unheilbar als die vorige, ist weniger an gewisse Oertlichkeiten, als an bestimmte Familien, auch nicht blos an die menschliche Natur, sondern eben so auch an die thierische geknüpft. Weißgeborene Pferde, weiße Hunde, Mäuse, Kaninchen 2c. mit sogenannten Glasaugen sollen, nach der Meinung geachteter Naturforscher,[1]) an derselben Krankheit leiden, die, gleich der Blausucht und der bekanntern Gelbsucht, in der abnormen und mangelhaften Absonderung der die Haut färbenden Stoffe ihren Grund hat. Eine solche krankhafte Organisation ist nun zwar in einigen Familien erblich, doch nicht auf die Weise, daß alle zu derselben gehörenden Individuen von derselben ergriffen, oder daß die Nachkommen des Albino stets wiederum von der Weißsucht befallen würden. — Ueber die anderen erwähnten Mißbildungen fehlen wahrscheinlich ganz befriedigende Beobachtungen; daß sie indeß eben Mißbildungen waren und daher ebenfalls auf einer krankhaften Organisation beruhten, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, und es war daher von vorn herein anzunehmen, daß sie, wie alle erblichen Krankheiten, entweder nach einigen Zeugungen verschwinden, d. h. in die normale Bildung zurückarten, oder mit dem Aussterben der damit befallenen Familie endigen mußten. — Welches aber der Erfolg gewesen seyn würde, wenn solche Individuen isolirt und auf die Paarung mit gleich verbildeten Personen beschränkt worden wären, das läßt sich schwerlich von vorn herein mit Sicherheit bestimmen, und es ist daher auch nicht ganz wegzuleugnen, daß überhaupt auf solche Weise, in geeigneten, die Forterbung derselben Organisations-Verstimmung begünstigenden Lokalen, die Entstehung neuer Varietäten möglich wäre, wiewohl eine solche Möglichkeit sich eben auf keine bestimmte Erfahrung stützt, im Gegentheil, durch Analogie, zur Unwahrscheinlichkeit wird, und eben deshalb zur Erklärung der vorhandenen Abartungen nicht füglich benutzt werden kann.

Will man sich hierbei auf das Beispiel der Hausthiere und namentlich auf die merkwürdige Abartung derselben stützen: so ist es erstens noch gar nicht erwiesen und historisch bestätigt, daß in unseren Tagen wirklich neue Varietäten derselben entstanden sind, denn was man für Varietäten, für wahre Abarten genommen, sind nur Spiel- und Bastard-Arten, d. h. es sind entweder solche Umänderungen der Organisation erzeugt worden, welche nur an einzelnen Individuen oder auch durch mehrere Zeugungen, immer aber nur vorübergehend, bemerkt wurden,

---

[1]) Blumenbach, Beiträge 2c. I.; — Prichard, a. a. O. I. S. 395 ff. 426 ff.

oder solche, welche aus der Vermischung bereits vorhandener Varietäten entstanden sind, folglich Bastard-Arten, nicht aber wahre Abarten bilden; zweitens aber darf man dabei nicht vergessen, daß nicht alle Gattungen von Geschöpfen eine gleiche Abänderungsfähigkeit besitzen. Es ist ein allgemeines Naturgesetz: „je vollkommener die Pflanze, das Thier organisirt ist, je mehr die Organe in einer Gattung gesondert erscheinen, je enger und bestimmter der Gattungs-Typus sich ausspricht, desto mehr erhebt sich der eigene innere Lebensgrund über alle Außeneinflüsse, desto schwächer ist daher die Disposition zur Abartung." Man verfährt daher mindestens voreilig, wenn nicht geradezu naturwidrig, wenn man die große Abartungsfähigkeit unserer Hunde und Schweine auf die Menschheit überträgt und daraus ihre Zerspaltung in verschiedene Varietäten zu erklären versucht. — Außerdem aber vergißt oder übersieht man, daß die menschlichen Racen-Merkmale perenniren, während die aus Verbildung oder Verkümmerung entstandenen Eigenthümlichkeiten vorübergehend sind.

Wenngleich eigentlich nicht hierher gehörig, soll hier doch, der Vollständigkeit halber, noch einer andern Meinung gedacht werden, die übrigens von vorn herein nur auf den Titel einer Vermuthung Anspruch machen konnte.

Linné stellte in seinem „Natursystem" eine wilde Menschen-Race (homo sapiens ferus) auf, von welcher dann, wie er meinte, die übrigen Varietäten, etwa wie die Hundearten vom Wolfe oder Schakal, durch Kultur entstanden seyn möchten. Die Existenz solcher wilden Menschen-Race sollte durch die Auffindung einiger Individuen bestätigt werden, von denen erzählt wurde, daß sie, gleich den Thieren des Waldes, auf allen Vieren gelaufen seyen, sich wie jene von Wurzeln und Kräutern oder auch von rohem Fisch oder Fleisch genährt hätten, ohne Sprache und ohne Kleidung, statt der letztern aber mit Haaren auf der schwärzlichen Haut bedeckt gewesen seyen u. a. m.

Allein abgesehen von der zu Tage liegenden Unmöglichkeit, daß alle übrigen Varietäten von dieser wilden „durch Kultur" hätten entstehen können, weil ja diese nicht früher wirken konnte, als sie vorhanden war: so zeigte es sich auch, daß die Beispiele, auf die man sich stützte, am Ende gar nichts bewiesen, als daß einige Eltern ruchlos oder unglücklich genug gewesen waren, Kinder in der Wildniß zu verlieren, daß diese der Einsamkeit und der Gesellschaft der Thiere überlassenen Wesen Lebenskraft genug gehabt hatten, um alle feindseligen Natureinflüsse zu überleben, und Nachahmungsfähigkeit genug, um die Gewohnheiten ihrer thierischen Gesellschafter anzunehmen; es zeigte sich, daß sie, nachdem sie ge-

reinigt, weder schwärzlich noch haarig waren, und daß diejenigen unter ihnen, welche die Veränderung der Lebensweise überdauerten, alle menschlichen Gewohnheiten und selbst die Sprache sich aneigneten, sofern sie nicht stumm geboren waren, wie der sogenannte wilde Peter von Hameln.[1])

Diese Beispiele sprechen im Gegentheil in gewissem Grade gegen die Abänderungsfähigkeit des Menschen in der gegenwärtigen Zeitperiode. Denn so wie jeder Organismus, nach den Perioden seines Werdens und Wachsens, die verschiedenen Stufen der Naturreiche durchgeht, und während seines Verweilens auf den niederen, in der Kindheit, viel größere Abartungs-Disposition hat, als auf den höheren: so hätte es auch nicht befremden können, wenn jene Kinder ganz wesentliche und intensive Abänderungen der Organisation erfahren hätten. Daß dies aber dessen ungeachtet und trotz ihrer Isolirung nicht der Fall war, macht es sehr unwahrscheinlich, daß die Einflüsse der Natur und Lebensweise heute noch solche Abänderungen des Organismus hervorrufen können, welche die Abartung begründen.

Aber noch eine andere Folgerung lassen diese Beispiele zu. Wenn jene unglücklichen Kinder, so weit es ihr menschlicher Organismus irgend zuließ, den Gang, den Brauch, die Nahrungs- und Lebensweise der sie umgebenden Thierwelt nachgeahmt und keine höhere geistige Fähigkeit entwickelt haben: so kann man füglich fragen, ob es denkbar sey, daß solche wilde Menschenthiere, wie Linné und andere Gelehrte gemeint, die Stammeltern eines mehr oder weniger geistig angeregten, die Nähe Gottes fühlenden und verkündigenden Geschlechts werden konnten. — Und wenn dies verneint werden muß, welche Wahrscheinlichkeit hat dann noch die Meinung Derjenigen, welche jener Hypothese gemäß wähnen, daß die Völker sich mit mehr oder weniger Erfolg jenem vermeintlich primitiven Zustande der Thierheit entrungen und auf verschiedene Stufen von Entwilderung erhoben hätten? — Beweisen jene Beispiele nicht vielmehr mit Evidenz, daß der Stammvater unsers Geschlechts nicht ohne eine geistige Mitgift in die ihm unterthänige Welt gesetzt werden konnte, eine Mitgift, welche die Nachkommen hier mehr oder weniger verloren, dort auf die eine oder die andere Weise benutzt und ausgebeutet haben? —

§. 26. Psychologischer Erklärungsversuch der Racen-Verschiedenheit.

Nach dieser kurzen Digression zu der besprochenen Materie zurückkehrend, bleibt noch über einen neuern, eine tiefere Auffassungs-

---

[1]) Näheres über diese Unglücklichen in Blumenbach's Beiträgen ꝛc. II.

weise des Gegenstandes bezeugenden Versuch zu berichten, um die Entstehung der menschlichen Varietäten noch auf eine andere, den Worten der heiligen Schrift mehr entsprechende Weise zu erklären. Er gründet sich auf die beobachtete Uebereinstimmung der vorherrschenden Seelenstimmungen mit der körperlichen Bildung, und auf die erwähnte Verschiedenheit der vorherrschenden Temperaments-Richtungen in den verschiedenen Varietäten. Man nahm den Faden auf, wo man ihn fand, in den nächsten Kreisen, und suchte seinem Fortlauf in die erweiterten Gemeinschaften der Menschheit und bis in ihre frühesten Anfänge hinauf nachzuspüren. — Man hatte beobachtet, daß Menschen, welche ein inniges Seelenband, gleiche Neigungen, gleiches Streben, gleiche Interessen, z. B. in der Ehe oder in der Freundschaft, länger verknüpft, auch mit der Zeit eine gewisse physiognomische Aehnlichkeit erlangen; ebenso waren gewisse Familienähnlichkeiten, nicht nur des Körpers, sondern auch des Geistes, nicht zu verkennen; ferner fand sich die bereits erwähnte Korrespondenz zwischen nationeller Körperbildung und volksthümlicher Geistesrichtung; endlich sogar, daß der körperlichen Ausprägung der einzelnen Varietäten auch gewisse Temperaments-Richtungen vorzugsweise entsprächen. Und nun schien es ganz natürlich, anzunehmen, wie bei einer vollständigen, so lokalen als sozialen Isolirung und Abschließung eines in sich, d. h. in allen seinen Individuen bereits geistig und körperlich ähnlich gebildeten Familienstammes sich auch eine vorherrschende Richtung der Seele und damit auch eine bestimmte Ausprägung der Leiblichkeit entwickeln müsse, dergestalt, daß sich am Ende gewisse Eigenthümlichkeiten und Formen zum fixirten, unauslöschlichen Typus erhoben hätten. Auf eine solche Weise, meinte man, sey dann nicht nur die allmählige körperliche Abartung, sondern zugleich auch die geistige Ausprägung der Varietäten und ebenso die zwischen beiden beobachtete Korrespondenz genügend erklärt. Gleichzeitig schien diese Ausdeutung auch auf eine ungezwungene Weise mit der Genesis vereinbar, ja gewissermaßen durch dieselbe gegeben zu sein. Denn so wie mit dem Falle der ersten Eltern und mit der dadurch bewirkten Unterordnung derselben unter die bedrohlichen Gewalten der Natur eine Entfremdung von Gott — die erste geistige Abartung, die die Tendenz zu allen übrigen und späteren in sich trug — nothwendig verknüpft war, so war auch in der fernern Geschichte des jungen Geschlechts eine weitere und weitere Entfremdung von dem göttlichen Urquell und dem ersten schuldlosen Zustande deutlicher und deutlicher zu erkennen in der Entartung einzelner Familien und Geschlechter, die dann in unhistorischem Dunkel verschwinden, um spät erst und später wieder daraus hervorzutauchen, — während

andere, die heiligen Traditionen und somit das Bewußtseyn ihres göttlichen Ursprungs treuer bewahrend, sich sogar eines Bundes und unmittelbaren Verkehrs mit dem Schöpfer rühmen, und endlich, nach Jahrtausenden, als auch sie, durch die Macht der ererbten Sündhaftigkeit, mehr und mehr entarten und versinken, noch die Gründung eines in ihrer Mitte gestifteten neuen Bundes und die Morgenröthe einer neuen Weltordnung aufdämmern sehen.

Dieser, vorzugsweise von Steffens und Schubert vertretenen Erklärungsweise steht jedoch Manches entgegen. Sie erklärt, aber etwas anderes, nicht die physische Abartung.

Zwar kann nicht geleugnet werden, daß die einseitige Verfolgung einer unveränderlichen Richtung das geistige Element im Menschen schwächt; daß lokale und soziale Isolirung jederzeit mit einer größern geistigen Versunkenheit gepaart ist, in welcher die Seele mit der umgebenden Natur so fest verwächst, daß eine fast absolute Unfähigkeit entsteht, sich selbst der Macht der gewohnten und allein geläufigen Richtung und Thätigkeit zu entziehen, und neue Pfade einzuschlagen, neue Bildungskeime aufzunehmen und zu pflegen. Und eben so gewiß ist es, daß solche geistige Einseitigkeit, welche den Individualisations-Drang beschränkt, daß solche lokale Absonderung, welche die Einwirkung und Einmischung fremder Individualität nicht mehr gestattet, ohne Zweifel dem Körperlichen ihren Stempel aufdrückt, woraus sich dann die unheimliche und thierische Aehnlichkeit der Physiognomieen erklärt, welche bei natürlich oder künstlich isolirten Stämmen und Völkerschaften häufig beobachtet wurde. Es muß selbst eingeräumt werden, daß dieser psychische Einfluß die Körperlichkeit mächtiger und in wesentlicheren Punkten ergreift, als der klimatische; daß man sehr häufig mit Unrecht dem letztern zugeschrieben hat, was eine Wirkung des erstern ist. — Wenn wir aber die Erfahrung befragen, so wird dadurch allerdings die körperliche Verzerrung und Verbildung, aber nur in den Grenzen Einer und derselben Varietät bedingt; die vorhandene und bleibende, unveränderliche und durch keinerlei Einfluß umzugestaltende Verschiedenheit, welche die Abartung bestimmt, wird aber dadurch keineswegs erklärt, wenn man nicht, ohne Beweis, zugleich annehmen will, daß jene Ursache in einer unbekannten Vorzeit anders, intensiver und nachhaltiger gewirkt habe, als heute. Denn soll die körperliche Abartung aus geistiger Entartung entstanden sein, so muß auch die Zurückartung des Leibes durch geistige Förderung möglich sein. Aber die Erfahrung hat uns bis jetzt über einen solchen Vorgang nichts Ausreichendes mitzutheilen; wir sehen im Gegentheil, daß der geistige Hebel wohl über die Veredelung des Körpers inner der

Grenzen Einer Varietät etwas vermag, aber über diese hinaus reicht seine Wirksamkeit nicht.

Man mag daher wohl mit Glück die Verschiedenheit der geistigen Entwickelung aus der größern oder geringern Isolirung, — die physiognomische und körperliche Uebereinstimmung und Aehnlichkeit der Familien, Stämme und Völker Einer Race aus den vorherrschenden, durch die größere oder geringere Abschließung bald einseitiger, bald mannigfaltiger entwickelten Geistesrichtungen erklären: allein die körperlichen Abartungen bleiben so räthselhaft, als zuvor.

Dieser ganze Erklärungsversuch hat daher im Wesentlichen nichts anderes zu Tage gefördert, als die Vermuthung einer einst vielleicht intensiver und energischer statt gehabten Einwirkungsweise des Psychischen auf das Physische: eine Vermuthung, die höchstens durch die Beobachtung der jedem individuellen Organismus in der Periode der Jugend beiwohnenden größern Abartungsfähigkeit eine unsichere Stütze erhält. Auch kann man noch anführen, daß unsere Erfahrung weder in historischer noch in geographischer Beziehung ausgebreitet genug sey, um aus ihr die Unmöglichkeit der Einwirkung des Psychischen auf die Umänderung der Varietät ableiten zu können. Es verhilft jedoch, hier wie überall, die Unzulänglichkeit eines Gegenbeweises, noch keineswegs zum Beweise; sie vermag daher auch eben so wenig eine Vermuthung zur Gewißheit zu erheben.

§. 27. Geologische Erklärungsversuche.

„Die Fackel der Geschichte leuchtet erst eine kurze Spanne Zeit über einem beschränkten Raum; ihr Glanz erlischt in dem matten Schimmer der Sage, der sich in das unendliche Dunkel einer grauen Vorzeit verliert, über die wir nur Ahnungen haben. Zwischen dem Lichtblick des kurzen Jetzt und dem unübersehbaren Düster eines unermeßlichen Ehemals gähnt eine finstere, unüberschreitbare Kluft, jenseit welcher der ahnende Blick nur in dem bleichen Schimmer, der von dem anglimmenden Lämpchen einer neugeborenen Wissenschaft ausgeht, dämmernde Umrisse einer uralten Welt zu erkennen vermag, die mit denen der jetzigen nur in den allgemeinsten Formen übereinzustimmen scheinen.“ [1]) — Wir wissen den Zeitpunkt der beginnenden Sagengeschichte nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die biblische Schöpfungsgeschichte viel weiter hinaufgerückt werden muß, als durch die

---

[1]) Vergl. „die Menschen-Racen“ in der deutschen Vierteljahrsschrift, Jahrg. 1838.

gangbare Annahme geschieht. Wie weit? Das wird vielleicht niemals genügend ermittelt werden. — Aber ein altes, kaum lesbares Urkundenbuch, welches die Forschung in unzusammenhängenden Fragmenten aus dem Schooße der Erde, aus den Spalten ihrer Felsen und Gebirge hervorgegraben hat, erzählt von einer untergegangenen organischen Schöpfung zahlreicher, theilweise riesenhafter Thiergeschlechter, die wie es scheint nur in wenigen Arten den heutigen angereiht werden können. — Die wahrscheinlich erst zum geringern Theile aufgefundenen Reste dieser Schöpfung verkündigen eine dunkele Vorgeschichte der Erde, — und wie sie das Ende eines verschwundenen Weltalters bezeichnen, so deutet unsere nicht minder dunkele Sagengeschichte auf den Beginn eines neuen hin. Zwischen jenem Ende und diesem Anfange aber liegt jene für jede historische Forschung unüberschreitbare Kluft, und vergebens werfen wir Alles hinein, was die scharfsinnigste Kombination erdachte, vergebens tragen wir den ganzen Vorrath unseres dürftigen hypothetischen Baumaterials herzu: jene Kluft bleibt unausgefüllt; keine Brücke, kein Steg führt noch hinüber. — In diesem unerforschlichen Abgrunde, in welchem die räthselhaften Anfänge der dunkeln Urgeschichte unsers Geschlechts ruhen, sind wahrscheinlich auch die geheimnißvollen Ursachen verborgen, welche die verwirrende Mannigfaltigkeit jener Formen und Typen ausprägen sollten, die sich beim Beginne der hellern historischen Periode bereits in ihrer ganzen Deutlichkeit und Unwandelbarkeit vorfinden. — Wie unendlich gering ist daher die Aussicht, eine Erscheinung zu erklären, deren Ursachen der Schöpfer mit einem undurchdringlichen Schleier vor dem blöden Auge des Geschöpfes, vielleicht für ewig, verhüllt hat!

Wir haben dennoch über einige Kombinationen zu berichten, welche, indem sie die historische Forschung an die Resultate der geologischen knüpfen, vielleicht den einzigen bisher noch nicht betretenen Weg einschlagen, um das Problem der Abartung, wenn auch nicht zu erklären, so doch begreiflicher zu machen.

Es ist vorzüglich über zwei solche Versuche zu berichten. Der ältere unter ihnen, der neuerdings von D'Omalius d'Halloy wieder aufgenommen worden, schließt sich an die klimatische Erklärungsweise an, indem er die Anfänge der Racen-Verschiedenheit in eine unbekannte Vorzeit versetzt, und sie hier aus klimatischen, aber von den heute beobachteten, ganz abweichenden Verhältnissen entstehen läßt.

Es scheint allerdings, nach den neueren geologischen Forschungen, außer Zweifel zu seyn, daß die klimatischen Verhältnisse der Erde allerdings einst wesentlich von den gegenwärtigen ver-

schieden waren; daß der Planet ehemals unter allen Breiten viel höhere und gleichmäßigere Wärmegrade und somit auch auf seiner Oberfläche eine ganz anders gestaltete organische Welt entwickelte; — daß namentlich die Vertheilung der verschiedenen Thier- und Pflanzenformen eine ganz andere, durchaus gleichmäßigere gewesen sey, als die heutige, so daß Thierarten, welche jetzt nur unter dem Schutze tropischer Natur gedeihen, damals mit solchen, welche heute die dürftige Staffage arktischer Landschaften bilden, in Einer Heimath neben einander leben konnten.

Unzählige, in den sogenannten jüngeren Gebirgsarten und Bodenschichten, namentlich nördlicher Gegenden, aufgefundene Abdrücke und Knochenreste zahlreicher, von den jetzt noch vorhandenen im Art- und Gattungs-Charakter häufig abweichender, nicht selten kolossaler Thier- und Pflanzengeschlechter bestätigen jene Ansicht, und verkünden den Untergang einer ganzen, ja, nach der allgemeinern Annahme, vielleicht mehrerer, auf einander folgender Schöpfungen. Zugleich sagt uns der aus polarischem Eise, an den Ufern der Lena hervorgegrabene und selbst in allen seinen weichen Theilen, sogar in Fleisch und Haar, wohlerhaltene Leichnam eines sogenannten urweltlichen Elephanten (Mammuth) — und andere Erscheinungen bestätigen es, — daß eine plötzliche Katastrophe jene Schöpfung vernichtet und den klimatischen Verhältnissen der Erde eine andere, die heutige Gestalt gegeben haben müsse. Ob übrigens jene Katastrophe mit der mosaischen Sündfluth identisch sey, mag vorläufig auf sich beruhen. Nach dem Wortsinne der biblischen Erzählung könnte man veranlaßt sein, solches zu bezweifeln. — In jener Vorzeit, meint man nun, als noch Elephanten und Nashörner in der Nähe des Pols unter Palmen weideten, habe auch der Mensch unter allen Breiten ein gedeihliches, von der Natur unbedrängtes Daseyn gefunden, und damit sey seine Verbreitung über alle Zonen hinlänglich erklärt, während man sonst nicht wohl begreifen könne, welche Ursachen ihn bewogen haben sollten, sich zwischen Schnee und ewigem Eise, unter Noth und Gefahren anzusiedeln. — In jener Vorzeit, meint man ferner, habe die höhere Wärme, hätten alle übrigen intensiver wirkenden Einflüsse des Klimas auch die Kraft gehabt, nicht nur des Menschen Haut zu schwärzen und zu bräunen, sondern auch den Bau seines Schädels, seiner Glieder bald so, bald anders zu gestalten, und jene mannigfaltigen Typen auszuprägen, welche wir heute in den verschiedenen Varietäten beobachten. Als dann jene Katastrophe eingetreten, welche die organische Schöpfung bis auf wenige härtere Geschlechter vernichtet, und welche der Mensch, vermöge seiner glücklichen Organisation, überdauert habe: da seyen auch

einerseits jene Farben und Formen, welche die schwächeren Einflüsse der neugestalteten, mattern Natur nicht mehr zurück zu verändern fähig geblieben, in festen, unwandelbaren Typen für ewig fixirt worden, während andrerseits die in isolirten, in polarischen Lokalen von jener Katastrophe überraschten Stämme, durch die aus der neuen Naturgestaltung erwachsene Noth, Gefahr und lokale Sonderung, verhindert worden seyen, in anderen Ländern eine neue Heimath zu suchen.

Man erkennt auf den ersten Blick die Schwäche dieses Versuches, die räthselhafte Spaltung und die fast eben so unbegreifliche Verbreitung der Menschheit zu erklären. Nach der geologischen Grundlage, auf welche er fußt, sollen Klima und Schöpfung jener Urzeit gleichmäßiger und einartiger gewesen seyn, als heute, was auch unbedenklich zugegeben werden kann. War dies aber der Fall, wie ist es damit zu vereinigen, daß die unter allen Breiten gleichmäßige, oder fast gleichmäßige Temperatur hier den Menschen schwärzte, ihn dort bräunte oder bleich ließ; daß sein Gesicht hier zur breiten, thierischen Ungestalt verzerrt, dort in edle, ausdrucksvolle Formen geprägt wurde? Waren etwa in jener Urzeit noch andere Lebensreize und Lebensmedien thätig, als Licht, Luft, Wärme u. s. w.? — Wir wissen es nicht! Und damit sehen wir uns wieder auf dem weiten Blachfelde der Vermuthung, auf welchem jeder sichere Führer fehlt, — und wir begreifen, daß dadurch allein das vorliegende Problem nicht gelöst werden könne.

Doch wenn man selbst eine solche Wirksamkeit unbekannter Agentien annehmen will, so erhebt sich noch von einer andern Seite her, aus dem Gebiete eben jener geologischen Forschungen, aus denen der ganze Erklärungs-Apparat entnommen, eine andere laute, zweifelnde Stimme mit dem gewichtigen Einwurfe, daß der Mensch in jener Urzeit noch gar nicht existirt haben könne, weil man, so zahlreich auch die aufgefundenen fossilen Reste urweltlicher Thiere, doch noch niemals wirklich fossile Menschenknochen gefunden habe; daß daher die Entstehung der Racen-Verschiedenheit auch in dem gegenwärtigen Weltalter zu suchen, und eben so die mosaische Sündfluth und die Schöpfungsgeschichte in dieses zu verlegen seyn dürfte.

Die Erwägung dieses Einwurfes steht, wie man gleich sehen wird, in genauem Zusammenhange mit dem zweiten der auf geologischen Grundlagen gemachten Erklärungsversuche, weshalb wir unmittelbar zur Entwickelung desselben übergehen.

Auch dieser stellt nämlich die Annahme voran, daß das Alter des Menschengeschlechts über die gegenwärtige Weltperiode hinausreiche, und daß seine Wiege neben jenen verschwundenen Geschlech-

tern gestanden habe, deren Reste wir in den Höhlen und Lagern der Gebirge aufgefunden haben. — Wenngleich man nun freilich bisher sogenannte fossile Menschenknochen nur unter solchen Umständen gefunden hat, welche es zweifelhaft, theilweise sogar unwahrscheinlich machen, daß sie der ante-diluvianischen Weltperiode angehören: so ist dieser Punkt doch keineswegs in allen Fällen genügend aufgehellt worden. Sodann kann aber auch das bisherige Nichtauffinden unzweifelhaft fossiler Menschenknochen eben sowohl in der Beschränktheit unserer Forschungen, als in der Nichtexistenz solcher Reste seinen Grund haben.[1]) Und wenn dies nicht in Abrede gestellt werden kann, so bleibt auch die Möglichkeit vorhanden, die Entstehung des Menschen in jener ante-diluvianischen Periode zu suchen, welche nach der andern Meinung, noch ohne ihn gewesen seyn soll. Zugleich muß man ihn dann, ohne Frage, demselben Naturgesetze unterwerfen, welches die ganze übrige organische Welt zu beherrschen scheint. Dieses Gesetz drückt Spring so aus: „Was in einem frühern Weltalter und nach den Lebensmedien desselben Abart war, ist in einem folgenden Art geworden; was hier Art war, ist, durch das Auftreten neuer Bedingungen der Abänderung, in unserer Periode Gattung geworden." Und dem ganz gemäß kann man dann auch, umgekehrt schließend, hinzusetzen: „was heute in Abarten zerfällt, ist in einem frühern Weltalter Eins gewesen."

Es kommt aber nun darauf an, die Wahrheit jenes Gesetzes nachzuweisen. — Hierzu ist vor Allem erforderlich, daß man darthue, die jetzige Schöpfung stamme in gerader Linie von jener untergegangenen ab, was freilich mit den gemachten Beobachtungen nicht vereinbar zu seyn scheint. — Nach Cuvier sind bekanntlich, unter den bisher aufgefundenen 150 verschiedenen fossilen Säugethier-Spezies, sechszig, welche durchaus unbekannten, d. h. jetzt gar nicht mehr vorhandenen Gattungen (genera) angehören, und unter den übrigen — die zwar zu bekannten Gattungen zu rechnen, aber innerhalb derselben besondere, in der Jetztzeit nur theilweise vorhandene Spezies bilden — zählt man nur eilf oder zwölf, die mit noch lebenden Arten identisch sind. Dazu kommt, daß diese letzteren meist nur in den jüngsten, aufgeschwemmten Landgebilden, an Flußufern, in Torfmooren ꝛc., überhaupt gewöhnlich nur in solchen Lagern angetroffen wurden, welche keine Reste von Meergeschöpfen enthalten, so daß es zweifelhaft bleibt, ob sie von jener

[1]) Man vergl. über diesen Punkt: Kutorga, Einige Worte gegen die stufenweise Entstehung der organischen Wesen der Erde. Bonn 1839.

ältern Katastrophe mit berührt wurden, ob sie vor derselben da waren. — Folgert man nun hieraus, daß die urweltlichen Schöpfungen ganz andere, meist kolossalere Gebilde aufzuweisen hatten, als die gegenwärtige, so könnte man es auch nur wahrscheinlich finden, daß ihnen der Mensch entweder ganz oder doch in seinem heutigen spezifischen Charakter gefehlt haben müsse.

Dieser Schluß scheint indeß mindestens voreilig zu seyn. Wäre er richtig, wäre die ganze organische Welt jener ante-diluvianischen Periode vernichtet worden, so würde man auch zu der Annahme verschiedener successiver Schöpfungen, totaler Erneuerungen der Organismen, frischer Besamungen mit Keimen u. s. w. genöthigt seyn. — Allein es ist viel wahrscheinlicher, ja fast gewiß, daß ein unmittelbares Band der Zeugung die heutige Schöpfung mit der untergegangenen verknüpfe. Denn unter den von Cuvier aufgezählten 150 fossilen Säugethieren zählt man 90 Arten, welche, dem Gattungs-Charakter nach, der heutigen Schöpfung angehören, und aus dem tiefern Verständniß des Baues dieser wie der übrigen scheint sich zu ergeben, daß viele von ihnen nur deswegen ausgestorben seyen, weil sie, als ganz spezifische Organismen, nur unter gewissen, höchst beschränkten klimatischen und Bodenverhältnissen existiren konnten, wie dies auch von einigen Geschlechtern der heutigen Schöpfung (z. B. dem Proteus der Adelsberger Höhle) behauptet werden kann. Ferner ist ein solches Aussterben in unserer Weltperiode ebenfalls nicht ohne Beispiel, wie die Dronte (Didus) der Mascarenen darthut, welche noch im siebenzehnten Jahrhundert dort und nur dort lebte, während dieser sonderbare Vogel jetzt und schon seit mehr als hundert Jahren aus dem Kreise der Schöpfung verschwunden ist. — Aehnliches gilt höchst wahrscheinlich von den anderen flügellosen, zum Theil gigantischen Vögeln der malayischen Inselwelt, deren fossile und halbfossile Reste neuerdings auf Neu-Seeland u. s. w. gefunden wurden. Wenn einer dieser Vögel (Notornis), den man bisher nur aus Knochenresten kannte und deshalb für ante-diluvianisch oder doch für ausgestorben halten durfte, ganz neuerlich lebend, wiewohl nur in einem, vielleicht dem letzten Exemplar angetroffen wurde: so ist wohl füglich anzunehmen, daß die fortgesetzte Forschung das Register fossiler Thiere noch bedeutend und höchst wahrscheinlich auch mit solchen Geschlechtern vermehren wird, welche der heutigen Schöpfung entschieden nahe stehen, oder ihr geradezu angehören. Vor nicht gar langer Zeit zweifelte man überhaupt noch, ob in der Urwelt Vögel gelebt hätten, und erst seit wenigen Jahren vermag man fossile Ueberreste von Quadrumanen (Affen) aufzuweisen, behauptete bis dahin aber mit derselben, vielleicht grundlosen Sicher-

heit, daß die Urwelt ohne diese Geschöpfe gewesen sey, mit welcher man heute noch die ante-diluvianische Existenz des Menschen bestreitet. — Endlich haben sich auch nicht nur fossile Reste von solchen Thier-Spezies, die mit noch vorhandenen lebenden ganz identisch sind, unmittelbar neben solchen, welche allein der Urperiode angehören, gefunden: sondern es zeigt sich in der Aufeinanderfolge ihrer Geschlechter auch eine merkwürdige, allmählige Annäherung zu den Formen der heutigen Schöpfung, dergestalt, daß mit der Abnahme des Alters der Lagerstätten auch der Charaktre der in ihnen gefundenen Thiere dem der noch lebenden Spezies immer ähnlicher wird; je weiter der jetzigen Welt zu, je jünger die Gebirgsarten, desto größer ist die Verwandtschaft mit den Familien, Gattungen und Arten der Thiere, welche heute den Planeten bewohnen, ohne daß man jedoch daraus ein successives völliges Untergehen und Wiedererzeugen der organischen Welt zu folgern berechtigt wäre.

Es liegt indeß außer den Grenzen dieser Abhandlungen, die letztere sehr gangbare Meinung zu widerlegen. — Ist es aber, nach dem Gesagten, wohl im Geringsten wahrscheinlich, daß die aufgefundenen neunzig verschiedenen fossilen und die noch bestehenden Säugethier-Arten, die mindestens im Gattungs-, theilweise sogar im Art-Charakter übereinstimmen, lauter verschiedene Modelle seyen, welche ursprünglich in solcher Verschiedenheit aus der bildenden Hand der Natur hervorgegangen sind, oder deutet nicht vielmehr die Weise, wie die jetzigen Arten rückwärts mit den fossilen sich verschlingen und in diese übergehen, darauf hin, daß die verschiedenen Spezies überhaupt nichts sind, als verschiedene, von einem ursprünglich gemeinschaftlichen, proto-typpischen Mittelpunkte der Bildung auseinandergegangene Gepräge desselben Haupt-Typus? — Kann nicht gerade die Veränderung der Lebensmedien — die als eine nothwendige Folge der zerstörenden Katastrophe erscheint, welche die ante-diluvianische Schöpfung vernichtete und zugleich den klimatischen Verhältnissen der Erde eine neue Gestalt gab — das Auseinanderfallen ursprünglich in Einen Typus vereinigter Bildungen begünstigt haben, da wir noch heute, wenngleich nur in untergeordneten Organisations-Kreisen, durch die Veränderung der äußeren Lebensmedien, ebenfalls neue Arten und Abarten entstehen sehen?

Mit der Beantwortung dieser beiden Fragen steht und fällt dieser zweite Versuch, die Spaltung des Menschengeschlechts aus dem geologischen Standpunkte zu erklären. Haben wir jedoch keineswegs hinreichende Gründe, um die erstere unbedingt zu bejahen, die andere bestimmt zu verneinen — und dies ist in der That der

Fall: — dann erscheint er auch, unter allen bisherigen, als der glücklichste und gelungenste.[1]) Dann wird die Verschiedenheit der menschlichen Varietäten, wenngleich nicht vollständig erklärt, so doch aus einem gemeinsamen Naturgesetze abgeleitet und damit eine vorher völlig dunkele, räthselhafte Erscheinung begreiflich gemacht und in die Grenzen unserer Vorstellungsweise hinübergezogen. — Ist dem Urstamme der Menschen, wie der höheren Thiere, die Fähigkeit anerschaffen, unter gewissen äußeren Bedingungen, mannigfaltige, sogar in gewissem Grade abweichende Formen anzunehmen; lag der Keim dieser Umwandelung in dem Organismus jener Urgeschöpfe: — dann verliert auch diese Erscheinung ihren wunderbaren Charakter; wenigstens ist sie dann um Nichts wunderbarer, als die Entstehung neuer Pflanzen- und untergeordneter Thier-Spezies und Varietäten, die wir historisch nachzuweisen vermögen, und mit Recht aus der Veränderung der äußeren Lebensmedien ableiten. Es liegt ja sogar noch in dem Kreise unserer Beobachtungen, daß die den Gattungs-Charakter bestimmende Bedingung des Geschlechtsverkehrs[2]) im Laufe der Zeit unter verschiedenen Varietäten Einer Thier-Spezies gänzlich aufhört, so daß sich diese dadurch selbst zu eigenen Spezies erheben.[3]) Es kann endlich für diese Erklärungsweise noch der Umstand angeführt werden, daß die unter unseren Augen statt gefundene, mannigfaltige Abartung der Hausthiere nur dadurch vollständig begreiflich wird, daß der Keim, die Fähigkeit der Variation ursprünglich im Organismus derselben begründet ist.

Es ist viel darüber hin und her gesprochen worden, wo und welches die Stamm-Racen der in verschiedene Varietäten auseinander gehenden Thiergeschlechter, namentlich der Hausthiere, seyen, ohne daß man sich jemals über diesen Punkt vollständig geeinigt hätte. Die aufgestellte Ansicht löset auch dieses Räthsel, indem sie die Abartung der ursprünglichen, jene gewaltsame Erd-

---

[1]) Eine ähnliche Ansicht ist mit größerer Ausführlichkeit in der schon erwähnten, sehr lebendigen und interessanten Abhandlung der „deutschen Vierteljahrsschrift" (Jahrg. 1838, 2. Heft) entwickelt worden. — Neuerdings hat Marcel de Serres in einer mir bisher leider unbekannt gebliebenen Abhandlung gleichfalls darzuthun versucht, daß alle Menschen-Racen nur eine Spezies sind, deren Varietäten durch körperliche und geistige Verwilderung von einem gemeinsamen Urtypus herzuleiten wären, indem er zugleich annimmt, daß die schwarze Race die älteste Abart von dem Urtypus sey. (Vergl. Frorieps Tagsberichte, Jahrg. 1852. No. 57.)

[2]) Vergl. §. 5. dieses Abschnittes.

[3]) Vergl. die oben Anmerk. 1) citirte Abhandlung S. 230, und R. Wagner a. a. O. II. S 247.

Revolution erlebenden und überlebenden Geschlechter als eine aus der plötzlichen Umwandelung der äußeren Lebensbedingungen folgende Nothwendigkeit hinstellt, von der die eine Gattung mehr, die andere weniger ergriffen wurde, so daß der reine Typus der Ur-Race in den meisten Fällen ganz verwischt wurde.

Wir müssen jedoch nun auch der wesentlichsten Einwürfe gedenken, welche gegen diese Ansicht zu machen seyn dürften. Zuerst kann man anführen, daß wir, soweit historische Urkunden und Monumente hinaufreichen, keine solche Abartungen und Umwandelungen in den höheren Organisationen der Thierwelt nachzuweisen vermögen, daß wir im Gegentheil bei den wilden Thieren und vorzüglich beim Menschen eine Stabilität der Formen wahrnehmen, welche jener Umänderung direkt widerspricht. Das ist freilich richtig! Aber die Abbildungen von Thieren aus den Zeiten des klassischen Alterthums umfassen nur eine sehr beschränkte Zahl von Arten*, und dann — was sind die kurzen Zeiträume, die wir zu überblicken vermögen, in Vergleich zu der Dauer von Erdperioden? Ueberdies — und diese Gegenbemerkung mag zugleich zur Widerlegung jenes, aus der durch keinen äußern Einfluß berührten Unwandelbarkeit der menschlichen Varietäten entnommenen Einwurfes dienen — sind ebenso alle Veränderungen, denen der Mensch, wie die Thiere, in der heutigen Welt, durch Klima, Lebensweise u. s. w., unterworfen ist, unbedeutend zu nennen, in Vergleich zu der plötzlichen und gewaltsamen Umwandelung, welche die ganze Natur durch das Hereinbrechen jener Katastrophe ergriff.

Wenn man sich jedoch überall nur an das Faktische halten will, so bleibt der Umstand des bisherigen Nichtauffindens unzweifelhaft fossiler Menschenknochen für die Frage über die urweltliche Existenz des Menschen und somit auch für alle hier daraus abgeleiteten Folgerungen immer von wesentlicher Bedeutung; ja er gewinnt täglich an Gewicht, in dem Maaße, als unsere paläontologischen Forschungen älter und allgemeiner werden. Und so lange man in dieser Beziehung nicht glücklicher ist, als bisher: so lange darf man auch nur schüchtern mit der Meinung hervortreten, daß der Mensch in dem gleichmäßig erwärmten, überall Früchte und Blüthen bringenden Eden der Urwelt und neben ihren riesenhaften Thiergeschlechtern gelebt, und, glücklicher als die Mehrzahl dieser letzteren, jene furchtbare Katastrophe überdauert habe, welche eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Wirkungsweise aller Naturkräfte und damit auch eine weitere Auseinanderwickelung, eine verschiedenere Ausprägung der vorher unter Einem gemeinsamen Bildungs-Typus zusammengefaßten Geschlechter bewirkt haben soll.

§. 28. Pantheistische Erklärungsversuche der Racen-Verschiedenheit.

Aelter als alle die bisher dargelegten Ansichten über die Abartung des Menschengeschlechts ist eine andere, die Meinung des klassischen Alterthums, welche die moderne Wissenschaft wieder aufgenommen hat, theils aus Unglauben an die Schrift, theils aus der einleuchtenden Unmöglichkeit, auf den bisher eingeschlagenen Wegen hinter den Schleier zu blicken, der die Kindheit unsers Geschlechts verhüllt.

Diese Meinung widerspricht der gemeinschaftlichen Abstammung von Einem Paare, und nimmt vielmehr eben so viele Stammpaare als Menschenarten an. Sie geht, wie bereits erwähnt,[1]) entweder mit der Ansicht Hand in Hand, nach welcher die Verschiedenheiten der körperlichen Ausprägung nicht bloße Abarten oder Varietäten, sondern vielmehr besondere Arten oder Spezies bilden, deren Zahl dann ziemlich willkührlich auf eilf, fünfzehn oder sechszehn gesetzt worden ist,[2]) oder sie gesteht zwar die Einartigkeit des gesammten Menschengeschlechts zu, behauptet aber zugleich die Unmöglichkeit der Abstammung desselben von Einem gemeinsamen Elternpaare.[3])

Die Scheu, der heiligen Schrift und der unmittelbaren Thätigkeit Gottes bei der Schöpfung schlechthin zu widersprechen, läßt diese Ansicht mehr oder minder verlarvt auftreten. — Die schüchternste, aber zugleich die albernste Auffassung derselben weiset dem persönlichen Schöpfer eine große Zahl verschiedener Werkstätten an, indem nach ihr die biblische Schöpfungsgeschichte nur auf die kaukasische oder vielmehr nur auf einen Theil der kaukasischen Menschheit bezogen werden und jede der übrigen Menschenarten eben so gut ihre besondere Schöpfungsgeschichte haben soll, — wofür denn angeführt wird, daß sich ja bei den entferntesten und isolirtesten Völkern wirklich schwache traditionelle Reste einer solchen vorfänden, und daß manche Völker, namentlich die Amerikaner und Australier, eben so wie ihre Heimathländer, offenbar, wie man meint, eines neuern Ursprunges seien, als die Bewohner und Länder der östlichen Hemisphäre. — Offener spricht sich dagegen die alte pantheistische Vorstellungsweise in der andern Ansicht aus, nach welcher die Erde, in ihren verschiedenen Theilen und nach

---

[1]) Vergl. §. 6. dieses Abschnittes.

[2]) Die Franzosen Virey, Bory de St. Vincent und Desmoulins sind bekanntlich die namhaftesten Vertreter dieser Annahme.

[3]) Man vergl. u. And. Burrmeister, Geschichte der Schöpfung 2c. (4. Aufl. Leipzig. 1851.) S. 567 ff. — Am ausführlichsten und ruhigsten ist diese Ansicht von Prichard in der Einleitung zu seinem großen Werke entwickelt worden, freilich um sie — zu widerlegen.

ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die verschiedenen Gattungen und Arten von Pflanzen, Thieren und Menschen, „auf das schöpferische Wort Gottes", selbst erzeugt haben soll. — In der neuerdings mehrfach wieder aufgenommenen Theorie von der selbsteigenen Schöpferkraft der Erde und in der damit nothwendig verknüpften Lehre von der Göttlichkeit des All (Pantheismus), welche die Persönlichkeit eines Gottes und Schöpfers entbehrlich macht, tritt endlich die altheidnische Vorstellung ohne Scheu, wie ohne Maske hervor, und gibt auf diese Weise jedem Lokale, jedem Lande seine eigenthümliche Schöpfung, seine der Scholle entsprossenen menschlichen Bewohner, seine Autochthonen. — Der Kürze halber gehen wir nur auf diese letztere Anschauungsweise näher ein, überzeugt, uns damit der Würdigung der übrigen zu überheben.

Sehen wir nun, worin die Beweisführung für diese antike Ansicht besteht.

Zuerst findet man es höchst unwahrscheinlich, daß 900 oder 1000 Millionen Menschen, daß alle die unendlich mannigfaltigen und in ihren extremsten Formen so „gänzlich von einander abweichenden" Gepräge des Menschen sämmtlich von Einem Paare abstammen sollten; der bloße Augenschein, die einfachste Vergleichung des Weißen, des Mongolen und des Negers scheint hinreichend, um Zweifel, ja Unglauben zu erwecken, besonders da man weiß, daß diese Typen jetzt für ewig getrennt sind und daß niemals ein Schwarzer ein Weißer, oder ein Mongole ein Neger wird. — Ferner meint man, in der unendlichen Abweichung des menschlichen Sprachbaues, in der Mannigfaltigkeit der Temperaments-Mischungen, in der Verschiedenheit der geistigen Entwickelungen, der Sagen und Mythen, endlich in der allgemeinen Verbreitung des selbst auf den fernsten und einsamsten Eilanden des Ozeans wiedergefundenen Menschengeschlechts hinreichende Gründe für die Unmöglichkeit der Abstammung von Einem Paare, der Verbreitung von Einem Punkte aus gefunden zu haben. — Indeß ist mit der Behauptung solcher Unmöglichkeit weder das zum Beweise derselben aufgezählte Heer von Thatsachen, noch jene lange Reihe von Verschiedenheiten erklärt, auf die man sich eben stützt; man muß nothwendig das Verworfene durch etwas Neues, den vermeintlichen Irrthum durch die vermeintliche Wahrheit ersetzen.

Einige durch die neuere Naturforschung bekannt gewordene Erscheinungen bieten sich dazu, als höchst willkommen, dar. — Es ist ein alter, selbst heute noch keineswegs ausgefochtener Streit, ob die Vegetation einsamer ozeanischer Klippen und Inseln, ob die Flechte auf dem Käse im verschlossenen Schranke, ob der sogenannte

Schimmel im Brode, ob die Eingeweidewürmer der Thiere und die räthselhafte Erscheinung anderer Organismen an und in scheinbar ganz unzugänglichen und isolirten Lokalen durch Besamung und Zeugung oder durch die genetische Kraft des Bodens, des Stoffes, auf dem sie sich finden, entstanden sind. Diese zweifelhafte und zweideutige Erzeugung (generatio aequivoca) [1]) organischer Körper schien endlich, durch das Resultat angestellter sorgfältiger Versuche, zu Gunsten der letztern Annahme entschieden zu seyn. Und hiernach würde nun auch alles Dasjenige, was vorher geheimnißvoll und räthselhaft erschienen, höchst einfach und begreiflich, die Unmöglichkeit der Abstammung und Verbreitung von Einem Paare, von Einem Punkte aus erwiesen, die Racen-Verschiedenheit des Menschen und die allgemeine Bevölkerung der Erde erklärt seyn. — Man meinte nämlich nun, eben so wohl wie heute die alte, durch tausend und aber tausend Zeugungen geschwächte Erde noch das Vermögen habe, gewisse vegetative Formen und selbst untergeordnete animalische Bildungen ins Leben zu rufen, ohne daß Besamung oder Zeugung vorangegangen sey, — eben so wohl könnte sie auch in ihrer Frühlings-, in ihrer Jugend-Periode die höhere Schöpferkraft besessen haben, um die Eiche und die Ceder, den Löwen und den Elephanten, den Wallfisch und den Adler, selbst den Menschen aus dem Nichts ins Daseyn zu rufen, und zwar so, daß zugleich jedem Himmelsstrich und jedem Land-Individuum, seiner tellurischen Eigenthümlichkeit analog, auch seine besondere Pflanzen- und Thierwelt, seine eigenthümlichen Formen und Farben und Gepräge eingebildet worden seyen. Daraus erklärten sich dann die verschiedenen, oft so räthselhaften Verbreitungs-Sphären der verschiedenen Geschlechter, wie auch die Spaltung derselben in verschiedene Arten und Abarten, ohne daß man genöthigt wäre, für die ersteren die abentheuerlichsten Wanderungen und widernatürlichsten Reisepläne zu erdenken, und für die Erklärung der letzteren das ganze Reich der Vermuthungen und Hypothesen zu erschöpfen.

Die Schwäche dieser Beweisführung liegt indessen sehr offen da; sie vermag nur Denjenigen zu überzeugen, der bereitwillig genug ist, die Wahrheit ihrer Voraussetzungen zuzugeben.

Daß, zuerst, in der unendlichen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der menschlichen Gepräge, in Bezug auf Körperbau und Farbe, auf Sprache und Gesittung, in der Bevölkerung der isolirtesten und unwirthbarsten Lokale etwas Räthselhaftes, Unerklärliches liege, ist bisher von allen Stimmen anerkannt worden. „Es gibt aber viele Dinge zwischen Himmel und Erde“, deren

---

[1]) Vergl. Joh. Müller a. a. O. I. S. 9 ff.

Unerklärlichkeit nur die Beschränktheit unserer Fassungskraft beweiset, ohne daß es bisher irgend jemand eingefallen wäre, deshalb ihre Unmöglichkeit verkündigen zu wollen. Das Leben selbst, die Zeugung, die Erhaltung des Leibes, das Wesen des Geistes und andere Erscheinungen, deren reale Existenz jeden Zweifel ausschließt, sind und bleiben nichts desto weniger eben so räthselhafte Mysterien, als jene, deren sogenannte Unglaublichkeit, ja Unmöglichkeit man als Beweise für ihre Trüglichkeit anziehen will. — Und dann — ist denn das Wunder der Schöpfung dadurch erklärlicher und faßlicher geworden, daß man es der todten Materie zugeschrieben, daß man die Schöpferrolle dem lebendigen, persönlichen Gotte entrissen hat, um sie einem unpersönlichen Agens zuzutheilen? —

Man sagt, die Produktions-Kraft der Natur überhaupt sey, nach den Resultaten der neuern Forschung, nicht mehr wegzuleugnen, und alle Versuche, gewisse Erscheinungen auf andere Weise zu erklären, müßten daher als völlig abgewiesen betrachtet werden. Wohl! Aber diese Zeugungskraft ist, so weit sie nachweisbar scheint, auf die engsten Grenzen, auf die untersten Stufen des organischen Lebens beschränkt, und wo die Fortpflanzung der Geschöpfe durch Begattung beginnt, da wird sie zweifelhaft, und wo die äußere Form der Begattung und die Sonderung der Geschlechter erkennbarer wird, da hört sie unzweifelhaft ganz auf.[1]) Was folgt nun daraus? — Bis hierher, aber nicht weiter, geht die faktische Gewißheit, auf die man sich stützt. Die ganze Reihe von Folgerungen, die man daraus ableitet, erscheint dagegen als ganz willkührlich und hypothetisch. —

So weit die Forschung und wissenschaftliche Beobachtung in die Vorzeit hinaufreicht, hat man nicht ein einziges Beispiel zu ermitteln vermocht, aus welchem hervorginge, daß die natürliche Generation sich etwa früher auf höhere Organisations-Kreise ausgedehnt habe. Und wenn — was die Lehre von der Autochthonen-Bevölkerung selbst für sich geltend macht — die Natur heute nicht einmal vermag, geringe Verschiedenheiten des menschlichen Organismus umzubilden und zu verwischen, wie sollte sie im Stande

---

[1]) Ehrenberg's neueste Beobachtungen machen selbst diese, der bisherigen Meinung der Gelehrten entsprechende Annahme über die sehr beschränkte Statthaftigkeit der generatio spontanea in hohem Grade zweifelhaft, da sie feststellen, daß Sonderung der Geschlechter und Geschlechts-Organe und Fortpflanzung durch Begattung noch bei sehr untergeordneten Geschöpfen der mikroskopischen Thierwelt statt findet. Ueberzeugende Beobachtungen von freiwilliger Zeugung liegen überhaupt gar nicht vor. Joh. Müller nennt die Lehre von der generatio aequivoca ein „alte Tradition“. Man vergl. dessen Physiologie 2c. I.

gewesen seyn, das ganze Geschöpf aus sich selber zu erzeugen? — Man konnte bis jetzt keine direkten, aus der Erfahrung genommenen Beweise dafür beibringen, daß die jugendliche Erde eine größere Schöpferkraft besessen habe, als die gealterte. — Und wenn dies blos auf Glauben angenommen werden soll, wo bleibt dann die Faßlichkeit, Klarheit und Natürlichkeit, deren sich diese aufgefrischte Erklärungsweise rühmt, wo die Sicherheit, mit der sie auftritt? —

§. 29. Nähere Betrachtung der Racen-Merkmale.

Nachdem wir im Obigen die Unzulänglichkeit aller bisherigen Versuche, die Entstehung der verschiedenen Varietäten aus Einem Paare genügend zu erklären, dargelegt haben; nachdem ebenso die Annahme von der ursprünglichen Vielheit des Menschengeschlechts abgewiesen worden ist: — soll hier nicht von Neuem ein unfruchtbarer Versuch gemacht werden, eine Erscheinung zu erklären, die uns — insofern man eine streng logische, auf unumstößliche Thatsachen basirte Beweisführung verlangt — immer räthselhaft bleiben wird, weil sie wohl zu denjenigen gehört, an denen der Mensch die Beschränktheit seiner Natur erkennen mag. — Dagegen sey es erlaubt, hier nochmals in Kurzem alle die Punkte aufzuführen, welche die physiologische Einheit des Geschlechts darthun und somit auf die Lösung des Räthsels hindeuten.

In dieser Beziehung scheint es am natürlichsten, zuerst die Verschiedenheiten noch einmal ins Auge zu fassen, welche die Spaltung der Menschheit bedingen sollen, um danach die Größe der Kluft zu ermessen, welche die Racen scheidet, und welche ausgefüllt werden muß, um sie zu vereinen. —

Das auffallendste Merkmal, die Hautfarbe, scheint nicht gerade zugleich das wesentlichste zu seyn. Denn wenngleich wir keine auf ganz unzweifelhafte Weise verbürgte Nachrichten besitzen, daß sich die Farbe der einen Varietät, in Folge gewisser Einflüsse, in die einer andern umgewandelt habe; wenngleich wir dieselbe daher als ein konstantes Kennzeichen betrachten müssen: so zeigt sie sich doch innerhalb einer und derselben Varietät so mannigfaltig nüancirt, und so vielfältig und so unmerklich sind die Uebergänge der verschiedenen Farbentöne, daß man nicht immer im Stande ist, aus der Hautfärbung allein die Abstammung des Individuums zu bestimmen. Wie schon erwähnt, sind es vorzugsweise die Extreme der Färbung — die schwarze, die weiße, die braune, — welche man bei der Racen-Bestimmung vor Augen gehabt hat. Wenn aber, wie oben erörtert, ein Schwarzer ebensowohl ein Neger als ein Malaye, ein Weißer ebensowohl ein

Kaukasier, als ein Malaye, als ein Mongole seyn, ein brauner Mensch, endlich, allen Varietäten angehören kann; wenn, umgekehrt, der Aethiopier bald schwarz, bald braun, sogar nur bräunlich oder schwärzlich, der Kaukasier ebenso bald fleischfarbig-weiß, bald aber auch bräunlich, selbst schwärzlich, der Malaye, endlich, in allen möglichen Färbungen gefunden wird: so leuchtet es ein, daß die verschiedene Farbe der Haut überhaupt nur wie zufällig, nur als ein Merkmal von Spielarten, nicht aber von verschiedenen Abarten anzusehen ist. Und wenn man dagegen anführt, daß dennoch — außer in Krankheit [1]) — die Neger niemals vollkommen weiß, und die Kaukasier niemals vollkommen schwarz erscheinen, so werden doch die ersteren fast weiß geboren, [2]) und man hat unter ihnen Individuen gefunden, die durch lichtbraune Haare, blaue oder braune Augen und gelbliche Hautfarbe vollkommen einem gesunden Bewohner des mittlern Europas glichen, und wahrscheinlich mit Unrecht für Albinos gehalten wurden, da die Krankheit der Weißsucht sich anders auszusprechen pflegt.

In Bezug auf den Haarwuchs findet, wenn wir die Menschheit im Allgemeinen betrachten, ganz dieselbe allmählige Nüancirung statt, wie in der Hautfarbe. Schlichthaarig und wollhaarig bilden hier dieselben Extreme, welche sich dort als Weiß und Schwarz darstellen, und dazwischen liegen die unendlich mannigfaltigen Abstufungen vom krausen und dichten bis zum schlichten und dünnen, dunkeln und hellen Haupt- und Barthaar, so daß zwar jeder Varietät in dieser Hinsicht gewisse Formen vorzugsweise, doch nicht ausschließlich entsprechen; es findet also ein ganz ähnliches Verhältniß statt, wie in Betreff der Hautfarben. —

Wichtiger als die äußeren Bedeckungen scheinen die festen Theile des Körpers, der Schädel, das Knochengerüst, die Zähne. Die letzteren sind aber in allen Varietäten nach Zahl und Form vollkommen gleichartig; — nur in der Stellung derselben gegen einander finden, wie Retzius neuerlich gezeigt hat, wesentliche Verschiedenheiten statt: allein diese letzteren korrespondiren keineswegs streng mit den übrigen Racen-Unterschieden. — Fast dasselbe läßt sich von der Größe sagen. Denn wenngleich es Stämme und Völker gibt, die sich durch eine besondere Länge oder Kürze der Gestalten auszeichnen, so gehören sie doch nicht ausschließlich besonderen Racen an, sondern jede derselben hat kolossalere und kleinere Stämme aufzuweisen; ja es finden sich unter

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. I. S. 279 ff.
[2]) Vergl. R. Wagner a. a. O. II. S. 217; — Joh. Müller a. a. O. II. S. 774.

Völkerschaften von vorzüglicher Leibesgröße nicht selten auch sehr kleine Gestalten und umgekehrt; der sogenannten Riesen und Zwerge, welche sich übrigens unter allen Racen finden, als abnormer Naturspiele, gar nicht zu gedenken. — In Bezug auf den Schädelbau sind vorzugsweise drei Formen beobachtet worden: die eiförmige, die kubische und die schmale oder die von den Seiten zusammengedrückte, worin die normalen Bildungen des kaukasischen, mongolischen und äthiopischen Schädels wiedererkannt werden. Allein auch hier haben wir es ebenfalls nur wieder mit den Extremen zu thun. Und wenn sich die genannten Formen in den entsprechenden Varietäten besonders häufig wiederholen, so sind sie ihnen doch nicht ausschließlich eigen; denn es gibt bekanntlich Neger und Mongolen mit vollkommen eiförmigem und Kaukasier mit ganz äthiopischem oder mongolischem Schädel. Und da die Form der weicheren Theile von der der festeren bedingt wird, so gilt dasselbe von den Physiognomieen und dem Gehirn. Dieses letztere übertrifft daher bei dem kaukasischen Stamme zwar, der höhern Stirnwölbung entsprechend, häufiger die mittlere durchschnittliche Größe, als bei anderen Varietäten, allein der Unterschied ist, nach der einstimmigen Versicherung der Physiologen, überhaupt nur unbedeutend. — Die Untersuchungen der letzteren sind, in Betreff des Skeletts, bis jetzt noch nicht zu genügender Vollständigkeit gediehen. Die sorgfältigen Untersuchungen Webers[1]) über die Formen des Beckens ergeben doch nicht solche Verschiedenheiten in dem Knochenbau, welche ausschließlich als charakteristische Racen-Merkmale anzusehen wären. Die Angaben über gewisse andere Abweichungen im Knochenbau der verschiedenen Racen stehen aber noch so isolirt da, daß man nicht wohl zu sagen weiß, ob sie sich nicht vielleicht blos auf individuelle Eigenthümlichkeiten beziehen. Indeß nimmt man selbst die (besonders von Sömmering und Tiedemann) an mehreren Neger-Skeletten aufgefundenen Verschiedenheiten als charakteristische Kennzeichen der Varietät an, so sind sie ihr doch keineswegs ausschließlich eigen, sondern sie finden sich auch, vielleicht nur seltener, bei Europäern und daher auch wohl bei den anderen Racen wieder, und umgekehrt.

§. 30. Körperliche und geistige Einheit der menschlichen Natur.

Aus dem eben Angeführten — was, um nicht in die Gebiete anderer Wissenschaften hinüberzuschweifen, auf das Allgemeinste beschränkt worden ist — ergibt sich nun ohne Zweifel, wie

---

[1]) Lehre von den Ur- und Racen-Formen des Schädels und des Beckens (1830).

R. Wagner[1]) bemerkt, daß kein einziges Kennzeichen einer bestimmten Racen-Form so fest steht, daß es nicht auch in anderen Varietäten angetroffen würde; in ähnlicher Weise spricht sich A. v. Humboldt[2]) aus, und Joh. Müller[3]) sagt, wie schon bemerkt, geradezu: „Eine scharfe Eintheilung der Menschen-Racen ist unmöglich. Die gegebenen Formen sind sich ungleich an typischer Schärfe und Eigenthümlichkeit, und ein wissenschaftliches inneres Prinzip der Abgrenzung liegt nicht vor."

Das, was hier von der physischen Beschaffenheit des Menschen behauptet wird, findet ohne Zweifel auch in Bezug auf seine geistige Natur volle Anwendung. — Die Nichtbeachtung der sich überall, in leiblicher wie in geistiger Beziehung, ergebenden Uebergangsformen ist überhaupt als eine der vorzüglichsten Ursachen zu betrachten, warum man die Lösung des Problems der Abartung mit größeren Schwierigkeiten umgeben hat, als die Natur der Materie nothwendig erfordert.

Nach dem Vorangeschickten[4]) gibt es kein anderes, wahres, nicht willkührliches Merkmal für die Bestimmung der Gattung (species), als die freiwillige Begattung. Nur wo diese nicht statt findet, nicht statt finden kann, und wo sie, naturwidrig herbeigeführt, doch höchstens eine unfruchtbare Nachkommenschaft erzeugt, spricht die Natur selbst eine innere Entfremdung aus, die auf einen ursprünglichen Zwiespalt, eine naturgemäße Trennung der Organismen hindeutet. Sofern nun ein Gesetz, welches, nach den gewichtigsten Stimmen unserer Forscher, für die ganze organische Natur als gültig erachtet wird, auch auf den Menschen angewendet werden muß, so gehören auch alle die unendlich mannigfaltigen Gepräge der Menschheit unwiderruflich in Eine und dieselbe Spezies, deren Einheit überdies durch die vollständige Uebereinstimmung aller physischen Lebens-Prozesse und Funktionen bekundet wird. Denn Alter, Tragezeit, Zahl der Nachkommenschaft, Bau der inneren Theile, Ernährungs-Prozeß, Empfänglichkeit für bestimmte Krankheitsformen u. s. w. sind im Wesentlichen bei allen Varietäten dieselben.[5])

Da wir zugleich aus der Physiologie wissen, daß der Begriff der Spezies in der Natur überhaupt, seinem ganzen Umfange

---

[1]) Naturgeschichte des Menschen, II. S. 219.

[2]) Kosmos, I. S. 379.

[3]) A. a. O. II. S. 774.

[4]) Vergl. §. 5. dieses Abschnittes.

[5]) Vergl. Prichard's Untersuchungen 2c. I. Buch 2.

nach, nie von einzelnen, sondern erst von der Summe aller neben und nach einander existirenden Individuen vollständig erschöpft wird; daß alle Abweichung, innerhalb des Gattungsbegriffes, nur eine höhere oder geringere Stufe seiner vollkommenen Entwickelung bezeichnet; daß daher auch, wie schon bemerkt, jedes Individuum, streng genommen, als eine Varietät betrachtet werden muß, weil ja jedes von allen anderen abweicht, keines aber den vollen Artbegriff in sich ausspricht: so sind auch alle bemerkten Abweichungen nur Entwickelungsweisen, nur so oder anders ausgeführte Versuche, den Begriff der Spezies darzustellen; so darf es auch nicht Wunder nehmen, so muß es vielmehr dem allgemeinen Naturgesetze der Individualisation ganz gemäß gefunden werden, wenn die Menschheit in jene verwirrende Mannigfaltigkeit der Formen zerfällt, welche nur mit einigem Zwang auf gewisse Haupt-Typen und somit auf die höheren Einheiten der Subspecies oder Varietäten zurückgeführt werden können. — Der Begriff der Abartung im engern Sinne ist dann, ebenso wie der Begriff der Art selbst, wiederum nur als ein Abstraktum anzusehen, welches kein einzelnes Individuum ganz und vollständig, sondern immer nur annäherungsweise darzustellen vermag. —

Will man nun aber dem Angeführten die Bemerkung entgegenstellen, daß es sich bei den Menschen-Racen nicht um wandelbare Variationen, sondern um bleibende und erbliche, nur auf genetische Weise, durch Vermischung verschiedenen Blutes wesentlich umzuwandelnde Eigenthümlichkeiten handle, welche eben darum nicht bloße Spiel- und Abarten, sondern wahre Arten (species) konstituirten: so weisen wir solchen Einwurf zunächst schon dadurch ab, daß wir wiederholentlich auf die vorangeschickte Definition der Spezies zurückkommen, nach welcher eben kein anderes Merkmal eine Geschiedenheit der Organisation bekundet, als die geschlechtliche Entfremdung, die bekanntlich unter den sogenannten Menschen-Racen nicht statt findet. — Sodann aber ist auch daran zu erinnern, daß die Unveränderlichkeit und Erblichkeit gewisser anderer, selbst bedeutenderer Verschiedenheiten, als sich zwischen den einzelnen Varietäten des Menschen auffinden lassen, in anderen Thiergattungen dennoch keineswegs verschiedene Spezies begründen. Und hierin liegt zugleich ein Beweis für die Richtigkeit, für das Erschöpfende der obigen Definition. Käme es zur Bestimmung einer Spezies nur auf konstante Merkmale an, so müßten die Haupt-Racen des Hundes z. B. offenbar für geschiedene Spezies erklärt werden. Denn niemand wird leugnen, daß die Unterschiede in der Form — z. B. der Dogge und des Dachs-

hundes, des Windspiels und des Pudels u. s. w. — bedeutender sind, als diejenigen, durch welche die Varietäten des Menschen charakterisirt werden; niemand kann zugleich behaupten, daß diese Unterschiede anders als durch geschlechtliche Vermischung verwischt werden: und dennoch ist es ein unbestrittenes Faktum, daß der Hund nur Eine Spezies bildet. [1]) —

Können wir es nun nach allem Diesem für ausgemacht ansehen, daß die Menschheit, rein von der naturhistorischen Seite betrachtet, nur Eine Spezies, wiewohl in mehreren, durch unsäglich mannigfaltige Uebergänge vermittelten und verschmolzenen Abarten bildet: so ist doch des Haupt-Arguments dafür noch gar nicht gedacht worden. Dies ist die geistige Einheit des Menschengeschlechts. — „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten," sagt der größte Forscher und Kenner der Natur, [2]) „widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschen-Racen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme." — Keinem derselben fehlt der göttliche Hauch, der die menschliche Natur bald schwächer, bald stärker durchweht. Eben nur dadurch ist diese in ihrer eigensten Eigenthümlichkeit aufzufassen, daß man den Menschen aller Zonen und Farben als ein vernünftiges, selbstbewußtes Wesen erkennt. Diese Eigenthümlichkeit übersehen, hieße das Thier, nicht den Menschen betrachten. Daß aber der göttliche Lichtstrahl des Geistes in den verschiedenen Individualitäten bald heller, bald trüber erscheint, kann seine Existenz nicht zweifelhaft machen; es beweiset nur, daß die Maske, unter welcher das Thier den Menschen umhüllt und gefangen hält, bald gröber, bald durchsichtiger gebildet wurde. — Eben das Vorhandenseyn der verschiedenen Temperamente, auf deren mannigfaltige Ausprägung aufmerksam gemacht wurde, zeugt gerade sehr bestimmt für die überall gegenwärtige, allen Typen des Geschlechts gemeinsame Verbreitung des Geistigen, ohne welches ja der Begriff des Temperaments gar nicht gedacht werden kann. [3]) — Das Temperament,

---

[1]) Daß die Abweichungen in den verschiedenen Hunde-Racen bedeutender sind, als in den Varietäten des Menschen, zeigt zugleich auf das Walten eines allgemeinen Naturgesetzes hin, nach welchem die Abartungsfähigkeit an die größere oder geringere Organisations-Vollkommenheit geknüpft scheint, wenngleich diese Regel nicht ohne Ausnahme ist, da man an gewissen, keineswegs besonders bevorzugten Thierarten, namentlich an der Katze, ein sehr zähes, von äußeren Einflüssen nur wenig bewältigtes Festhalten an der ursprünglichen Form beobachtet hat. (Spring a. a. O. S. 123.)

[2]) A. v. Humboldt, Kosmos I. S. 385.

[3]) Vergl. §. 15. dieses Abschnittes.

als solches, verleiht nur, spricht nur die vorwaltende geistige Disposition des Individuums, der Varietät aus, insofern die Körperlichkeit auf die Seele einwirkt: aber es ist deshalb keineswegs das absolut-bestimmende Agens. Denn wir wissen, daß es etwas Höheres im Menschen gibt, daß der Geist, weil er sie zu entwickeln vermag, auch die Kraft besitzt, den herabziehenden, beengenden Einfluß des Fleisches zu bekämpfen und zu besiegen. Und damit ist die Bedeutung seiner höhern Natur, dadurch der Begriff der moralischen Freiheit ausgesprochen, zu der jeder Mensch, vermöge seiner menschlichen Natur, organisirt und befähigt ist. — Erscheint nun gleich dieser Kampf zur Freiheit in der einen Individualität, in Folge der vorherrschenden Temperaments-Richtung, ungleich schwieriger und unfruchtbarer, als in der andern: so ist doch die Fähigkeit und die Ausrüstung zu demselben, die Waffe des Geistes, überall gegeben.

Die Darstellung dieser geistigen Einheit und Gemeinschaft des Menschengeschlechts ist die Sprache; diese bildet, nach Steffens Ausdrucke, „das Innerste der spezifischen Merkmale des Menschen." — Um nun noch eines Einwurfs gegen die ursprüngliche Einheit desselben zu gedenken, so bezeugt, nach der Meinung anderer Forscher, die Vielartigkeit der Sprache zugleich die der Abstammung. Allein Dem widerspricht nicht nur, daß alle Menschen zur Sprache organisirt sind, daß sich gewisse gemeinsame Bildungsgesetze durch alle die unendlich mannigfaltigen Mundarten hindurchziehen: sondern auch die beobachtete Inkongruenz zwischen den verschiedenen Haupt-Typen des körperlichen und des Sprachbaues. Denn Stämme, die in Rücksicht der Gestalt sich völlig ähnlich, also, nach jener Meinung, gemeinsamen Ursprungs sind, haben nichts desto weniger oft ganz verschiedene Sprachen, und umgekehrt sind sprachverwandte Stämme zuweilen durch bedeutende Verschiedenheit der Gestalt, so wie durch große räumliche Entfernung und Isolirung von einander getrennt, ohne daß wir ihre Trennung durch unser beschränktes historisches Wissen vollkommen zu erklären vermöchten. „Unterjochung, langes Zusammenleben, Einfluß einer fremden Religion, Vermischung der Stämme, wenn auch oft nur bei geringer Zahl der mächtigeren und gebildeteren Einwanderer, haben ein in beiden Kontinenten sich gleichmäßig erneuerndes Phänomen hervorgerufen: daß ganz verschiedene Sprachfamilien sich bei einer und derselben Race, daß bei Völkern sehr verschiedener Abstammung sich Idiome desselben Sprachstammes finden.[1]) — Und wenn uns die Unbekanntschaft mit den oft

[1]) A. v. Humboldt, Kosmos I. S. 384.

vielleicht nur anscheinend durchaus verschiedenen Sprachen benachbarter und Einer Haupt-Varietät angehöriger Völkerschaften auch verbietet, aus jener Verschiedenheit Folgerungen abzuleiten: so ist doch der Umstand, daß unter körperlich verwandten Stämmen immer einige aufzufinden sind, deren Sprachen eine allgemeinere Verbreitung gewonnen haben, während andere sich in ganz verschiedenen und abgeschlossenen Sprachkreisen bewegen, gewiß eben so wunderbar, als die geheimnißvolle und unerklärliche Abartung in der äußern Gestalt. Und da man nicht — ohne der aufgestellten Meinung von der ursprünglichen Vielartigkeit des Menschengeschlechts selbst widersprechen, ohne ein Räthsel durch das andere lösen zu wollen — annehmen kann, daß die Vielartigkeit der Sprache innerhalb Eines körperlichen Haupt-Typus ursprünglich und anerschaffen sey, so fällt offenbar jene Meinung mit dieser Thatsache von selbst in sich zusammen. —

Während jede Thiergattung in psychischer Einförmigkeit beschränkt ist, in einer Einförmigkeit, welche auch die Körperlichkeit fast vollkommen ergreift, und daher die unartikulirten Laute, mittelst deren jede ihre Begierden, ihre dumpfen, in einen engen Kreis gebannten Empfindungen ausdrückt, wesentlich an die körperliche Organisation bindet: ist es gerade die psychische Mannigfaltigkeit, welche unter den Menschen die Verschiedenheit der Individualitäten und der Sprachen hervorruft. Aber diese Mannigfaltigkeit wird durch die geistige Morgengabe des Menschen, deren Resultat sie ist, zu einer höhern Einheit zurückgeführt; — immer ist es das Eine Allen gemeinsame Agens, jener göttliche Funken, der die ganze Menschheit durchzuckt, der die Zunge des Europäers wie des Mongolen, des Malayen wie des Negers, wenngleich auf verschiedene Weise, in Bewegung setzt, und sich im Lallen des Kindes, wie in der tönenden Rede des Weltweisen offenbart. —

§. 31. Schlußwort.

Bestätigt die vorangehende Betrachtung das der Menschheit angeborene Gefühl ihrer Einheit; rechtfertigt somit der Verstand den Glauben an die einfache Erzählung der Schrift; ist mit der körperlichen und geistigen Einheit der menschlichen Natur zugleich die Möglichkeit der gemeinsamen Abstammung des ganzen Geschlechtes erwiesen: — so ist auch nicht zu bezweifeln, daß es eine gemeinschaftliche Entwickelung in der Zeit gehabt und durch diese seine Verbreitung im Raume gewonnen haben müsse, wenngleich unser Blick nur den jüngsten und wahrscheinlich kürzesten Theil dieser Entwickelung und Verbreitung zu umfassen vermag. — Aber eben so wenig mag geleugnet werden, daß es aus der ur-

sprünglichen Einheit in divergirende Richtungen aus einander geflossen und mit diesen endlich in feste Typen zerfallen ist, welche, wenigstens so weit sie körperlich sind, keine Zurückveränderung, keine Wiedervereinigung zuzulassen scheinen.

Da nun hierin gerade das Räthselhafte der ganzen Erscheinung liegt, daß das Eine Faktum scheinbar widerlegt wird durch das andere, ohne daß wir jedoch jenes oder dieses zu bestreiten vermöchten: so ist der Trugschluß zu begreifen, welcher aus der scheinbaren Vielartigkeit des Menschen, als dem unmittelbar in der Gegenwart Gegebenen und Sichtbaren, die Unmöglichkeit der in den dichten Schleier einer dunkeln Vorzeit gehüllten und darum anscheinend zweifelhaften Einheit seines Ursprunges folgert, — wenn auch für diese tausend Gründe sprechen. — Denn nur der materielle Beweis genügt der materiellen Anschauungsweise, so wie sich nur Homogenes ohne Widerstreben dem Homogenen assimilirt. — So lange sich daher nicht die Abartung des Menschen aus geschichtlichen oder naturhistorischen Thatsachen vollständig erklären und aufs bündigste darthun läßt, so lange ist auch der Zwiespalt der Ansichten nicht zu beseitigen. Es ist aber in den vorhergehenden Erörterungen die Unzulänglichkeit aller bisher in dieser Richtung versuchten Bestrebungen nachgewiesen worden, und daraus die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit zu entnehmen, jenen Anforderungen in ihrem ganzen Umfange genug zu thun.

Klima, Nahrung, Lebensweise, krankhafte Mißbildungen u. s. w. äußern allerdings bestimmte, zum Theil sogar sehr bedeutende Einflüsse auf den Menschen; sie erzeugen selbst noch heute neue Abarten in untergeordneteren Organisations-Sphären; aber die konstanten Typen des Menschengeschlechts vermögen sie nicht zu verwischen, noch weniger neue, bleibende Gepräge desselben hervorzurufen. — Die umändernde Einwirkung des geistigen Elements auf das körperliche wird gleichfalls anerkannt, löset aber das Räthsel der Auseinanderwickelung in feste Formen auch nur mit Hülfe einer Vermuthung, weil sich jene Einwirkung heute nur innerhalb der unwandelbaren Grenzen der Varietät thätig zeigt. — Die älteste historische Urkunde, die wir besitzen, bestätigt dem Gläubigen zwar den gemeinsamen Ursprung der Menschheit, läßt jedoch die Entstehung der sogenannten Racen-Verschiedenheit völlig im Dunkel, und der Versuch, den abgerissenen Faden der Menschengeschichte an die Resultate der geologischen Forschung zu knüpfen, hat dieses Räthsel ebenfalls nicht genügend gelöset.

Zwar kann man die gegen die versuchten Erklärungsweisen vorgebrachten Argumente großentheils mit der passenden Gegenbemerkung zurückweisen, daß Erfahrungen der Gegenwart nicht

füglich auf Erscheinungen und Vorgänge einer dunkeln und geheimnißvollen Vorzeit angewendet werden können; allein auch dadurch erhalten jene Erklärungen noch immer keine Beweiskraft. — Zwar mag man, ferner, auf die merkwürdige Erscheinung hindeuten, welche sich in der, mit der geringern oder größern Entfernung von dem wahrscheinlichen Ursitz der Menschheit, statt findenden Zunahme der körperlichen Verbildung ausspricht, und daraus, im Sinne des klimatischen oder psychologischen Erklärungsversuches, Schlüsse ziehen, indem man etwa das allgemeine Naturgesetz geltend macht, daß alle Naturwesen um so mehr zur Variation geneigt sind, je weiter sie von dem Centrum der ihnen angewiesenen Sphäre äußerer Einflüsse entfernt worden; — allein auch damit vermag man sich nicht über die dunkele Region der Hypothese zu erheben. — Zwar kann man, endlich, auf die Verbildungen in allen Naturreichen und ihre Geschichte hinweisen, und z. B. in der augenscheinlichen Abartung der Hausthiere, deren Stamm-Racen selten oder nie mit Sicherheit nachzuweisen sind, ein Analogon für die Abartung des Menschen finden, oder auch, mit Herbeiziehung anderer Erscheinungen — z. B. in der merkwürdigen, mit der Variation vieler anderen Geschöpfe verknüpften Disposition, sich dunkeler zu färben, und namentlich eine gewisse trübere Tingirung, eine Rußfarbe anzunehmen,[1] — einen Fingerzeig für die Entstehung der Farbenverschiedenheit des Menschen erblicken u. s. w.: immer kommt man auf diese Weise nicht über die Grenzen der Vermuthungen hinaus.

Dennoch wäre es voreilig, aus der Unzulänglichkeit und Dürftigkeit unseres Erklärungs-Apparats auf die absolute Unerklärlichkeit einer Erscheinung zu schließen, welche, nach Steffens Ausdrucke, als der Schlußstein der naturhistorischen Forschung angesehen werden muß. Und noch verwerflicher, zugleich aber ganz grundlos und naturwidrig erscheint der trügliche Rückschluß, nach welchem man durch ein unerklärtes ein feststehendes Faktum umzustoßen und die in jede Brust gepflanzte Idee der Einheit des Menschengeschlechts wegzuleugnen vermeint, indem man das Meisterwerk des Schöpfers für ein Geschöpf der Scholle ausgibt. —

Auch in der geistigen Entwickelung des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechts liegt, nicht minder als in dem räthselhaften Zerfallen seiner körperlichen Bildung, etwas Geheimnißvolles, dem Verstande nimmer Erklärliches. Die eine wie die andere Erscheinung drängt indeß jedem denkenden Geiste die Ueber-

[1]) Vergl. Spring a. a. O. S. 126.

zeugung auf, daß hinter dem Schleier, der die Ewigkeit verbirgt, das Göttliche nach ewigen, meist unerforschlichen Gesetzen walte. — Wer aber darf wagen aus der Kurzsichtigkeit unsers blöden Auges die Nicht-Existenz solcher Gesetze zu folgern? —

Welche Zeiträume, Umstände und Einflüsse auch dazu gehört haben mögen, um das aus Gottes Schöpferhand hervorgegangene Urbild in die Gestalt des Negers, des Kaukasiers, des Mongolen zu verwandeln: so sind sie alle doch, ihrem innersten Wesen nach, Eins, sie alle sind Menschen geblieben, im ganzen, vollen Sinne des Wortes; sie alle haben sich eine Offenbarung im Geiste zu überliefern, und keiner unter ihnen hat die Anlage zur Vollendung, d. i. zur Gottähnlichkeit verloren.

Wie und in welchem Grade sie diese Aufgabe gelöset, wie sie den ihnen allen, als gemeinsame Mitgift verliehenen göttlichen Funken bald gepflegt und angefacht, bald gering geachtet, ja halb erstickt haben; — wie sie in solchem Thun durch die heimathliche Natur und andere Einflüsse bestärkt und begünstigt oder gestört und verhindert wurden; — wie sich, endlich, aus dem Konflikt mannigfaltiger und widerstrebender Tendenzen die verschiedenen Individualitäten der Völker und Völkervereine entwickelt haben: — das ist nun, hinsichtlich der allgemeineren Züge, die Aufgabe des folgenden Abschnittes.

Zweiter Abschnitt.

Von den auf die geistige Entwickelung der Menschheit einwirkenden äußeren Einflüssen.

Erstes Kapitel.

Vorläufige Betrachtungen.

§. 1. Körperliche und geistige Individualität in gegenseitiger Bedingung.

Der Mensch ist zwiefacher Natur, und unterscheidet sich dadurch von der ganzen übrigen Schöpfung. Der Körper entstammt dem Staube, der Geist dem Himmel, und beide Elemente durchdringen sich dessen ungeachtet aufs innigste, bis zur Einheit der Individualität. Wie mannigfaltig aber ist die Art dieser Durchdringung! Der Körper strebt nach unten, dem Staube zu, dem er entnommen ist, dem er einst wieder verfällt; er strebt peripherisch in die Weite, zur Verschmelzung mit der Natur, der er mit seinem ganzen Seyn angehört. Der Geist ringt nach oben, dem Himmel zu, von dem er stammt; sein Streben ist ein centrales, auf die Vereinigung mit dem göttlichen Mittelpunkte gerichtetes, dessen Ausfluß er ist. Und aus dem Widerstreite dieser centrifugalen und centripetalen, dieser *negativen* und *positiven* Tendenzen, aus dieser Verschiedenheit der Richtungen entsteht, nach dynamischen Gesetzen, das individuelle Gepräge des Mittelgeschöpfs zwischen Erde und Himmel, Gott und Thier, des Menschen. —

Die Körperlichkeit ist zugleich das *Absolute* in der menschlichen Natur, der Geist nur ihr *relativer* Faktor. Denn ihre geistige Ausstattung ist mehr eine *Fähigkeit* als eine *Eigenschaft*, so daß die thierische Natur, in ihrer Instinktmäßigkeit und Willenlosigkeit, nur in *dem* Grade von der geistigen beherrscht und geläutert wird, als diese letztere, unter dem gesetzmäßigen Einflusse gewisser Agentien, gestärkt, entwickelt und fortgebildet worden

ist. Und daraus entstanden und entstehen die mannigfaltigsten Ausprägungen der menschlichen Individualität, die verschiedensten Abstufungen und Zustände der Entwickelung, sowohl im Einzelnen als in ganzen Geschlechtern, Stämmen und Völkern. —

Die Betrachtung der einzelnen Individualitäten, nach den verschiedenen Zuständen ihrer Entwickelung im Raume und nach der Zeit, liegt indeß außer dem Bereiche der Erdkunde; diese hat es in solcher Beziehung nur mit den höheren Einheiten der nationellen Individualitäten, nur mit der Betrachtung der Völkergruppen und Volksvereine zu thun, und wir werden gleich sehen, mit welcher Einschränkung und in welchem Sinne selbst dies nur ihre Aufgabe ist. —

§. 2. Individualität und Nationalität, bedingt durch innere und äußere Ursachen.

Wenn in dem vorigen Abschnitte [1]) unter dem Begriffe der Nationalität die Summe aller der geistigen und leiblichen Eigenthümlichkeiten verstanden wurde, welche allen einzelnen Individuen eines, durch die Aehnlichkeit dieser Eigenthümlichkeiten, zu Einem Volke ausgeprägten Menschenhaufens zugehören: so ist es eben der Vorwurf der Erdkunde, diese Summe zu ziehen, und daraus den National-Charakter zu bestimmen. — Wenn dort zugleich auf die Beweglichkeit jener Eigenthümlichkeiten, auf die Oszillation in verschiedenen, oft entgegengesetzten Richtungen hingedeutet wurde, welche sich in der Gestaltung und Bildung dieser Charaktere kund gibt: so wissen wir nun, daß dieses Schwanken nichts Anderes ist, als das Produkt der doppelten Tendenz der menschlichen Natur, welche sich in den verschiedenen nationellen Individualitäten eben so wohl aussprechen muß, als in den Geprägen einzelner Persönlichkeiten, als im Leben der ganzen Menschheit.

Die Veränderlichkeit, die Bewegung, die Umwandelung der National-Charaktere und ihre auf solche Weise erfolgte allmählige Entwickelung in der Zeit ist jedoch nur für den Historiker von unmittelbarer Bedeutung. Treu dem Grundsatze, „überall nur das thatsächlich Vorhandene in seinem Zusammenhange mit der Natur, wenngleich nicht ohne Berücksichtigung des historischen Moments, zu schildern", hat es der Geograph nur mit der Auffassung der neben einander — im Raume — daseyenden, nicht der nach einander — in der Zeit — gewordenen Eigenthümlichkeiten der Völker zu thun. —

---

[1]) Vergl. §. 16.

Er betrachtet deshalb die vorhandenen Nationalitäten zunächst nur als geographische Erscheinungen, nur als eben so viele individuelle Hauptgepräge der menschlichen Natur, als Individualitäten höherer Einheit, die sich zur ganzen Menschheit eben so verhalten, wie die einzelnen Individualitäten zu dem Volke, dem sie angehören. Und so wie Werth und Bedeutung dieser letzteren für die nationelle Gemeinschaft in einer andern Betrachtungsweise ermessen werden mögen: ebenso faßt der Geograph die nationellen Individualitäten in ihrer Bedeutung für das universelle Gemeinwesen der ganzen Menschheit auf, indem er zu bestimmen sucht, in welchem Grade sie die Idee desselben begriffen haben und in ihrer Eigenthümlichkeit wiederspiegeln. Er betrachtet daher in diesem Sinne nicht sowohl das Entwickelungs-Gesetz, nach welchem, als vielmehr den Entwickelungs-Zustand, in welchem sich jede Nationalität befindet.

Indem sich nun hieraus ihr Verhältniß zur Natur und zum Leben anderer Völker und ebenso der bedingende Einfluß ergibt, den sie auf jene, wie auf diese ausübt und, umgekehrt, durch sie erfährt, gewinnt die Erdkunde für die Auffassung der verschiedenen nationellen Individualitäten einen zweiten, mit der so eben bezeichneten Betrachtungsweise nahe verwandten Gesichtspunkt. Denn die Einflüsse der Natur und der Mitmenschen und Mitvölker sind eben als Haupt-Bestimmungsgründe für die Ausprägung der National-Eigenthümlichkeiten anzusehen. Ihre Würdigung führt die geographische Betrachtung über die Auffassung der thatsächlichen Erscheinungen hinaus; sie beschränkt sich daher nicht darauf, allgemeinhin zu sagen, daß sich, sondern vielmehr, wie sich die verschiedenen nationellen Individualitäten an und durch einander entwickeln, und durch alle die in jedem Einzelnen, wie in der Gesammtheit liegenden Elemente modifiziren. Und Dasselbe gilt von dem geographischen Einflusse des Lokales. Wie dieser auf die körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Völker einwirkt, in welchem Grade diese Einwirkungen nachzuweisen sind, inwiefern dieselben durch historische Einflüsse, durch die eigene Entwickelung der Völker beseitigt und in den Hintergrund geschoben sind, in welcher Weise sie dennoch fortwirken: — das sind Untersuchungen, denen sich die Erdkunde unweigerlich unterziehen muß. —

Drittens aber ist noch ein Element zu berücksichtigen, welches der ganzen Betrachtung erst ihren Grundton, ihre eigentliche Basis verleiht. Es ist der Einfluß der ursprünglichen, vom Schöpfer bestimmten, durch nichts Irdisches vollständig erklärten Naturanlage der Völker. Diese ist, wenn auch die zuletzt genannte,

doch jedenfalls die erste und ursprünglichste derjenigen Ursachen, welche die Individualität der Einzelnen, wie ganzer Nationen formen und bestimmen, da die Einflüsse der Neben-Individualitäten und des Lokales erst nach jenem zur Geltung gelangen können. Denn diese wirken von Außen herein, jener von Innen heraus; sie bewegen sich, ganz oder theilweise, auf dem irdischen Boden, von dem sie stammen: — die ursprüngliche Naturanlage aber ist die unmittelbare Mitgift des Schöpfers. — Diese, an sich unerforschlich wie jedes göttliche Wirken, offenbart sich durch den unvertilgbaren Typus der äußern Erscheinung und noch deutlicher durch die Sprache, als die treueste Abspiegelung der in der individuellen Naturanlage begründeten innern Stimmung des Gemüths. Da überdies, wie weiter unten näher angedeutet, die Sprache als ein besonders charakteristisches Merkmal für die Entwickelung der menschlichen Natur angesehen werden muß: so ist auch durch diese — nach W. v. Humboldt's treffendem Ausdrucke [1]) — „unmittelbar selbst der Begriff der Nation, als eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben." — Zwar ist, wie schon bemerkt, namentlich bei weit verbreiteten Völkern, häufig nicht historisch nachzuweisen, ob alle dieselbe Sprache Redenden gemeinschaftlicher Abstammung sind, oder ob die Sprach-Verwandtschaft blos aus gleicher uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit der Verbreitung über einen gleichen Erdstrich, unter dem Einflusse gleichwirkender Ursachen entstanden ist: — dennoch scheint es gewiß, daß die Individualitäten der Völker erst durch ihre Sprache in ein helleres Geistesgebiet hinübergeführt und deutlicher, erkennbarer charakterisirt werden, woher es denn kommt, daß Völker, deren Sprachen noch nicht tief genug erforscht waren, oft gleichförmiger und verwandter erschienen, als sie später, bei genauerer Bekanntschaft, befunden wurden, da alle die feineren, allein durch die Kenntniß der Sprache lesbar werdenden Züge ihres individuellen Geistesgepräges anfänglich nicht deutlich erkannt werden konnten. Und aus eben diesem Grunde ist auch erst dann ein ähnliches Bild von der geistigen Individualität eines Volkes zu entwerfen, wenn es dieselbe, in einer mehr oder weniger ausgedehnten Literatur, seiner Sprache eingeprägt hat.

Erscheint hiernach die Verschiedenheit oder Aehnlichkeit der Sprache als das sicherste und geistigste Merkmal der Nationalität, so äußert sich doch die letztere nicht blos in dieser innerlichen, eben durch die Sprache am deutlichsten versinnlichten Geistes-

[1]) Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java rc. Einleitung S. CCXIV.

stimmung, sondern auch, wie bereits angedeutet, in den übrigen durch die Naturanlage, das Lokale und die Wechselwirkung der verschiedenen Individualitäten bedingten Erscheinungen, — in der lebendigen und anschaulichen Wirklichkeit des äußern Lebens, in Physiognomie, Körperbau, Sitte, Lebensweise, Einrichtungen und außerdem in dem durch die Werke und Thaten der Völker kundgegebenen historischen Moment ihres Daseyns. —

Wenngleich man nun zwar mit Recht sagen kann, daß alle die zuletzt genannten äußerlichen Kennzeichen nur der Abdruck, nur die Verkörperung des innern Lebens sind, welches durch sie blos auf mannigfache Weise zur Anschauung gebracht worden: so muß man dennoch, bei der Erforschung dieses Gegenstandes, häufig selbst bei einigen dieser äußerlichen Merkmale stehen bleiben, und von ihnen aus sogar Rückschlüsse auf jene innere Welt der volksthümlichen Individualität wagen, zu der wir den passenden Schlüssel noch nicht gefunden haben. —

Bei der allgemeinen Darstellung der verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschheit im Allgemeinen, so wie der einzelnen nationellen Individualitäten ist aber überall der Versuch zu machen, die vorhandenen Erscheinungen, das Thatsächliche, aus den durch die gesellige und historische Existenz, den Einfluß des Lokals und die ursprüngliche Anlage erzeugten Elementen herzuleiten, zu erläutern und zu erklären, oder, wie es weiter oben ausgedrückt wurde, aus dem Einflusse der Natur, der Mitmenschen und des Schöpfers. —

§. 3. Einfluß der äußern Natur im Allgemeinen.

Wenn die Sprache in dem Vorhergehenden das sicherste und geistigste Merkmal der Menschennatur überhaupt, so wie der verschiedenen National-Individualitäten insbesondere genannt wurde, so ist sie für diese doch nur in dem Maaße bestimmend, in dem sie selbst, in lebendiger Wechselwirkung, von jener bestimmt wird. Die Grundursache beider ist ein Mysterium der Schöpfung, ist das unenträthselte Geheimniß der ursprünglichen Naturanlage, über welche sich deshalb auch diese allgemeinere geographische Betrachtung der die Eigenthümlichkeiten der Völker bedingenden Einflüsse Schweigen auferlegen muß.

Bestimmter, faßlicher treten die Einwirkungen hervor, welche von der äußern Natur ausgehen. Denn eben so geheimnißvoll, wie der Genius der Sprache auf die Individualität eines Volkes Einfluß übt, während er gleichzeitig von dieser bedingt wird:

eben so deutlich wirkt die Natur der Heimath auf die menschliche und nationelle Individualität, während diese, rückwirkend, ihre Eigenthümlichkeiten auch dem geographischen Lokale aufprägt, wie oben [1]) bereits angedeutet und wie weiter unten näher zu erörtern ist. Indeß nur diese letztere Wirkungsart wissen wir einigermaßen genügend zu erklären, weil sie, vom Menschen ausgegangen, seine Beobachtungsfähigkeit nicht übersteigt; wir können aber freilich nicht behaupten, daß alle vom Menschen herrührenden Einwirkungen auf die Natur auch beobachtet und historisch aufbehalten worden sind. — Dagegen stehen wir vor einer neuen Schranke, wenn wir die Weise erklären sollen, in welcher die Natur auf den Menschen wirkt und von jeher gewirkt hat. Denn wir vermögen hier nur in so weit zu beobachten, als die Wirkung mit der Ursache in unleugbarem Zusammenhange steht, ohne doch in den meisten Fällen die Art dieses Zusammenhangs, die Einwirkungsweise entwickeln zu können. Wir bemerken die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen geographischen Lokale, und sehen, daß jedes durch seine Natur irgend einem menschlichen Streben besonders entspricht; wir beobachten ferner, daß die Landesnatur nicht nur durch Das, was ihr eigen, sondern auch häufig noch mehr durch Dasjenige, was ihr fehlt, den entschiedensten Einfluß auf die menschliche und nationelle Individualität ausübt. Wir erfahren, daß in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden die Völker überall mehr auf eine enge Lokalität, auf eine bestimmte Heimath angewiesen waren, daher auch mächtiger von örtlichen Natureinflüssen ergriffen und beherrscht werden mußten. — Es ist unverkennbar, daß sich die Menschheit mit der Civilisation, wie der einzelne Mensch mit seiner Reife, den unmittelbar bedingenden Fesseln der Natur und des Lokales entwindet, die noch heute auf den Wilden, wie auf das Kind, einen durchaus bestimmenden Einfluß üben; — daß die Naturgewalten, in ihren bedingenden Einwirkungen auf die Entwickelung des Menschengeschlechts, immer mehr und mehr zurückweichen, je weiter diese vorschreitet, indem klimatische Einflüsse durch Kulturmittel überwunden, der Mangel durch Kunst in Ueberfluß verwandelt und solchergestalt für die Heimath des Geschlechts ein weiterer Raum der Ausbreitung und Entwickelung gewonnen wird; — daß daher die Ausbildung des Menschengeschlechts in dem innigsten Zusammenhange mit dem mehr oder minder siegreichen Kampfe gegen die Natur gedacht werden muß. Denn diese ergreift, beherrscht und knechtet den Menschen wie das Thier überall, wo er sie nicht bekämpft, nicht meistert, nicht für

---

[1]) Vergl. §. 1. des ersten Abschnittes.

seine Bestrebungen dienstbar macht, während sie ihn fördert und segnet, sobald er sich den Fesseln der physischen Nothwendigkeit entwindet und mit der Natur in fruchtbare Wechselbeziehungen tritt. —

Aber mit allen diesen Erfahrungen und Wahrnehmungen vermögen wir dennoch das Gesetzmäßige in der Natureinwirkung auf die menschliche Individualität nur zu ahnen, keineswegs vollständig zu erklären. Wir begreifen hierin ja nicht einmal den Einfluß auf die körperlichen Gepräge vollständig; die feineren Züge, welche die heimische Natur dem menschlichen Geiste eingräbt, können wir höchstens wahrnehmen, ohne daß wir immer nachzuweisen vermöchten, wie sie, unter dem Einflusse eines gewissen Lokales, gerade so und nicht anders sich gestalten mußten. Wenn wir z. B., um bei den klimatischen Einflüssen vorläufig stehen zu bleiben, freilich wohl wissen, daß Wärme die Fibern ausdehnt, die Säfte verdünnt, die Ausdünstung fördert, und festere Körpertheile mit der Zeit schwammig und locker macht: so würden doch, wie schon Herder sehr richtig bemerkt, [1]) allgemeine Folgerungen aus Einem solchen Prinzip auf ganze Völker und Weltgegenden, ja auf die feinsten Verrichtungen des menschlichen Geistes ꝛc. außerordentlich gewagt seyn, und durch tausend Beispiele, die man nicht einmal als Ausnahmen bezeichnen könnte, widerlegt werden. Denn es ist nicht allein Hitze und Kälte der Luft, was aus ihr auf uns wirkt, sondern wir saugen ja tausend andere noch unerforschte miasmatische Einflüsse mit dem Hauch der Luft, den wir athmen: wie möchten wir die, bei der Natur des elastischen Fluidums, durch die Ausdünstungen einer unermessenen Körperwelt gewiß bis ins Unendliche und Unnennbare vermannigfaltigten Lokal-Beschaffenheiten der Atmosphäre mit den eben so unendlich abgestuften Verschiedenheiten menschlicher Individualität in ihren wahren Causal-Zusammenhang bringen! Daher ist auch, wie schon oben gezeigt wurde, noch nicht einmal an eine Klimatologie der menschlichen Körperbildungen, noch viel weniger aber der Geistesrichtungen und Thätigkeiten zu denken.

Um so weniger als wir somit im Stande sind, vollständig nachzuweisen, wie Klima und Natur auf den Menschen wirken, desto wichtiger wäre es, anzugeben, was sie wirken, worin ihre Einflüsse bestehen mögen. —

Zuerst könnte man hier die Frage aufwerfen, wie weit diese überhaupt in die menschliche Individualität einzugreifen vermögen. Und wenn es hierauf, wie leicht begreiflich, keine allgemeine Antwort

[1]) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ꝛc. I.

gibt, indem einerseits die durch die ursprüngliche Naturanlage bestimmte Individualität eben so verschieden gedacht werden kann, als andrerseits die Eigenthümlichkeit des Lokales, dergestalt, daß der durch den Zusammenstoß beider entstehende Erfolg immer wieder nur ein individueller und lokaler seyn kann: so wäre doch vielleicht noch zu ermitteln, in wie weit überhaupt die Einwirkung des übermächtigsten Natureinflusses die schwächste, unausgeprägteste Individualität zu überwältigen vermöchte. — Die Erfahrung kann hier allein die nöthige Auskunft geben. — Wir finden aber, wie feindlich, wie gewaltig auch die Naturkräfte auf den Menschen eindringen mögen, seine Individualität nie und nirgend so völlig besiegt, daß dadurch sein wesentlichster Vorzug, Dasjenige, was ihn eigentlich zum Menschen macht, die Perfektibilität, gänzlich vernichtet und er in den Kreis der Thierwelt hinübergezogen worden wäre. Prüfen wir selbst die bis an die äußerste Grenze der Menschlichkeit gedrängten Stämme (der Neuholländer, der Buschmänner, der Pescherähs u. a.), — bei keinem finden wir, daß diese Grenze wirklich überschritten worden, daß der Keim des Menschlichen gänzlich zerstört und seine einstige Vervollkommnung und Ausbildung unmöglich geworden wäre. Selbst jene einzelnen Unglücklichen, von denen uns Linné, Blumenbach, Martini u. A. berichten, welche als kleine Kinder verloren gegangen und ohne menschliche Gesellschaft, unter den Thieren des Waldes aufgewachsen waren, und wirklich von dem Einflusse der Isolirung und ihrer Umgebung bis zu gänzlicher Entmenschung überwältigt zu seyn schienen: selbst diese hatten dennoch einen gewissen Grad von Perfektibilität bewahrt. —

Wenn nun hieraus folgt, daß die menschliche Individualität selbst nicht in einzelnen, von Kindesbeinen an gesellig völlig isolirten Exemplaren jemals ganz vernichtet worden ist; daß gesellig erwachsene Menschen, Stämme und Völker um so mehr, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, stets einen gewissen Grad von ächt menschlicher Eigenthümlichkeit, ja von Nationalität bewahren: so führt dies die Betrachtung auf ein neues Feld, auf dem zunächst der Einfluß, den Individualitäten Einzelner wie ganzer Nationen auf einander, so wie auf die Totalität ausüben, im Allgemeinen erwogen werden soll. Es ist der Einfluß der Geselligkeit, ohne welchen menschliche Bildung und Entwickelung nicht gedacht werden können. —

§. 4. Einfluß der geselligen Existenz.

Kein Thier ist bei der Geburt so wenig im Stande, für sich selbst zu sorgen, als der Mensch. Das kaum dem Eie entkrochene

Krokodil eilt dem Flusse zu, um dort Schutz und Nahrung zu suchen, und die meisten anderen Thiere verlassen sogleich oder schon nach wenig Tagen, mittelst der instinktmäßigen Fähigkeit zu gehen und die ihrer Organisation entsprechende Nahrung zu suchen und zu erkennen, den hülflosen Zustand jenes rein vegetirenden Daseyns, welchem sich das Kind erst nach vielen Monaten mühsam entwindet, um sich dann langsam, im mühevollen, jahrelangen Kampfe mit der eigenen thierischen Natur, den keines gänzlich zu Ende führt, an Menschen zum Menschen heranzubilden. Die Natur selbst hat also ihr edelstes Geschöpf, in seiner ursprünglichen Hülflosigkeit, mehr als jedes andere, an seines Gleichen gewiesen, und bei keinem sind die Folgen so fürchterlich, keines entartet auf so entsetzliche, seiner naturgemäßen Organisation so sehr entfremdete Weise, als der Mensch, wenn er sich nicht durch und neben Wesen seiner Gattung entwickeln kann. Wenngleich daher der Mensch, vermöge seiner natürlichen Hülflosigkeit, recht eigentlich zur Geselligkeit geboren wird, so darf man doch nicht den ihm inwohnenden natürlichen Trieb zur Geselligkeit allein aus dieser Hülflosigkeit erklären wollen: denn das stärkste Thier, der Elephant, empfindet ihn bekanntlich ebenfalls sehr lebhaft, und bei diesem, wie beim Menschen, ist es viel mehr ein innerer angeborener Drang, als ein Resultat der Ueberlegung.

Wer übrigens diese natürliche Hülflosigkeit des Menschen in Abrede stellt, hat nur den entwickelten Menschen im Auge, der allerdings durch den Reichthum seiner geistigen Natur einen Schatz von eigenen Hülfsmitteln erworben hat und fort und fort erwirbt, der ihm einen Grad von Unabhängigkeit des Daseyns zusichert, welche den feindlichsten, jeder thierischen Organisation verderblichen Einflüssen der Umgebung Trotz bietet.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey!" In diesem einfachen Wort der Schrift liegt der Keim sowohl der leiblichen als der geistigen Fortpflanzung und Entwickelung des ganzen Geschlechts, liegt der Schlüssel der höhern geistigen Natur des Menschen. Denn nur in der Gemeinschaft beruht auch die Forderung der Sprache mit allen ihren reichen Bildungskeimen und fördernden Elementen; nur aus der Gemeinschaft dämmert die Hoffnung des Sieges über die beengenden, rohen Gewalten der Natur auf, und aus der durch den geselligen Verkehr erzeugten geistigen Friktion verschiedener Individualitäten erstanden und erstehen die bedeutendsten Fortschritte menschlicher Entwickelungs- und Bildungszustände, deren genauere Betrachtung ganz unzweifelhaft auf eine lange, durch Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen hinweiset, die eben

großentheils nur in dem geselligen Daseyn und Verkehr der Menschheit ihre gemeinschaftliche Wurzel haben können. Und dieser bildende, die Menschheit menschlich gestaltende Einfluß des geselligen Daseyns macht sich sowohl in seiner Beziehung auf einzelne Individualitäten, als auf die Totalität der Menschen und Völker geltend. —

Wir können daher nicht anders, wir müssen in der geselligen Existenz der Menschheit eine göttliche Ordnung, ein Naturgesetz erblicken, dessen völlige Verleugnung auch die gänzliche Entmenschung des Geschlechts zur Folge haben müßte. —

So wie indeß der naturnothwendige Zusammenhang des Einzelnen mit einem die Kraft und Anregung verstärkenden Ganzen zu Verbindungen führt, so ist damit doch auch, wie bereits bemerkt, gleichzeitig stets eine gewisse Absonderung vom Ganzen der Menschheit verknüpft. Allein da jede dieser Verbindungen — möge sie nun als Familie, Stamm oder Volk, kleinere oder größere Menschenkreise in sich fassen — wiederum als eine menschliche Individualität betrachtet werden muß, die eine eigenthümliche Geistesbahn verfolgt: so ist sie auch fähig, im lebendigen Kontakt mit anderen, geistiges Leben förderne Anregungen zu empfangen, zu verbreiten und auszutauschen. Und darum hängt eben gerade von solcher Verschiedenheit und nationeller Besonderheit die Veredelung des Geschlechts ab. Denn nur da, wo Völker — sey es durch Natur- und Weltstellung oder durch planmäßige Absicht — mehr oder minder vollständig isolirt worden sind, nur da wird die nationelle Geschiedenheit für ihre Entwickelung nachtheilig, ja verderblich. Nur da zeigt sich im Großen eben die der einzelnen menschlichen Individualität in jedem Sinne eigene Unfruchtbarkeit, die überall nur in der durch gegenseitige geistige Friktion erzeugten Befruchtung verschiedener Individualitäten ihre Abhülfe findet. Und nur da, wo diese fehlt, oder wo sie in den engen Kreis einer bestimmten Familienverbindung gebannt ist, nimmt das ganze Volksleben eine starre, todte, krystallinische Form an (wie in China und Japan), oder es zeigt sich eine unverkennbare Neigung zu Verwilderung und Entmenschung (wie auf dem isolirten australischen Kontinent, den entlegenen Eilanden der Südsee, wie an den Polar-Enden der Erde 2c.), und es entstehen jene merkwürdigen Stämme, bei denen schon die unheimliche physiognomische Aehnlichkeit den tiefen Seelenschlummer verräth; deren ganzer Zustand mit einer bestimmten Natur eng verwachsen ist, und die Fähigkeit ausschließt, sich aus der durch die Umgebung, durch die äußeren Lebenseinflüsse bedingten Richtung, aus den engen Schranken der Gewöhnung zu entfernen, um neue

Keime höherer Entwickelung zu entfalten: Erscheinungen, welche keineswegs — wie schon eine ganz oberflächliche Vergleichung entsprechender Lokale ergibt — aus klimatischen, vielleicht, doch gewiß nur theilweise, aus historischen Ursachen, gewöhnlich aber nur durch die gesellschaftliche oder lokale Isolirung und den daraus erzeugten Mangel an geistiger Befruchtung genügend erklärt werden können. Denn für die kräftigere Individualität einer nationellen Gemeinschaft muß eine jede Absonderung verhältnißmäßig nicht minder verderblich werden, als für die schwächere jener unglücklichen, von der Einsamkeit einer öden Wildniß überwältigten Kinder; gleichwohl können jene niemals zur völligen Verthierung hinabsinken, da sie eben in dem Mitdaseyn ähnlicher zwar, doch anderer Individualitäten eine bildende, wenn auch noch so beschränkte Anregung finden, und von der entwickelnden Kraft, die jeder, selbst der kleinsten Gemeinschaft inwohnt, getragen und vor gänzlicher Verthierung bewahrt werden. —

Zweites Kapitel.

Von den Einflüssen der Nahrungsweise.

§. 5. Selbsterhaltung bedingt Zerstörung.

Alles Stoffliche, was der Organismus von der Außenwelt in sich aufnimmt, um es sich anzueignen, um Das, was ihm das Außenleben in jedem Augenblicke nimmt und verzehrt, aufs Neue in seinem Innern nachzubilden und zu ersetzen, ist Nahrung. Dadurch tritt er mit der Außenwelt in feindlichen Wechselverkehr. Diese zehrt an ihm, wie er an ihr. Das ist die erste gemeinsame Nothwendigkeit, der die ganze organische Körperwelt unterthan ist. Jeder Organismus muß sich ernähren, um sich selbst, als solcher, zu erhalten. —

Selbsterhaltung ist daher, wenngleich nicht das Höchste, so doch das Nächste und Erste, wozu ein Wesen da ist: vom Staubkorne bis zur Sonne strebt jedes, was es ist zu bleiben. Die Pflanzen ziehen durch Wurzeln und Blätter die ihrer Erhaltung dienlichen Stoffe aus dem Boden, auf dem sie keimen, aus der Luft, in der sie wachsen; das Thier sucht sich, durch den Hunger getrieben, seine Speise, und erkennt was ihm frommt und dienlich durch den inwohnenden Instinkt; der Mensch, endlich, folgt demselben Triebe, ohne jedoch durch denselben so in der Auswahl geschützt und zugleich so beschränkt zu seyn, als das Thier. Die Selbsterhaltung treibt zugleich den Menschen wie das Thier, ohne

planvolle Absicht, zur Uebung seiner Kräfte, und er bekämpft und bewältigt Alles, was ihn anficht und was er zu bewältigen vermag. Das Prinzip der Selbsterhaltung bedingt einen ewigen Kampf in der Natur. — Ohne Tod kein Leben! — Alle organischen Geschöpfe leben nur, weil sie fremdes Leben verzehren; Thiere und Menschen nähren sich von Pflanzen oder anderen Thieren, und fallen die letzteren in dieser Absicht zum Theil sogar feindselig an; ja selbst die Pflanzen saugen, um zu leben, die vermoderten Bestandtheile anderer organischen Wesen in sich. Und so erneut sich fort und fort die Schöpfung durch Zerstörung. Und dieser Kampf um und durch und für das Leben, dieser von der Natur gebotene, unendliche Krieg aller Geschlechter, an welchem der Mensch thätiger Theil nimmt, als irgend ein anderes Geschöpf, liegt unmittelbar in der göttlichen Weltordnung. Denn er ist nicht blos physische Lebensbedingung; er hat eine höhere Bedeutung, insofern er Bewegung ist, insofern er belebende Thätigkeit, anregende Berührungen erzeugt, und durch fruchtbare Reibungen feindseliger, entgegenstrebender Kräfte die höchste Steigerung derselben beabsichtigt. Denn Kampf ist die Bedingung der Kraft, und die Weckung und Entwickelung derselben ist die Bestimmung des Menschen. Im Kampfe zeigt sich die Ueberlegenheit der intellektuellen über die physische Kraft; Kampf allein verleiht dem Menschen den Sieg über die Natur, und kämpfend gelangt das geistige Element, gelangt die Vernunft im Menschen zur Ausübung des ihr gebührenden Herrscherrechts. —

Die Schrift und die Sage sprechen von einer Zeit, in welcher dieser Kampf nicht da war, und von einer andern, in welcher er in einem ewigen Frieden sein Ende finden soll; aber wir haben keine Vorstellung von einem Zustande der Dinge, wo das Lamm sorglos neben dem Tiger geruht und der Mensch nicht der bedrängte Dränger der Mitgeschöpfe gewesen seyn soll. Die Schöpfung, wie sie ist, bedarf dieses fortgesetzten Kampfes, dieser auf Zerstörung basirten Weise des Daseyns, und zwar, wie eben angedeutet worden, nicht allein aus physischer Nothwendigkeit. —

§. 6. Einfluß verschiedener Nahrungsweisen.

Außer der Luft, die wir athmen, und dem Wasser, welches wir trinken, sind bekanntlich alle zur Erhaltung und Ernährung des menschlichen Leibes dienliche Stoffe, mit alleiniger Ausnahme des Salzes, dem Pflanzen- oder dem Thierreiche entnommen, wenn wir der bei einzelnen Personen, so wie bei einigen Stämmen beobachteten Neigung, auch gewisse Mineralien (Letten, Kalk und Kreide) zu genießen als einer krankhaften Abnormität nicht gedenken.

Es ist viel darüber gesprochen und geschrieben worden, zu welcher Nahrung der Mensch ursprünglich vom Schöpfer bestimmt sey. Der oberflächlichste Vergleich mit der gewaltigen organischen Ausrüstung der eigentlichen Carnivoren lehrte, daß die körperliche Organisation des Menschen weder zum Ergreifen und Festhalten, noch zum Zerreißen anderer Thiere gemacht sey. Man hat ihm daher auch, als seiner Natur allein angemessen, ausschließlich vegetabilische Nahrungsmittel vindizirt und zugleich die Gewöhnung an animalische Speisen für eine thierische und dämonische Entartung und Verirrung erklärt. Dabei suchte man sich auf die vermeintlich allgemein gültige Erfahrung zu stützen, daß der Kreislauf des Blutes bei pflanzenfressenden Thieren langsam und ruhig, bei fleischfressenden aber schnell und heftig; daß daher die Gemüthsart jener sanft, friedlich und gelehrig, die der letzteren dagegen unbändig und wild sey. Daraus schloß man sodann, daß auch der Mensch, bei animalischer Nahrung, gleich den fleischfressenden großen Katzen- und Hundearten, zwar wie diese körperlich kräftiger, aber auch wilder, grausamer und thierischer, bei vegetabilischer Kost dagegen zwar nicht so muskelstark und gelenkig, aber friedlicher, sanfter, menschlicher sich zu entwickeln fähig seyn müsse. Ja, man ging noch einen Schritt weiter, indem man vermeinte, der Mensch vermöge sich allein dann seinem göttlichen Ursprunge gemäß zu entfalten, wenn er sich nicht nur rein vom Blute seiner Mitgeschöpfe erhalte, sondern auch, reiner als das pflanzenfressende und zerstörende Thier, jeder Vernichtung anderer Organismen entsagend, ausschließlich von Milch und Früchten lebe. —

Allein diese Ansicht ist, näher betrachtet, nur eine empfindsame Meinung, welche weder durch die Organisation, noch durch die höhere Bestimmung des Menschen gerechtfertigt wird. Denn einmal hat der letztere nicht nur Backenzähne wie die Herbivoren, sondern auch Schneidezähne wie die Carnivoren, und seine Verdauungswerkzeuge sind wie diejenigen der beiderlei Kost genießenden Thiere eingerichtet. Schon damit allein scheint jene Ansicht völlig abgewiesen. — Die Physiologen haben überdies in der Form des Gehirns oder in der Stellung der Ohren den Grund aufzufinden gemeint, warum die eine Thiergattung unüberwindlichen Abscheu vor allem animalischen, die andere ebenso vor jedem vegetabilischen Nahrungsstoffe hegt, und den Menschen danach für beide Nahrungsweisen organisirt gefunden. — Außerdem aber ist noch zu erwägen, daß die geistige Ueberlegenheit des Menschen, wiewohl er nicht, gleich den Raubthieren der Wildniß, berufen ist, seine Nahrung zu zerreißen und zu verschlingen, ihn dennoch befähigt, gewisse Thiergeschlechter zu bändigen, zu zähmen, und in seinem Haushalte

zu verwenden, andere siegreich abzuwehren, zu jagen und zu erlegen, obgleich ihm die einen an Stärke, die anderen an Behendigkeit unendlich überlegen sind; — daß die Erde, die dem Menschen — soll er sie beherrschen, soll er auf ihr zu der seiner geistigen Organisation angemessenen Entwickelung gelangen — überall eine Heimath gewähren muß, ihm ohne jene Erweiterung seines Haushaltes, ohne jenen Krieg gegen die unzähmbaren Geschlechter, großentheils unzugänglich und unbewohnbar seyn würde; — daß, endlich, die unbeschränkte Vermehrung der dem Menschen und seinen Bestrebungen meist feindlichen Thiere seiner Ausbreitung und Entwickelung nothwendig enge Grenzen gesetzt haben würde. — Dazu kommt noch, daß der Genuß animalischer Nahrung der menschlichen Natur unter gewissen Umständen ungleich besser zusagt, als der vegetabilischer: denn es ist ein auf Beobachtung gegründetes Naturgesetz, daß in jedem thierischen Organismus jede Lebens-Funktion um so träger, der Bildungs-Prozeß um so schwächer werde, je mehr vegetabilische Nahrungsmittel er in sich aufnimmt. Ebenso gilt auch allgemein als Regel: „je höherer Anstrengung die Natur zur Erzeugung eines Stoffes bedurft hat, desto geschickter ist er zur Ernährung, und je ähnlicher die Organisation, welcher der Nahrungsstoff entnommen, derjenigen, welche daraus ernährt werden soll, desto leichter eignet sich diese jenen an," denn homogene Körper assimiliren sich am leichtesten. Dies Gesetz, welches durch die ganze Natur geht, hat, beiläufig bemerkt, nicht blos für die Körperwelt Gültigkeit. —

Es ist, wie erwähnt, gegen den Genuß animalischer Nahrungsmittel auch eingewandt worden, daß sie den geistigen Faktor der menschlichen Natur nothwendig verringern, und, bei größerer Entwickelung des körperlichen, ein Uebergewicht des letztern und damit die Disposition zur Wildheit, zur Grausamkeit, zur Verthierung überhaupt hervorrufen müsse. Dieser auf sehr einseitige Beobachtungen, namentlich auf die vermeintliche Sanftheit und Friedlichkeit gewisser, vorzugsweise von pflanzlichen Stoffen lebender Völkerschaften gegründeten Meinung tritt die eben so triviale Ansicht gegenüber, daß südliche, in Folge ihres gesegnetern Bodens, mehr auf Pflanzen- als auf thierische Kost angewiesene Völkerschaften dennoch leidenschaftlicher, wilder und grausamer seyen, als die durch den Zwang einer härtern Natur mehr auf animalische Nahrungsmittel beschränkten Bewohner nördlicher Gegenden. — Bei näherer Betrachtung ergibt sich indeß, daß sowohl jene als diese Meinung auf ganz unreifen und einseitigen Beobachtungen beruhe, wie weiterhin darzuthun seyn wird. —

Wenn nun aus dem Vorhergehenden zwar im Allgemeinen klar geworden, daß dem Menschen animalische Nahrungsmittel eben

so angemessen seyen, als vegetabilische, und daß die ersteren keineswegs nothwendig zur Entwürdigung und Verthierung führen müssen: so lassen sich doch die folgenden, freilich nur in der allgemeinsten Anwendung gültigen Erfahrungen nicht wegleugnen. Nach diesen ergibt sich, daß überall da, wo ausschließlich nur thierische Kost genossen wird, die geistige Entwickelung der Menschheit auf das auffallendste vernachlässigt erscheint. Zugleich aber befindet sich diese zwar in milderen und minder rohen, doch ebenfalls nur beschränkten Zuständen, wo — wie bei einigen kleineren Insular-Stämmen oder bei anderen, in gewissen Vorurtheilen befangenen größeren Kontinental-Völkerschaften — allein oder doch vorzugsweise vegetabilische Nahrungsmittel im Gebrauch sind. — Dagegen pflegt die Mannigfaltigkeit der Nahrungsstoffe häufig mit der größern, ja mit der größten bisher bekannten Entwickelung und Vervollkommnung der menschlichen Natur gepaart zu seyn. — Wenngleich es nun zwar, nach dem Vorangeschickten, auf der Hand liegt, daß diese durch den Zusammenhang der Nahrungsweise und Gesittung bedingten Erscheinungen keineswegs als zufällige betrachtet werden dürfen: so wäre es dennoch eine höchst einseitige und sehr materielle Auffassungsweise, wollte man allein aus der Art der Ernährung die unendliche Mannigfaltigkeit der geistigen Individualitäten, aus denen die Menschheit besteht, erklären und ableiten. Die Ernährungsweise selbst ist fast überall von der Natur, von der ganzen irdischen Physik und nur ausnahmsweise durch willkührliche menschliche Satzungen vorgeschrieben; sie ist daher auch nur ein Merkmal, nur die Kennziffer der verschiedenen geistigen Potenzen, welche als Produkt aller jener einzelnen Faktoren anzusehen sind, aus denen die physische Individualität dieses, jenes Lokales besteht. Sie drückt zugleich nur den Charakter größerer, gemeinsamen oder ähnlichen Natureinflüssen unterworfener Völkergruppen aus, ohne zur Bestimmung der einzelnen National-Individualitäten in Anwendung gebracht werden zu können. —

§. 7. Der Einfluß der Nahrungsweise ist relativ.

Der Prozeß der Ernährung gehört zu denjenigen räthselhaften Vorgängen, welche der täglichen und gemeinsten Erfahrung ganz nahe liegen, und dennoch in ihrem eigentlichen Wesen niemals ganz aufgefaßt und begriffen werden können.[1]) Noch räthselhafter ist daher die Weise, in welcher — noch unerklärlicher die Natur der Agentien, durch welche verschiedene Nahrungsstoffe auf den Organismus wirken, wenngleich wir, daß sie auf eine bestimmte Art

[1]) Vergl. Joh. Müller a. a. O. I. S. 281 ff.

wirken, durch die Erfahrung, wiewohl nur in einem engen, beschränkten Kreise, bestätigt sehen.

Es ist indeß eine wohlbegründete, bei allen denkenden Völkern allgemein verbreitete Ansicht, daß ein wirklicher Zusammenhang zwischen dem rohen Nahrungsstoff und dem assimilirenden Organismus statt finde, daß nicht nur der Mensch, sondern auch die Thiere von den aus jenen Stoffen auf den Organismus wirkenden Einflüssen ergriffen und danach in ihrer Individualität modifizirt werden. Zugleich müssen sich dann diese Einflüsse nicht nur in der leiblichen Beschaffenheit, sondern auch in gewissem Grade in der Seelenstimmung und Geistesrichtung aussprechen, da durch die naturnothwendige Wechselwirkung zwischen der leiblichen und geistigen Natur jede Einwirkung, welche die erstere erfährt, auch der letztern mitgetheilt werden muß. — Und in der That! wer sich die Stufenleiter der menschlichen Genüsse vom Thrankruge des Grönländers und dem blutigen Mahle des Australiers bis zum Champagnerkelche des Franzosen und den aromatischen Spezereien des Inders vergegenwärtigt, mag darin leicht eine Analogie mit den verschiedenen Abstufungen der geistigen Entwickelung des Menschen erkennen. Aber die Art, das Gesetzmäßige dieses Zusammenhanges kann dennoch höchstens in den äußersten Extremen einigermaßen begriffen, auf allen einzelnen Stufen jener Leiter aber schwerlich nachgewiesen werden. —

Je einfacher, angemessener, einartiger, gleichmäßiger die Nahrung, sagt man, desto gesünder der Leib, desto gleichmüthiger daher auch die Seele, und die Beobachtungen des gemeinen Lebens scheinen dies zu bestätigen. Wer möchte zweifeln, daß z. B. zwischen einzelnen Hindu-Stämmen, die, ebenso wie ihre Urväter, seit dem Beginne aller Zeitrechnung weder Fleisch noch Wein gekostet, und dem Neuholländer, der das gefangene Känguruh fast roh verschlingt; — daß zwischen jenen Südsee-Insulanern, die mit der einfachen Kost der Baumfrüchte seit Jahrtausenden ein harmloses Daseyn fristen, und dem wilden Neuseeländer, der im Fleische seines Mitbruders schwelgt, ein sehr beträchtlicher Unterschied der körperlichen sowohl als der geistigen Ausprägung statt finden müßte? — Aber sonderbar! — jene Insulaner, jene Neuholländer, diese neuseeländischen Kannibalen gehören sämmtlich zu einer und derselben Varietät, und der Hindu ist in einer andern ihr nächster Verwandter. — Schon aus diesem einen Beispiele ersieht man daher, daß die Nahrungsweise nicht einmal das Körperliche so bestimmt ergreift, daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang beider nachzuweisen wäre: denn wenn die grellsten Kontraste der Nahrungsweisen und Nahrungsmittel höchstens durch kaum

merkliche Abstufungen der Körperbildung bezeichnet werden, wie sollen dann alle die übrigen, unendlich mannigfaltigen geringeren Abweichungen der Nahrung in ihrem rückwirkenden Einflusse auf die Körperlichkeit oder gar auf die geistige Entwickelung nachgewiesen werden? — Das durch äußere Merkmale kenntliche Gepräge des Körpers, sehen wir, wird scheinbar dadurch nicht gesetzmäßig bestimmt; es bleibt uns daher auch nur übrig, die verschiedene Wirkung der Nahrungsstoffe auf den Körper in ihrer mehrern oder mindern Gedeihlichkeit für denselben zu suchen, und daraus ihren Einfluß auf die geistige Individualität herzuleiten. —

Aber hier befinden wir uns sogleich vor einer neuen Schranke. Denn wie die verschiedenen Stoffe, die den Körper bald reichlicher, bald kümmerlicher nähren, welche hier die Muskeln schwellen, dort verschrumpfen lassen, zugleich auf den geistigen Menschen wirken, das ist in noch geheimnißvolleres Dunkel gehüllt. — Zwar ist die gangbare Meinung, daß die größere Ausbildung des Leibes die höhere Entwickelung des Geistes hemme, nicht ohne allen Grund: keineswegs kann daraus aber ein Gesetz abgeleitet werden, so etwa, daß die geistige Natur im Menschen unfehlbar in demselben Maaße Schaden nehmen, unentwickelter, thierischer bleiben müßte, in welchem die leibliche, durch Nahrung und Gewöhnung vollkommener und kräftiger ausgebildet worden sey. Wir haben es vielmehr hier nur mit der gemeinen, an sich sehr erklärlichen, keineswegs aber ausnahmelosen Erfahrung zu thun, daß der Geist in dem schwächern und darum leichter beherrschten Gefäße öfter zu größerer Reife und Vollendung gedeiht, als in einer mächtigen, sich gewaltsam geltend machenden, die geistige Entwickelung störenden Körperlichkeit, deren vollständige Bewältigung allerdings eine größere und eben deshalb seltenere Kraft des geistigen Elementes erheischt. Denn mit der Ausbildung und dem Widerstande der thierischen Natur im Menschen muß zwar die Anstrengung, kann aber eben sowohl auch die läuternde, verklärende Kraft des geistigen Faktors im Wachsen gedacht werden; ja, es ist gewiß, daß nur aus einem solchen Verhältnisse das Ideal der harmonisch vollendeten Menschennatur erstehen mag, während der schwächere Widerstand, hier wie überall, auch nur eine mäßige geistige Kraft in Anspruch nimmt. —

Doch will man selbst jenes vermeintliche, durch das eben Gesagte wenn nicht widerlegte, so doch beschränkte Gesetz, als solches gelten lassen: so ist auch damit für die allgemeinere Auffassung der fraglichen Erscheinung nichts Wesentliches gewonnen. Denn die Art der Einwirkung des Körperlichen auf das Geistige

und ebenso des Nahrungsstoffes auf die Leiblichkeit bleibt so unerklärlich als zuvor, und sie muß es bleiben, weil sie rein individuell ist, weil sie noch durch eine Reihe anderer Agentien, namentlich durch den Einfluß der ursprünglichen Naturanlage und des Klimas, der heimathlichen Lokalität, der Umgebungen und anerzogenen Gewohnheiten in jedem einzelnen Individuum wesentlich modifizirt wird. [1])

Wir können indeß hier nur auf die Beziehungen eingehen, in denen das Klima, überhaupt das geographische Element zur Nahrungsweise steht, da die Betrachtung der Wechselwirkungen, die zwischen dieser letztern und der ursprünglichen Naturanlage der verschiedenen Individuen statt findet, in ein ganz fremdes Gebiet hinüberführen würde. —

§. 8. Der Einfluß verschiedener Nahrungsweisen wird durch das Klima modifizirt.

Jedes organische Wesen bildet und entwickelt sich nach den ihm normal zugewiesenen äußeren Einflüssen, und alle seine körperlichen Eigenthümlichkeiten sind von diesen mehr oder weniger abhängig. Daher ist auch die körperliche Individualität des Menschen, und namentlich Das, was man in pathologischem Sinne seine körperliche Konstitution nennt, nichts Anderes als die Gewöhnung und Hineinbildung des Körpers in eine bestimmte Sphäre äußerer Einflüsse, unter denen nun natürlich die verschiedenen Nahrungsstoffe einen sehr bedeutenden Platz einnehmen. —

Der Mensch im Allgemeinen ist daher wohl für die ganze Erde organisirt, aber die einzelne menschliche Individualität auch nur für gewisse, für die heimathlichen, für diejenigen Lokale, in denen sich ihre individuelle Organisation entwickelt und gebildet hat, ganz geschaffen, — und alle jene eigenthümlichen Einflüsse, unter denen und von denen ihre körperliche Existenz ursprünglich bestimmt wurde, sind wesentliche Bedingungen ihrer gedeihlichen Fort-Existenz. Es muß daher ein den Organismus bedrohender und selbst zerstörender Widerstreit entstehen, wenn nicht alle in demselben sich begegnenden Einflüsse und Elemente derselben heimath-

[1]) Moleschott (Der Kreislauf des Lebens. Physiolog. Antworten auf Liebig's Chemische Briefe — Mainz 1852) hat versucht darzuthun, daß auch die Kraft, der Wille und die Gedanken des Menschen von den Stoffen, aus denen er physisch besteht, mit Nothwendigkeit bedingt werden. (Vergl. Brief 16 u. ff.) Wie verträgt sich aber mit solcher Ansicht der Begriff der „Freiheit", zu welcher der Mensch, wie sonst von Seiten der Materialisten vorzugsweise stark betont wird, berufen und berechtigt ist? —

lichen Natur, in welcher der Organismus sich entwickelte, angehören; wenn sie nicht unter sich in harmonischem Einklange sind, und daher auch nicht harmonisch, d. h. zur gleichmäßigen Erhaltung des Organismus in allen seinen Theilen und in seiner ganzen ursprünglichen Eigenthümlichkeit, wirken können. — Die Wahrheit dieses Satzes wird im Allgemeinen schon durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Das Kind gewöhnt sich erst allmählig, oft unter Krankheit und Lebensgefahr, an die veränderte Sphäre äußerer Einflüsse, in die es nach der Entwöhnung von der Mutterbrust eintritt, und fremde, ungewohnte Nahrung, so wie die bei dem Wechsel der Jahreszeiten eintretende Veränderung der klimatischen Verhältnisse bedroht selbst den widerstandsfähigern Organismus eines gereiftern Alters. Fast eben so allgemein bekannt ist der zerstörende Einfluß, der den Menschen, bei der Uebersiedelung in ferne, in ihren Naturverhältnissen von den heimathlichen wesentlich abweichende Gegenden ergreift. Der Europäer erkrankt und altert — wie das Beispiel der Holländer in Java, der Briten in Ostindien beweiset — leichter und schneller unter dem heitern, wolkenlosen Himmel der Tropen, als in der trüben, dunstschwangern Atmosphäre seines nebeligen Vaterlandes, und in Amerika reift und welkt der europäische Abkömmling, selbst nach vielen Generationen, schneller als seine Vorväter, als seine Stammgenossen im Mutterlande. —

Gemeiniglich pflegt man diese Erscheinungen dem Klima allein zuzuschreiben. Insofern man jedoch darunter gewöhnlich nur die Temperatur- und Witterungs-Verhältnisse versteht und nicht auch die gesammte lokale Beschaffenheit der Atmosphäre, so wie die von dieser größtentheils bestimmte, zur menschlichen Pflege und Ernährung benutzte Fauna und Flora, ist jene Meinung nur halb wahr. Denn es zeigen sich auch ohne Ortsveränderung ganz ähnliche Erscheinungen, wenn Menschen und Völker, durch Uebertragung, zu leiblichen Genüssen verleitet werden, die ihrer Heimath fremd und unnatürlich sind, wie dies die nachtheiligen Folgen der aus allen Klimaten in Europa eingeführten Gewürze und Reizmittel, wie die Beispiele jener Völkerschaften beweisen, denen man europäische Genüsse und Gewohnheiten gebracht hat, ohne ihnen doch zugleich den europäischen Himmel bringen zu können. — Und ebenso sind die nachtheiligen Folgen, welche sich bei der Uebersiedelung Einzelner oder ganzer Volksstämme in eine von der ihres Mutterlandes ganz abweichende Natur zu zeigen pflegen, mehr dem Beibehalten der bisherigen Ernährungsweise und der bisherigen Lebensgewohnheiten zuzuschreiben, als dem Einflusse des veränderten Klimas. Zwar bestätigt die Erfahrung europäischer Reisenden

in den Tropenländern und im Oriente, selbst derjenigen, welche sich allen von dem fremden Himmelsstriche gebotenen Gewohnheiten, in Nahrungsweise, Kleidung, Schlaf 2c., vollständig anbequemten, daß der Einfluß des Klimas sich dennoch, je nach der ursprünglichen Naturanlage der Einzelnen, durch klimatische Krankheiten oder auch nur durch eine schnellere Verzehrung der Lebenskraft mehr oder weniger geltend zu machen pflegte: immer aber zeigt er sich nicht so verderblich, als wenn alle Gewohnheiten und alle Nahrungsmittel des Vaterlandes beibehalten werden. Da dies letztere indeß mehr oder weniger fast immer geschieht, weil der Mensch nichts so ungern aufgibt, als eingewurzelte Gewohnheiten; da deshalb auch unsere gesammten Erfahrungen noch keineswegs hinreichen, um den Erfolg zu bestimmen, welcher sich zeigen würde, wenn übersiedelte Volksstämme mit dem Vaterlande auch zugleich die Nahrungsweise desselben ganz aufgäben, und sich in dieser Beziehung in die neue Heimath ganz hineinlebten und hineinbildeten: so ist auch nicht fest zu behaupten, daß der auf alles Fremdartige feindselig wirkende Einfluß des Klimas nach Generationen gänzlich verschwinden würde; es ist aber, in Ansehung der ungemeinen Biegsamkeit der menschlichen Natur, höchst wahrscheinlich. —

Leuchtet es nun, nach diesen allgemeineren Andeutungen, ein, daß keiner Nahrungsweise, in Bezug auf die Gedeihlichkeit der körperlichen Organisation und mittelst derselben auch auf die geistige Individualtität, ein absoluter Vorzug zuzugestehen sey; daß vielmehr, neben der ursprünglichen Anlage des Individuums, die Natur der verschiedenen Lokale und namentlich die den letzteren eigenthümliche Beschaffenheit des Klimas das Verhältniß bestimmt, in welchem die den verschiedenen Naturreichen entnommenen Nahrungsstoffe zu dem menschlichen Organismus stehen: so ergibt sich zugleich die Nothwendigkeit, dieses Verhältniß nunmehr näher anzugeben. Wir haben darüber zunächst die Erfahrung, — dann aber auch das Naturgesetz zu befragen, auf welches unsere Erfahrungen basirt sind. —

Diese letzteren sagen uns, daß vegetabilischer Nahrungsstoff in den Ländern der heißen, animalischer in denen der kalten Zone, gemischte Nahrung endlich in den gemäßigten Erdgürteln dem menschlichen Körper am natürlichsten und zuträglichsten sey. Die Natur hat die heißen Gegenden unseres Planeten mit einem großen Reichthum vegetabilischer Nahrungsmittel ausgestattet, solche dagegen den Polar-Ländern fast ganz versagt; sie selbst hat daher jenen Gegenden den Genuß animalischer Stoffe fast entbehrlich gemacht, während sie diese fast ausschließlich darauf angewiesen hat, wogegen sich unter gemäßigten Himmelsstrichen die einen wie die

anderen gleich natürlich darbieten. Ueberdies bedarf der Organismus unter dem Einflusse feindlicher Naturkräfte zu seiner Erhaltung, zum Widerstande gegen jene Einflüsse, zur Wiederherstellung der von ihnen rascher verzehrten und aufgeriebenen Lebenskräfte nahrhafterer Stoffe, als dort, wo der milde Himmel und die reiche Erde sein Gedeihen ohnehin fördern und begünstigen; ja es findet sich sogar, daß dem menschlichen Organismus der konzentrirtere Nahrungsstoff, der aus thierischen Körpern gewonnen wird, — eben weil er seiner dort nicht bedarf — in tropischen Gegenden im Allgemeinen minder zuträglich sey, als der Genuß der weniger gehaltreichen Vegetabilien, wogegen der Mensch in der Nähe des Pols, mit der Nothwendigkeit thierischer Nahrungsmittel, auch die Fähigkeit erhielt, sich dieselben auf gedeihliche Weise anzueignen. — Die saftvolle, aber nahrungsarme Pflanzenkost genügt, unter der Mitwirkung des belebendern Strahls der heißen Sonne, dem Bewohner der reichen tropischen Erde; in den nächtigen, winterlichen Gegenden des Pols bedarf dagegen der Mensch der eigenthümlich belebenden Kraft, welche der Genuß des Fleisches, namentlich warmblütiger Thiere gewährt.[1]) Ebenso ist es bekannt, daß in gemäßigten Gegenden das Bedürfniß der Nahrung mit den Jahreszeiten wechselt, daß dieselbe im Winter, sowohl nach der Quantität als nach der Qualität, ohne Nachtheil bedeutend vermehrt werden kann, und ebenso daß der Südländer, bei dem mäßigsten, aus wenigen Früchten oder Wurzeln bestehenden Mahle munter und bei Kräften bleibt, während der Polarmensch ungeheure Massen der nahrungsreichsten Substanzen, selbst der nach unseren Begriffen ekelhaftesten, wie Thran und Fett, ohne Schaden verzehren mag.[2]) Es geschiht daher ohne hinreichenden Grund, wenn man jenem seine Mäßigkeit als Tugend, diesem seine Begehrlichkeit als Laster anzurechnen geneigt ist. Dabei vergißt man freilich, daß jene wie diese in gewissem Grade durch die Natur geboten wird, da die Erfahrung zeigt, daß der Nordländer in seiner Heimath, bei südlicher Mäßigkeit, eben so wohl in seinem Gedeihen beeinträchtigt wird, als der Südländer bei nördlicher Eßlust: denn die Gedeihlichkeit der genossenen Lebensmittel, nach Quantität und Qualität, wird wesentlich von den klimatischen Verhältnissen des Lokales mit bedingt. —

---

[1]) Vergl. §. 6. dieses Abschnittes.

[2]) Cochrane erzählt in seiner „Fußreise von Moskau nach Ochozk“, daß ihm ein noch kriechendes Buräten-Kind unversehens einige Pfund Talglichte aufgespeiset und sich danach sehr wohl befunden habe.

Aus dem Angeführten folgt nun, daß einem jeden Erdstriche eine eigenthümliche Hinneigung zu gewissen Nahrungsstoffen eigenthümlich und natürlich sey, und es scheint, als müsse eine Geographie der Nahrungsmittel in ihren Beziehungen auf ethnographische Verhältnisse und Erscheinungen interessante Aufschlüsse über die Entwickelung der Menschheit gewähren, insofern man im Stande wäre, die Analogieen zwischen den Nahrungsstoffen und den Individualitäten der Völker darzulegen und nachzuweisen. Allein es ist bereits oben [1]) angeführt worden, auf welche unendliche Zahl von Räthseln eine solche Betrachtung stoßen würde: denn die Einflüsse der Nahrungsweise zwingen nicht, sie disponiren nur, weshalb alle übrigen auf den Menschen wirkenden Elemente einen weiten Spielraum behalten, um sich geltend zu machen, um die menschliche Individualität zu modeln und mitzubestimmen. —

§. 9. Einfluß der Mannigfaltigkeit der Nahrungsweise auf die Freiheit und Verbreitungsfähigkeit des Menschen.

Was von den Einflüssen verschiedener Nahrungsweisen auf den Menschen behauptet wurde, das läßt sich noch allgemeiner auf die durch das Klima erzeugte Neigung des Organismus zu gewissen Nahrungsstoffen anwenden; es ist ebenfalls nur eine körperliche Disposition, keineswegs ein die ganze Individualität bestimmender Zwang. — Die Pflanze und auch das Thier ist, je nach dem Grade seiner organischen Entwickelung, an bestimmte, mehr oder minder spezifische Nahrungsstoffe unabänderlich gebunden, und mangeln diese, so erfolgt die Auflösung des Organismus, der Tod. Es ist eine exakte Nothwendigkeit, daß sich der Löwe von frischem Fleische, die Gemse auf und von der Alpenweide, die Biene vom Honig der Blüthen ernährt, und gerade diese Nothwendigkeit, dieses Gebundenseyn an bestimmte, oft auf einen merkwürdig kleinen Kreis beschränkte Lebensbedingungen ist die Ursache einer Reihe höchst auffallender Erscheinungen in dem Leben der Thierwelt: Erscheinungen, welche, wie der kunstreiche Bau des Bibers, die Zelle der Biene, das Gewebe der Spinne, wie die Wanderungen der Thiere, namentlich der Zugvögel, auf eine gewisse freie Thätigkeit, auf die Fähigkeit, nach Ueberlegung und Willkühr zu handeln, hinzudeuten scheint, während jene Thiere doch eben naturnothwendig zur Wahl bestimmter Nahrungsstoffe und den damit meist zusammenhängenden künstlichen Leistungen und Wanderungen gezwungen sind. Die Biene muß ihre Zellen bauen, die Spinne muß weben, der Vogel muß ziehen, um zu leben, um auf eine

[1]) Vergl. §. 7. dieses Abschnittes.

bestimmte, der eigenthümlichen Organisation allein zusagende Weise zu leben und sich zu nähren.

Den Menschen erinnert in dieser Beziehung allein die von der Gewöhnung und dem Klima bestimmte größere oder geringere Gedeihlichkeit der einen oder der andern Nahrungsweise an seinen Zusammenhang mit der Thierwelt; aber die Fähigkeit, sich an jeden Nahrungsstoff, auch den von der ursprünglichen Weise abweichendsten, gewöhnen, alles Genießbare sich auf gedeihliche Weise aneignen, assimiliren zu können, gibt ihm eine Freiheit der Existenz, welche keinem Thiergeschlechte geworden ist. Jene Fähigkeit, diese Freiheit wächst, wie die Erfahrung lehrt, mit der Entwickelung der geistigen Eigenschaften des Menschen. Das Kind und der Wilde stehen in der Einfachheit und Einartigkeit ihrer Nahrungsweise unmittelbar neben dem Thiere, selbst neben der Pflanze, und werden in dieser Beziehung sogar von einigen der im Umgange mit dem Menschen in gewisser Weise vermenschlichten Hausthiere übertroffen, wenngleich sie, eben weil sie Menschen sind, ebenfalls die Fähigkeit besitzen, sich auch in dieser Beziehung zu größerer Freiheit der Existenz zu entwickeln.

Ist der Mensch auf solche Weise, durch diese ihm allein eigenthümliche Möglichkeit die mannigfaltigsten Nahrungsstoffe zu assimiliren, auf der ganzen Erde heimisch und sein Daseyn somit unabhängiger von äußeren Lebensbedingungen geworden, als das aller Geschlechter der Thierwelt; kann dieses Verhältniß, nach dem vorigen Paragraphen, sich vornehmlich in den gemäßigten Gegenden der Erde und bei gesteigerter Entwickelung der geistigen Fähigkeiten geltend machen: so liegt doch zugleich in dieser Mannigfaltigkeit, welche die Befreiung vom Naturzwange bedingt, ein neuer Keim der Abhängigkeit, der Knechtschaft verborgen. Denn wenngleich der Mensch, mit der Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises, mit der Möglichkeit, sein körperliches Daseyn auf mannigfaltige Weise sicher zu stellen, das Joch der Natur abzustreifen, die niedere Sphäre der Nothwendigkeit zu verlassen und in die höhere Region moralischer Freiheit emporzusteigen vermag: so ist er doch nur zu sehr geneigt, in jener Mannigfaltigkeit eine neue Nothwendigkeit zu erblicken, und den Kreis seiner Bedürfnisse und Genüsse willkührlich fort und fort zu erweitern. Und so beugt er den freien Nacken immer von Neuem unter jenes Joch, welches nur in der Gestalt, nicht im Gewicht verändert worden ist. Allein die Trostlosigkeit dieser Erscheinung mindert der Gedanke, daß er, der Mensch selbst, es ist, der sich diese Fesseln anlegt, daß die Willkühr, welche sie schmiedet, die Kraft nicht ausschließt, sich frei von ihnen zu erhalten, und daß der zu moralischer Freiheit berufene

Herr der Erde aus dieser willkührlichen Abhängigkeit eben sowohl hervorzugehen vermag, als aus der unwillkührlichen Knechtschaft der Natur. —

Eine wichtigere Folge entspringt indeß aus jener großen Assimilations-Fähigkeit des menschlichen Organismus: es ist die keinem andern Geschöpfe in gleichem Grade eigene Möglichkeit auf jeder Erdscholle, unter allen Zonen und Klimaten ausdauern, leben und wohnen zu können, während den auf eine bestimmte Nahrungsweise beschränkten Thieren, je nach ihrer Organisation, auch eine mehr oder minder beschränkte Verbreitungs-Sphäre angewiesen ist. Unter diesen vermag allein der Hund, an der Seite und mit Hülfe des Menschen, überall fortzukommen und zu gedeihen. — Welche unermeßliche Folgen für die Entwickelung des Menschengeschlechts knüpfen sich aber nun an diesen eigenthümlichen Vorzug! Denn wenn nur gewisse Erdgegenden das Gedeihen des Menschen gestatteten; wenn er, wie die meisten Thiere oder gar wie die Pflanze, mit seinem Daseyn an gewisse Nahrungsmittel und damit an eine bestimmte enge Lebens-Sphäre gebunden wäre, wie vermöchte er sein geistiges Daseyn zu der Allseitigkeit der Entwickelung zu entfalten, zu welcher er vom Schöpfer bestimmt worden ist? — Er würde nicht der Herr, sondern, wie das Thier, nur ein Mitbewohner der Erde seyn! —

Drittes Kapitel.

Von den Einflüssen der Lebensweise.

§. 10. Vorbetrachtung.

Die Nahrungsweise der Völker ist, wie mehrfach angedeutet, nicht willkührlich; sie wird von der Lebensweise derselben eben so bestimmt, als beide wiederum durch das Klima, durch die ganze Physik des Lokales veranlaßt, wenn auch nicht mit Nothwendigkeit bedingt werden. — Dieser Zusammenhang der Nahrungs- und Lebensweise ist nunmehr darzulegen und damit zugleich die Wechselbeziehung, welche zwischen ihnen und den Entwickelungszuständen der Menschheit statt findet.

Die Lebensweise der Völker ist der lebendige Gesammtausdruck ihres ganzen äußern Seyns und Wirkens. Sie bezeichnet zunächst das Verhältniß, in welches der Mensch zur heimathlichen Natur getreten ist, und schließt daher nothwendig auch die Art seiner Ernährung in sich. Sie drückt ferner das Verhältniß des Einzelnen zu dem Einzelnen wie zum Gemeinwesen aus, bestimmt im Allge-

meinen die Größe, die Art, Natur und eigenthümliche Gestaltung dieser Gemeinwesen, bedingt ihre größere oder geringere Entwickelungsfähigkeit und damit auch die Art und den Grad des Einflusses, den sie auf die ihr zugehörigen Individualitäten, so wie auf andere benachbarte oder entfernt stehende, ähnliche oder unähnliche Vereine auszuüben vermochten und fernerhin vermögen. Sie ist daher auch die Kennziffer für die historische und politische Gestaltung und Bedeutung der verschiedenen nationellen Individualitäten, und bezeichnet eben so im Allgemeinen die Entwickelungszustände, in welchen sie sich befinden. —

Aber es ist zugleich wohl zu beachten, daß die Lebensweise in allen diesen Beziehungen zunächst nur als ein Zustand in Betracht kommt, der seinerseits wiederum durch alle die Agentien bestimmt wird, welche das individuelle Leben der Völker überhaupt bedingen. Sie ist niemals als etwas unmittelbar Gegebenes, als Grundursache der Erscheinungen anzusehen, da sie vielmehr selbst ein wesentlich Bedingtes ist. Aber sie kann zur mitwirkenden Ursache werden, insofern sie das Fortbewegen in einer bestimmten Richtung, oder den Stillstand auf einem gewissen Punkte der Entwickelung begünstigt und mitbedingt. Sie selbst ist ein Produkt der ursprünglichen Naturanlage der Völker, der Physik ihrer Heimath und der Wechselbeziehungen mit anderen Völkern. Diese drei Faktoren sprechen sich in ihr überall aus, bald der eine, bald der andere schwächer oder stärker, und wenn es gleich scheint, als sey die Landesnatur überall die vorwaltende Grundbedingung, so ist dieser Irrthum doch daraus leicht erklärlich, daß sie allerdings häufig als die nächste, wahrnehmbarste und unmittelbarste Ursache auftritt, während sich jene anderen — namentlich die erstgenannte — der Beobachtung nicht selten entziehen, oder sich doch erst bei einer nähern, tiefern Betrachtung in ihrer ganzen Bedeutsamkeit ergeben. —

§. 11. Einfache — pseudo-paradiesische Lebensweise.

Der erste, einfachste Zustand des menschlichen Daseyns wird in der Schrift geschildert. Die ersten Eltern leben hier in einem weiten Garten, der ihnen seine Früchte zur Nahrung beut, mit den Thieren in Eintracht, mit der ganzen Natur in Frieden; kein Bedürfniß drängt, keine Gefahr bedroht sie, und des Schöpfers väterliches Auge überwacht, seine Hand leitet und unterrichtet seine Kinder. Er, der ihnen Alles, die ganze Natur zum Eigenthume gegeben, versagte ihnen nur Eins, er gab ihnen, wie die heilige Schrift meldet, nur Ein Gesetz; sie brachen es, und damit begann, wie wir annehmen müssen, ein ganz neuer Zustand der Dinge.

Der Mensch erkannte sich selbst, und schämte sich seiner Blöße; er erkannte Gott über sich, und er fürchtete ihn, die Natur neben sich, und er bekriegte sie. — Die Einheit mit Gott und mit der Natur war dahin, der Frieden, der die ganze Schöpfung umfing, auf immer verloren. „Der Acker ward verflucht,“ um des Menschen willen, und „im Schweiße seines Angesichts“ sollte er hinfort „sein Brod essen.“

Mit dem Sündenfalle beginnt eine neue Aera; der Mensch vor demselben und nach ihm sind als zwei ganz verschiedene Wesen zu denken. Und so haben wir auch Nichts bewahrt aus jener paradiesischen Zeit, als die geheimnißvolle, für unsere Vorstellung dunkele, unbestimmte Tradition der heiligen Schrift. Wir sind jener Zeit so vollständig entrückt und entfremdet, daß wir gar nicht im Stande sind, einen Zustand zu verstehen und zu begreifen, der von allen heutigen durchaus verschieden ist.

Zwar ist uns von einigen Eilanden der Südsee berichtet worden, daß ihre Bewohner völlig im Stande der Unschuld, wie sorglose Kinder einer übersorgfältigen Mutter, unter den Segnungen einer reichen, glücklichen Natur ein harmloses, paradiesisches Daseyn leben; daß sie, in kindlicher Unbefangenheit, weder die nagende Pein der Sorge, noch die herben Drangsale des unbefriedigten Bedürfnisses und eben so wenig den „selbstischen“ Begriff des Eigenthums kennen. Man sagt, sie ruhen, sie essen, sie tanzen, sie singen und spielen, wann und wo und wie oft es ihnen beliebt; überall und immer ist ihr Lager, ihr Mahl, ihr Vergnügen bereit; nichts stört, nichts beschränkt sie, als sie selbst, und freundlich und gesellig leben sie mit den wenigen harmlosen Thieren, welche ihre sorgenfreie Abgeschiedenheit theilen. „Die Vögel,“ so erzählen die Entdecker der Marianen, „saßen singend auf ihren Schultern,“ und sie kannten weder Waffen noch das Feuer, denn die Thiere waren ihnen eben so freundlich als der Himmel und die ganze Natur.[1])

Allein diese empfindsame Schilderung ignorirt die Kehrseite des Gemäldes; sie gedenkt nicht anderer Thatsachen, nicht des tiefen Schattens, der das Bild des in einer durchaus sinnlichen Existenz befangenen Menschen überall verdunkelt. Sie vergißt vornehmlich, daß das Daseyn jener Insulaner ein roher Naturzustand, nicht ein Stand der Unschuld genannt werden muß, daß sie nichts schützte vor größerer Verwilderung, vor tieferer Entartung, als die Isolirung und reiche Natur ihrer Heimath. Die Marianen

---

[1]) Einen ähnlichen Zustand fand Capitain Lütke i. J. 1827 auch auf der karolinischen Insel Ualan.

wurden von den ersten Entdeckern die „Diebsinseln" (Ladronen) genannt, und auf anderen jener von Forster u. A. mit so glänzenden Farben geschilderten paradiesischen Inseln der Südsee entfalteten die Bewohner noch schlimmere Gebrechen, welche zeigten, daß man es mit „wilden", oder vielmehr mit verwilderten, versunkenen Völkerschaften zu thun hatte. Ihr mehr kindischer als kindlicher Zustand schloß in seiner damaligen Isolirung jede fördersame Entwickelung aus, und drohte mit weiterer Verwilderung; ihre für uns kaum begonnene Geschichte, der indeß wahrscheinlich eine lange, für uns freilich dunkele Vorgeschichte vorangegangen ist,[1]) bewies und beweiset ihre völlige Unmündigkeit; die Natur sorgt für sie, bevormundet sie; ihr sind sie unterthan. Ist es dennoch zu beklagen, daß dieses Verhältniß durch das Hinzutreten anderer, europäischer Elemente fast überall auf nutzlose, ja auf verderbliche Weise gestört worden ist: so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß jenem gepriesenen Zustande in seiner Isolirung alle Keime der Fortbildung mangelten und mangeln. Denn das sanfte, friedliche und harmlose Gepräge, was man an jenen Insulanern gerühmt hat, war eine freiwillige Gabe ihrer reich ausgestatteten Heimath, eine Folge ihrer völligen Abgeschlossenheit, der Unmöglichkeit feindlichen Kräften feindlich zu begegnen. — In diesem Zustande, den man gewiß nur sehr uneigentlich einen „paradiesischen" genannt hat, mögen sie bereits Jahrtausende gewesen, würden sie vielleicht noch Jahrtausende geblieben seyn. Denn wo der Mensch sich ohne Mühe von den Früchten des Feldes und des Waldes zu nähren vermag, wo die Natur ihn jeder andern Sorge völlig überhebt: da wurzelt er fest in einer engen beschränkten Sphäre der Thätigkeit, wie die Pflanze, und die anregende Beweglichkeit seines Wesens vermag sich nicht durch belebende und befruchtende Rückwirkungen geltend zu machen; er bleibt daher an Kräften und Fähigkeiten eingeschränkt, bis neue Einwirkungen hinzutreten, andere Triebfedern zu spielen beginnen. Die Natur allein fördert ihn nicht, weil sie ihm den fördernden Kampf mit ihr erspart, der vielmehr im Plane des Schöpfers zu liegen scheint. Denn nur das Bedürfniß bewehrt; nur der Kampf stärkt, bewegt und befruchtet. Und wenngleich der Zwang der Nothwendigkeit keineswegs überall als der einzige Hebel der Entwickelung angesehen werden darf: so setzt doch die Wirksamkeit anderer Motive

---

[1]) Vergl. C. F. Meinicke, die Südseevölker und das Christenthum ꝛc. (Prenzlau 1844) und des Verf. Bericht über diese lehrreiche und interessante Schrift in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Jahrg. 1844).

bereits eine gewisse Steigerung und Entwickelung voraus, welche in dem kindischen Zustande jener Insulaner vermißt werden. — Und in diesem gewiß nicht primitiven Zustande harren jene Naturkinder, so meint man, des Tages der Wehrhaftigkeit, um dann, neben den anderen Söhnen des Hauses, den bildenden, stählenden Kampf des Lebens zu versuchen. — Sie harren seiner, — aber höchst wahrscheinlich vergebens!

§. 12. Das Wanderleben — die Jäger und Fischer.

Es ist eine sonderbare, aber in der Natur oftmals sich wiederholende Erscheinung, daß ganz entgegengesetzte Ursachen nicht selten zu sehr ähnlichen Resultaten führen. — Wenn vorhin die natürliche Ueberfülle, die üppige Ausstattung isolirter Lokale als die Grundbedingung der Unmündigkeit und des in dieser Unmündigkeit fixirten Zustandes jener Insulaner angesehen werden mußte: so zeigt sich eine gleiche Stabilität der menschlichen Zustände auch in der dürftigsten Natur, ja großentheils als eine nothwendige Folge ihrer stiefmütterlichen Kargheit, und nicht blos in abgeschlossenen Lokalitäten, sondern selbst da, wo weite, offene kontinentale Räume sich in allen Richtungen ausdehnen, wo daher die Möglichkeit fruchtbarer Reibungen und mannigfaltiger Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen dargeboten zu werden scheint. — So wie nämlich dort die geistige Kraft des Menschen, von der Natur einer überreich ausgestatteten Heimath in lethargischen Schlummer gewiegt, der aufrüttelnden Gegenkraft entbehrt, welche sie nöthigt, die Schwingen zu entfalten: so wird sie hier, wo die Natur dem Menschen die Existenz bestreitet, durch das Uebermaaß feindseliger Einwirkungen von der Uebermacht solcher Gegenkraft so sehr in Anspruch genommen, daß sie vollständig darin aufgeht, sich daran absorbirt. —

Mag daher der Mensch auf jenen glücklichen Inseln ein sorgloses, müßiges Daseyn fristen, oder am eisigen Hauche des Pols, im Dunkel wüster Wälder, in der Dürre unendlicher Steppen — wo die Natur aus freiem Triebe jede zureichende Spende versagt — mühevoll um seine Existenz ringen: der Erfolg ist wesentlich derselbe. Denn hier wie dort ist die Natur die Herrscherin, der Mensch ihr Unterthan. Nur die Form dieser Unterthänigkeit ist verschieden, und allein darum auch der Zustand des Menschen, der Grad seiner Kraft, die Art seiner Entwickelung. Dort fügt er sich freiwillig in die weichen Fesseln, hier kämpft er vergebens gegen ein eisernes Joch, dessen übermächtiger Druck seine Knechtschaft fixirt, und zwar so lange, bis er — in mannigfaltigen Kämpfen erstarkt, oder durch mannigfache Berührungen mit glücklicheren

Nachbarn geistig angeregt und befruchtet — gelernt hat, seine Umgebung zu meistern, und die herrschenden Naturgewalten zu besiegen, zu seinem Frommen dienstbar zu machen. Bis dahin aber geht seine ganze Kraft nothwendig in einseitigen Richtungen auf, die im Wesentlichen nichts Höheres als die Erhaltung des Leibes erstreben. Er, dem keine Frucht reift, keine Saat keimt, versucht als Jäger, im Kampfe mit den Thieren der Wildniß, seine Kraft, oder als Fischer seine Geschicklichkeit; heute hier, morgen dort. Das tägliche Bedürfniß treibt ihn von Stätte zu Stätte; er streift in der durch die Noth des Augenblicks gesteigerten Begierde nach Beute Wald aus und ein, Strom auf und ab. Ihm fehlt daher eine heimathliche Stätte, denn die wandelbare Hütte, die er sich, zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung, für kurze Fristen roh errichtet, ist noch nicht von friedlichen Hausgöttern zum bleibenden Asyl geweiht, und die Idee einer Heimath, eines Vaterlandes bleibt ihm eben deshalb nothwendig noch eine sehr unbestimmte und weite. Er flieht jede große Gemeinschaft, denn sie schmälert seine Aussichten auf Beute, und bedroht eben deshalb seine Existenz; er bekämpft den Nachbar, der seinen Jagdgründen, seinen Netzen zu nahe kommt; er muß ihn bekämpfen oder untergehen. Er lebt deshalb nur in dem engen Vereine der Familie oder eines kleinern, durch die Bande des Blutes verknüpften Stammes, und nimmt für sich — je nach der Ergiebigkeit seines Jagdbezirks, seiner Fischerei — weite und weitere Räume in Anspruch, so weite, als er gegen die ähnlichen Interessen des Nachbarstammes zu behaupten vermag.

Nichts ist daher erklärlicher, als die Heftigkeit, die Unauslöschlichkeit jener blutigen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen dieser wandernden Jäger. Es gilt hier Leben um Leben; nicht der Sieg, nicht ein vortheilhafter Friede ist das vorgesteckte Ziel, sondern der Tod des Feindes, die Ausrottung seines ganzen Stammes, dessen Fortdauer nur den Kampf verlängern, das heimische Jagdrevier immer von Neuem schmälern und bedrohen würde. Darum macht man nur Gefangene, um sie zu tödten oder, in selteneren Fällen, um sie in den eigenen Stamm aufzunehmen, wenn der Kampf die Zahl seiner Männer auf bedrohliche Weise verringert hat. — Nichts ist zugleich begreiflicher, als die weitläuftige Vertheilung jener Stämme, die dünne Bevölkerung ungeheuerer, nur von Jäger- und Fischerstämmen bewohnter Landstriche, wo nämlich — wie in den Savannen und Selvas Amerikas, in den eintönigen Flächen des australischen Kontinents oder in der polarischen Leere — keine Naturschranke die weite und weitere Ausbreitung verhindert. Die nothwendig damit verknüpfte

Isolirung der einzelnen Stämme, welche nur feindliche Berührungen zuläßt, und somit dem Rohen das Rohere hinzufügt, schließt jede wohlthätige und befruchtende Reibung verschiedener Individualitäten aus, welche sonst, wie oben (§. 4.) gezeigt worden, als einer der vorzüglichsten Hebel der Gesittung anzusehen ist.

Darum bewegen sich diese in die Knechtschaft der Natur herabgesunkenen Wanderstämme, namentlich die jagenden, oftmals Jahrhunderte hindurch auf derselben Daseynsstufe, und die weitere Vermenschlichung kann erst wieder beginnen mit dem gesteigerten Verkehr, mit der durch wohlthätige Berührung erzeugten Befruchtung von Außen. Wo diese Befruchtung ausbleibt, oder wo jene Berührung neue Keime des Verderbens hinzubringt — wie dies leider bei vielen, wenn nicht allen amerikanischen Jägervölkern der Fall ist, — da zeigt sich eine unverkennbare Tendenz zu noch tieferm Versinken, zu gänzlicher Erlöschung und Vertilgung des Stammes, von dem dann vielleicht nur Einzelne, mit der Verschmelzung in eine andere Nationalität, Rettung finden mögen.

Nicht ganz so gefährdet erscheinen zwar, auf den ersten Anblick, die Fischervölker, deren Lebensweise größere gesellige Vereine zuläßt, und das heimathliche Gebiet auf engere Grenzen — auf eine bestimmte Küstenstrecke, die Ufer eines gewissen Flusses — beschränkt, die auch wohl, bei der geringern Unsicherheit des Erwerbs in günstigeren Lokalitäten, neue Bildungskeime zur Entwickelung gelangen läßt, um so mehr, als wohlthätige Anregung von Außen bei Strom- und Küstenanwohnern leichter möglich ist, wie bei den in unendlichen, unzugänglichen Kontinental-Einöden zerstreuten Jägern. Allein die Einförmigkeit des Daseyns, welche dem Geschäfte des Fischers noch unzertrennlicher anklebt, als dem Leben des in mannigfaltigere Kämpfe und Gefahren verflochtenen Jägers, die männlichen Muth, seltene Beharrlichkeit, körperliche Gewandtheit und Kraft, Sinnenschärfe, Seelengleichmuth, List und Klugheit erwecken und bedingen, drückt dem erstern dennoch einen gemeinern, thierischern Stempel auf, während dem letztern, in Folge jener Eigenschaften, oft eine gewisse wilde Größe nicht abgesprochen werden kann. —

Häufig sind beide Ernährungsweisen bei einem und demselben Stamme mit einander vereinigt. Dann, oder wenn eine günstigere Natur, neben dem Ertrage der Jagd, auch zeitweise erheblichere Fruchtspenden gewährt, oder wenn die ersten Anfänge der Bodenkultur gemacht worden sind: dann kann auch vielleicht, mit der Erweiterung des geistigen Ideenkreises, mit der Muße, welche die sorgenlosere Existenz darbietet, der Keim der geistigen Menschennatur wieder selbstthätig zu treiben anfangen, und ein höheres

Daseyn möglich machen; dann scheint nicht länger die Hoffnung nothwendig ausgeschlossen, ein solches Volk werde aus sich selbst die Kraft gewinnen, die Fesseln der Naturnothwendigkeit abzustreifen, und von der immer gleichen, in und durch sich unveränderlichen Daseynsstufe des Jägers und Fischers zur Leiter der Gesittung hinanzuklimmen. Aber leider hat die Geschichte bis jetzt noch kein solches Beispiel aufzuweisen.

Der westliche Kontinent und das kleine Festland von Australien sind die vorzüglichsten Schauplätze, auf denen solche schwache Wanderstämme in großer Zahl, auf weiten Räumen ihre einsamen Streifereien seit Jahrhunderten unternommen und unternehmen. Die Natur hatte ihrem Haushalt nicht nur die Segnungen der Ceres, sondern ursprünglich auch die Gesellschaft jener nutzbaren, erst seit der Entdeckung theilweis dorthin verpflanzten Thiergeschlechter versagt, welche das Daseyn der Wanderstämme der alten Welt erleichtern. In Amerika ist es ihnen nicht gelungen, den einheimischen Stier und das Rennthier zu zähmen; das edle Pferd war ihnen, bei der Einführung, ein wundersames dämonisches Wesen, und ist seitdem erst hier und da Genosse und Vehikel ihres wilden Lebens geworden; nur der allverbreitete Hund fehlte ihnen nicht und die Kameelziege (Lama, Vicuña), ein schwaches Analogon des cisatlantischen Kameels, ist nur für die ohnehin höher entwickelten Bewohner der Anden, nicht, wie das Dromedar, für die weite Reise durch die isolirenden, am Fuße jenes Erdrückens in unabsehbarer Unendlichkeit ausgebreiteten Steppen geschaffen worden. — Die Ureingeborenen des australischen Kontinents sind aber noch heute ohne Hausthiere.

Auf solche Weise waren und sind diese Wanderstämme ganz allein auf ihre eigenen Kräfte beschränkt worden; nur mit diesen führten sie den ungleichen Kampf gegen die übermächtigen Gewalten einer feindseligen Natur. Wie mag es Wunder nehmen, daß sie unterlagen; daß ihnen überall der Stempel ihres siegreichen Beherrschers aufgedrückt wurde; daß sie mit der heimathlichen Natur ihres Landes wie organisch verwachsen erscheinen; daß sie mit allen Trieben der Seele, mit allen Hoffnungen und Wünschen, mit allen Kräften und Fertigkeiten einem bestimmten Natur-Typus, diesem Walde, dieser Steppe, dieser Küste einverleibt wurden, und die Fähigkeit verloren, sich einer andern Physik, einem andern Wechsel der Jahreszeiten, anderen Einflüssen, anderen Lebensgewohnheiten zu fügen. — Ihre Daseynsweise ist auf Unstätigkeit, auf unausgesetzte Wanderungen gegründet; diese sind ihr Lebenselement. Aber wie beschränkt sind die Kreise, in denen sie sich bewegen! Von der Küste zum Strome, aus dem

Walde in die Steppe, vom Biberteiche zum Weideplatze des Büffels: das sind die Wanderungen, in denen sie sich, je nach dem Wechsel der Jahreszeit, einförmig hin- und herschwingen. Ueber diese engen Grenzen können sie nicht hinaus; weiteren Wanderungen, welche andere Fertigkeiten, andere Gewohnheiten als die erlernten, angeerbten voraussetzen, sind sie nicht gewachsen. Sie wurden daher dem heimathlichen Boden wahrhaft einverleibt; sie sind, wie die Thiere, welche sie jagen, die Leibeigenen der Natur, welcher sie sich mit allem ihrem Thun zu assimiliren gezwungen wurden. — Auch die fördernde Kraft, welche aus einem größern Vereine, aus der Bildung eines kräftigen Gemeinwesens entspringt, kam ihnen nicht zu Hülfe; sie wurde ausgeschlossen, wie oben angedeutet, durch die hemmenden Fesseln der Lebensweise, in welche die Natur sie einzwängte. — Bei diesen Wanderstämmen, deren Existenz von der beschränkten Tüchtigkeit jedes Einzelnen abhängt, kam auch nur der Begriff der Individualität zur Geltung, und die Idee einer höhern Einheit, eines gemeinsamen, größern Lebenskreises, eines abgeschlossen in und durch sich starken Ganzen mußte ihnen fast fremd bleiben. Ueber das enge, unmittelbar-natürliche Band der Familie oder des Stammes hinaus vermochten sie sich nicht zu vergesellschaften. Dieses Band aber ist mehr sondernd, als verbindend; es wird zugleich nur aus dem Instinkt geboren, der auch das Wild zur Rudelbildung treibt. Man irrt sehr, wenn man darin allein den Fötus einer höhern geselligen Verbindung, den Keim des Staates zu erblicken meint: denn wo die Familienliebe das höchste Motiv des Gemeinwesens bildet, da übt sie mehr einen scheidenden als einen verknüpfenden Einfluß aus, da zerstört sie vielmehr jedes umfassendere gesellige Daseyn. —

Wie nun diese Verähnlichung mit der heimathlichen Natur, diese Abgeschlossenheit in engen Kreisen und die daraus mit nothwendiger Konsequenz herzuleitende Stabilität des Daseyns sich in mannigfaltigen Farbentönen in dem Leben der betreffenden Völkerschaften abspiegelt: das soll künftig ausführlicher dargelegt werden; es genüge, hier die allgemeinen Gesetze angedeutet zu haben, nach welchen die einzelnen Erscheinungen sich gestalten mußten, die Ursachen, welche überall darzulegen die wesentlichste Aufgabe der Erdkunde ist. —

§. 13. Das Hirtenleben — die Nomaden.

Wendet man nun den Blick auf die Polar-Enden, die Steppen und alle jene Lokale der alten Welt, welche, vermöge der Rauhheit und Dürftigkeit ihrer Natur, die Bewohner ebenfalls ganz

oder doch vorzugsweise auf animalische Nahrungsmittel angewiesen haben: so gewähren die Lebensverhältnisse der Menschheit hier ein ähnliches zwar, doch wesentlich verschiedenes Bild. Hier sind es nicht einsame Jäger, welche mit gespannter Erwartung im beutegierigen Blicke, mit spähendem Auge die Wildniß unter Mühen und Entbehrungen durchschweifen, oder jene stumpferen Fischerfamilien, die der von dem täglichen Bedürfnisse gebotene Erwerb im leichten Rindennachen auf dem Strome, in den Meeresbuchten versammelt, um die Oede ihres heimathlichen Landes noch öder zu lassen. Hier — auf den grünen Steppen Asiens und Südost-Europas, auf den Karroos und Oasen Afrikas — weiden in dichten Gruppen zahlreiche Heerden gezähmter Thiere um leichte Hütten oder Zelte, die von Stämmen und Völkerschaften bewohnt werden, welche, kraft dieser Bereicherung ihres Haushalts, von der Natur in minder engen Schranken der Abhängigkeit gehalten werden. Zwar fehlt auch ihnen noch eine eigentliche feste Heimath, da sie nothwendig den Heerden von Weideplatz zu Weideplatz zu folgen gezwungen sind; — zwar ist auch ihr Daseyn wesentlich an eine bestimmte Landes-Physik, an die gedeihliche Existenz dieses oder jenes Thiergeschlechtes geknüpft, welches alle ihre Bedürfnisse befriedigt; — zwar ist auch damit eine enge Beschränkung der Ideen, der Gewohnheiten, der Thätigkeit nothwendig verbunden, — und der neben der weidenden Heerde behaglich ruhende Hirt scheint eine geringere Aufforderung zur Uebung seiner Fähigkeiten zu haben, als der im Kampfe mit dem Thiere des Waldes, mit dem Todfeinde männlich erstarkende Jäger: — allein dennoch ist jener unabhängiger und freier; seine Existenz ist gesicherter, nicht täglich immer von Neuem bedroht; die Milch, das Fleisch, die Haut seiner Thiere sichern die Befriedigung der täglichen Nothdurft an Nahrung und Kleidung; — er vermag daher auch Höheres und Weiteres zu bedenken, als der von dem augenblicklichen Bedürfniß ganz hingenommene Jäger und Fischer. Der Begriff des Eigenthums, der sich bei diesen auf die rohen Geräthschaften ihres Gewerbes, auf die erjagte Beute, auf den ungewissen Besitz unbestimmter, unbewachbarer Lokalitäten beschränkt, ist bei dem Nomaden durch die Zucht der Heerden erweitert, und damit der erste Grund eines gesetzsuchenden und schirmenden Gesammtvereins gelegt worden. Die Lebensweise dieser weidenden oder nomadisirenden Wandervölker gestattet zugleich die Ausdehnung eines solchen Vereins auf eine größere Zahl von verwandten Familien und Stämmen, und damit tritt uns — wenngleich in seiner rohesten, unentwickeltesten Gestalt — das Bedürfniß und der Begriff eines nationalen Volksverbandes entgegen, der — je nach seiner eigenen, durch

die heimathlichen Landeseigenthümlichkeiten bedingten Individualität — mehr oder minder im Stande ist, eine größere Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse und geistigen Anregungen in sich zu erzeugen, von Außen zu empfangen, fortzupflanzen und somit höhere Stufen der Gesittung zu erklimmen. — Wenn bei den wandernden Jägern und Fischern das Gesetz noch in der engen Grenze einer häuslichen, einer Familien-Anordnung bleiben kann und die natürliche Autorität des Hausvaters oder Familienältesten zur Schlichtung etwaniger, bei den einfacheren Eigenthumsverhältnissen, ohnehin nicht häufiger Zwistigkeiten hinreicht; — wenn der letztere nicht nur der natürliche Gesetzgeber und Schiedsrichter, sondern bei den Kämpfen um streitige Jagd- und Fischereibezirke auch der natürliche Anführer seyn muß, der sein Ansehn höchstens zeitweise, bei zufälliger Vereinigung mehrerer Stämme gegen gemeinschaftliche Feinde, dem Oberbefehle eines gemeinsam erwählten Kriegsobersten unterordnet: — so erwächst dagegen bei einem Nomadenvolke leicht die Möglichkeit, die Schranken einer rein patriarchalischen Verbindung zu überschreiten, obgleich die Formen einer solchen, als der ursprünglichen, traditionell erhalten werden mögen.

Der erweiterte Kreis des Besitzes erheischt bestimmte, feststehende Satzungen, die, von den Vätern auf die Söhne, von Mund zu Munde fortgepflanzt, durch diese Ueberlieferung, durch ihr Alter selbst einen Anstrich von Unverletzlichkeit und Heiligkeit erhalten, der den Frevler verfehmt und mit der Rache des Gesammtwesens bedroht. Die durch die behaglichere, gegen den tödtlichen Einfluß der Naturgewalten gesichertere, nicht im täglichen blutigen Kampfe bedrohete Existenz des Nomaden erzeugt bald zugleich eine natürliche Vergrößerung der Familie und des ursprünglichen Stammverbandes, und die Autorität, selbst die Person des Stammältesten muß — bei dem immer weitern Auseinandergehen der Fäden des Familienbandes — allmählig zweifelhaft und zweifelhafter werden. Bald scheint es daher natürlicher, daß Demjenigen die Würde des Oberhauptes zufällt, der — vermöge seiner durch Tapferkeit, Klugheit oder auch durch größern Besitzstand über die Menge gehobenen Persönlichkeit — auch die Macht hat, dieser Würde und der mit dieser verknüpften schiedsrichterlichen Rechtspflege Geltung und Nachdruck zu verschaffen. Die von allen Völkern der Erde unwillkührlich anerkannte Macht der Tradition führt dann gemeiniglich zu dem gleichzeitigen Bemühen die unmittelbare Abstammung des Gewalthabers von einem der Erzväter des Volkes nachzuweisen, um der faktischen Autorität den historischen Machtanspruch hinzuzufügen. —

Auf solche Weise entstehen bei den nomadischen Stämmen die ersten Anfänge eines geregelten, gesetzmäßigen Zustandes. Es ist indeß aus ihrer Lebensweise selbst, so wie aus der lokalen Natur ihrer Heimathländer leicht abzuleiten, daß die Fortentwickelung, daß der Uebergang aus dem jugendlich-unreifen Naturleben des Hirten in das geordnetere, männlich-reife Daseyn und Wirken eines zum Bewußtseyn seiner höhern geistigen Natur erwachten Volkes an der unstäten, heimathlosen Lebensweise, an der Weite seiner vaterländischen Räume, an der Sorglosigkeit seiner Existenz in begünstigten, an der äußerlichen Bedrängniß in ungünstigen Lokalen bedeutende, ja unübersteigliche Schwierigkeiten finden muß, wenn nicht andere, historische Elemente fördernd hinzutreten. Zwar gibt das Beisammenleben in größeren Gemeinschaften, die mit dem Hirtenleben in begünstigten Lokalen verknüpfte Muße, Sorgenfreiheit und Sicherheit des Daseyns Gelegenheit zu mannigfaltigerer gegenseitiger Anregung, zur freiern Naturbetrachtung, zur Erhebung des Geistes über die niedere Sphäre der thierischen Existenz und des alltäglichen Bedürfnisses: aber der Ideenaustausch verschiedener, auf derselben niedern Daseynsstufe stehender Individualitäten vermag die Schranken des nationellen Seyns nicht zu überspringen; die Muße führt daher auch nur zu träger Behaglichkeit, und die Naturbetrachtung kann, bei der Einförmigkeit der heimischen Landesnatur, nur eine karge Beisteuer für geistige Bereicherung gewähren. Der stete Wechsel des Aufenthalts zerstreut, aber belehrt nicht. — Die Weite gleich gestalteter Räume und die daraus erwachsende Verkehrsweise mit anderen, aber nothwendig ganz ähnlich lebenden und denkenden Volksstämmen erschwert wahrhaft befruchtende Friktionen und auf einer andern Seite die Ausbildung und feste Organisation der gesellschaftlichen Zustände. Denn sie gestattet dem Einzelnen, ohne eine seiner Gewohnheiten und Bedürfnisse aufzuopfern, nach Willkühr von einem dieser losen Verbände zum andern zu schweifen, wenn Unzufriedenheit oder Verbrechen ihn dazu treiben. —

Auf solche Weise ist der Hirt, wie der Jäger und Fischer, in diesem seinem ursprünglichen Zustande ebenfalls stabil; sein Daseyn ist ebenfalls fest an die Natur gekettet; seine Lebensweise ist ebenfalls ohne historischen Inhalt. Allein diese Stabilität ist überwindlich, diese Naturfesseln sind zu lösen. Die Nomadenvölker vermögen, wie die Geschichte beweiset, aus sich selbst die Kraft zu entwickeln, welche ein historisches Daseyn verleiht; ihre Lebensweise hat nicht immer die dazu erforderlichen Keime erstickt; ihre Natur-Unterthänigkeit ist mittelbarer. Und wenn das in Mitten der kräftigeren, zahlreicheren nomadischen Naturvölker aufkeimende, in

einzelnen helleren Individualitäten bis zum deutlichen Bewußtseyn gediehene Gefühl materieller Ueberlegenheit über erschlaffte und schwächere, wenngleich civilisirtere Nachbarn anfänglich nur zu Raub und Plünderung lockt, und der bisher friedliche Hirt in räuberischen kurzen Kriegszügen allmählig mehr und mehr erstarkt: so spornt ihn endlich das überströmende, allen Einzelnen deutlich werdende Gefühl der Macht zu allgemeinen Wanderungen, zu großen Völkerzügen, die zu befruchtenden Reibungen, und meist zu einer Veränderung der Lebensweise und damit zu einer höhern Kulturstufe führen, die ohnehin schon allein durch die Auswanderung, die Vertauschung der beengenden Natur der Ursitze mit einer neuen, glücklicher organisirten, anregendern Heimath erzielt werden mag. —

Die nomadischen Völkerschaften haben daher, wo nicht Klima und Lokale es für immer verbieten — wie z. B. bei den bedrängten polarischen Stämmen — die Fähigkeit zu historischer Bedeutung entwickelt, welche den übrigen Wanderstämmen fehlt; welche diese, als solche, auch niemals gewinnen konnten, weil ihre Lebensweise die Entstehung größerer Gemeinwesen nicht zuließ, und überhaupt die Unabhängigkeit des Daseyns nicht gewährte, welche allein das Gefühl der Kraft weckt und dasselbe, in den Einzelnen wie in ganzen Nationen, bis zu selbstständigem historischem Handeln steigert, worauf sie unwillkührlich in den Kreis der Geschichte und der Kultur eintreten, ohne selbst zu wissen, wie es geschah.

Aber auch bei dieser Erscheinung dürfen wir nicht vergessen, daß es nicht blos die Lebensweise und das die letztere bedingende Vorhandenseyn oder Fehlen von zähmbaren Thiergeschlechtern, nicht die reichere oder ärmlichere Ausstattung der verschiedenen Erdräume allein ist, welche die verschiedenen Loose der Völker vertheilte; welche die einen zu ewiger Knechtschaft verdammte und den anderen die Mittel zur Einreihung in die große Bildungskette der Nationen gewährte. Hier spricht vielmehr noch ein anderes unbestimmbares Etwas unverkennbar mit, welches wir oben als „ursprüngliche Naturanlage der Völker" bezeichneten. Die Zähmung und Zähmbarkeit der Thiere ist selbst noch ein dunkeles Geheimniß. Ob das amerikanische Rennthier, der amerikanische Stier z. B. unzähmbarer sind, als die entsprechenden Geschlechter der alten Welt, darüber fehlen bisher noch genügende Beobachtungen. Aber selbst wenn sich dies herausstellen sollte, so bleibt nichts desto weniger der erste Zähmungsversuch ein merkwürdiges Ereigniß, welches auf eine uranfängliche Befreundung des Menschen mit der Thierwelt auf dem alten Kontinente hindeutet, die auf dem wahrscheinlich später bevölkerten neuen nicht mehr statt fand. — Dies würde aber zugleich

darthun, daß, wenn einige Stämme ursprünglich disponirt waren, freundlich und gesellig mit den Thieren zu verkehren, andere dagegen geneigt seyn mochten, auf grausamere blutige Weise ihr Herrenrecht über sie auszuüben, — nicht sie zu zähmen und dienstbar zu machen, sondern sie zu verfolgen und zu tödten.

Freilich muß der Anfang dieser Divergenz nationeller Richtungen in einer Ur-Periode gesucht werden, in welche wir allerdings nur durch das trügerische Teleskop der Hypothese zu schauen vermögen; indeß die Thatsachen liegen vor, und das Bestreben, sie zu erklären, ist natürlich. —

§. 14. Uebergang vom Wanderleben zur Ansiedelung.

Ungeachtet der erwähnten Bevorzugung der nomadischen Völkerschaften bewegen sie sich, als solche, doch ebenso wie die Wanderstämme der Jäger und Fischer, in einer durchaus einseitigen Richtung, in einer engen Bahn mit fest geschlossenen Schranken, in einem in sich zurückkehrenden Kreislaufe des Lebens und Wirkens, innerhalb dessen die Keime höherer Entwickelung nur durch Ansamung von Außen Wurzel fassen können. Und wenngleich es einigen, den von der göttlichen Weltordnung begünstigten, unter ihnen gelungen ist, jene engen Schranken aus eigener Kraft zu durchbrechen und damit in andere, höhere Lebens- und Entwickelungskreise einzugehen: so irren doch andere seit Jahrtausenden in immer gleicher beschränkter Bahn über einen Boden, der sie dürftig nährt, ohne ihnen die Segnungen eines höhern, menschlichern Daseyns zu gewähren. — Es ist bereits oben darauf hingedeutet worden, daß jene Bevorzugung vor den übrigen Wanderstämmen, diese Möglichkeit einer höhern Fortentwickelung zunächst durch die Existenz der Hausthiere und die daran geknüpften Folgen bedingt wurde. Die gelungene Zähmung dieser Geschlechter trug, als der erste siegreiche Kampf des Menschen mit der Natur, wie jeder Sieg, den Keim zu neuen Siegen in sich, und in der That lassen sich daran, an diese erste Bereicherung der menschlichen Haushaltung, alle weiteren Fortschritte der Bildung und Entwickelung der Menschheit anknüpfen. Nachdem sie einmal ihr Herrenrecht ausgeübt, gelangte sie zum Bewußtseyn des ihr Gebührenden; es war damit bethätigt, der Mensch solle nicht, gleich den Thieren, ein Mitknecht der Schöpfung, ein Feind unter Feinden, der verfolgte Verfolger der Mitgeschöpfe: er sollte ihr Herr seyn, und in dem belohnenden, belebenden, befruchtenden Kampfe mit der heimathlichen, belebten, befruchteten Erde, in der daran geknüpften lebendigen Regung und Bewegung aller seiner

Kräfte die Bestimmung seines irdischen Daseyns finden und erfüllen. —

In welcher Weise mochte aber der nächste naturgemäße Fortschritt diesem Ziele zuführen? —

Dem Jäger wie dem Nomaden glücklicherer Zonen konnte auf seinen Wanderungen, in dem freien Naturleben die gelegentliche Bemerkung nicht entgehen, wie die reife Frucht dem Baume, wie der Same dem Halme entfiel, und wie dann dem Boden neue Fruchtbäume, neue Samenhalme entkeimten, die den Thieren seiner Wildniß, die ihm selbst Speise gaben, und so die Schwere seiner Nahrungssorge verringerten. Der Fingerzeig war zu deutlich, um verloren zu gehen; er mußte, namentlich dem bedrängtern Jäger, den Weg bezeichnen, auf welchem er aus der bisherigen unsichern, täglich durch Feinde und Entbehrungen aller Art bedrohten Existenz in ein freieres Daseyn gelangen könne. — Wie geschah es nun, daß die leicht begreifliche Lehre dennoch nicht überall befolgt wurde? — Daß man sie verstand, beweisen die Anfänge der Boden-Kultur, die sich in günstigen Lokalen fast bei allen Wanderstämmen finden. Allein mehrentheils blieben und bleiben es Anfänge, welche, als solche, auch nur einen unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung und Gestaltung des menschlichen Daseyns auszuüben vermochten. Es erscheint nicht ohne Interesse, nach der Ursache dieses Stehenbleibens zu forschen.

In der Sphäre des freien Naturlebens hat der Mensch von Hause aus die Neigung zur Stabilität; der Geist gewöhnt sich an einen gewissen engen Kreis der Vorstellungen und Thätigkeiten, und über diesen geht er nur ungern hinaus. Es findet sich die Trägheit mit dem Bedürfnisse ab, und man läßt es sich an einfacher Behaglichkeit genügen, an dem Genusse, dem Reize, den ein mit Gefahren umringtes Daseyn, Uebung der Kräfte, Gesundheit und unabhängige Ruhe gewähren, mag selbst die Gefahr oft verderblich, Kraft und Gesundheit unzureichend, Ruhe und Behagen oft zu schmal befunden werden. — Allein damit ist die Erscheinung nicht vollständig erklärt. Wäre es, so würden alle Nationen in jener Sphäre bis auf diese Stunde ihr Genüge finden, und es würde nur etwa in den am dichtesten bewohnten tropischen Gegenden Ackerbauer, in den übrigen, so wie in den minder begünstigten Ländern nur müßige Naturkinder, Jäger, Fischer und Hirten geben. Daß aber, neben und unter diesen, namentlich in den gemäßigten Gegenden der Erde, der Landbauer seine feste Hütte errichtet hat, muß vornehmlich der Existenz oder Nicht-Existenz der Hausthiere und namentlich gewisser Hausthiere zugeschrieben werden. Der Mensch, allein mit seiner schwachen Kraft, erlag

unter rauheren Himmelsstrichen, auf einer dürftigen Erde den oft vergeblichen, häufig unbelohnten Anstrengungen, welche hier mit der Bereitung des Bodens, der Aussaat, der Erndte verbunden seyn mußten. — Der kriegerische Jäger mochte sich daher nicht entschließen, mit seinen eigenen Händen den Boden zu graben, und wies, da ihm die Hülfe des geselligen Thieres fehlte, das undankbare, unsichere, das, wie er meinte, den Mann entwürdigende Gewerbe, da, wo die Anfänge desselben überhaupt möglich waren, den Weibern zu, und würdigte diese lieber zu Hausthieren herab, als daß er sich seiner Trägheit oder den ihm wichtiger und nützlicher scheinenden, die männliche Kraft in Anspruch nehmenden Geschäften entzogen hätte. — Der Fischer, der Hirt, die beide, vermöge ihrer Lebensweise, minder an angestrengte körperliche Thätigkeit gewöhnt sind, hatten den natürlichen Abscheu vor einer solchen zu besiegen; der Strand, die Heerde nährten sie ohnehin, und zwar auf eine behaglichere Weise. — Der Fischer ist, vermöge seiner Lebensweise, mehr auf ein anderes Element, als auf den Boden, auf dem er nur Ruhe, nur Schutz und Zuflucht vor den bedrohlichen Erscheinungen des Gewässers sucht, angewiesen; mit seinem Gewerbe scheint die Bodenkultur am unvereinbarsten zu seyn. Der auf die Thätigkeit seiner eigenen Hand beschränkte Jäger sieht mit dieser nur die Form seiner Mühsale verändert, die niederdrückende Last der täglichen Sorge für den Leib behält ihre alte Schwere, ja diese vergrößert sich sogar in seinen Augen. Und so lange seiner Haushaltung die segenreiche Mitgift fehlt, welche dem Nomaden geworden ist, darf er nicht hoffen, sein Haupt freier aufzurichten. — Den Hirten endlich trennte in nicht ganz ungünstigen Lokalen nur Ein kleiner, leichter Schritt von der Lebensweise des Landbauers; mochte er gleich in seiner behaglichen Existenz wenig Aufforderung dazu finden: er hat ihn in der That nur da unterlassen, wo die heimathliche Natur solchem Beginnen geradezu feindlich war, wie in den Steppen Asiens und den wilderen Gebirgs-Einöden des alten Kontinents. —

Eben so wenig als unter den rauheren Himmelsstrichen der Erde konnte aber die Bodenkultur in jenen glücklichen Gegenden der Erde, in den Tropenländern, einen gestaltenden Einfluß gewinnen, wo die Natur nur leiser Nachhülfen bedarf, um sich menschlichen Zwecken zu fügen; wo der Boden fast überall dem Gedeihen der Vegetation im Allgemeinen, wie der Nahrungspflanzen insbesondere günstig ist; wo der Himmel, wo die Erde die Arbeit in eine leichte Beschäftigung verwandelt, und meist auf Säen und Erndten beschränkt. Hier mochte es leicht geschehen — namentlich da, wo einer dünnen Bevölkerung die Sorge um

Nahrung fremd blieb, wo daher auch Jeder säen und erndten mochte, wann und wo es ihm beliebte, ohne den Bodengenossen zu beeinträchtigen, — daß die Bodenkultur in gelegentlichen, allein durch die Menschenhand bewerkstelligten Versuchen zur Ausführung kam, und selbst mitunter zur allgemeinen Maaßregel erhoben wurde, ohne jedoch — wie z. B. in einzelnen Gegenden der großen südamerikanischen Ebenen, wie im tropischen Afrika 2c. — auf die Entwickelung des Menschen einen wesentlichen Einfluß auszuüben. In solchen Lokalen, wo das Daseyn der menschlichen Bevölkerung ohnehin von der Natur in besondern Schutz genommen und weder an die Existenz gezähmter Thiere noch an die Ergibigkeit des Jagd-Reviers und der Fischerei geknüpft worden ist, vermochte auch erst die zu den freiwillig gebotenen Naturgaben unverhältnißmäßig angewachsene Zahl der Bewohner eine künstliche, mühevolle und geregelte Art des Landbaues hervorzurufen, wie im chinesischen und hindustanischen Tieflande und einigen anderen Gegenden. Bis dahin blieb die Bodenkultur eine gelegentliche, leichte Nebenbeschäftigung, und hatte für diese Länder keine größere Bedeutung, als die eben so gelegentlich unternommenen Jagdzüge, als die hier und da betriebene Zucht der Heerden. — In diesem Zwischenzustande, wo der Mensch Jäger, Hirt und Ackerbauer zugleich, doch keins ausschließlich und vorzugsweise ist; wo die freiwilligen Spenden einer reichen Natur für seine Bedürfnisse größtentheils hinreichen, finden wir ihn daher auch meist auf einer sehr untergeordneten Bildungsstufe. Denn die Natur hat ihn des Kampfes mit ihr fast überhoben, und wenn wir ihn dennoch nicht überall in derselben kindischen Unmündigkeit antreffen, welche jenen in vermeintlich paradiesischem Zustande lebenden Insulanern eigen ist, so hat er es der größern Naturbereicherung seiner Heimath, ihrer mannigfaltigern Thierwelt, aus welcher ihm Freunde und Feinde entgegentreten, noch mehr aber der geringern Abgeschlossenheit seines Landes und der daraus hervorgehenden mannigfaltigen Reibung und Berührung an und mit anderen menschlichen Individualitäten zu danken, — desjenigen Einflusses nicht zu erwähnen, der aus der Verschiedenheit der ursprünglichen Naturanlage der Völker, hier wie überall, abzuleiten seyn dürfte. —

Entnimmt man aus dieser Betrachtung, daß die Entstehung des Ackerbaues im Großen, wenigstens in gemäßigten und rauheren Zonen, wo Boden und Klima der Vegetation nur in beschränkter Weise, nur periodisch zu Hülfe kommen, nothwendig an die Existenz gewisser Hausthiere geknüpft werden muß: so erscheint es begreiflich, wie ungeheuere Länderräume und fast ein ganzer Kontinent nur jagenden und fischenden Wanderstämmen als Erbtheil

zugefallen sind. Erwägt man, daß der Nomade, selbst in günstigen, in gemäßigten Klimaten, zwar nicht durch ein äußeres, wohl aber durch ein innerliches Hemmniß abgehalten wurde und wird, die Sphäre seines ungebundenen Naturlebens zu verlassen: so ist ebenfalls erklärlich, wie dort, wo der Ackerbau, in Folge der lokalen Beschaffenheit des Bodens, nur eine geringe Ausbeute verspricht und einen verhältnißmäßig bedeutenden Kraftaufwand erheischt, wie in den wasserarmen Steppenflächen des alten und auch, seit einigen Jahrhunderten, des neuen Kontinents, nur zahlreiche Horden und Schwärme von Hirtenvölkern unabsehbar weite Landräume spärlich bevölkern, und zum Theil seit Jahrtausenden ihrer Lebensweise treu bleiben mochten. — Zugleich dämmert aus der vorangestellten Beleuchtung das Verständniß auf, wie die höhere Entwickelung der Menschheit — welche, wie gleich zu erörtern, mit der Bodenkultur in den engsten Wechselbeziehungen steht — ursprünglich nur auf der östlichen Erdhalbe, und zwar hier nur in einigen der gesegneteren Tropengegenden, so wie in den günstig ausgestatteten Ländern des gemäßigten Himmelsstriches, wurzeln und wachsen, Blüthe und Frucht bringen konnte, wenngleich die vollständige Auffassung dieser Erscheinung nur erst aus einer später folgenden Betrachtung erhellen dürfte. —

Wo und wie nun hier zuerst der Ackerbau entstanden, welcher Mensch, welches Volk zuerst den starken Nacken des Stiers, die rasche Kraft des Pferdes dem Joche bequemt, dies würde, wenn es auch zu ermitteln wäre, außer dem Kreise dieser Erörterungen liegen. Hier genügt das außer Zweifel gestellte Faktum, daß in den glücklicheren Gegenden von Asien ebensowohl die Urheimath fast aller Hausthiere, als zugleich der Ursitz der höhern menschlichen Kultur gesucht werden muß. Für unsern Zweck reicht es hin, nunmehr den Einfluß zu zeigen, welchen der Ackerbau auf die Entwickelung und Veredelung des Menschengeschlechts ausgeübt hat und ausüben mußte. —

§. 15. Feste Ansiedelungen — die Kulturvölker.

Sobald der Ackerbau die Hauptnahrungsquelle, die Hauptbeschäftigung des Menschen wurde, mußte auch das unstäte Schweifen und Wandern ein Ende nehmen; es mußten feste Ansiedelungen entstehen; — dies liegt in der Natur der Sache. Das durch menschlichen Fleiß bereitete und besäete Feld mußte überwacht, vor Verwüstungen durch wilde Thiere, vor Beraubungen durch feindliche Menschen geschützt werden. Neben demselben stieg daher ein festes Haus empor, welches eine größere Behaglichkeit, eine sicherere Zufluchtsstätte gegen die Unbilden des Klimas darbot, als das

leichte Gezelt des Hirten und die schwache Laub- oder Erdhütte des Jägers. — Mit dem Keimen und Sprossen des der heimathlichen Erde anvertrauten Samenkorns entkeimte nun zugleich die Hoffnung auf eine freiere, unbedrängtere Existenz, erwuchs die halb dankbare, halb eigennützige Liebe zu dem nährenden heimischen Boden, und der große, für die Vergeistigung der Menschheit entscheidende Schritt war geschehen. — Zwar ist der Ackerbau an sich ebenfalls ein Kampf mit der Natur, aber dieser Kampf ist wesentlich anderer Art, als der, den der Jäger, Fischer und Hirt zu führen haben. Denn der Nomade läßt die Natur nur eben gewähren, und seine Thätigkeit bezieht sich allein auf die Sorge für das Gedeihen und Vermehren seiner Heerden; der Fischer und Jäger zerstört und vernichtet, im Kampfe für das eigene, fortwährend fremdes Leben; der Landbauer dagegen wirkt schöpferisch auf den heimathlichen Boden, indem er Leben aus der todten Scholle hervorruft. — Mag nun gleich die Bestellung des Bodens in ihrer, anfänglich mindestens, mechanischen Einförmigkeit, an sich nur eine geringe Zahl neuer Geistesfunken erwecken: dadurch, daß damit eine auf Sicherheit des Daseyns beruhende feste Basis für das Leben gewonnen wird, ist zugleich der Grund eines ganz neuen gesellschaftlichen Zustandes der Menschheit, der Gesittung und der Kultur gelegt, und es scheint daher auch nur natürlich anzunehmen, daß diese letztere selbst ihren Namen vom Landbaue entlehnt habe. —

Mit dem Ackerbaue, als Hauptbeschäftigung, wird der Mensch durch seine Interessen, seine Hoffnungen und Sorgen an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden, und zwar auf eine andere, freiere und doch zugleich bestimmtere Weise, als der Jäger, als der Hirt und Fischer. Denn die Natur gibt dem Jäger den weiten Wald, dem Fischer das weite Meer, dem Nomaden die weite Steppe: den Ackerbauer fesselt sie an ein enges Haus, an ein beschränktes Feld. Zugleich aber gibt sie dem Walde, der Küste, der Steppe den Jäger, den Fischer, den Hirten ganz zu eigen, mit allen ihren Sinnen, Fähigkeiten und Kräften; sie scheinen wesentlich für diese Naturgebilde und Lebens-Sphären erschaffen zu sein. Der Ackerbauer, welcher sich die seinige vielmehr selbst erschaffen muß, entlehnt nur die Mittel dazu von der widerstrebenden Natur, und erscheint, diese meisternd, nicht wie jene, als die Staffage, sondern als der Herr des Bodens, den er willkührlich zu seinen Zwecken nöthigt, während jene sich überall der Willkühr der Natur zu fügen gezwungen sind. —

Der Mensch geht nun mit dieser freiwilligen und planvollen Beschränkung aus dem trostlosen, an sich unabänderlichen Zustande

wüsten Schweifens in das geordnetere Daseyn einer eigenen Häuslichkeit über. Er hat eine Heimath gewonnen, und kommt nun im eigenen Hause, am eigenen Heerde zur Besinnung, zum Nachdenken, zum klaren Bewußtseyn seiner selbst und seiner Bestimmung, so wie der Mann aus der träumerischen Jünglings-Existenz erwacht, und zur hellern Einsicht seiner Lebensverhältnisse gelangt, wenn ihm, nach den Stürmen und Kämpfen der Jugend, die friedlichen Hausgötter endlich ihr mit dem Zauber der Ordnung geschmücktes Heiligthum aufthun. — Mit diesem Schritte ist der Anfang der Reihe aller höheren menschlichen Entwickelungen und Verhältnisse begründet. Nun kann sich, in glücklicheren Lokalen, auf einem dankbaren Boden, Feld an Feld, Wohnung an Wohnung reihen; — nun mag Familie neben Familie, ein Stamm am andern wohnen und siedeln, ohne Sorge, daß das Daseyn des Nachbars das eigene verkümmere und gefährde. Nun hört die isolirende Spaltung und Aberspaltung der gesellschaftlichen Verbände auf, die sich in dem Zustande des Schweifens und Nomadisirens aus der Vermehrung der Familie, des Stammes, aus der nur einseitigen Benutzung der heimathlichen Gegend naturnothwendig ergibt. Die Nationen können nun ungehemmt sich vermehren, und es ist einleuchtend, daß mit diesem ihrem körperlichen Wachsthum auch die Intensität ihrer geistigen Kraft zunehmen muß. Die zusammengehörigen Zweige Eines Stammes mögen nun mit und neben einander in unmittelbarer, befruchtender Berührung bleiben und leben, und nun zuerst kann ein geistig vielseitig bewegtes und bewegendes Volksleben, kann die Ausbildung nationeller Individualität beginnen, welche alle die verschiedenen, von den Einzelnen ausgehenden, bis dahin auseinanderfahrenden Lichtstrahlen menschlicher Geistesthätigkeit in ihrem Spiegel auffängt, in Einen gemeinschaftlichen Brennpunkt versammelt, und mit hellerm Glanze wohlthätig auf jeden Einzelnen zurückspiegelt. Und während auf diese Weise Volk neben Volk feste Ansiedelungen gewinnt, während sich gleichzeitig in jedem einzelnen eine eigenthümliche, seiner Heimath, seinen Traditionen, seinen geschichtlichen Kämpfen entsprechende Geistesrichtung ausprägt, kann, auf ähnliche Art, aus den in ein gemeinsames Strahlen-Centrum reflektirten geistigen Brennpunkten der verschiedenen National-Individualitäten, endlich das helle Sonnenbild menschlicher Civilisation entstehen, welches in lichtverbreitendem Gange zuletzt alle Nationen der Erde in seinen hellen und hellern Lichtkreis ziehen soll, indem es gleichzeitig aus den neu entzündeten Funken neuen Lichtstoff einsaugt und leuchtender wiederstrahlt.

Zwar bewirkt der Ackerbau, die Ansiedelung an sich freilich nicht unmittelbar die Vervollkommnung und Veredelung

des Menschengeschlechts; zwar fehlen auch den wandernden Nationen der Erde die Empfindungen wahrer Menschlichkeit nicht; zwar liegen in ihnen nicht minder die Keime alles Großen und Edeln, die auch, je nach der Lebens- und Landesart, nach den heimathlichen und nationellen Traditionen und Eigenthümlichkeiten ausgebildet werden: allein überall sind es mehr Keime und Anlagen, als freie Entwickelungen, denn überall werden diese durch die Beschränktheit des Daseyns, durch die Uebermacht der Natur und das durch beide bedingte stabile, fast thierische Verharren in einem beschränkten Naturzustande gehemmt. Im Ackerbaue liegt die Entfremdung von der natürlichen, thierischen Existenz, liegt der Keim einer höhern Gestaltung des Daseyns; mit der festen Ansiedelung dämmert die hellere, unbefangenere Naturanschauung, sprießt die Unabhängigkeit von einseitigen Lebensbedingungen auf. Und während die Wanderstämme mehr mit der Thierwelt und der Natur in Wechselverkehr treten, als mit der Menschheit, fördert die feste Ansiedelung die vermehrte und vermannigfaltigte Friktion und gegenseitige Befruchtung einer größern Zahl menschlicher Individualitäten, die durch gleiche, nicht sich feindlich kreuzende, sondern friedlich neben einander hergehende Interessen eng an einander gebunden sind, und ein gemeinsames geistiges Pfund zu verwalten und zu vermehren haben.

Im Ackerbaue und der festen Ansiedelung liegt ferner das Aufhören der Unstätigkeit, der Anfang fürsorgender Ueberlegung, der Gedanke an die Zukunft, das Prinzip des Eigenthums und darum der Gesetzmäßigkeit. In diesen Beziehungen finden sich im Jäger- und Hirtenleben nur Anfänge, nur Keime, welche dort niemals zum Wurzeln und Wachsen gelangen mochten. Aus diesen Anfängen, diesen Keimen sprießen dagegen, unter Begünstigung der durch die Ansiedelung aufgekommenen Zustände, die heilsamsten Entwickelungen, die segensreichsten Früchte auf. Das Prinzip des Eigenthums, welches durch die Ansiedelung zuerst in allgemeinere Anerkennung und Geltung zu treten vermag, bedingt die Gesetzmäßigkeit. Diese ist nichts Anderes, als das Aufgeben der Unbändigkeit und Willkühr, als die freiwillige Beschränkung des Eigenwillens, welche allein den richtigen Begriff der wahren Freiheit ergibt, die nur Irrthum und beklagenswerthe Verblendung als Ungebundenheit zu denken vermag. Diese letztere spricht sich eben in der egoistischen Existenz des in der Willkühr des Naturlebens befangenen Jägers am stärksten aus. Bei ihm, aber auch beim Fischer und Hirten, kann die Idee von der Allgemeinheit des menschlichen Daseyns, von gemeinsamen, der ganzen Menschheit vorgesteckten Zielen und Zwecken nicht aufkom-

men, denn diese Idee widerstrebt geradezu den selbstischen Bestrebungen und Bedingungen seines Lebens. Knecht der Willkühr der Natur, strebt er durch Ausübung anderer, menschlicher Willkühr seine Stellung im Kreise der Lebendigen zu behaupten. — So wie dagegen mit dem Ackerbaue und der Ansiedelung die Willkühr der Natur bekämpft und beschränkt wird, so auch fortan jede menschliche Willkühr, mag sie aus eigenem oder fremdem ungesetzmäßigem Streben entstehen, — und damit ist dem Menschen die Tendenz zur Freiheit gegeben, deren Verwirklichung (durch die Mittel der Religion und des Staates) seine irdische Aufgabe ist.

Einem solchen gesellschaftlichen Zustande des Menschen entkeimen nun alle übrigen Zweige seiner geistigen Entfaltung. — Die Natur bleibt ihm nicht länger die höchste äußerliche Erscheinung; er belauscht sie in der Harmonie ihrer Gestaltungen, und aus der Nachahmung entsteht die Kunst, welche mit idealer Schöpferkraft selbst ihr Vorbild übertrifft. Zugleich werden die Gewalten und Einflüsse der Natur, um sie nicht länger fürchten zu müssen, vielmehr um sie zu nutzen und dienstbar zu machen, mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet, und indem so einerseits die Idee der Herrschaft des Menschen über die Erde, die der Schöpfer vorgeschrieben, verwirklicht wird, entsteht andererseits, in diesem Streben zu beobachten, überall das Gesetzmäßige aufzufinden, festzustellen, und danach alle einzelnen Bestrebungen des Lebens zu regeln und zu ordnen, die Wissenschaft in ihren mannigfaltigen Verzweigungen, in der größern und größern Erweiterung ihres Gebietes. — Durch sie blickt dann der menschliche Genius selbstbewußt, mit immer hellerer Besonnenheit um sich; er gewinnt neue und neue Siege über die rohe Materie, ein Funke entzündet sich am andern, und das glänzende Licht der göttlichen Mitgift im Menschen erhellt zuletzt auch die fernsten, dunkelsten Räume der allgemeinen Wohnstätte; „es dringt durch die Nacht des Pols und das Eis der Gebirge." —

Aber — auf daß auch hier der belebende, erfrischende Kampf nicht aufhöre, tritt der Tendenz der Erleuchtung und Aufhellung das Prinzip der Verdüsterung entgegen. In mannigfaltiger Gestalt, in dem Streben nach Unfreiheit, nach Wiederunterwerfung unter die Natur, macht es sich geltend; es borgt die trüglichsten Hüllen, selbst das Kleid des Lichtes und die Fackel des Geistes, um den Menschen in das Verderben der Naturbedrängniß zurückzulocken oder ihn darin festzuhalten. Das Licht, das ihn zum Leben führen soll, wird so zum Irrlichte, das ihn in den Sumpf des Irdischen versenkt, wenn es nicht durch die Sonne der ewigen Wahr-

heit, durch die lebendige Erkenntniß seiner Abhängigkeit von und in Gott genährt und geläutert wird.

Eben als ein solches Irrlicht erscheint die bekannte Rousseau'sche, seitdem oft wieder aufgenommene und noch nicht völlig überwundene Meinung, daß, mit dem Verlassen des Naturzustandes, mit der im Gefolge der Ansiedelung aufgekommenen Erweiterung und genauern Bestimmung der Begriffe von Eigenthum, Recht und Pflicht, mit der Verfeinerung und Veredelung des menschlichen Geistes, der Gesittung und Gewöhnung, mit der Ausbildung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Zustände, alle Noth, Verkümmerung und Bedrängniß in das Daseyn der Menschheit gekommen sey, und daß nur mit dem Zurückkehren zu der einsamen, natürlichen Lebensart des Waldes und der Wildniß das Heil, die Glückseligkeit zu finden sey, der die Menschheit nachstrebe. — Wenn man allerdings nicht leugnen kann, daß mit der Vervollkommnung und Entwickelung des Menschen auch eine Menge von unnatürlichen Thorheiten und Lastern, von naturwidrigen und verderblichen Genüssen, von geschraubten und verkehrten Lebensverhältnissen entstanden sind: so sollte dies billig doch nur Denjenigen verwirren, der vergißt, daß hier wie überall neben dem hellern Lichte sich auch nothwendig der dunklere Schatten zeigen muß, daß die menschliche Glückseligkeit, unter allen Zonen und Lebensverhältnissen, aus innerlichen, nicht aus äußerlichen Zuständen geboren wird, daß jene thierische Stabilität der Existenz, welche sich im Leben aller Naturvölker ausspricht, und in und durch sich jeden lebendigen Fortschritt zur harmonischen Entwickelung aller menschlichen Kräfte und Thätigkeiten wesentlich ausschließt, für die Zwecke Gottes mit der Menschheit nimmer genügen konnte.

Diese sind ohne Zweifel auf Vervollkommnung und Veredelung, auf freie, allseitige Entfaltung des Geistes, auf harmonische Uebung aller seiner Fähigkeiten und Eigenschaften gerichtet, und dieses Ziel, welches den Menschen von dem Thiere, dem sein Leib verwandt, entfernt, welches ihn über die irdische Schöpfung erhebt und Gott näher bringt, der ihn „zu Seinem Bilde" geschaffen, kann offenbar nur durch eine Lebensweise, durch Zustände erreicht werden, welche gegenseitige Befruchtung und Belehrung, lebendige Anregung und ungehemmte Fortpflanzung des geistigen Gemeinguts gestatten, nicht durch den einseitig beschränkten Kreislauf isolirter Individualisirung. —

Viertes Kapitel.

Von dem Einflusse der Heimath.

§. 16. Vorbetrachtung.

So wie die Nahrungsweise großentheils von der Lebensart des Menschen bestimmt wird, eben so wird diese letztere wiederum vornehmlich, doch nicht ausschließlich, durch die Natur der Heimath bedingt, und insofern diese letztere, wenngleich nicht erschöpfend, durch das Klima repräsentirt wird, ist es erklärlich, warum gewöhnlich alle auf die Entwickelung der Menschheit gestaltend einwirkenden äußeren Einflüsse unter der Bezeichnung „klimatische Einflüsse" zusammengefaßt zu werden pflegen. — Es ist jedoch sehr einleuchtend und leicht durch zahlreiche Beispiele zu belegen, daß die verschiedenen Lebensweisen der Völker, mit den großen und mannigfaltigen, von ihnen ausgehenden Einwirkungen auf den Kulturzustand, dennoch nur theilweise vom Klima, nicht einmal immer von der Gesammt-Physik des Landes vollständig erklärt werden; es ist vielmehr stets festzustellen, daß außer dem Lokale auch die gesellschaftlichen und historischen Elemente und ebenso die ursprüngliche Naturanlage auf alle die Entwickelung bedingenden Zustände und Lebensäußerungen der Völker wesentlich mit einwirken.

Land und Volk verhalten sich gleichsam zu einander, wie Körper und Geist, und wie der letztere großentheils, jedoch nicht ausschließlich, durch die Eigenthümlichkeit seiner irdischen Wohnstätte gemodelt und bestimmt wird, so der Mensch im Allgemeinen durch seine Heimath; und so wie jener noch andere fruchtbare Einflüsse erfährt, durch Erziehung, Beispiel und angeerbte Individualität, gerade so ist es auch mit jedem Volke und mit der Menschheit im Allgemeinen.

In mannigfaltigen Formen, nach mannigfaltigen, theilweise noch unerforschten Naturgesetzen ist die Oberfläche unsers Planeten gebildet worden. Jene Formen, diese Gesetze üben [1]) ihre Einflüsse seit Jahrtausenden auf die vegetative und thierische Schöpfung aus, mit sichtbarem Erfolge, mit unzerstörbarer, aber durch die Gegenwirkung der organischen und geistigen Welt bald mehr, bald minder alterirter Konsequenz. So wie nun der Mensch vermöge seiner thierischen Organisation nothwendig Theil nehmen muß an dem durch jene Formen und Gesetze bedingten Naturleben: so muß sich auch die örtliche Individualität in der menschlichen nothwendig

---

[1]) Vergl. Abtheilung II.

abspiegeln, wenngleich nicht überall mit derselben Deutlichkeit. Hier zeigt sich vielmehr, daß die Menschen und Völker nur dann als weicher, bildsamer, widerstandsloser Stoff in der Hand der Natur erscheinen, wenn jene dieser nichts oder wenig mehr entgegenzusetzen vermögen, als die Thiere; — wo indeß und in dem Grade als die geistigen Fähigkeiten der menschlichen Natur entwickelt sind, entzieht sie sich diesen Einflüssen mehr oder weniger, wenn schon niemals vollständig.

Wäre die Oberfläche des Planeten überall gleichmäßig und gleichartig dieselbe, und die Mannigfaltigkeit der Formen, die sich in der Vertheilung des Festen und Flüssigen, der Höhen und Tiefen, des Fruchtbodens und der Wüsten ausspricht, nicht vorhanden; beleuchtete und wärmte die Sonne alle Klimate von Pol zu Pol mit gleich zugemessenem Strahle; wäre diese und jede andere eben so undenkbare Gleichförmigkeit vorhanden: dann könnten freilich auch in der Ausprägung der menschlichen Natur — wenn sie unter solchen Umständen überhaupt in ihrer gegenwärtigen Form bestehen könnte — die großen Verschiedenheiten verschwinden, welche gegenwärtig, unter Mitwirkung anderer Ursachen, von der mannigfaltigen, vielfach kontrastirenden Verschiedenheit des Lokales bedingt werden.

Diese Verschiedenheit tritt nach ihren Hauptzügen zunächst in den topischen Gegensätzen, welche sich in der Vertheilung des Festen und Flüssigen, der Gebirge und Ebenen aussprechen, sehr bestimmt und deutlich hervor. Zwei große Landfesten sind anscheinend durch weite Meeresräume von verschiedenen Dimensionen gänzlich geschieden; — in breiten, einförmigen Massen lagern sie sich um den nördlichen Pol; — formenreich, in mannigfach zerspaltenen Enden und Spitzen streben sie dem Süden zu: — aber nur der schmalere westliche Kontinent, dem dagegen der Gegensatz des Ostens und Westens großentheils fehlt, reicht in dieser Richtung wirklich bis in hohe Breiten; die massige, durch ihre große west-östliche Ausdehnung in sich selbst den Kontrast des Orients und Occidents tragende östliche Landfeste wird nur in dem kontinentalsten ihrer südwärts gestreckten Glieder von den Fluthen eines süd-tropischen Ozeans umspült; ihre Hauptmasse ist der nördlichen Erdhälfte eigen, und nur wie ein mißlungener Versuch, die Symmetrie des Baues herzustellen, taucht die australische Inselwelt mit ihrem kleinen Kontinente, den Südost-Enden der alten Welt gegenüber, aus unendlichen ozeanischen Fluthen empor. Diese Gegensätze des Ozeanischen und Kontinentalen — des Nordens und Südens — des Ostens und Westens, die sich, je nach der Individualität der verschiedenen Erd-Lokale, auch in dem

Leben ihrer Völker aussprechen müssen, erhalten indeß theilweise erst durch die damit verknüpften klimatischen Gegensätze, durch die physischen Verhältnisse des Bodens, mit ihren mannigfaltigen Abstufungen und Beziehungen, ihre nähere Bestimmung und Bedeutung: eine Bedeutung, die sich wiederum in allen Beziehungen des Völkerlebens mehr oder weniger geltend machen mußte.

Diesen Zusammenhang im Einzelnen nachzuweisen, ist die Aufgabe der die spezielle Völkerkunde behandelnden Abschnitte; es genüge hier, die allgemeinsten Beziehungen zwischen Land und Volk und das Gesetzmäßige, was sich in ihnen, namentlich in Bezug auf die Lebensweise und die mit dieser eng verknüpften Kulturzustände ausspricht, vorläufig anzudeuten. —

§. 17. Einfluß des Klimas.

Von der Intensität des Lichtes und der Wärme und der dadurch mit bedingten Beschaffenheit der Luft ist das Klima eines Landes abhängig. Die ersteren beiden wirken auf die organische Schöpfung als natürliche Lebensreize, Luft und Wasser dagegen als die ersten Lebensmedien.

Licht und Wärme bedingen in ihrer Zusammenwirkung alles Leben. Das Licht lockt den jungen Trieb aus dem Keime, aber es bedarf zugleich des Reizes, der mittelst der Wärme auf die Körper wirkt, um den Funken des Lebens zu entzünden und zur Flamme anzufachen. Beide Reize wirken nach den Graden ihres Vorhandenseyns höchst mannigfaltig. —

Das Licht erregt und erhöht die Lebenskraft, und steigert alle Funktionen; selbst das Beweglichste in der physischen Welt, unterstützt es, fördert es den Umlauf der Säfte und jegliches Bewegen, nicht nur in der körperlichen, sondern ebensowohl in der Sphäre des Geistes. Die körperliche Größe, die Mischung der Säfte, die Konstitution der festen, die Färbung der äußeren Theile eines organischen Wesens werden durch die Intensität, die Dauer der Lichtwirkung wesentlich modifizirt, wie zahlreiche Beispiele, die die Physiologie aufzählt, beweisen. —

Die Wärme wirkt noch bestimmter und wahrnehmbarer auf Säftemischung, Konsistenz und Färbung, außerdem aber auch auf Entwickelung aller körperlichen Dimensionen, auf Lebensdauer und Fruchtbarkeit, und eben so auf die geistigen Funktionen. Denn es sind ganz bekannte Erfahrungen, daß in den tropischen Gegenden die Riesen, in den Polar-Ländern die Zwerge der Thier- und Pflanzenwelt zu finden sind, und daß die nämliche Verschiedenheit sich zeigt, wenn man aus den warmen Niederungen bis zur Schnee-Region der Gebirge hinaufsteigt; — daß in warmen Ländern die

Pflanzen duftreicher, balsamischer, die Thiere kräftiger und wilder, feuriger in ihren Begierden, rascher und lebendiger in ihren Bewegungen sind, als in kalten, wo der Bildungs-Prozeß gehemmt und periodisch sogar zum Stillstande gebracht wird, wo bei den Pflanzen, statt der öligen, ätherischen Stoffe, viel mehr die faserigen, holzigen entwickelt werden, wo sie — und mit ihnen einige, durch ihren Winterschlaf in ein vegetatives Daseyn übergehende Thiergeschlechter — periodisch sogar im Fortgange des Bildungs-Prozesses unterbrochen werden; — daß in warmen Gegenden, wo die Entwickelung rasch und ohne Unterbrechung erfolgt, das Thier wie der Mensch sich eben so schnell konsumirt, als sie sich zur höchsten Potenz ihrer Lebensthätigkeit erhoben haben, wogegen ihnen die Natur in kalten Ländern, gleichsam um sie für die periodischen Unterbrechungen des Lebens-Prozesses zu entschädigen, die höchste Lebensdauer gewährt; — daß endlich in der heißen Zone die üppigste Fülle der Produktionen in der Zahl sowohl der Individuen, als auch — und zwar in noch weit höherm Grade — der Gattungen und Arten angetroffen wird, u. s. w.

Aehnliche Verschiedenheiten werden durch die Lebensmedien bedingt, deren jeder Organismus zunächst bedarf, um sich zu erhalten. Es ist ein allbekannter Satz, daß die Vollkommenheit, die Symmetrie des Baues bei den Thieren in dem Maaße steigt, als sie sich aus dem Wasser in die Luft erheben, oder mit anderen Worten, je weniger ihnen das erste, je mehr ihnen die letztere Lebensbedürfniß ist. Und ebenso knüpft sich an die lokale Konstitution der Atmosphäre, an die Trockenheit oder die Feuchtigkeit, die Bewegung oder den Stillstand, an den größern oder geringern Druck, die mehr oder minder elektrische Spannung der Luft das Gedeihen und die Entwickelung der verschiedenen organischen Körper. Doch sind hier nur die zuerst genannten Verschiedenheiten von meßbarem Einflusse, namentlich für die höheren Mitglieder der organischen Welt. In welcher Weise die übrigen Beschaffenheitsweisen der Atmosphäre auf die Organismen wirken, ist bisher noch nicht gesetzmäßig nachzuweisen, oder doch blos auf die untergeordnete Sphäre der Pflanzenwelt zu beziehen. — Wenn aber der Zustand der Luft durch Uebermaaß von Feuchtigkeit oder Trockenheit, durch größern oder geringern Druck wesentlich verschieden konstituirt wird, so bemerkt man auch eine wesentlich verschiedene Einwirkung auf die ganze lebendige Schöpfung. Im ersten Falle sind die Säfte träger, gerinnbarer, zugleich aber überflüssiger vorhanden, als im andern, und es gewinnen daher in feuchter Luft Pflanzen und Thiere, oft im direkten Widerspruche mit anderen klimatischen Einflüssen, ungewöhnliche Dimensionen, wenngleich gewöhnlich auf

Kosten der Lebensfrische, weshalb dieser Einfluß, der beim Menschen nothwendig das geistige Element mit ergreift, die Schnellkraft und Thätigkeit desselben vermindert. In anderen, vorherrschend dürren und wasserarmen Lokalen, wo daher auch die Luft trocken und dunstarm seyn muß, sind dagegen, selbst wenn andere klimatische Ursachen sie anders disponiren, Pflanzen und Thiere kleiner, aber die ersteren aromatisch und holzreich, die letzteren kernig, energisch und feurig.[1]) — Wo dagegen der Druck der Atmosphäre — wie auf hohen Alpengebirgen — wesentlich vermindert ist: da gedeiht auch nur eine ganz spezifische Flora, die thalwärts mit der Zunahme des atmosphärischen Drucks allmählig verschwindet, und ebenso leben nur wenige Thiergeschlechter gedeihlich in jenen, aber allein in jenen hohen Regionen, in denen auch der Mensch nur vorübergehend und nicht ohne Beeinträchtigung des Lebens-Prozesses auszudauern vermag.

Das Zusammenwirken aller dieser Einflüsse, die sich indeß in den verschiedenen Lokalen nur nach Maaßgabe aller ihrer übrigen physischen Verhältnisse geltend machen, gibt nun jedem Welttheil, jedem individuell ausgeprägten Lande und Landestheile etwas Eigenthümliches, was sich nothwendig auch in dem Habitus seiner Thier- und Pflanzenwelt ausspricht, und aussprechen muß, und selbst der menschlichen Individualität einen gewissen Bodengeschmack mittheilt. — Oft aber überrascht dieses eigenthümliche, nur an eine bestimmte enge Oertlichkeit geknüpfte Gepräge durch die von keinem der genannten Einflüsse genügend erklärte Sonderbarkeit der Formen. Dahin gehört z. B in dem Klima von Angora die Bekleidung der Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen und Kaninchen mit seidenartiger langer Wolle; dahin auch die in einigen anderen Gegenden, namentlich am Kap, beobachtete Bildung des schweren Fettschwanzes der Schafe, während hier auch andere Thiere, selbst die eingeborenen Hottentotten, zu einer unverhältnißmäßig starken Ausbildung der Gesäßtheile disponirt sind, u. s. w. —

Bei allem Diesem darf indeß ebenfalls nicht übersehen werden, daß die verschiedenen organischen Wesen nur nach Maaßgabe ihrer größern oder geringern Ausbildung und Vollendung durch diese Einwirkungen bestimmt werden, die Pflanzen daher mehr als die Thiere und unter diesen der Mensch, als die unabhängigste und vollkommenste Organisation der ganzen Schöpfung, am wenigsten. Und da der Widerstand, den das geistige Element überall dem körperlichen und seinen materiellen Einwirkungen entgegensetzt, gleichfalls

---

[1]) Vergl. über diese Verhältnisse unter andern Spring a. a. O. S. 121, 123, 139, 171 ꝛc.

die Unabhängigkeit der Organisation steigert, so folgt auch, daß die Einflüsse des Klimas mit der geistigen Entwickelung des Menschen mehr und mehr an Kraft verlieren, und, wie alle Natureinflüsse, vorzugsweise nur auf die Organisation des geistig unentwickelten, des sogenannten Naturmenschen, des Wilden unmittelbar bestimmend einwirken können, wenngleich auch bei diesem noch die Gegenwirkung des geistigen Moments nothwendig in Anschlag gebracht werden muß.

Es ist daher, wie auch schon früher erwähnt, an eine erschöpfende Erklärung der verschiedenen körperlichen und geistigen Gepräge des Menschen, vermittelst des Klimas, auf keine Weise zu denken. Aber eben so wenig darf dasselbe, bei der Darlegung des natürlichen und nothwendigen Causal-Zusammenhanges zwischen Land und Volk, unbeachtet bleiben. Es ist vielmehr nur überall abzuwägen, in welchem Grade die Einwirkungen desselben und aller übrigen Natureinflüsse, so durch andere Agentien paralysirt, als durch die Kulturstufe dieses oder jenes Volks modifizirt werden. — Nur für die stabilen Völker verschiebt sich die Physik der Heimath mit ihren Einflüssen auf die menschliche Existenz nicht. Auf sie allein wirken Licht, Luft, Temperatur und Boden immer auf die gleiche Weise. Für alle übrigen sind diese Einflüsse in beständiger Oszillation. Der wandernde Jäger, Fischer und Hirt, jeder von ihnen waffnet sich zwar auch auf seine beschränkte Weise gegen das Klima, und sucht seinen Einfluß zu neutralisiren: allein dennoch macht sich dieser fort und fort und zwar unmittelbar geltend; und wie beschränkt ist hier zugleich die Zahl der Mittel und Thätigkeiten, welche demselben entgegengestellt werden können. — Der Kulturmensch dagegen, welch ein Heer von Kräften und Thätigkeiten setzt er in Bewegung, um sich diesen unmittelbaren Natureinflüssen zu entziehen, seine Unabhängigkeit und Behaglichkeit zu sichern. Die Wirkung, welche das Klima auf ihn äußert, ist daher wesentlich eine andere; sie fällt mit seinem Kulturzustande zusammen, geht mehr oder minder vollständig darin auf, und zeigt sich mittel- oder unmittelbarer nach Maaßgabe seines Vor- oder Rückschreitens. —

§. 18. Einfluß des Klimas auf die Entwickelung des Menschen.

Eine andere, die vorliegenden Untersuchungen näher berührende Frage ist es nun, in welcher Weise das Klima die Entwickelung der Menschheit begünstigt oder hemmt, in welchem Grade die verschiedenen Kulturzustände, in denen wir die letztere antreffen, durch seinen Einfluß mitbedingt, mit welchem Rechte demselben zugeschrieben werden mögen. —

Die nächste Wirkung des Lichts, der Wärme, der Luftbeschaffenheit ist auf den Körper gerichtet. Vorzüglich durch diesen mag auch das geistige Element davon mitberührt werden; wenigstens soll es hier dahin gestellt bleiben, ob jene Reize und Medien auch unmittelbar darauf einwirken, wie wahrscheinlich nicht ohne Grund ebenfalls behauptet worden ist. — Welches ist aber die Wirkungsweise jener klimatischen Faktoren auf den Menschen? Wie wirken sie auf den Leib und somit auch auf die Seele? — Läßt sich Dies überall im Einzelnen nachweisen? Läßt sich ein allgemeines Gesetz auffinden, so daß wir im Stande wären, aus dem Klima eines Landes die geistige Entwickelung, den Charakter seiner Bewohner zu konstruiren? — Offenbar nein! Denn wir wissen, daß dieser auch durch andere Agentien wesentlich mitbedingt wird. Das physische und somit auch das moralische Daseyn eines Volkes ist ein Gesammt-Resultat sehr mannigfaltiger physischer, sittlicher und geistiger Einflüsse, und so läßt sich denn auch keine scharfe Grenze für die besondere Wirksamkeit der Landesnatur im Allgemeinen und des Klimas ins Besondere ziehen; man vermag höchstens, nach vergleichenden Analogien, darüber einige allgemeine Andeutungen zu geben. —

Man hat, wie erwähnt, in der Physiologie Licht und Luft veredelnde oder divinirende, Wärme und Wasser herabziehende oder deprimirende Prinzipien genannt, und zwar mit vollem Rechte. Denn der Einfluß derselben zeigt sich in solcher Weise, wie schon im vorigen Paragraphen dargethan wurde, nicht nur bei Pflanzen und Thieren, sondern selbst auch beim Menschen, obgleich er hier durch die Mitwirkung der anderen Agentien wesentlich alterirt wird. — In der eisigen, dunstschwangern Atmosphäre des Pols verschrumpft der Mensch mit der Vegetation zur plumpen Mißgestalt; in der lichtvollen, hellen, trockenen Luft der Alpen, wenngleich unmittelbar neben ewigem Schnee, gedeihen dagegen die kernigsten, schönsten Menschenformen. — Wo aber das deprimirende Uebermaaß der Wärme die divinirende Einwirkung des intensiven tropischen Lichtstrahls aufhebt: da reißt der übermäßig gesteigerte Lebensprozeß, der üppige Uebertrieb der irdischen Natur, welcher sich in dem großartigsten Thier- und Pflanzenleben verkündigt, auch den Menschen in ein thierisch-vegetatives Daseyn hinüber, verzerrt die äußerliche Bildung häufig zur thierischen Fratze, umspinnt das Geistige mit dem Nebeldunste des Irdischen, und erzeugt wilde, glühende Begierden. Da löset sich, wo noch der deprimirende Einfluß einer feuchten Atmosphäre hinzukommt und den Bildungsprozeß einseitig beschränkt, die thierische Energie in schlaffe, lässige Weichlichkeit auf, und zieht den Menschen von einer andern Seite

hinüber in die betäubende, wollüstige Ruhe einer blos vegetativen Existenz. Nur wo in den höheren Regionen der Tropen-Zone die übermäßige Wärme gemildert wird, und dunstreinere Lüfte wehen, nur da mag der divinirende Einfluß des intensivern Sonnenlichtes sich geltend machen; nur solche tropische Lokale sind daher der menschlichen Entwickelung besonders günstig.

Dieser letztern stehen indeß nicht blos diejenigen klimatischen Extreme feindlich gegenüber, welche durch die mittlere Jahres-Temperatur ausgedrückt werden könnten — nicht blos tropische Hitze und arktische Kälte, — sondern auch jene anderen Extreme, welche als schneidende Kontraste in Einem und demselben Lokale auftreten, und sich durch bedeutende Differenzen zwischen den Temperatur-Verhältnissen der einzelnen Jahreszeiten kund geben, wo dann die deprimirenden Einflüsse entweder mit einander, je nach den Jahreszeiten abwechseln, oder doch nur periodisch von divinirenden mehr oder minder aufgehoben werden.

Aus dieser kurzen Betrachtung scheint nun im Allgemeinen zu folgen, daß weder die Bewohner der unteren Regionen der Tropen-Zone, noch die Polar-Völker, noch die Nationen, welche auf niedrigen Inseln und Küsten der verschiedenen Zonen hausen, noch endlich die Völkerschaften breiter, kontinentaler, durch klimatische Kontraste charakterisirter Steppenebenen, in ihrem heimathlichen Klima ein Förderungsmittel für ihre Entwickelung gefunden haben können; und in der That — glauben wir einem flüchtigen Ueberblicke, — so meinen wir in allen Diesen die stabilen Völker der Erde, in den einen jene vermeintlich paradiesischen, scheinbar bevorzugten Naturkinder,[1]) in den anderen die Wanderstämme der Jäger, der Fischer, der Hirten zu erkennen. Nun glauben wir zugleich eine Reihe von auffallenden Thatsachen begreifen zu können. Nach einer solchen Auffassung der klimatischen Agentien scheint es erklärlich, wie der pygmäische Lappe der Landesgenosse des schlanken Skandinaviers, der verkümmerte Pescheräh der unmittelbare Nachbar des kolossalen Patagonen geworden sey, wie der edle Peruaner fast unter derselben Breite mit dem gräßlichen Botokuden, der verfeinerte Mexikaner unter dem Parallel des kannibalischen Karaiben habe wohnen, wie der fleißige Chinese neben dem wilden Mandschuren, der Grieche neben dem Scythen sich habe entwickeln können, u. s. w.

Allein — wie bald geräth der Erklärer auf diesem Wege ins Stocken, wie bald stößt er, sogar bei den wenigen angeführten Beispielen, auf Widersprüche, die sich mit der aufgestellten Theorie

---

[1]) Vergl. §. 11. dieses Abschnittes.

nicht vereinigen lassen, auf Räthsel, zu denen sie den Schlüssel nicht liefert. Die unbefangene Betrachtung aller Thatsachen, die wir, um vorgreifende Erörterungen zu vermeiden, hier vorläufig verschweigen, führt daher bald zu dem Geständnisse, daß die Wirkung der verschiedenen klimatischen Faktoren nur selten ganz deutlich erkannt werden kann und durch Einflüsse anderer Art, oft bis zur Unkenntlichkeit, neutralisirt wird. Was daher auch in dem Angeführten Wahres liegen mag, man gewahrt sehr bald das Mißliche, darauf Schlüsse zu bauen, die Unmöglichkeit jene vermeintliche Regel überall mit den gesammelten Erfahrungen in Einklang zu bringen. Wäre jene Theorie der divinirenden und deprimirenden Einflüsse in der Ethnographie so anwendbar als in der Pflanzen-Physiologie: so müßte man aus der genauen Kenntniß der klimatischen Verhältnisse eines Landes im Stande seyn, das ihm entsprechende menschliche Gepräge von vorn herein zu konstruiren, so wie der Botaniker daraus den Habitus der Vegetation im Allgemeinen abzuleiten vermag. Wie wenig die äußerliche Ausprägung des Menschen aber in vielen Fällen den klimatischen Verhältnissen sich anschließt, ist bereits im vorigen Abschnitte dargethan worden; um so weniger darf man daraus den innern Habitus der Völker, ihren Charakter, ihren Entwickelungsgang mit Sicherheit abzuleiten hoffen. —

Wir kommen nach allem Diesem auf den bereits ausgesprochenen Satz zurück: „das Klima disponirt nur, es zwingt nicht.“ Und wie wäre es auch mit der moralischen Freiheit, zu welcher der Mensch berufen ist, zu vereinigen, wenn ihm durch irgend einen äußerlichen Einfluß seine Zukunft, seine Entwickelung in der Zeit mit fatalistischer Unabwendbarkeit vorgezeichnet wäre? —

Man hat weitläufige Werke geschrieben,[1]) um den Einfluß des Klimas auf die Entwickelung der Menschheit nachzuweisen, hat aber in der That dadurch nichts dargethan, als daß man diesen Nachweis, wo es sich um die feineren Gepräge handelt, nicht zu liefern vermag. Häufig hat man vergessen, daß historische Beziehungen und noch mehr die Gewalt der ursprünglichen Naturanlage mächtiger einwirken, als irgend ein äußerlicher Einfluß. Der merkwürdigen Uebereinstimmung in der äußern und innern Ausprägung aller amerikanischen Völkerschaften ist z. B. schon gedacht worden, und dennoch bewohnen sie fünf verschiedene Zonen und die mannigfaltigsten Regionen ihres an klimatischen Gegensätzen reichen

---

[1]) Unter anderen: Montesquieu's bekanntes Buch „Ueber den Geist der Gesetze“ und W. Falconer's Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstriches, der Lage 2c. auf Temperament, Sitten, Verstandeskräfte, Gesetze, Regierungsart und Religion der Menschen. (A. d. Englischen. Leipzig 1782.)

Kontinents. Die zahlreichen mongolischen Völkerschaften, denen nicht nur in Betreff der Körperbildung, sondern auch in der Temperaments-Färbung und — wie später dargethan wird — selbst in der Weise das Uebersinnliche aufzufassen ein gemeinschaftlicher Stempel aufgedrückt ist: wie mannigfaltigen, wie entgegengesetzten klimatischen Einflüssen sind sie unterworfen, wie verschieden ist, diesen gemäß, ihre Nahrungs- und Lebensweise, von dem polarischen Küstenbewohner, der den Thran des Robben trinkt und unabsehbare Schneefelder mit dem Rennthiere oder dem Hunde durchzieht, von dem Wanderer der Steppe, der seine Heerde von Weideplatz zu Weideplatz, von einer Quelle zur andern treibt, bis zu dem ruhigen Landbauer, der unter den Segnungen einer reichen Natur, unter dem schwelgerischen Himmel der Tropen-Welt siedelt! —

Aus dieser ganzen Betrachtung erhellt daher im Wesentlichen nur Folgendes:

1. Der Einfluß der äußern Natur und namentlich des Klimas wirkt nur auf die Entwickelungszustände und Entwickelungsfähigkeiten der in einem stationairen Naturzustande befangenen Völker, auf die übrigen jedoch nur nach Maaßgabe ihrer Entwickelung unmittelbar ein;

2. er äußert sich daher für die ersteren, für die stillstehenden Nationen, als ein hemmendes, für die vorschreitenden als ein förderndes Agens;

3. er ist nirgend absolut verneinend, aber er erschwert in dem einen Lokale das Aufgeben des stabilen Naturzustandes, in dem andern die fortgesetzte Bewegung der Civilisation, begünstigt dagegen hier das eine, dort das andere;

4. er zeigt sich überall, wo er von den klimatischen Extremen ausgeht, als ein hemmendes Agens; es sind daher tropische Gluthhitze und polarische Kälte der Entwickelung hinderlich, besonders da, wo das Klima zugleich feucht und ozeanisch ist; es gehören aber auch die durch scharfe klimatische Gegensätze charakterisirten kontinentalen Landräume aller Zonen nicht zu den fördernden Lokalen;

5. dagegen erscheint der Einfluß des Klimas bei der Abwesenheit aller extremen Aeußerungen, bei der Ermäßigung aller Gegensätze wesentlich förderlich, indem der Wechsel der Jahreszeiten mit der Wiederkehr von Wärme und Kälte, von Nässe und Trockenheit eine glückliche Mitte zwischen dem verdumpfenden Strahle der tropischen Sonne und dem erstarrenden Froste des Pols bedingt, bei welcher es nicht an Bedürfniß und Ungemach fehlt, um Körper und Geist in beständiger Uebung und Regsamkeit zu erhalten, zugleich aber so viel Freude am Kampfe mit der widerwärtigen, so

viel Genuß in den Segnungen der milden Natur geboten wird, daß die Seele in jene glückliche Spannung versetzt wird, welche alle vorkommenden Hemmnisse überwindet und bei dargebotenen Begünstigungen nicht unthätig erschlafft;

6. endlich macht sich der klimatische Einfluß sowohl in diesen letzteren, wie in allen vorhergehenden Fällen, überhaupt erst nach den aus der ursprünglichen Naturanlage und den historischen und gesellschaftlichen Beziehungen hervorgehenden Eigenthümlichkeiten und nur in dem Maaße geltend, als diese letzteren es gestatten. —

§. 19. Einfluß des heimathlichen Bodens an sich.

Was eben aus den Untersuchungen über den Einfluß des Klimas auf die Entwickelung des Menschen abgeleitet worden ist, Das muß im Wesentlichen auch nothwendig von den heimathlichen Natureinflüssen im Allgemeinen gelten. Denn die ganze Physik eines Landes spricht sich eben sowohl in seinem Klima aus, als dieses letztere in jener, was auch bereits in der zweiten Abtheilung dieser Schrift dargethan und mehrfach belegt worden ist. Es ist überdies an sich einleuchtend: die Fauna und Flora eines Landes, folglich die Nahrungs- und somit auch die Lebensweise seiner Bewohner werden in gewissem Grade immer nothwendig von seinen klimatischen Verhältnissen bestimmt, so wie diese von der Polhöhe einerseits, von der physikalischen Lage und Beschaffenheit des Lokales andererseits bedingt werden.

Es ist daher in dieser Beziehung Dem, was in dem vorstehenden Paragraphen angeführt worden ist, auch nur wenig hinzuzufügen.

Der Einfluß der geographischen Lage eines Landes ist durchaus, der der physikalischen großentheils klimatisch. In Bezug auf menschliche Entwickelungszustände kommt hier aber noch einiges Andere wesentlich in Betracht, nämlich vorzugsweise einmal die physische Beschaffenheit an sich, sodann das Verhältniß und die Beziehungen des einen Lokales zu anderen und zum ganzen Planeten, — seine Weltstellung.

Die physische Beschaffenheit eines Landes wird zunächst durch die Form und Natur seines Bodens bedingt. Beide sind von Einfluß auf die Bewohner. Nach seiner Plastik zerfällt bekanntlich der Boden in die drei großen Hauptformen des Hochlandes, des Uebergangs- oder Mittelgebirgslandes und des Tief- oder Niederungslandes, und jede dieser Stufenlandschaften erhält wiederum eine eigenthümliche Bedeutung durch ihre besondere plastische Ausprägung, ihre Nachbarschaft und ihre

vertikalen und horizontalen Dimensionen. — Das Hochland stellt sich nämlich entweder als thal- und wasserreiches Hochgebirge oder als einförmige, dürre Hochsteppe, — das Uebergangsland als ein mehr oder minder ausgedehntes Mittelgebirge oder, wiewohl seltener, auch als plateauförmiger Steppenboden, — die Tiefebene als Küstenland oder Binnenland dar, und hat im letztern Falle ebenfalls zuweilen den Charakter der Steppe oder auch wohl der Wüste. — In Bezug auf seine sonstige Natur zerfällt daher der Boden sämmtlicher Stufenländer wiederum in fruchtbares und unfruchtbares Land, wobei jedoch, um Mißverständnissen vorzubeugen, erinnert wird, daß das letztere häufig nur relativer Weise so zu nennen ist, da diese Qualität durch menschliche Einwirkungen nicht selten in die entgegengesetzte umgewandelt werden kann.

Jede dieser Formen und Natur-Typen hat nun für die Entwickelung des Menschen, sofern diese von der Lebensweise bedingt wird, eine eigenthümliche Bedeutung. Die Wüste an sich ist unbewohnbar. Die Steppe, das Tiefland überhaupt ist zunächst der Tummelplatz vieler, aber schwacher Wanderstämme; es ist zugleich das Weideland, das Erbtheil des Nomaden; an den Küsten, den Strömen hauset auch der Fischer, und durch die Wälder schweift der Jäger. Da aber der Boden-Typus der Steppe sich nicht nur in allen Zonen, sondern auch in allen Stufenlandschaften findet, wie verschieden muß daher hier Hirt und Hirt, Fischer und Fischer, Jäger und Jäger erscheinen und leben! So mannigfaltig als sich die einförmige Existenz dieser Naturkinder überhaupt zu gestalten vermochte, so mannigfaltig hat sie sich auch, dem verschiedenen Charakter der Lokale gemäß, gestaltet. Der Nomade, der hier mit dem Kameele ein glühendes Sandmeer, dort mit dem Rennthiere unendliche Schneefelder durcheilt, der bald auf flüchtigen Rossen den Nachbar beraubt, bald mit glatten Rindern die Matten des Hochgebirges beweidet; — der Jäger, welcher hier mit dem Eisbären, dort mit dem Löwen um die Beute kämpft, hier den Büffel, dort den Steinbock jagt; — der Fischer, welcher bald die Gefahren des Ozeans zu bestehen hat, bald sein Netz im stillen Landsee, im klaren Strome auswirft, der hier den auf der Eisscholle schlafenden Robben schlägt und den Wallfisch anfällt, dort die Forelle im Waldbache mit der Angelködert: — wie verschieden werden sie alle von der heimathlichen Natur berührt und ergriffen! — und dennoch — wie gleichförmig, wie einartig gestaltet sich, unter allen diesen verschiedenen Umgebungen und Verhältnissen, ihr durch selbige nur in untergeordneten Beziehungen modifizirtes Daseyn! —

Das Hochland, wo es sich nicht als kahler, wüster Erdbuckel, sondern als Hochgebirge, als der direkte Gegensatz der Steppe

ausgeprägt hat, begünstigt dann durch seine plastische Mannigfaltigkeit die verschiedensten Lebensweisen. In seinen unteren Thälern siedelt der Landbauer, auf begraseten Hängen weiden Heerden, und der Jäger springt von Fels zu Fels dem Gemsbocke nach. Eine andere Mannigfaltigkeit ergibt sich aus dem verschiedenen Baue der einzelnen Hochgebirge, so wie aus den Kulturverhältnissen seiner Bewohner. Wo nämlich die einzelnen Thalgaue durch unbewältigte Naturhindernisse geschieden werden, da finden sich, wie im Kaukasus, die verschiedensten Völkerschaften auf dem kleinsten Raume, in der unmittelbarsten Nachbarschaft, oft ohne sich anders als feindlich zu berühren, daher in einem Verhältnisse, welches an das der Wanderstämme der Steppe erinnert; — wo dagegen die Thäler von Natur oder durch künstliche Mittel aufgeschlossen sind, wo sie sich zu breiten Ebenen erweitern, da nimmt wohl Ein Volk verschiedene Thal-Systeme ein, und es entstehen große Völkervereine durch Mischung verschiedener Elemente; — wo endlich die Thäler sich von einem schmalen Hochkamme unmittelbar gegen die benachbarten Ebenen hinabsenken und öffnen, da bewohnen die Völker der letzteren häufig auch zugleich das Hochgebirge.

Die mittleren Stufenländer vermitteln, wie in der Boden-Plastik so in der Lebensgestaltung der Bewohner, die Extreme. Es sind die natürlichen Kultur-Centra der Erde. Die Ermäßigung aller Naturgewalten, die reichste Mannigfaltigkeit der Bodenformen und der vegetativen Bildungen, die Belebung der todten Scholle durch zahlreiche Aederung des Gewässers, die Abwesenheit klimatischer Extreme, welche das gedeihliche Fortkommen der die Ansiedelung unterstützenden und mitbedingenden Hausthiere sichert: Alles Dies und Mehr lud hier den Menschen zu festen Niederlassungen ein. — Die Natur zerfließt hier nicht in die unabsehbare Leere unendlicher Ebenen; sie erdrückt und beengt den Menschen nicht mit der einsamen Oede des Hochgebirges; die einzelnen Lokale erscheinen vielmehr vollkommen und zugleich höchst mannigfaltig individualisirt; jegliches Streben, fast jede menschliche Richtung findet hier das zusagende Lebenselement. Die Idee eines freien, heimathlichen Anschließens an die Natur, an vaterländischen Boden mochte daher hier — wo Alles, was den Menschen an eine bestimmte Oertlichkeit fesseln kann, vereint war, wo keine feindliche Naturgewalt die Seele beängstigt und dem Wandertriebe neue Nahrung gibt — auf ganz natürliche Weise erwachen; in diesen lieblichen Thälern, diesen reizenden, fruchtbaren Landschaften war gut Hütten bauen; sie wurden die Ursitze der Kultur. —

Von hier wurden auf ganz natürliche Weise die nächsten Theile der Ebene mit in den Kreis fester Ansiedelungen, in das Kultur-

leben ihrer Bewohner hineingezogen. Wo daher das Mittelgebirge auf weiten Räumen verbreitet ist, oder wo mehrere Mittelgebirgsglieder nur durch mäßige, erweiterten Thalgründen vergleichbare Ebenen getrennt wurden: da mochte das Kulturland leicht eine große Ausdehnung gewinnen, und so — mehr und mehr gefördert durch die in dem mehr und mehr wachsenden Ganzen sich steigernde Kraft der Gemeinschaft — weitere und weitere Kreise dem ursprünglichen Centrum beigesellen, auf diese Weise selbst die widerstrebenden Natur- und Bodenformen bewältigen und endlich ganze Erdtheile in seinen Bereich ziehen. —

In der That zeigt uns die Geschichte in den Ursitzen fast aller alten Kulturvölker der Erde eine solche Boden-Konfiguration; fast überall wohnen sie in und an den mittleren Stufenlandschaften, nirgend in jenen weiten Ebenen, die der Lebensweise der Wanderstämme besonders zusagen, nirgend im eigentlichen Hochgebirge, wenn nicht etwa in tropischen Breiten erweiterte Thalgründe und luftige Hoch-Terrassen in den höheren Regionen des Gebirges dieselbe der menschlichen Entwickelung besonders zusagende Ermäßigung der Naturgewalten darboten, welche sich, in gemäßigten Himmelsstrichen, in den unteren Thalgegenden und an den Gebirgsausgängen wiederfindet. — Die Chinesen, Inder, Perser, Assyrer, Meder, Hebräer, Griechen, Römer, Araber, Mexikaner und Peruaner wohnten und wohnen in solchen Lokalen, und die Kulturvölker der neuern Zeit haben vorzugsweise ebenfalls in solchen ihre Heimath gefunden, wenngleich die in mannigfachen historischen Kämpfen erstarkte Menschheit endlich jede Fessel sprengen, die widerstrebendsten Bodenformen ihren Zwecken anpassen und der feindseligsten Natur ein versöhnendes Lächeln abgewinnen mag. —

Einzelne Beispiele, nach welchen alte Kultur-Centra sich in anderen Lokalen gebildet — wir erinnern an das alte Aegypten — oder nach welchen, selbst in günstigen Landschaften, die Kultur niemals zur Blüthenentfaltung gediehen — wie am Kaukasus — beweisen aber wiederum, daß kein Natureinfluß stark genug ist, um einerseits die vom Menschen ausgehenden Bestrebungen völlig zu hindern, oder andererseits eine bestimmte Wirkung mit Nothwendigkeit hervorzurufen. —

§. 20. Einfluß der Weltstellung und des geselligen Verkehrs.

Erscheinen nun, nach dem Vorhergehenden, die unteren Stufenländer, die Ebenen, bei großer kontinentaler Ausdehnung, bei steppenartiger Beschaffenheit, vorzugsweise zur Heimath unzähliger wandernder Stämme, die mittleren ebenso für ange-

siedelte Völker, die oberen entweder besonders für die nomadische oder, im günstigern Falle, für diese und alle übrigen Lebensweisen von der Natur bestimmt zu seyn: so zeigt sich eine weitere Entfaltung, die Entfaltung der angesiedelten Völker, wenn diese, begünstigt durch historische und Naturverhältnisse, ihre Kulturkreise vom Fuße des Mittelgebirges durch das untere Stufenland bis zum Gestade des Meeres ausdehnen. Hier gewinnen sie eine neue Bedeutung für die Menschheit, eine neue Gestaltung in sich selbst; es ist die Bedeutung, die Gestaltung, welche der Weltverkehr hervorruft und erschafft.

Für ein Naturvolk ist das Gestade nichts als ein Fischerplatz, das Meer selbst eine unendliche, ewige Schranke. Aber der im siegreichen Kampfe mit der Natur erstarkte Kulturmensch erblickt in ihm bald nur ein neues, unbeschränktes Feld der Thätigkeit und des Kampfes, welches ihn der Enge der kontinentalen Heimath enthebt. So lange eine dünne Bevölkerung auf dem ererbten Boden ausreichenden Erwerb findet, so lange überhaupt der Landbauer allein das untergeordnete Interesse hat, sich von und auf dem Boden zu ernähren, den er kultivirt: so lange mag auch die Sicherheit des Daseyns der aufkeimenden Lust, sich jener Beschränkung zu entziehen, Schweigen auferlegen. Wann aber die angewachsene Zahl das Daseyn des Einzelnen zu verkümmern beginnt, oder wo ein undankbarer Boden selbst für minder zahlreiche Bewohner nicht genügt, wo ein eigenthümlicher Sinn für den Reiz der Gefahr und des Abenteuerlichen durch historische Verhältnisse oder nationale Charakter-Anlage geweckt worden ist, wo endlich die lokale Küstenbeschaffenheit und die lockende, oft mehr aus unsicheren Anzeichen geahnte, als sicher erkannte Nachbarschaft gesegneterer Länder solche Bestrebung hervorruft und begünstigt: da findet die geförderte Intelligenz schnell die Mittel, der frische, rührige Sinn die Kühnheit, sich hinwegzuwagen von der festen, sichern heimathlichen Erde hinaus auf das bewegliche, schwankende fremde Element, auf welchem den Menschen nichts schützt vor der ewig nahen Gefahr, als Muth und Klugheit und (mit Hegel's Ausdrucke) „sein gemachter Boden, den er mit sich führt." —

Welches Motiv man nun auch der Erfindung der Schifffahrt unterlegen mag, ob Raub-, Kriegs- und Eroberungslust oder das friedlichere Streben des Forschens und Verkehrs: immer ist sie als Epoche machend in der Geschichte des menschlichen Geistes anzusehen; immer begründet sie einen neuen Zustand in der menschlichen Gesellschaft, insofern sie die ozeanischen Scheidungen aufhebt, den Umgang fernwohnender Völker, den gegenseitigen Verkehr der entferntesten Erdenden vermittelt, die Elemente, welche durch

ungeheuere Räume für ewig von einander getrennt zu seyn schienen, in fruchtbare Berührung bringt, und somit alle die befruchtenden Einflüsse frei macht, welche überall aus der gegenseitigen Friktion verschiedener Individualitäten entspringen müssen, und bis dahin nur aus dem engen, gebundenen Verkehre auf dem starren Medium des Festlandes eine beschränkte Einwirkung auf die Entwickelung der Völker gewinnen konnten. —

Das Meer verbindet nun, was es früher trennte. „Früherhin waren die Gestade, die Meere, die Ozeane nur Hemmungen auf dem Planetenringe; nur die flüchtigsten Formen, die der Atmosphäre, überflogen sie. Die Metallschätze der verschiedenen Theile der Erdrinde, die Vegetation, die Thierwelt, die Völkerwelt, alle nahmen erst späterhin gänzlich veränderte Sphären ihrer räumlichen Verbreitungen ein; denn nur Weniges wurde vorher willenlos, wie der Flugsand, die Kokosnuß, das Treibholz, die Eisscholle &c., von den Strömungen der Winde und Ozeane von Gestade zu Gestade gewälzt." [1]) — Durch die Schifffahrt ist heute der größere, ozeanische Raum des Erdrundes für alle Kulturvölker unendlich zusammengeschrumpft, [2]) und ihnen zugänglicher

[1]) C. Ritter, Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft (Berlin 1834).

[2]) In der eben citirten Abhandlung werden in dieser Beziehung unter anderen folgende Thatsachen mitgetheilt:

Von einem der Häfen des britischen Kanals bis Kantong brauchte man am Ende des 18. Jahrhunderts 8 — 9, jetzt 4 — 5 Monate. Von London nach Bombay segelte man in den letzten Jahren in 103 — 142, — zum Kap (eine direkte Entfernung von 1400 geographischen Meilen) in 55 — 60, — nach New-York (800 geogr. Meilen) in 25 Tagen.

Seitdem nun die Dampfschifffahrt auch für größere Reisen benutzt wird, braucht man für die Fahrt von Falmouth nach Bombay nur noch 64, nach dem Kap nicht mehr als 37 Tage. Im Jahre 1838 ist eine eben solche Verbindung zwischen Bristol und New-York eingerichtet worden, mittelst deren der atlantische Ozean nun in 12 Tagen durchschnitten wird, so daß seine entgegengesetzten Küstenränder, in Betreff der Zeit, nun nur noch halb so weit von einander entfernt sind, als vor wenigen Jahren. (Näheres über diese Reisen in Berghaus Geogr. Almanach für 1839).

Nach einem Zeitungsartikel v. J. 1840 hoffte man künftig, mit Hülfe der Dampfkraft, die Reise von England nach Ostindien und zwar nach Bombay in 35, nach Ceylon in 37, nach Madras in 40 und nach Calcutta in 47 Tagen zu vollenden, vorausgesetzt, daß das Projekt einer regelmäßigen Verbindung über die Landenge von Suez zur Ausführung käme. Diese Hoffnung ist seitdem nicht nur erfüllt, sondern oft selbst übertroffen worden, denn günstigsten Falles gelangt man jetzt in 22 Tagen von Bombay nach England. Danach ist jetzt Indien von England kaum so weit entfernt, als ehemals Alexandria

geworden, als viele Räume des kleinern Festlandes. Durch die Anfänge der Schifffahrtskunde wurde das Mittelmeer das Kultur-Centrum des klassischen Alterthums, denn rings um seine Gestade siedelten und verkehrten die Völker, welche als die Träger menschlicher Kultur in der Geschichte auftreten, und dann das aus einer dunkeln Vorzeit überkommene, durch sie wesentlich gemehrte Pfund der Bildung der späten Nachwelt zu tausendfältigem Wucher überliefert haben. — Durch die Ausbildung jener Kunst ist in neueren Zeiten zunächst das zum schmalen ozeanischen Arme eingeschrumpfte atlantische Meer und endlich der ganze weite Ozean zu dem großen Verkehrs-Centrum geworden, welches nun, der ganzen Menschheit gemeinsam, die fernsten Zonen und Völker auf die bequemste Weise verbindet, und vorzugsweise dazu geschaffen zu seyn scheint, die innerlich begründete Einheit des Menschengeschlechts auch äußerlich möglich und darstellbar zu machen. Alles, was nun hier oder dort, in der körperlichen oder geistigen Welt, Ersprießliches gefunden und gewonnen werden mag, wird sogleich zum Gemeingute des Ganzen, und jegliche, selbst die dem Einzelnen vortheilhafte Beschränkung und Isolirung scheint allmählig mehr und mehr zur Unmöglichkeit zu werden. —

Die unbefangene Betrachtung der Kehrseite dieses prometheischen Treibens läßt nun freilich gleichzeitig nicht verkennen, daß auf solche Weise aber auch die Thorheit, die lächerliche, die verderbliche Gewohnheit, das dämonische Walten entfesselter Sitten überall mit gleicher, ja — naturgemäß — mit größerer Schnelligkeit Eingang und Verbreitung findet, als das auf die Veredelung der menschlichen Gesellschaft gerichtete und an den freien, lebhaften Verkehr zwischen den einzelnen Individualitäten, wesentlich geknüpfte göttliche Wirken gesteigerter geistiger und sittlicher Potenzen. Dies Bedenken ist sehr berechtigt. Wie beschränkt wäre jedoch die Ansicht, welche aus jener schnellern Verbreitung nachtheiliger Einflüsse das Verderbliche des gesammten Verkehrslebens der Menschheit ableiten wollte! —

---

und die Küste von Aegypten. — Die weitere Vervollkommnung und Ausdehnung der Dampfschifffahrt und Eisenstraßen, die fernere Auffindung unterirdischer Brennstoffe an den entlegensten Küsten der Erde, die darauf gegründete Beschleunigung der Verkehrsmittel auf allen Weltstraßen des Festlandes und des Ozeans, selbst der oft bis zur Ruchlosigkeit führende Wetteifer der Technik: alle diese und andere Umstände gewährten seitdem und verheißen fernerhin neue Siege über den Raum und damit nicht allein wesentliche Bereicherung für den kommerziellen Verkehr, sondern auch neue, fruchtbare Berührungen, Reibungen und Wechselwirkungen auf dem Gebiete der geistigen Interessen der Menschheit. —

„In früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden," sagt C. Ritter,[1]) „als die Völkergeschlechter überall mehr auf ihre Heimathen und auf sich selbst angewiesen waren, wurden sie von der allgemeinen tellurischen Physik kaum berührt, desto mächtiger griff aber die lokale Physik der Heimath, die vaterländische Natur in die Individualitäten der Völker und Staaten ein." — Die Einwirkungen der einzelnen Kulturvölker auf einander beschränken sich in jenen Zeiten auf das Nächste, Nachbarlichste; die ganze Kraft des geistigen Bildungstriebes ist concentrisch nach Innen gewandt. Nur wie zufällig überkommen sie fremde Geistesprodukte; sie verachten vielmehr als barbarisch, was nicht auf dem heimathlichen Boden gereift ist, und geben erst mit der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, mit der Entwickelung und größern Verbreitung in der Zeit und im Raume, die nationale Einseitigkeit der Anschauungsweisen, die starre Abgeschlossenheit der Existenz mehr und mehr auf, welche indeß von einigen anderen, wie es scheint, ewig streng bewahrt wird. Diese werden eben darum, ungeachtet ihrer alterthümlichen Kultur, in dem engen Bildungsringe des historischen Alterthums ganz vermißt, so vollständig, daß diesem selbst ihre Existenz, ihnen dagegen, umgekehrt, die Entwickelung anderer Kulturvölker gänzlich unbekannt bleibt; auch treten sie erst sehr spät, fast nur wie anorganische Gebilde einer fremden Welt, nicht wie lebendige, für Wirkung und Gegenwirkung geeignete und empfängliche Organismen aus dem mystischen Dunkel einer geheimnißvollen Vorzeit in den erweiterten Kreis der civilisirten Menschheit, ohne jedoch an ihrem Gesammtleben bisher einen andern als völlig passiven Antheil zu nehmen, ohne mehr als dürftige, magere Brosamen zu dem sich entfaltenden Reichthum der geistigen Entwickelung der Menschheit beizusteuern. —

Aus diesen und anderen Erscheinungen springt die Bedeutung der geographischen und physischen Lage, der Weltstellung der Länder, zugleich aber auch die Wichtigkeit des historischen Elements in der Erdkunde augenscheinlich hervor. Am Mittelmeere konnten Griechen und Römer sich nicht chinesisch krystallisiren, und Chinesen und Japaner würden in den Heimathländern der klassischen Bildung eine andere, eine befruchtende Bedeutsamkeit für die Menschheit gewonnen haben, wogegen sie — theils von dem unbeherrschten, unermeßlichen Ozeane, theils von beeiseten, unübersteiglichen Alpenwänden eingeschlossen, und durch breite, meist unwirthbare kontinentale Erdräume von anderen entwickelten und

[1]) Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft 2c.

entwickelungsfähigen Völkern und Lokalen getrennt — ungemessene Jahrtausende lang völlig isolirt, endlich in den Formen erhärteten und versteinerten, welche ihrer Heimath und ihrer eigenthümlichen nationellen Begabung entsprachen. Erst ganz neuerlich, nachdem ihre Küsten gewaltsam erschlossen sind und Amerikas Dampfflotten die weite Südsee, wie ehedem einen schmalen Golf, überfliegen, scheint der tausendjährige Zauberbann weichen zu wollen, der bisher fast den dritten Theil der Menschheit von ihrer gemeinsamen Geistesarbeit ausgeschlossen hat. —

Es ist indeß nicht die Weite des Ozeans, welche den Menschen in diesem oder jenem Lokale von überseeischen Unternehmungen zurückschreckt, denn selbst das kleinste Binnenmeer erscheint dem Blicke unermeßlich. Man sagt mit größerm Rechte, es sey das (innere oder äußere) Bedürfniß oder die lokale Beschaffenheit der Küste, welche ihn bald auf das haltungslose Element hinauslockt, bald auf dem festen zurückhält, und ohne Zweifel wirken diese Umstände wesentlich mit. — Wo wasserreiche, breite Ströme sich an buchtenreichen, von tiefem Wasser umspülten Steilküsten ins Meer werfen, da haben die Anwohner von der Natur selbst eine direkte Aufforderung zur Schifffahrt erhalten, und sind zugleich mit guten Häfen und Ankerplätzen ausgestattet worden, die sich der Anwohner flacher, geradliniger Strandgegenden gewöhnlich erst durch künstliche Anstrengungen erschaffen muß. Allein, daß solche natürliche Ausstattung der Heimath keineswegs immer den Anstoß zur Schifffahrt und zum Meerverkehre gibt, daß dagegen Beides, wo die innere Disposition oder das äußere Bedürfniß der Völker es erheischt, ungeachtet der ungünstigsten Lokal-Beschaffenheit, oft auf überraschende Weise aufblüht: Dies wie Jenes könnte durch Beispiele zur Genüge belegt werden. Japanern, wie Chinesen z. B. fehlt es nicht an guten Hafenstellen; schiffbare Ströme gewähren eine ungefährliche Vorschule, holzreiche Gebirge hinreichendes Material für Seeleben und Seefahrt, ja es kommen noch andere, durch dichte Bevölkerung und äußere Bedrängniß hervorgerufene, Motive hinzu, — und dennoch hat ihr Meerverkehr keine allgemeine, keine verknüpfende, fördernde Bedeutung gewonnen, wogegen z. B. die Holländer selbst einem niedrigen, armen, von den Fluthen bedrohten, sumpfigen, sandigen, holzleeren Küstenlande durch glückliche Meerfahrt Weltbedeutung gegeben haben. —

Sind indeß die Ozeane für die kultivirte Menschheit im Allgemeinen aus trennenden Räumen zu verbindenden Gliedern des tellurischen Organismus geworden; spielen die Ströme, je nach ihrer Beschaffenheit, für die inneren Kontinental-Räume im Kleinen eine ähnliche Rolle: so erscheinen nur noch die Entfernungen

selbst als Beschränkungen, die Hochgebirge, die Wüsten und Steppen als Hindernisse des freien Verkehrs, der ungehemmtesten Berührung und somit der geistigen Belebung und gegenseitigen Befruchtung der verschiedenen nationellen Individualitäten. Allein auch diese Schranken gewannen und gewinnen, wie die Meere, in und mit dem Vorschreiten der modernen Civilisation allmählig eine andere Bedeutung. Denn wo der Kampf mit der Natur einmal entbrannt und zu Gunsten der Kultur entschieden ist, da müssen, mit Hülfe der unterworfenen Naturkräfte selbst, nothwendig alle Natureinflüsse allmählig eine andere Gestalt annehmen. — Und erwägt man, daß in der That, vermöge dieses siegreichen Kampfes, trennende Gebirgsmauern zwischen Ländern und Völkern durchbrochen, Einöden bevölkert, dunkele Waldungen gelichtet, dürftige Anger in gesegnete Fluren verwandelt, und belebte Verbindungswege durch die Einsamkeit der Gebirge und Wüsten gebahnt worden sind; daß die weitesten Fernen, mit Hülfe des beflügelten Dampfrades, auf Stundenlänge zusammenschrumpfen und die entlegensten Länder und Städte auf diese Weise in nachbarliche Berührung treten; daß selbst der Blitz dem siegreichen Herrn der Erde als gedankenschneller Bote dienstbar geworden; — daß somit Länder und Völker, die durch die Natur zu ewiger Entfremdung und Trennung bestimmt schienen, in die innigste und schnellste Verbindung mit einander treten können: — so leuchtet ein, wie diese Veränderungen, diese Vorgänge — welche selbst erst als Resultate eines geförderten Kulturzustandes anzusehen sind — wiederum zu neuen, mannigfaltig veränderten Bildungsstufen führen, daß sie tief und mächtig eingreifen müssen in die Gestaltung des menschlichen Seyns, der geselligen, moralischen und politischen Zustände des Staats- und Volkslebens, welche sich in und an ihnen allmählig bilden und fortentwickeln müssen! — Und so wie diese lebenvolle, Leben verbreitende Bewegung, in der Mannigfaltigkeit der verschiedensten Formen und Grade; — diese fort und fort neu sich gestaltende Wechselwirkung zwischen der Natur und der Menschheit seit Jahrtausenden, ja vom Beginne alles menschlichen Seyns, aller irdischen Dinge an, sich geltend gemacht und Einfluß geäußert auf alle geographischen Elemente: so verändern sich auch unter unseren Augen fort und fort die durch solche Verhältnisse bedingten und gestalteten Beziehungen der Länder und Meeresräume, der Völker und Völkervereine zu einander, zum Leben der ganzen Menschheit und darum auch zum Wesen der geographischen Wissenschaft. —

Durch die Steigerung der Kulturverhältnisse erlangen namentlich alle hemmenden Lokale eine andere Bedeutung, als zuvor. Durch sie verwandelt sich hier, wie die Geschichte Nord-Amerikas

lehrt, die weite, steppenförmige Binnenebene, über die einst Jahrtausende lang, in immer gleicher Eintönigkeit, die Wanderzüge unzähliger kleiner Völkerschaften hingingen — analog den hier ebenfalls von einem Extrem ins andere umschlagenden klimatischen Erscheinungen — unglaublich schnell in den Schauplatz eines einzigen kolossalen Volksverbandes, der nun eine eigenthümliche Kultur entwickelt. — Durch sie wird dort das Hochgebirge, welches — wie die europäischen Alpen — ganze Zeitalter hindurch als Grenzwand verschiedener Völker und entgegengesetzter Bildungsstufen gegolten, allmählig selbst in ein eigenthümliches Kulturgebiet umgeschaffen, auf welchem eine seinen umgestalteten Naturverhältnissen entsprechende Geistesbahn verfolgt wird, durch welches fortan vermittelt und verbunden wird, was bisher streng geschieden war. — Durch sie — man denke nur an Holland, das phönizische, das venetianische Litorale, an die Kolonisationen der Engländer auf den fernsten Enden der Erde u. s. w. — werden selbst die ungünstigsten Lokale, schmale, von Sümpfen verpestete, von den Einbrüchen der strömenden, wie der ozeanischen Gewässer bedrohte Küstenstriche, entfernte Inseln und isolirte Küstensäume der Kultur gewonnen, und fördern dann, begünstigt durch historische und Lagenverhältnisse, oft auf eine überraschende Weise die großartigsten und bewundernswerthesten Erscheinungen. —

Auf solche Weise erhält das Land der schrankenlosen geographischen und historischen Leere einen geographischen und historischen Inhalt, verliert das Land geographischer und historischer Beschränkung und Scheidung den Charakter einer trennenden Grenzmark zwischen Kultur und Barbarei, und wird zum Passageland, gewinnt das einst Bedeutungslose Wichtigkeit, das einst Isolirte Zusammenhang; — alle Dimensionen, alle topischen und physischen Verhältnisse treten dann in neuer, in der für ihre Würdigung allein richtigen und wahren geographischen Bedeutung auf, und wirken, dieser gemäß, auf die Gestaltung und Entwickelung aller menschlichen Zustände und Verhältnisse zurück. — Auf diese Weise zeigt sich im Völkerleben nichts Bleibendes, als das Gesetz seiner Bewegung, und selbst dieses ist in und mit der Zeit, in und mit dem Raume der Veränderung unterworfen. —

Daß sich hingegen auch oft ein umgekehrter Erfolg zeigt; daß Länder, welche einst im hellen Sonnenglanze der Civilisation geleuchtet, später nur noch einen matten Schimmer derselben bewahren, und oft sogar ganz in nächtiges Dunkel versinken: dies ist eine Erscheinung, welche wiederum beweiset, daß es nicht der Natureinfluß der Heimath allein ist, der die Schicksale der Völker bestimmt, — welche darthut, daß die Entwickelung in der Zeit

zuweilen nur einen sehr losen Verband mit der Entwickelung im Raume hat, und daß über beiden ein unsichtbares leitendes Auge waltet, welches wahrscheinlich bereits manches Aufflammen, manches Verglimmen menschlicher Entwickelung gesehen hat, wovon unsere Chroniken nichts zu melden wissen. —

§. 21. Schluß und Uebergang zum folgenden Abschnitte.

Ueberall stößt die Betrachtung — dies ist das Resultat der vorangehenden Erörterungen — bei der Erwägung der Einflüsse, welche Nahrungs- und Lebensweise, welche die Physik und Weltstellung der Heimath auf die Entwickelung der Menschheit äußern, auf die Begrenzung jener Einflüsse. Ueberall kommt ein neues Etwas hinzu, was nicht aus dem irdischen Boden stammt, auf dem sich der Mensch mit seinen Kräften und Fähigkeiten reget und beweget, und überall hören wir gerade dieses Etwas in den Individualitäten der Stämme und Völker als den ersten, den unüberhörbaren Grundton unvertilgbar mitklingen, wie mächtig, wie disharmonisch auch die durch jene äußeren Einflüsse angeschlagenen Saiten drein tönen mögen.

Die Physik des Landes bedingt nur in gewissem Grade die Nahrungsweise, beide nur in gewissem Grade die Lebensweise, und von alle Dem hängt wiederum nur in gewissem Grade das leibliche Gedeihen des Menschen ab, welches als der mehr oder minder geeignete Träger seiner geistigen Natur erscheint. Ueberall sind es daher noch wesentlich andere Bedingungen, als jene äußerlichen, von denen das menschliche Seyn gestaltet wird: Bedingungen, welche den Einflüssen der äußern Natur Schranken setzen, welche aus dem Innern der menschlichen Natur selbst hervortreten, und zwar mit größerer oder geringerer Kraft, je nachdem die ursprüngliche individuelle Ausprägung solches mehr oder weniger begünstigt.

Es ist bereits wiederholentlich auf diese einander widerstrebenden Tendenzen, auf die Divergenz der Richtungen hingedeutet worden, welche sich einerseits in jenen äußerlichen Elementen und materiellen Einflüssen und andererseits in diesen innerlichen Bestrebungen und geistigen Fähigkeiten, in Bezug auf die Gestaltung menschlicher Eigenthümlichkeit und nationeller Zustände kund geben. Es ist ein seit Jahrtausenden begonnener, durch Jahrtausende fortgesetzter und in Jahrtausenden nicht zu beendigender Kampf, der sich in jeder Individualität wiederholt und wiederholen wird, und sich zugleich in jeder einzelnen wesentlich anders gestalten muß, als in allen vorangegangenen, gleichzeitigen und nachfolgenden; er bedingt wesentlich die Individualität, und gehört wesentlich

zu ihrem Begriffe. — Und weil eben der Erfolg desselben in jedem Einzeln-, wie in jedem Gesammtwesen nothwendig ein anderer, weil die geistige Ausstattung überall nur eine Kraft, eine Fähigkeit ist, die im Wachsen wie im Abnehmen gedacht werden kann: so läßt sich auch die Grenzlinie nirgend genau angeben, auf welcher sich beide feindliche Elemente im individuellen Seyn des Menschen, wie im nationellen Leben der Völker begegnen und berühren.

Eben so wenig kann man aber auch jenes feine und bewegliche Agens, welches gegen die groben und stationären Einflüsse der Außenwelt ankämpft, gleich diesen, in Definitionen einfangen und mit Worten umschreiben. So wie das Licht überall gegen die Finsterniß ankämpft, überall gegenwärtig, aber nirgend ergreifbar ist, und zugleich hier in dem trüben Schleier eines dunstschwangern Himmels matter glänzt, dort im vibrirenden Spiele glühender Luftschichten trüglichen Wahnbildern seine Farben leiht: so erscheint die innere geistige Kraft des Menschen — im Kampfe gegen die Einflüsse der äußern Welt, welche auf die Gestaltung seiner Existenz einzuwirken, sie zu beherrschen und zu durchdringen streben — bald schwächer, bald stärker, bald so, bald anders ausgeprägt. In diesem Kampfe mag die Quantität jener Kraft im Siege wachsen oder im Unterliegen sich mindern, die Qualität bleibt, und ist nur geringer Modifikationen fähig. Und diese Qualität ist es vorzüglich, welche dem Einzelnen wie einem ganzen Volke sein individuellstes, durch keinerlei Einfluß vollständig verwischtes, auf keine Weise genügend erklärtes Charakter-Gepräge aufdrückt; diese geistige Qualität ist es, welche oben wiederholentlich als „ursprüngliche Naturanlage“ der Individuen und Nationen bezeichnet wurde. —

Sie ist unmittelbar mit der Individualität gegeben, und durch den Akt der Schöpfung eben so unwiderruflich bestimmt, als der Stempel der individuellen Leiblichkeit. Doch so gewiß wie sich dieser letztere unmittelbar sinnlich wahrnehmen und begreifen läßt, eben so gewiß entzieht sich jener geistige Grundton, welcher dem Charakter der Einzelnen wie ganzer Nationen seine individuelle Färbung gibt, der unmittelbaren Auffassung. Aber er verkündigt sich im äußern Leben und Wirken eines Volkes, vornehmlich aber und noch deutlicher und bestimmter in der Art seiner sprachbildenden Kraft, in seinem Verhältnisse zu Gott und zur Schöpfung und in der Weise, wie es seine gesellschaftlichen Zustände gestaltet hat, oder — mit kürzeren Worten — in seiner Sprache, seiner Religion und seinem Staatsleben.

Insofern jedoch jede dieser Funktionen nicht blos eine Gestaltung des nationellen Seyns ist, sondern auch umgekehrt einen

wesentlich gestaltenden Einfluß übt auf die Darstellung und Entwickelung der nationellen Individualität, scheint es nöthig, nunmehr auf die nähere Betrachtung jener inneren Ursachen einzugehen, und die Art ihrer Einwirkung anzudeuten. —

Dritter Abschnitt.

Von den auf die Entwickelung der Menschheit einwirkenden inneren Ursachen.

Erstes Kapitel.

Die Sprache.

§. 1. Eingang.

„Zur Sprache," sagt einer der tiefsten Geister unsers Jahrhunderts,[1]) „paßt die den Thieren versagte aufrechte Stellung des Menschen: denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zum Ohr zu ergießen, von dem Ausdrucke des Blicks und der Mienen, so wie von der Geberde der Hände begleitet zu werden, und sich zugleich mit allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet." — Und in der That! von der thierischen Stimme zur menschlichen Sprache findet kein Uebergang statt; beide sind organisch geschieden, so wie der thierische Instinkt und die freie Geistesthätigkeit des Menschen. — Die Einartigkeit des thierischen Lautes bezeugt die physische Einförmigkeit und Beschränkung jedes der einzelnen Thiergeschlechter; die Mannigfaltigkeit der artikulirten Töne, die dem Menschen zu Gebote stehen, dagegen die Freiheit und den Reichthum seiner geistigen Organisation. „Der Mensch nöthigt den artikulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre."[2]) Die Sprache ist daher die Offenbarung der freien, der unendlich mannig-

---

[1]) W. v. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache etc. Einleitung S. LXVIII.

[2]) W. v. Humboldt, a. a. O. Einleitung S. LXXXI.

faltigen geistigen Individualisation; sie ist zugleich die Bedingung des höhern menschlichen Daseyns. —

Den Zusammenhang der Sprache mit der Individualität, der Sprachbildungs- und Ausdrucksweise mit der Individualisation ganzer Völker und einzelner Personen im Einzelnen nachzuweisen: dies ist eine Aufgabe, welche bisher freilich nur eben geahnt wird. Es ist aber nicht allein die höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft, deren Lösung eine Mannigfaltigkeit von Kenntnissen voraussetzt, welche vielleicht niemals gleichzeitig zu umfassen sind, sondern diese Aufgabe würde sich auch die Enthüllung der allgemeinen Organisation der Sprache und Sprachbildung zum Ziele setzen, würde zugleich alle geistigen Erzeugnisse und Eigenthümlichkeiten, die sich in der Menschheit geregt und bewegt, auffassen müssen, und somit das innerste Wesen der Menschheit in ihren wahren Uranfängen, wie in ihrer Entwickelung und Fortbildung erschließen, was keine andere Forschung vollständig vermag.

Da indeß ein solcher Gesammt-Ueberblick bisher nicht und wahrscheinlich niemals vergönnt ist, so können wir auch den Einfluß, den die Sprache und Sprachbildung auf die Gestaltung und Entwickelung menschlicher Eigenthümlichkeiten und Zustände ausgeübt hat und ferner ausübt, nur in abgerissenen Bruchstücken übersehen; diese reichen jedoch hin, um die Wichtigkeit des Gegenstandes zu ermessen; sie genügen, um selbst da Resultate, als aus jenen Einwirkungen entsprungen, zu ahnen, wo wir die Wirkungsweise nicht genauer anzugeben vermögen.

§. 2. Ursprung der Sprache.

Die Sprache ist ein Geschenk des Schöpfers. Indem Er die Organe des menschlichen Leibes zur Hervorbringung und zum Verständnisse der Sprache befähigte, gab er dem Geiste zugleich den Trieb und die Kraft der Sprachbildung als einen integrirenden Theil, vielleicht als das höchste Vermögen desselben mit. — Die Sprache ist daher von einem neuern Forscher[1]) für identisch mit dem Geiste des Menschen gehalten worden. „Beide aber, Sprache und Geist, haben“ — nach W. v. Humboldt's Ausspruch[2]) — „ihren gemeinsamen Ursprung dort, wo auch die individuellen Geister ihren Zusammenhang haben, im eigentlichen und wahren Wesen des menschlichen Geistes, aus welchem alle geistigen Erscheinungen stammen.“ — Ohne Zweifel ist die Sprache — wie

[1]) Dr. H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache (Berlin 1851) S. 5, 19.

[2]) A. a. O. S. LIII, LIV.

sehr sich auch der Anti-Supranaturalismus berühmter Gelehrten dagegen sträuben mag — eine göttliche Thätigkeit im Menschen, welche uns, in ihrer innigen Verknüpfung mit seinem geistigen Daseyn, mit Recht als etwas Höheres erscheint; sie kann daher weder, wie F. Becker neuerlich darzuthun versucht, blos als menschlich-organisches Naturprodukt, noch mit J. Grimm [1]) als Menschenerfindung angesehen, noch überhaupt mit menschlichen Geisteserzeugnissen, wie Herder gemeint, [2]) auf eine Stufe gestellt werden. — Am wenigsten berechtigt scheint aber die ältere, von allen neueren Sprachforschern mit Recht bekämpfte Ansicht, welche die Anfänge der Sprache als Produkt der Nachahmung der Thierstimmen oder auch sogenannter Naturlaute hingestellt hat. [3]) Denn dies ist, abgesehen von der innern Unmöglichkeit, welche eine solche Meinung involvirt, etwa eben so wahrscheinlich und nicht tiefsinniger, als wenn man den Anfang aller menschlichen Geistesthätigkeit allein in der Nachäffung des Treibens und Verkehrs der Thiere suchen will, während doch Beides, die Nachahmung jener Naturlaute wie dieses thierischen Treibens noch etwas Anderes, noch eine Kraft voraussetzt, welche diesen Handlungen, indem der Mensch sie auf sich und sein Daseyn zurückbezieht, einen vernünftigen Sinn unterlegt.

Der thierische Laut verhält sich überdies zur menschlichen Rede etwa eben so wie der Instinkt des Thieres zu der freien Geistesthätigkeit des Menschen. Die Stimmen, mit welchen die Thiergeschlechter ausgestattet wurden, sind und bleiben einförmig und unabänderlich dieselben; die menschliche Sprache dagegen ist abänderlich und daher äußerst mannigfaltig. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel ein eben so anerschaffener, als der Gegensatz Instinkt und geistige Freiheit; — die eine wie die andere dieser Gaben stammt vom Schöpfer, der sie, seiner göttlichen Weisheit und Liebe gemäß, so und nicht anders vertheilt hat. — Aber wie das Thier alles Das, wozu es geschaffen, fast unmittelbar nach seiner Geburt auch zu vollbringen vermag, der Mensch dagegen sich zu allen nicht rein thierischen Zwecken seines Daseyns erst durch längere, oft mühselige Uebungen seiner Fähigkeiten geschickt machen muß: so muß dieser auch seine Sprache erst erlernen. Gleichwohl ist die ihm anerschaffene Fähigkeit dazu sein ausschließliches, angeborenes Majestätsrecht, das er mit keinem andern irdischen Geschöpfe theilt. — Die Behauptung, daß die Sprache dem

---

[1]) Jac. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache (3. Aufl. 1852).

[2]) Vergl. dessen Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache" in seinen Propyläen 2c.

[3]) Vergl. Condillac, Traité sur les animeaux etc. und J. J. Rousseau, Sur l'origine de l'inégalité des hommes etc.

Menschen weder „anerschaffen" noch „angeboren" und deshalb nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs sey,[1]) stützt sich daher lediglich auf die unbestrittene Thatsache, daß die Kinder bei ihrer Geburt nur thierischer Laute mächtig sind, wie das blökende Lamm und der zirpende Nestvogel; daß diese zwar, wie alle Thiere, bald und mit unfehlbarer Sicherheit die ihrer Art gemäßen Laute und Stimmen vernehmen lassen, das Kind dagegen weder eine bestimmte menschliche Sprache von Natur ererbt, noch auch durch seine Abstammung für eine gewisse Sprache eine vorwaltende Fähigkeit erhalten habe. — Es ist eben für die Sprache überhaupt organisirt; ob dies aber für den menschlichen Ursprung der Sprachbildung zeugt, hängt von der Grenze ab, welche das individuelle Dafürhalten zwischen göttlichem und menschlichem Wirken zu setzen beliebt. —

Eben so irrig scheint es, die Sprache aus der natürlichen Hülfsbedürftigkeit des Menschen entstehen zu lassen, da auch unartikulirte Laute, wie sie das Thier, wie sie das Kind ausstößt, jener Hülfsbedürftigkeit genügen würden. Aber so wie der Geselligkeitstrieb, wenngleich nicht von dieser letztern erzeugt, ihr dennoch abhilft: so bietet er auch die Vermittelung, um den von Gott zur Sprachfähigkeit organisirten Menschen, Seinem Plane gemäß, zur Sprachbildung zu veranlassen, weil dazu offenbar mindestens Zwei gehören. — Wenn man überhaupt den Ursprung der Sprache lediglich mit dem äußerlichen Bedürfniß des Menschen in Causal-Zusammenhang bringen will, so kann man freilich mit Herder u. A. zu der Meinung kommen, sie sey ursprünglich eine willkührliche Schöpfung, eine Erfindung Einzelner; sie sey Nichts als ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständniß. — Dem ist indeß nicht so: denn die Sprache ist — nach W. v. Humboldt's[2]) tieferer Auffassung — zunächst gar nichts Aeußerliches, sondern ein ganz Innerliches, — und um die Sprache willkührlich zu schaffen, müßte sie schon da gewesen seyn, weil ohne sie die zum Verständniß nöthige Einigung und Verabredung nicht gedacht werden kann. Sie quillt vielmehr ursprünglich aus den innersten Tiefen der menschlichen Individualität hervor; sie entspringt aus einem innern, nicht blos aus einem äußerlichen, die Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs bezweckenden Bedürfnisse der Menschheit: denn die Erfahrung zeigt, daß keine Sprache sich auf diesen engen Bildungskreis beschränkt, wenigstens keine, welche aus dem Innern der menschlichen

---

[1]) Vergl. J. Grimm a. a. O. S. 17 ꝛc.
[2]) A. a. O. S. XLVIII, LXXXI.

Individualität organisch erwachsen ist, sondern höchstens solche, welche (wie z. B. die lingua franca) allein für die Unterhaltung eines äußerlichen beschränkten Verkehrs — nicht auf organische Weise von Innen heraus, sondern gleichsam zufällig durch Ansatz von Außen, nicht ursprünglich, sondern aus Bruchstücken verschiedener anderer, schon vorhandener Sprachen — entstanden sind. — Das innere Bedürfniß der Menschheit, welches von dem äußerlichen nicht getrennt werden kann, und daher nicht als ein in der Zeit späteres gedacht werden darf, mußte daher die Sprachbildung von jeher unabhängig von diesem machen: denn nur, indem der Mensch sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, gewinnt er die geistige Kraft, das eigene innere Seyn zu begreifen und zu gestalten, und das fremde der Außenwelt in die innere Anschauung aufzunehmen. Und nur auf diese Weise hat er in und mit der Sprache sich selbst eine ganze innere Welt bilden können, welche zwischen ihm, d. i. seinem Geiste, und den Außendingen als etwas von beiden Unterschiedenes sich darstellt. —

Das Wunder des geheimnißvollen Ursprungs der menschlichen Sprache ist, wie die Schöpfung selbst, uranfänglich und mit dem Verstande nimmer deutlich zu erfassen. — Es ist mit der Entstehung der Sprache — beim Kinde sowohl, als beim Anfang aller Dinge — vielmehr ebenso wie mit allem lebendigen organischen Werden in der Natur; es entzieht sich der Beobachtung. Aus der Erfahrung kann daher der Ursprung der Sprache ebenfalls nicht erklärt werden. Sowohl der Uranfang der menschlichen Sprachthätigkeit überhaupt, als der Beginn der Geschiedenheit der thatsächlich vorhandenen Sprachen: das Eine wie das Andere liegt außerhalb des historischen Gesichtskreises. Wir haben über den Ursprung der Sprache gar kein historisches Zeugniß und über das Zerfallen der Sprache nur die unbestimmte, wenngleich deutungsvolle biblische Erzählung von dem Thurmbau zu Babel, welche allein das deutlich besagt, daß die Geschiedenheit der Sprachen in Gottes Willen beruht. — Es ist daher der Ursprung und das Zerfallen der Sprache in dasselbe Dunkel gehüllt, welches auch den Uranfang unseres Geschlechts und die Entstehung der Racen-Spaltung unserer Auffassung — wie es scheint für immer — vorenthält. [1]) —

[1]) Der Ursprung der Sprache ist ein Problem, welches sowohl die Philosophen des klassischen Alterthums als auch die christliche Philosophie lebhaft beschäftigt hat. Die letztere mochte um so unbedenklicher darauf eingehen, als ein direkter Konflikt mit der christlichen Theologie

§. 3. Verschiedenheit der Sprache.

Insofern nun die Sprache nicht als eine willkührliche Schöpfung Einzelner, sondern vielmehr als eine unwillkührliche Manifestation der menschlichen Individualität gedacht werden muß, ist die Nothwendigkeit ihrer Mannigfaltigkeit unmittelbar gegeben. Die Sprachen müssen daher allerdings, wie treffend bemerkt worden ist, [1]) „Tugenden und Mängel unserer Natur an sich tragen," wiewohl daraus keineswegs zu folgern ist, daß sie deshalb lediglich als Produkte menschlicher Erfindung anzusehen sind. Ihre Gleichförmigkeit ist freilich undenkbar, allein gewiß nicht wegen der ursprünglichen Verschiedenheit der gleichzeitig am Anfang aller Dinge oder später nach und nach von den Menschen absichtlich oder willkührlich erfundenen verschiedenen Sprach-Systeme. Ihre Gleichförmigkeit ist vielmehr deshalb undenkbar, weil wir das Auseinandergehen der Menschheit in jeglicher andern Richtung und Beziehung auf die unleugbarste Weise wahrnehmen. — Unterschiede entstehen jederzeit, „wenn eine und dieselbe Kraft unter verschiedenen Umständen wirkt, und diese Umstände sind bei der Wirkung eben sowohl schöpferisch, als die Kraft selbst." [2]) — Wer aber vermag die Verschiedenheit dieser mitwirkenden Umstände zu leugnen, sobald die Zerstreuung des jungen Menschengeschlechts einmal begonnen hatte! — Dennoch ist die Sprache in ihrer verschiedenartigen Ausprägung keine willkührliche Schöpfung, kein Werk der Völker, sondern — wie W. v. Humboldt bemerkt — eine ihnen zugefallene, also anerschaffene Gabe, etwas in ihnen Selbstthätiges. Diese Selbst-

---

dabei nicht vorzuliegen schien, indem die heilige Schrift darüber nichts besagt, als daß Gott mit den ersten Eltern und später mit den Erzvätern gesprochen hat. Außer den schon genannten Schriften sind über diesen Gegenstand noch zu erwähnen: Monboddo, Von dem Ursprunge und dem Fortgange der Sprache; — Herder, Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts (Sämmtl. Werke Bd. V.); — Zobel, Gedanken über die verschiedenen Meinungen vom Ursprunge der Sprachen (1773); — Hamann's Schriften Bd. 1, 4, 8; — H. Steinthal, Die Klassifikation der Sprachen ꝛc. (1850); — desselben, Die Sprache der Taubstummen, im Juni-Heft 1851 des deutschen Museums von Prutz und Wolfsohn. — Die schon oben citirte Abhandlung dess. Verf. „Ueber den Ursprung der Sprache" beleuchtet die Arbeiten der Vorgänger mit kritischem Scharfsinn und großer Ausführlichkeit, und würde die Lektüre der älteren Schriften fast überflüssig machen, wenn nicht des Verf. — übrigens mit Mäßigung und Würde ausgesprochenen — Urtheile wesentlich von der Weltanschauung einer modernen philosophischen Schule ausgingen, welche mit Recht vielfältig angefochten wird. —

[1]) Grimm a. a. O. S. 52.

[2]) Steinthal a. a. O. S. 9.

thätigkeit zeigt sich sogar schon in den Individuen eines und desselben Volkes. Das alltägliche Leben zeigt deutlich, wie verschieden Jeder selbst die ihm angeborene, die sogenannte Muttersprache nimmt und gebraucht, wie Jeder, selbst in den bestimmten, fest umschränkten Grenzen und Gesetzen einer und derselben Sprachbildungsweise — ungeachtet der Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Neben-Individualitäten — seine persönliche Individualität der Sprache einprägt. Wie viel mehr muß solches statt finden, wo die abweichende Ausprägung der leiblichen und geistigen Bildung auf eine unnachweisbar-frühe Spaltung, auf ein Aufgeben der ursprünglichen Verwandtschaft der Geschlechter und Völker hindeutet, — wo die Dauer von Jahrtausenden die trennende Kluft immer breiter und tiefer ausgehöhlt und die Scheidung endlich für immer fixirt hat. Es kann nicht bezweifelt werden, daß sich bereits eine zusammenhängende Kette verschiedener Sprachen, Jahrtausende hindurch, fort und fort verlängert hat, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsere dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet, so wie sie sich von diesem Punkte an bis auf die Gegenwart ohne Unterbrechung fortgesetzt hat. —

In jeder dieser verschiedenen Sprachen ist zwar immer ein ganzes Volk und mit um so größerer Energie thätig gewesen und forthin thätig, je größer und inniger der geistige Zusammenhang desselben sich äußerlich und innerlich darzustellen vermochte, weshalb auch jede Sprache sich national, d. i. dem entsprechenden Volksgeiste gemäß, ausprägen mußte: allein eben so gewiß, wenn gleich minder erkennbar, wurden und werden auch, umgekehrt, die Eigenthümlichkeiten der Völker, namentlich die intellektuellen, von der selbstthätig aus ihrer innersten Natur hervorquellenden Sprache, fort und fort gemodelt, gestaltet und entwickelt. —

Es sind die Formen der Sprachen, welche durch die geistige Eigenthümlichkeit der verschiedenen Völker bestimmt werden, und, umgekehrt, die Verwandtschaft oder Geschiedenheit der Sprachen bestimmen. Und darunter sind nicht blos die sogenannten grammatikalischen Formen zu verstehen, sondern auch die der Wortbildungen, das Gesetzmäßige in denselben bis zum kleinsten und feinsten ihrer Elemente hinein, und ebenso das Verhältniß des Wortlauts zu der sinnlichen Wahrnehmung, welche den Begriff gebiert. Wo nun diese Formen bei mehreren verschiedenen Sprachen in gewissem Grade übereinstimmen, da ist ihre Verwandtschaft nicht zu leugnen, da ist ihr ursprünglicher Zusammenhang wahrscheinlich, da bilden sie Eine Familie. — Die gemeinschaftlichen Formen einer solchen können nun mit anderen in einer noch allgemeinern Form zusammenkommen, und dann entsteht, was man Sprachstamm

oder Sprachreich genannt hat. — Insofern man endlich nur vom Allgemeinsten ausgeht, von der Gleichheit der menschlichen Lautorgane, von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Lauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, insofern kommen alle Sprachen in ganz allgemeinen Formen zusammen; — insofern kann man also ohne Zweifel auch sagen, daß alle Menschen nur Eine Sprache haben, obgleich innerhalb dieser allgemeinen Uebereinstimmung eine so wundervolle Individualisirung statt findet, daß man eben sowohl behaupten kann, jeder Mensch besitze eine besondere Sprache, wie denn auch in der That kein Mensch mit jedem ausgesprochenen Worte genau und haarscharf dieselbe Bedeutung verbindet, wie der andere. — Es hat daher mit der Sprachverschiedenheit und Verwandtschaft eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Verschiedenheit und Aehnlichkeit der Physiognomieen, der körperlichen wie der geistigen Mannigfaltigkeit der Menschen überhaupt. So wie diese nach Racen, Völkergruppen, Nationen, Stämmen und Familien eine allgemeinere oder nähere Aehnlichkeit zeigen, während sich doch ein individuelles Gepräge in jedem Einzelnen ausspricht: so drückt sich auch in den Sprachen zuerst das allgemein Menschliche, dann die Stammverwandtschaft, die Familienähnlichkeit, zugleich aber auch die Individualität sowohl der Völker als der Einzelnen aus. Und dies kann nicht überraschen, wenn wir festhalten, daß die Sprache eben als der freieste Abdruck des menschlichen Geistes in allen seinen unendlich mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten angesehen werden muß, so daß sie daher auf dem geistigen Gebiete Das ist, was die Physiognomie auf dem körperlichen.

Die allgemeinste Uebereinstimmung der menschlichen Sprachformen läßt uns nun eben sowohl eine gemeinsame Abstammung aller Menschen ahnen, ja sie weiset eben so bestimmt darauf hin, als die Uebereinstimmung, die sich im Körperbaue und der geistigen Gemeinschaft aller Racen ausspricht, und so wie beide den Menschen vom Thiere sehr bestimmt unterscheiden, so geschieht dies auch durch die Sprache, und zwar in einem höhern Sinne. — Wir wissen, ungeachtet der Gründe, die wir für die Einheit des Menschengeschlechts aufzustellen vermögen, den Urstamm, die ursprüngliche Race, aus der sich alle übrigen entwickelt haben, nicht anzugeben. Eben so ist es mit den Sprachen. Sie alle — dies liegt im Begriffe der Einheit und gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechts, und wird auch durch die allgemeinste Uebereinstimmung der menschlichen Sprachformen, wenngleich sehr von ferne, angedeutet, — sie alle müssen ursprünglich eine gemeinsame Wurzel

gehabt haben, aber welche Sprache als die Ursprache zu betrachten sey, dies ist eben so unmöglich zu bestimmen, als die Ur-Race; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die sprachlichen wie die körperlichen Typen sich, mit der Entwickelung in der Zeit, allmählig mehr und mehr, wie Radien eines und desselben Kreises, wie Strahlen desselben Mittelpunktes, von dem Ur-Typus und von einander entfernt haben. Es ist daher gar kein Gewicht darauf zu legen, wenn man hier und da die eine oder die andere Sprache zur Ursprache zu erheben getrachtet, und selbst die lächerlichsten Kombinationen ersonnen hat, um alle übrigen von der einen oder andern abzuleiten.[1]) Mag gleich die Sonderung der Sprachen im Verlaufe der Jahrhunderte immer deutlicher und entschiedener geworden seyn — wie wir denn, in der That, aus manchen Andeutungen abnehmen möchten, daß sich noch in historischen Zeiten die Söhne ganz verschiedener Sprachstämme leichter verstanden haben, als heute — das Centrum der Sprachbildung, die Ursprache, vermögen wir dennoch eben so wenig aufzufinden und nachzuweisen, als das Centrum der Racen-Bildung, die Ur-Race.

§. 4. Geographische Bedeutung der Sprache.

Die Sprache ist das Organ des Gedankens, und man unterscheidet „vollkommene" und „unvollkommene" Sprachen, je nachdem sie durch ihre Formen für diesen Zweck mehr oder minder geeignet sind.

Es ist indeß nicht allein die Denk- und Empfindungsweise der Völker, welche in der Sprache laut wird: ihre ganze Individualität spricht sich darin aus, so daß nicht blos das geistige Element dadurch mitbestimmt, sondern in gewissem Grade sogar auch die Körperlichkeit mitergriffen wird. Steffens[2]) weiset bereits darauf hin, wie die Sprache — je nachdem sie vom Hintergrunde der Mundhöhle, vom Gaumen und von der Kehle, oder vorzugsweise von den Lippen und von der Zunge hervorgebracht wird — bald die Züge des Gesichts in stummer, bedeutungsloser Stille, das Auge starr, bewegungslos und die Gesichtsmuskeln wie versteinert läßt, — bald dagegen Freude und Schmerz, Entzücken und Entsetzen im geistig belebten Angesichte ausdrückt, auf welchem dann die höhere, unsichtbare Welt des Geistes sich in ihrer ganzen Fülle

---

[1]) So hat man nicht nur Beweise dafür ersonnen, daß die ersten Menschen Sanskrit oder hebräisch, sondern selbst daß sie flämisch mit einander gesprochen. (Balbi Atlas ethnographique I. Discours préliminaire p. XLI.)

[2]) Anthropologie II. S. 313.

abspiegelt. Und auf ähnliche Weise wird die Geberde, das Spiel der Hände, der Ausdruck der ganzen Körperlichkeit überhaupt, von dem Funken, der im sprachbildenden Genius eines Volkes lebendig geworden ist, mitbelebt und mitentzündet. — Aber auf eine viel bestimmtere, auf eine organisch-nothwendige Weise äußert sich die Sprache in der Ausprägung und Darstellung des geistigen Menschen. „Die Sprache," sagt W. v. Humboldt, „ist das Organ des innern Seyns, dies Seyn selbst, wie es nach und nach zur innern Erkenntniß und zur Aeußerung gelangt." Sie ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen; sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres lokalen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Kulturzustand wird auch in ihr erkennbar. „Die Sprache ist eine unwillkührliche Emanation des Geistes der Völker, eine ihnen durch „ihr inneres Geschick" zugefallene Gabe: die Sprachen müssen sich dessen ungeachtet immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt und aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit herausgesponnen haben. Denn die Sprache an sich ist zwar, als ein Geschenk Gottes, selbstthätig aus sich entsprungen und „göttlich" frei: die Sprachen aber sind von den Nationen, denen sie angehören, abhängig, und von ihrem eigensten Wesen durchdrungen und gefesselt, — und ihre Entwickelung und Ausbildung wird begünstigt oder gehemmt durch die Art, so wie durch den Grad der den Völkern inwohnenden Geisteskraft, von ihrer innersten Naturanlage und Eigenthümlichkeit. Die Sprache ist daher, in ihrer durch Bau und Form bedingten Besonderheit, ein Merkmal des Volksgeistes und seiner charakteristischen Ausprägung. Denn wenn die eine Sprache dem Zwecke der Sprache überhaupt, „ein für die Gedankenbildung und den Gedankenausdruck geeignetes Organ zu seyn," in höherm Grade entspricht, als die andere: so kann dies, nach W. v. Humboldt's Ausdrucke, „in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft, dann aber auch in der besondern Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besondern Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureißen; — in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören u. s. w." — Auf solche Weise ist die Sprache gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; „ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache," und insofern haben die Sprachen, in ihrer

Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit, eine wahrhaft geographische Bedeutung, die nimmer übersehen werden darf.

Dabei ist jedoch Folgendes gleichzeitig mit in Betracht zu ziehen. — Wenn aus der Sprachbildung und Sprachgestaltung die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Völker erklärt werden sollen, so führt dies einerseits zu den feinsten, außer und über der Sphäre der geographischen Wissenschaft liegenden Untersuchungen, andrerseits aber auch sehr bald auf die Schwierigkeiten, welche eine nothwendige Folge unserer unzulänglichen Kenntnisse sind. Denn nur ein, der Zahl nach, verhältnißmäßig geringer Theil der menschlichen Sprachen ist genügend erforscht, von den wenigsten kennt man die Grammatik, von vielen hat man nicht einmal Vokabularien. [1]) — Die Geographie muß sich daher, vorläufig wenigstens, darauf beschränken, die Sprachen in ihrer Verschiedenheit als geographische Erscheinungen aufzufassen, nach ihren Eigenthümlichkeiten und Verwandtschaften zu gruppiren, um aus dem Reichthume oder der Dürftigkeit, dem Vorhandenseyn oder dem Mangel einer Literatur allgemeine Schlüsse über den Kulturzustand der Völker abzuleiten, wenngleich selbst auch diese Aufgabe, ungeachtet ihrer Beschränktheit, bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft nur in einem gewissen Grade, nur annäherungsweise lösbar erscheint. —

§. 5. Einfluß der Sprache.

So wie sich nun, nach dem Vorigen, die Sprache als ein Produkt der nationellen Geisteskraft und Geisteseigenthümlichkeit manifestirt: so ist sie auch zugleich ein wesentlicher Faktor zur Fortbildung des individuellen Volksgeistes, so wie zur Entwickelung der Menschheit überhaupt. —

Die Sprache ist der laut gewordene Gedanke und daher das nächste Mittel gegenseitiger geistiger Befruchtung; sie ist das alleinige Medium, um das erworbene geistige Gut der Menschheit zum Gemeingute zu machen. Ohne sie hat es keinen menschlichen Sinn, die Berührung und Reibung verschiedener Individualitäten als Hebel der Entwickelung zu betrachten. So wie die Luft, wie die Speise den Leib erhält und fördert, so ist es die Sprache, die Mittheilung, welche den Geist nährt und bereichert. Die Rede gebiert und weckt den Begriff, so wie sie, wechselwirkend, von ihm geweckt und geboren wird. Erst der laut gewordene Gedanke befruchtet, und zeugt neue; ein Funke entzündet sich am andern, und

[1]) Nach Balbi (Atlas ethnographique I. p. 27) fehlen solche noch von zwei Drittheilen der Sprachen.

flammt erst dadurch zum hellen Lichte auf, daß er in dem elektrischen Spiele der Rede und Antwort, der Behauptung und Widerlegung von allen dunkelen Schlacken gereinigt wird. — Die Sprache ist die Vermittelung alles Dessen, was das Leben der Menschheit menschlich gestaltet; — ohne sie — es ist fast überflüssig zu erwähnen — keine Schrift, keine Gesetzgebung, keine Literatur, keine Wissenschaft, keine Kunst; ohne sie wäre eben der Mensch nicht Mensch; — es ist ganz ungedenkbar, sie von seiner geistigen Begabung zu trennen. —

Wenden wir uns dagegen von diesem allgemeinern Einflusse, welchen Niemand leugnen wird, zu den spezielleren Einwirkungen, welche nicht die Sprache, sondern die einzelnen Sprachen — jede nach ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit — auf die Entwickelung der einzelnen Völker geäußert haben und noch äußern: so berühren wir eine sehr dunkele und zugleich äußerst feine Materie, deren Wirkungsweise sich unserer Beobachtung großentheils entzieht, einmal wegen ihrer flüchtigen unkörperlichen Natur, dann aber auch wegen der Beschränktheit ihrer Erforschung. — Wie sich aus der Rede der Gesang, aus der Sprache die verkörperte Sprache, die Schrift; wie sich aus beiden die Kunst und Wissenschaft in diesem, jenem Volke bald mehr, bald minder, bald so oder anders entwickelt und gestaltet habe; wie jede dieser Entwickelungen die Keime neuer in sich trägt, und diese Keime aufs verschiedentlichste entfaltet, und wie diese Entwickelung, diese Entfaltung gerade einer bestimmten Volksthümlichkeit besonders und allein entspricht, gerade nur aus ihr entspringen, gerade nur sie besonders fördern und beleben mochte: — das sind Untersuchungen, bei denen uns in den meisten Fällen der Faden nur zu bald entschlüpft, so daß wir kaum anzudeuten vermögen, was als eine Reihe gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen klar und deutlich dargelegt werden sollte. Denn bei allem Diesem ist zwar der sprachbildende Genius, insofern er eine Emanation des eigenthümlichen Volksgeistes, insofern er die Verkörperung der ursprünglichen Geistesanlage der Nationen ist, allerdings, ja vorzugsweise thätig: doch wirken Geisteskraft und Geisteseigenthümlichkeit gleichzeitig auch in anderen Richtungen; doch sprechen hierbei ebenfalls noch andere, vorzugsweise lokale und historische Einflüsse mit, so daß die Grenze des Wirkungsbereiches eines jeden niemals mit Sicherheit bestimmt werden kann. — Und nur in den selteneren Fällen, wo Sprache und Sprachbildung hinlänglich erforscht sind, vermag man aus den Eigenthümlichkeiten dieser letzteren ihren Einfluß auf die Entwickelung, wiewohl meist nur ganz im Allgemeinen abzuleiten, indem man aus den eigenthümlichen Formen der Sprache folgert, ob und

in wiefern sie z. B. die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Gedanken und Begriffe befördert oder ihnen Schwierigkeiten in den Weg legt; ob sie den aus der Sinnenwelt in die innere übertragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält oder nicht; ob sie durch den Klang, den Rhythmus ihrer Töne mehr oder minder harmonisch, beruhigend und besänftigend, oder energisch und erhebend auf die Empfindung und Gesinnung einwirkt, und danach, so wie nach vielem Anderen, das Betreten der einen oder der andern Geistesbahn, das Fortschreiten in der einen oder gleichzeitig in mehreren begünstigt oder erschwert. —

So wie man dagegen in speziellere Untersuchungen eingeht, und sich nicht mehr darauf beschränkt, die Bildungsfähigkeit der Völker ganz im Allgemeinen aus den Gesetzen ihrer Sprache, ihrer Sprachbildungsweise abzuleiten; so wie man versucht, die zahlreichen Anomalieen mit jenen Gesetzen in Verbindung zu bringen, und einzelne, wenngleich unleugbar damit verbundene Erscheinungen daraus zu erklären: — so fühlt man sehr bald, daß die Vordersätze nicht ausreichen, um die Schlußfolgerungen zu bedingen, daß daher auf die faktischen Erscheinungen noch andere Elemente bedingend eingewirkt haben. Zum Theil kennen wir, finden wir diese Elemente in den historischen und physischen Verhältnissen der Völker und Länder, ohne daß jedoch auch diese in allen Fällen zur erschöpfenden Erklärung alles Thatsächlichen hinreichten, ohne daß man, wie bereits mehrfach erwähnt, zu bestimmen im Stande wäre, wo der eine Einfluß aufhört und der andere anfängt.

Was nun jene scheinbaren Anomalieen, so wie jene ohne Zweifel mit der Individualität des Volksgeistes in Zusammenhang stehenden besonderen Erscheinungen betrifft, durch welche die Weise der Sprachbildung bestimmt wurde: so liegt ihre Betrachtung außer den Grenzen dieser Abhandlung. Nur beispielsweise gedenken wir einiger der auffallendsten. — Es gibt Sprachen, welche ungemein reich an Synonymen für gewisse Vorstellungen, dagegen in Betreff anderer auffallend dürftig sind. Während die eine z. B. Hunderte von Ausdrücken für Gegenstände der Außenwelt, für irgend ein Thier, eine Waffe u. s. w. hat,[1]) ist sie nicht selten zugleich sehr arm an Bezeichnungen für andere, für innerliche Vorstellungen und Begriffe. Die eine hat wiederum einen Ueberfluß von Wörtern für Schmeichelreden, die zweite ändert die Formen ungemein mannigfaltig, je nach der Person, nach dem Range, dem Geschlechte, welches sie gebraucht, und an welches die Rede gerichtet wird, so

[1]) Die arabische z. B. für den Löwen, die Schlange, den Honig, das Schwert, das Kameel, den Stein u. s. w.

wie nach der Beziehung auf belebte oder unbelebte Gegenstände u.s.w., und zugleich fehlen der einen oder der andern dennoch ausreichende Bezeichnungen, selbst für Gegenstände der Sinnenwelt.[1]) — Wie nun alle diese Erscheinungen von der geistigen Entwickelung der Völker bedingt werden, und umgekehrt diese bedingen, — wer vermöchte dies überall mit Bestimmtheit nachzuweisen? —

W. v. Humboldt[2]) findet es, in dieser Beziehung, sogar nicht unerheblich, ob ein Volk eine Mutter- oder eine Töchtersprache redet. „Unmöglich," sagt er, „kann es gleichgültig seyn, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt." An einer andern Stelle[3]) führt er das anscheinend noch Auffallendere an, daß Sprache und Civilisation durchaus nicht immer in gleichem Verhältnisse zu einander stehen, da entwickeltere Völker zuweilen eine unvollkommenere Sprache haben, als andere mindere civilisirte, — und Hegel[4]) sagt in dieser Beziehung geradezu: „Es ist ein Faktum der Monumente, daß die Sprachen im ungebildeten Zustande der Völker, die sie gesprochen, höchst ausgebildet geworden sind, daß der Verstand sich sinnvoll entwikkelnd ausführlich in diesen theoretischen Boden geworfen hatte .... Es ist ferner ein Faktum, daß mit fortschreitender Civilisation der Gesellschaft und des Staats die systematische Ausführung des Verstandes sich abschleift und die Sprache hieran ärmer und ungebildeter wird." —

J. Grimm[5]) bemerkt Aehnliches, indem er für die Sprachen drei Entwickelungs-Phasen annimmt: die des Wurzelns und Wachsens; die andere des Emporblühens; die dritte des Fruchtbringens. In der ersten, dunkeln, vorgeschichtlichen sind, nach dieser Annahme, die Wurzeln der Sprachen und die dem naiven Bedürfnisse einfacher Lebensverhältnisse genügenden Wörter entstanden; in der zweiten eine bewundernswerthe Vollendung der reichsten Flexion und grammatikalischen Form; in der dritten ist die Flexion, als unzureichend für den strengen Gedanken und die bestimmtere Verknüpfung der Worte, zum Theil wieder aufgegeben und durch äußere Mittel und Behelfe ersetzt worden. — Danach würden die vorhandenen flexions-

---

[1]) Vgl. Herder Propyläen rc. S. 98 ff.
[2]) A. a. O. S. CCCXI und CCCXII.
[3]) S. XXXIV.
[4]) Philosophie der Geschichte S. 62.
[5]) Ursprung der Sprache S. 35 ff.

losen Sprachen sich entweder noch in der ersten Entwickelungs-Phase befinden — wie Grimm anzunehmen geneigt ist — oder vielleicht auch schon in einer vierten, in welcher etwa das nicht mehr vorhandene Bedürfniß scharfer Gedankenbestimmungen auch die Reste der Formen und deren Surrogate abzustreifen gestattete. Die mittlere Sprachbildungs-Periode ist gleichfalls für die meisten, wenn nicht für alle lebenden Sprachen bereits mehr oder weniger vorüber. Sie haben die „innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meist aufgegeben" und damit den Wohllaut und die ihnen eigene Gewalt und Behendigkeit und dafür eine größere Präcision und Schärfe des Gedankenausdrucks gewonnen. „Anfangs entfalteten sich, scheint es, die wörter unbehindert in idyllischem behagen, ohne einen anderen haft als ihre natürliche vom gefühl angegebene aufeinanderfolge; ihr eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß licht und schatten sich nicht recht vertheilen konnten. Allmälich aber läßt ein unbewußt waltender sprachgeist auf die nebenbegriffe schwächeres gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der hauptvorstellung als mitbestimmende theile sich anfügen. Die flexion entspringt aus dem einwuchs lenkender und bewegender bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte triebräder von dem hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden; die sprache büßt einen theil ihrer elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten gedankenreichthum überall maß und regel." [1])

Nach einer andern Seite hin wird von Balbi [2]) darauf aufmerksam gemacht, daß verschiedene Völker und ganze Völkerkreise, welche Eine Sprache sprechen, oft auch in gewissen Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten übereinkommen, die scheinbar mit der Sprache gar nichts zu schaffen haben, und führt in dieser Beziehung die Nationen als Beispiel an, die sich der chinesischen Schriftsprache bedienen, und welche sämmtlich in jener bekannten strengen Abschließung gegen alles Fremde übereinstimmen, und hierin alle übrigen Orientalen noch übertreffen. — Wenn dieses letztere Faktum, genauer angesehen, freilich nur Das zu erhärten scheint, was bereits oben dargethan worden, daß nämlich die Sprache sich nicht

---

[1]) Grimm a. a. O. S. 38.
[2]) Atlas ethnographique I.

zufällig organisirt, sondern mit allen nationellen Eigenthümlichkeiten in der innigsten Wechselwirkung steht: so bleibt es dennoch immer noch höchst wundersam und unerklärlich, wie gerade diese Sprachbildung mit dieser Abschließung und den sie bedingenden Vorurtheilen in, wie es scheint, nothwendiger Wechselbeziehung steht. —

Wenn ferner, nach Hegels Bemerkung, eines Volkes Geisteskraft sich, nachdem sie Jahrhunderte hindurch in der Ausbildung der Sprachformen mit Erfolg thätig gewesen, plötzlich scheinbar in andere Bahnen wirft, und jene Thätigkeit, an welcher und durch welche sie offenbar erstarkt und gewachsen ist, vernachlässigt: so ist es doch vielleicht nicht immer gerechtfertigt darin mehr zu erblicken, als das auch in anderen Richtungen sich Ereignende, daß das der Zeit nach Spätere nicht immer das Vollkommenere ist; jene scheinbare Vernachlässigung muß richtiger — in vielen Fällen — ein freiwilliges, wenn auch unbewußtes Aufgeben von Formen genannt werden, welche dem durch die Sprache geoffenbarten geistigen Bedürfnisse der Nationen in gewissen Bildungs-Epochen nicht mehr entsprechen. Es wäre daher gewagt, aus der oben citirten Ansicht unseres berühmten deutschen Sprachforschers die offenbar nicht gemeinte Folgerung zu ziehen, die von ihm angedeuteten Sprach-Phasen seyen durch den Entwickelungsgang aller Völker gleichmäßig und nothwendig mitbedingt. Eben so unrichtig wäre die Meinung, die relative Unvollkommenheit einer Sprache beweise überhaupt einen geringern Grad von intellektueller Kraft, während sie doch nur die geringere Energie des auf die Sprachbildung gerichteten Triebes bezeugt. — Wenn endlich W. v. Humboldt auf den Einfluß hinweiset, den es auf die Volksthümlichkeit ausübt, ob eine Nation eine Mutter- oder eine Töchtersprache redet: so darf man auch hierauf eben so wenig eine allgemeine Regel gründen. Die einer solchen etwa entsprechende Meinung, daß die Völker mit abgeleiteten Sprachen in der Entwickelung und Entwickelungsfähigkeit hinter jenen anderen zurückgeblieben wären und ihnen geistig nachständen, widerlegt Humboldt selbst, indem er dem oben Angeführten hinzusetzt, daß bei der Schilderung von Nationen, welche sich im letztern Falle befinden, nicht unerforscht bleiben sollte, „ob und inwiefern das durch den Einfluß ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuleugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist.“ —

Ueberall — so viel ersieht man aus diesen kurzen Andeutungen — ist es nicht leicht, selbst bei den bekannteren und erforschten Sprachen, ihrem Genius auf allen den heimlichen und versteckten

Pfaden nachzufolgen, die er eingeschlagen, um sich im Leben der Völker abzuspiegeln, und ihre Entwickelung von Stufe zu Stufe zu geleiten. —

Faßt man nun, schließlich, die vorangestellten Bemerkungen in der Kürze zusammen, so ergeben sich folgende Sätze: — Die Sprache ist die Entwickelung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden, ihm anerschaffenen Anlage, und diese Entwickelung ist nothwendig, weil sie in der menschlichen Natur begründet und jede menschliche Entwickelung ohne sie undenkbar ist. — Sie erscheint zugleich als ein Produkt der innersten individuellen Thätigkeit und Kraft des Menschen, und wirkt auf diese unmittelbar gestaltend zurück, weil der Mensch überhaupt nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einem sein ferneres Schaffen bedingenden Agens würde. — Sie individualisirt sich daher verschiedentlich nach der individuellen Verschiedenheit der Völker, und modelt, rückwirkend, ihre Eigenthümlichkeit und Entwickelung nach Gesetzen, die indeß großentheils mehr geahnt, als bestimmt nachgewiesen werden können. — Sie übt, endlich, diese Einwirkung im Vereine mit anderen gleichzeitigen Einflüssen, und es entstehen daher, in Bezug auf die Entwickelung der Völker, besondere, zum Theil scheinbar anomale Erscheinungen, die wir mit der Eigenthümlichkeit der Sprachbildungen nicht unmittelbar in Verbindung zu setzen vermögen. — Immer aber hat die geistige, die Sprachbildung bedingende Kraft im Menschen nicht blos den innern Zweck ihrer eigenen Steigerung, sondern sie wird gleichzeitig auch zu dem äußern hingetrieben, eine ihrer Eigenthümlichkeit entsprechende Weltanschauung zu gewinnen, und durch diese und von dieser aus auf die Gestaltung des äußern wie des innern Lebens der Völker, auf ihre gesellschaftlichen und Kulturzustände, auf ihr Verhältniß zu Gott, zur Natur und zur Menschheit schöpferisch einzuwirken. —

Zweites Kapitel.

Von der Religion.

§. 6. Religion, ein Merkmal der menschlichen Natur.

Die Religion ist, auf ähnliche Weise wie die Sprache, zugleich ein Mittel und ein Ergebniß der menschlichen Entwickelung; sie ist aber zugleich auch, wie die Sprache, ein wesentliches Merkmal der menschlichen Natur. Denn der Mensch ist lediglich eben so wenig ohne alle religiöse Vorstellungen zu denken, als er,

seinem Wesen nach, nicht ohne Sprache, nicht ohne Vernunft gedacht werden kann. „Der Mensch muß religiös seyn; so wie es anerkannt ist, daß es nicht in seiner Macht steht, kein Gewissen zu haben“,[1]) eben so kann er auch das Gefühl seiner Abhängigkeit von einer ewigen Urmacht nicht gänzlich austilgen. Bewirkt dies religiöse Gefühl die freiwillige Unterordnung und Unterwerfung unter die göttliche Macht, so führt es den Menschen, wie jede freiwillige Beschränkung, zur Freiheit des selbstbewußten Handelns. Widersetzt er sich demselben, versucht er die Thatsachen des religiösen Gefühls und Gewissens zu verneinen: so verfällt er in Unglauben, dem der Aberglauben, der sich das Göttliche als ein Menschliches und Sinnliches denkt, unmittelbar folgt; — so verfällt er in Knechtschaft, weil sich dann das Unabweisbare als Zwang aufnöthigt. Denn wie tief er sich in Aberglauben oder Unglauben verirrt haben mag: in beiden Richtungen vermag er sich dennoch niemals ganz dem angeborenen Gefühle zu entreißen, welches ihn zur Verehrung und Anerkennung eines höhern, über ihm waltenden Wesens zwingt, mag er seine Verehrung selbst, auf der einen Seite, in thierischem Wahne, einem leblosen Gegenstande der Sinnenwelt, einem Steine, einem selbstgemachten Bilde ꝛc., oder, auf der andern Seite, einem von ihm selbst zur Göttlichkeit erhobenen Begriffe, einer menschlichen Abstraktion zuwenden. Das innere Bedürfniß der Anerkennung eines Höhern, eines waltenden Prinzips über ihm macht sich selbst noch da geltend, spricht sich selbst da noch aus, wo die eingestandene Absicht, alles Göttliche wegzuleugnen, ein entgegengesetztes Resultat erwarten läßt. — So weit des Menschen Fuß ihn über den Erdkreis getragen, unter der Gluth der Tropen wie am Eise des Pols, in der Einsamkeit der Wüste wie im Gewimmel der Städte: überall bekennt seine Zunge, bald lauter, bald schwächer, die Abhängigkeit von einer höhern Macht. — So verschieden die Vorstellung von derselben seyn mag: die rohesten Völker auf dem einsamen Eilande des unermeßlichen Ozeans, wie die civilisirtesten Nationen im Gedränge des Weltverkehrs, alle haben sie diese Vorstellung, bald dunkeler, bald lebendiger bewahrt; alle haben sie das Bedürfniß, sich jene höhere Macht zu versöhnen, und ihre Weise, diese Versöhnung zu erlangen.

Man spricht von Götzendienst, von Atheismus, als den beiden Pol-Enden menschlicher Geistesverirrung. Aber schafft sich nicht der eine, wie der andere sein Idol — jener, indem er einem leblosen Gegenstande oder einem Thiere — dieser, indem er der

---

[1]) Dr. C. J. Nitzsch, System der christlichen Lehre. 3. Auflage. (Bonn 1837.) S. 30.

Materie, der Natur, dem All oder dem Abstraktum der menschlichen Gesammtvernunft eine zauberhafte Macht zuschreibt und beilegt? Das religiöse Gefühl der Untergeordnetheit des einzelnen menschlichen Daseyns macht sich selbst hier noch geltend, wiewohl man ihm diesen Namen kaum noch zuzugestehen vermag. — Religion, im weitesten und allgemeinsten, freilich unbestimmtesten Sinne des Worts, gehört also eben so wesentlich zum Begriffe der menschlichen Individualität, als die Sprache, — als das Gewebe der Spinne, der Kunstbau des Bibers, die Zelle der Biene, das Nest des Vogels u. s. w. zum Begriffe der individuellen Natur dieser Thiere gehört. — Der Mensch unterscheidet sich daher eben sowohl durch dies angeborene religiöse Gefühl, als durch die Sprache, von der Thierwelt: denn das eine wie die andere sind integrirende Theile seiner geistigen, seiner menschlichen Ausstattung und Bevorzugung. Und wie diese letztere im Allgemeinen, wie die Sprache im Einzelnen auf die Entwickelung und Gestaltung des menschlichen Daseyns Einfluß übt, so und in vielleicht noch höherm Grade wirkt die religiöse Vorstellungsweise auf die Ausprägung der menschlichen Individualität, deren Begriff durch sie wesentlich mitbedingt wird.

§. 7. Ursprung der Religion.

Mit der Frage nach dem Ursprunge der Religion betreten wir ein viel bestrittenes Feld, auf dem sich die entgegengesetztesten Meinungen geltend zu machen versucht haben. — Die darüber laut gewordenen Ansichten der absolut verneinenden Geister, welche — wie Voltaire, Hume, Maupertuis und andere Irrlichter des vorigen oder wie die Jünger der modernsten philosophischen Schule des gegenwärtigen Jahrhunderts — in der Religion überhaupt nur einen des gereiften menschlichen Geistes unwürdigen, lediglich auf die Schwäche und Stumpfheit des großen Haufens, auf Selbstbethörung und gleißnerischen Trug gegründeten Wahn erblicken wollen, mögen hier von der theologischen Seite unberührt bleiben. Sie haben indeß eine geographische Bedeutung, insofern die Grundanschauung von dem Uranfang aller Dinge und demgemäß auch die Herleitung der gegenwärtigen Zustände der Menschheit davon wesentlich bedingt wird. Denn es ist für das richtige Verständniß dieser Zustände nichts weniger als gleichgültig, ob man das den Menschen mit Gott verknüpfende geistige Band für ein ursprüngliches, mit der Schöpfung unmittelbar gegebenes und damit auch den Ursprung der Religion für uranfänglich hält, oder ob man den Menschen im Anfang der Dinge als ein blos thierisches, von Gottes Geiste unberührtes Geschöpf denkt, das erst im Laufe von Jahrtausenden allmählig zum Bewußtseyn seiner selbst

und seiner höhern Bestimmung gelangt ist, und sich hier mehr, dort minder perfektionirt hat.[1]) — Ist der Mensch das Geschöpf Gottes, d. h. des lebendigen, persönlichen, allein wahren Gottes, so ist es auch undenkbar, daß er aus Seiner Hand als ein bewußtloses, Gottes Daseyn nicht ahnendes, Seine Nähe nicht fühlendes, blos perfektibles Thier hervorgegangen seyn sollte. Er mußte vielmehr nach seiner Schöpfung mit seinem Schöpfer in unmittelbarer geistiger Verbindung bleiben, und daher auch das Gefühl seiner kindlichen Abhängigkeit von dem „allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden“ natürlich empfinden; damit war aber Das, was wir im Allgemeinen „Religion“ nennen, unmittelbar gegeben. — Nimmt man hingegen an, der Mensch sey lediglich als perfektible Bestie in die Welt getreten, so muß man zugleich der Schöpferkraft des lebendigen Gottes eine blinde Naturkraft substituiren, die alles Leben — wie zufällig — ins Daseyn rief. Es ist dann nur eben so natürlich, daß der so entstandene Urmensch von Gott nichts wußte, also religionslos war. Dann ist es freilich unbegreiflich, wie die Nachkommen dieses — man weiß nicht aus welchem Grunde und mit welchem Rechte — „perfektiblen“ Geschöpfs endlich, nachdem das Geschlecht vielleicht Jahrtausende hindurch ohne Gott in der Welt gewesen, zum Bewußtseyn ihrer selbst und ihrer Abhängigkeit von einer göttlichen Urmacht gekommen sein mögen; — begreiflich hingegen, wenn das den ersten Geschlechtern fehlende und entbehrliche Wissen von Gott auch den Urenkeln nur als eine, aus Selbstbethörung und absichtsvollem Betrug entstandene und darum auch wieder zu verwerfende Mythe erscheint. — Dieses bereits mehrfach berührte Dilemma führt, so oder so entschieden, zu einer Reihe der wichtigsten Konsequenzen von wesentlich geographischer Bedeutung. Davon indeß später.[2]) —

Das religiöse Gefühl überhaupt knüpft sich an das dem Menschen inwohnende Gefühl der Ungenügsamkeit und Ohnmacht seines Daseyns, und damit keimt die Empfindung der Abhängigkeit von höheren Mächten des Lebens von selbst empor. Die Wurzel aller Religion liegt daher, wie der Keim der Sprachbildung, im Menschen selbst, und ist, wie diese, ein Geschenk, eine Offenbarung der Thätigkeit Gottes im Menschen. — Die Religion, im weitesten Sinne, beginnt also mit dem Bewußtseyn, daß es etwas Höheres gebe, als der Mensch; dieses Bewußtseyn ist ihm anerschaffen, und erwacht daher gleichzeitig mit dem Bewußtseyn überhaupt. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang,“ sagt die

---

[1]) Vergl. Herder, Die älteste Urkunde, Kap. VII.

[2]) Vergl. §. 34 des 3. Abschn.

Schrift, und drückt damit wesentlich denselben Gedanken, nur weniger allgemein aus. —

Es ist nicht, wie Manche gemeint haben, die Furcht vor bedrohlichen Naturerscheinungen, welche der menschlichen Seele die religiöse Stimmung giebt.[1]) Denn jene Furcht, welche an sich vorübergehend seyn würde, wie das Phänomen, welches sie einflößt, setzt schon eine ursprüngliche Stimmung des geistigen Bewußtseyns voraus, und würde ohne diese weder andauernd, noch für die ganze innere Gestaltung des Menschen von Einfluß seyn können. Diese Stimmung, die Religionsfähigkeit, die wir als einen integrirenden Theil der menschlichen Natur anerkennen müssen, die, wie die Sprachfähigkeit, mit dem Akte der Schöpfung in dunkelm, unerforschlichem Zusammenhange steht, ist daher so alt als die Menschheit, zugleich jedoch, wie die Sprache, auf höchst mannigfaltige Weise entwickelt worden.

Genau genommen muß daher jeder Mensch ganz ebenso eine individuelle Anlage zu einer nur ihm eigenen Vorstellungsweise über religiöse Dinge haben, wie er eine eigenthümliche Ausdrucksweise und eine dieser entsprechende organische und geistige Prädisposition hat; und so wie seine ganze Individualität von einer Reihe von Einflüssen wesentlich bestimmt und eigenthümlich ausgeprägt wird, so ergreifen diese Einflüsse auch jede einzelne Kraft und Thätigkeit, zu der er organisirt worden ist, — mithin auch seine Religionsfähigkeit. Indem sie jeder einzelnen seiner individuellen Anlagen, nach Maaßgabe ihrer ursprünglichen Kraft und Eigenthümlichkeit, mehr oder minder deutlich ihren Stempel aufdrücken, prägen sie eben die ganze Individualität auf diejenige Weise aus, wie sie zur Anschauung kommt. — Die individuelle Ausprägung strebt indeß immer und in jeder Beziehung zu der Allgemeinheit einer höhern Einheit zurück. Dies gilt so von der Gestaltung der religiösen Vorstellungsweisen, wie es von der körperlichen und geistigen Ausprägung des Menschen überhaupt, wie es von seiner sprachbildenden Kraft und von allen Aeußerungen seiner geistigen Funktionen gilt. Deshalb tragen sich auch religiöse Meinungen leicht von der ähnlichen Individualität zur ähnlichen über, und Diejenigen, welche sich auf demselben Boden, von derselben Sprachbildungsweise ergriffen, von demselben Stamme entsprossen sehen — die Völker und Völkerfamilien — bewegen sich daher auch gemeiniglich auf

[1]) Eben so wenig geschieht dies durch Naturbetrachtung im Allgemeinen oder durch Erfindung (Vgl. C. J. Nitzsch a. a. O. S. 10 u. 11). Was hier (S. 12) gegen eine vierte empirische Herleitungsweise gesagt ist, entkräftet dagegen die Ansicht von der Entartung des Menschen, worauf wir später kommen, keineswegs.

demselben oder einem ähnlichen religiösen Boden, und bilden gleiche oder ähnliche religiöse Vorstellungen und Mythen gemeinschaftlich, auf eine der nationellen Individualität entsprechende Weise, aus. Daher fast eben so viele verschiedene Religionsformen, als Sprachen, als Völker.

Wie jedoch die sprachbildende und jede andere intellektuelle Kraft, in den einzelnen wie in den nationellen Individuen, bald stärker, bald schwächer vorhanden ist, so ist es auch mit den Keimen der Religiosität, von denen der eine hier kaum merkbar, der andere dort überreich sich entfaltet. Aber eben so wenig — beiläufig bemerkt — als der zur Freiheit organisirte Mensch in seinem Temperamente eine entschuldigende Nothwendigkeit findet für sein Thun und Lassen: eben so wenig mag die Schwäche seiner durch das Temperament, durch die individuelle Seelenstimmung deprimirten Religionsfähigkeit von der Entwickelung der letztern entbinden.

Ist also die Religion oder — genauer ausgedrückt — das religiöse Gefühl, die Religionsfähigkeit ein inneres Bedürfniß, eine Anlage, eine Offenbarung göttlicher Thätigkeit im Menschen; ist sie unter allen Umständen göttlichen Ursprungs, selbst in der Verzerrung, selbst in der Ueberwucherung; glimmt der von Gott stammende, ins Menschenherz gelegte Funke bald schwächer, bald stärker fort; erscheint er hier fast vergraben unter dem Schutt der sinnlichen Existenz; durchglüht er dort das ganze Seyn mit wohlthätiger Wärme; äußert sich sein Daseyn, endlich, auf höchst mannigfaltige, von der Individualität der Menschen und Völker und von allen auf diese letztere einwirkenden Einflüssen bedingte und bestimmte Weise: so können auch die verschiedenen Ausprägungen dieser Fähigkeit, die verschiedenen Religionen, nicht als willkührliche Schöpfungen Einzelner angesehen werden. — Ueberall werden vielmehr, wo nicht göttliche Offenbarung unmittelbar eingewirkt, diese verschiedenen Ausprägungen von der individuellen Naturanlage des Menschen nothwendig bestimmt, und überall, wo uns einzelne Menschen als Religionsstifter genannt werden, da verdienen sie diesen Titel nur insofern, als es ihnen gelungen ist, die in ihrer Umgebung, in ihrem Volke liegenden natürlichen und religiösen Tendenzen zu begreifen, danach diesen letzteren die ihnen entsprechenden religiösen Vorstellungsweisen anzupassen, und in eine schickliche, der Individualität ihres Volkes sich anschmiegende Form zu gießen. Sie bringen dem großen Haufen nur Das zur deutlichern Anschauung, zum Bewußtseyn, was längst in seiner vorherrschenden, durch Einflüsse der verschiedensten Art bestimmten Individualität verborgen lag. — Insofern tragen daher auch alle

diese Religionsstiftungen immer ein wesentlich lokales und nationelles und zugleich ein durchaus menschliches und natürliches Gepräge. Alles was, neben der ursprünglich von Gott stammenden Mitgift, die menschliche Individualität mitbestimmt, und oft, ja in gewissem Grade immer, jene göttliche Qualität im Menschen überwuchert — die Natur mit ihren deprimirenden Einflüssen — spricht sich daher vorzugsweise in jenen Religionsgeprägen aus, und in dieser Beziehung haben sie eine für die geographische Auffassung der nationellen Charaktere durchaus wesentliche Bedeutung. Die Lehren, die Gebote, die Mythen und religiösen Dichtungen spiegeln die Volksthümlichkeit auf eine so kenntliche, ja auf eine viel unmittelbarere und deutlichere Art wieder, als es durch die Sprache und die Sprachbildungsweise einer Nation geschieht.

Diese Mythen und der ganze Kreis der mit ihnen verknüpften religiösen Vorstellungen sind indeß keineswegs als schlechthin erfundene zu betrachten; sie können vielmehr nur durch einen gewissen Grad von Wahrheit Geltung bekommen, so wie die Gebilde des Dichters nur dadurch Anklang und Verständniß finden, daß ihre Umrisse der Natur im weitesten Sinne des Worts, daß ihre Färbung, ihr Ton den herrschenden Ideen der Zeit und des Volkes entnommen sind, für welche sie geschaffen wurden. Ihre Entstehung wurzelt daher in der Tiefe der Landes- und Volks-Individualität, und so wie diese eine Entwickelung in der Zeit hat und haben muß, so werden auch die an ihnen haftenden, aus ihnen entsprungenen religiösen Vorstellungen und Symbole in der Zeit und durch die Zeit gemodelt, so daß sie oft nach Jahrhunderten wesentlich andere Formen und Bedeutungen gewinnen, als ihnen ursprünglich angebildet und beigelegt wurden. — Insofern sich auf diesem Wege des Menschen Geist losringt von der auf all sein Thun und Denken mit Nothwendigkeit einwirkenden Uebergewalt der Natur, oder ihr tiefer und tiefer verfällt: insofern schwingen sich die Völker auf zu der Erkenntniß und Anschauung des Einen lebendigen Gottes; insofern verfallen sie den unheimlichen Mächten der Erde mehr und mehr, so daß sie endlich zur Anbetung des Leblosen, selbst des Feindlichen und Dämonischen in der Natur, selbst ihrer Schrecknisse hinabsinken. —

Vorzugsweise muß also die Entstehung dieser natürlichen Religionen wesentlich lokal und insofern auch geographisch genannt werden. Daraus erwächst jedoch der Völkerkunde keineswegs die Aufgabe, hier überall bis zu jenen lokalen Anfängen hinaufzusteigen und die thatsächlich vorhandenen Erscheinungen auf historischem Wege aus jenen herzuleiten. Denn abgesehen davon, daß ein solches Bemühen an der Beschränktheit unseres historischen

Wissens scheitern und den Bestrebungen kultur-historischer Forschungen vorgreifen würde, ist auch der Zusammenhang jener natürlichen Religionen mit den heimathlichen Naturverhältnissen jener Lokale, in denen sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, noch immer sehr kenntlich, wenn auch die Lebensweise, der eigenthümliche Genius des Volkes, historische Berührungen und andere die Entwickelung und geistige Richtung modelnde Einflüsse daran bald mehr, bald minder verwischt haben mögen. —

§. 8. Vom Heidenthume im Allgemeinen.

Die Mannigfaltigkeit der Natur bedingt, bei denjenigen Völkern, welche die Uebermacht derselben anerkennen, auch eine große Mannigfaltigkeit religiöser Vorstellungen. Wo die verschiedenen Gewalten der Natur als eben so viele Beherrscher und Bedränger des menschlichen Daseyns angestaunt oder gefürchtet und, in ihrer Unbegreiflichkeit und Unfehlbarkeit, verehrt und angebetet werden, weil dies der der menschlichen Schwäche allein übrig bleibende Weg scheint, um sie zu versöhnen: da ist das Prinzip der Vielgötterei (Polytheismus) oder des Heidenthums in der Vielheit jener gefürchteten, erschreckenden oder bewunderten Naturkräfte unmittelbar gegeben. Da belebt sich, bei phantasiereichen und geistig-schöpferischen Nationen, zuletzt die ganze Natur; da sind es bald nicht mehr blos das Licht, die Finsterniß, das vulkanische Feuer, der Donner, die Gewalt der Elemente, die Gestirne u. s. w., welche die Idee lebendig-thätiger, schöpferischer oder zerstörender, freundlicher oder feindlicher Wesen erwecken, und zur Anbetung hinreißen; da glaubt man zuletzt in allem Lebenäußernden, in jedem Baum, in jeder Quelle etwas Wunderbares, Verehrenswerthes zu erblicken, und die abstrakte Idee der Natur-Einheit geht in der konkreten Wahrnehmung sinnlicher Vielheit vollständig verloren, oder sie erhält sich, aber als eine durchaus unfruchtbare, ganz trockene Vorstellung von einem unbekannten Gotte, der sich — meint man — in völliger Passivität von der Menschheit fern halte, und ihr Geschick den personifizirten Naturkräften, der Willkühr jener Elementargötter und Dämonen überlasse. —

Bei vielen, nicht immer den entwickeltsten heidnischen Völkern behauptet sich diese Idee der Einheit der Schöpfung und Gottes, neben den mannigfaltigsten, ihrem Naturleben entnommenen religiösen Verzerrungen und phantastischen Mythen, selbst neben dem scheußlichsten und rohesten Aberglauben, neben der menschlich unwürdigsten Götzendienerei und Naturanbetung. Bei allen übrigen aber finden sich immer noch Spuren, in denen sich die Ahnung von

der Einheit des göttlichen Wesens kund thut. — Auf diese merkwürdige Erscheinung werden wir später zurückkommen. —

Jede Art von Heidenthum spiegelt zugleich nicht nur — wie bereits erwähnt — die heimathliche Natur des Landes, sondern auch das innere Geschick des Volkes mehr oder weniger deutlich wieder, ohne daß wir, bei der Beschränktheit unserer historischen Mittel, im Stande wären, diese Abspiegelung völlig zu verstehen. Wir betrachten dennoch mit nicht minderm Rechte die Mythenkreise, den Kultus und die religiösen Vorstellungen, auf welche sich jene stützen, als geistige Erzeugnisse, als die inneren Welten, in deren Gestaltung sich das Seelenleben der Völker ausspricht, indem wir die Entwickelung desselben nur nach dem Raume und seinen Beschaffenheiten, nicht nach der Zeit und ihren Entfaltungen vollständig zu begreifen und aufzufassen vermögen. — Durch wieviel Jahrtausende und durch wieviel verschiedene Gestaltungen diese inneren Welten sich bereits fortgeschwungen haben mögen, bevor sie ihre heutige Ausprägung gewannen: das bleibt uns größtentheils, als völlig unbekannt, zur Seite liegen. Gewiß aber *hat* sich solche Fortentwickelung, nach der Verschiedenheit der lokalen Natur, an diesem Orte lebendiger, an jenem träger fortbewegt; an einen absoluten Stillstand auf irgend einem Standpunkte, in irgend einer Vorzeit ist indeß kaum, selbst nicht bei jenen Völkern zu denken, deren ganze Existenz heute als völlig starr und unflüssig erscheint. — Als wahrscheinlich muß es endlich betrachtet werden, daß jene abwärts führende Bewegung dort um so beschleunigter statt gefunden habe, wo der Mangel jedes positiven Glaubens, jeder heiligen Urkunde, jeder direkten Offenbarung den Einflüssen der heimathlichen Natur und der eigenen Sinnlichkeit auf keine Weise Einhalt gethan und entgegengewirkt hat.

Die Mannigfaltigkeit der irdischen Natur bedingt das polytheistische Prinzip in der religiösen Vorstellungsweise des Menschen überhaupt, bedingt die Mannigfaltigkeit heidnischer Religionsformen in den verschiedenen Völkern. An die Eindrücke, die sie durch die Sinne von den Erscheinungen des Naturlebens empfangen, knüpfen sie zunächst die Vorstellung von den Mächten, die über das Leben walten. Und an die Ahnung und Empfindung von der geistigen Existenz des eigenen Wesens, an die lebendig festgehaltene Erinnerung an die Seelen der Verstorbenen reiht sich die Idee von dem Daseyn geistiger Wesen überhaupt, reiht sich der Glaube an die ewige Fortdauer Dessen, was nicht irdisch, sondern geistig ist, an die Unsterblichkeit der Seele. Dieser Glaube, der sich unter mannigfaltiger Gestalt bald lebendiger, bald erstorbener fast bei allen Völkern, selbst den rohesten, erhalten hat, bedingt zugleich die

Erscheinung des sogenannten Geisterglaubens, nach welchem nicht nur die Seelen der Dahingeschiedenen die Lebenden als schirmende, heilbringende Genien umschweben, oder als feindliche Mächte verfolgen, sondern auch die Elemente, die Gestirne, die Bergesspitzen, die Wolken u. s. w. von unsichtbaren Geistern bewohnt werden.

Das Heidenthum — in seiner Gesammtheit, wie in seinen verschiedenen einzelnen Formen — muß daher, insofern es seinen Boden in der Natur, und insofern alle heidnische Gesinnung ihre ursprüngliche Wurzel in dem Verfallenseyn des menschlichen Geistes an die Natur hat, aus diesem Boden, aus dieser Wurzel erklärt und aufgefaßt werden.

Der durch die Natur der Heimath bestimmten Lebensweise, Gewohnheit und Seelenstimmung ist auch der Kreis der religiösen Ideen größtentheils entnommen, die Vorstellung von dem Wesen und den Eigenschaften der Gottheit, die Art und Weise ihrer Verehrung und Versöhnung, so wie der Fortdauer nach dem Tode; die Phantasie erhält aus den gewohnten Umgebungen, der heimathlichen Beschränkung ihre Farben, und malt damit das Uebersinnliche auf eigenthümliche Weise aus. — In südlichen Gegenden z. B. — wo alle Anstrengung durch das Klima doppelt peinvoll wird, wo sinnliche Genüsse als die höchsten Reize des irdischen Daseyns gelten, wo auch die Ruhe als der seeligste Zustand erscheint — wird das Jenseit also wohl als ein kühler, schattiger Garten, voll von Duft und Früchten, in welchem die Seeligen an plätschernden Quellen der süßesten Ruhe genießen, oder auch als ein Ort voll mühevoller Arbeit, heißer Schwüle und unsäglichen Durstes geschildert. — In nördlichen Ländern dagegen — wo die Natur zur Thätigkeit herausfordert, wo das Klima Anstrengung nicht nur erträglich, sondern selbst zur Nothwendigkeit macht, und den Menschen dadurch zu dauernder, ja zuletzt zu angeborener Energie stählt — tritt die Vorstellung des seeligen und unseeligen Zustandes nicht in dem Gegensatze himmlischer Ruhe und unendlicher Anstrengung, sondern als Gegensatz höherer Thätigkeit und niederer, ekelhafter Arbeit hervor; hier führt der Held ein Heldenleben weiter, während der Feige jenseit mit Molchen und Schlangen verkehrt. — Nach anderen Mythen breitet der Fischer sein Netz jenseit in fangreichen Fluthen aus, und der Jäger durchstreift, um Beute unbesorgt, Jagdgründe, welche von Wildpret wimmeln. Und um die Gottheit zu ehren und zu versöhnen, opfert hier der Hirt die Erstlinge seiner Heerde, der Krieger dort den gefangenen Feind u. s. f. — Ueberall, in den Vorstellungen wie in den Handlungen, welche sich an die religiöse Idee eines Volkes knüpfen, spiegelt sich ihr äußeres Daseyn auf die

mannigfaltigste Art wieder, so daß man das letztere fast aus der erstern zu konstruiren vermöchte. — Und je mehr die Rohheit der Völker mit dem Verfalle ihres geistigen Lebens wächst, um so tiefer, um so inniger wird dieser Ideenkreis von den Elementen des Naturlebens durchdrungen, desto roher wird die Vorstellungsweise, desto gräßlicher, menschlich unwürdiger der äußerliche Kultus. Zuletzt bleibt nur eine innere Angst vor feindlich gesinnten Dämonen, vor Zauberei und Hexentrug übrig, und enthüllt das geheime Geständniß der tiefsten Natur-Knechtschaft, welche in dem unüberwindlichen Gefühle, — nur in einer bestimmten Umgebung, nur im Schutze der heimischen, durch die entsetzlichsten Mittel, welche menschlicher Irrwahn ersinnen mochte, versöhnten Dämonen bestehen zu können, — ihre vollständige und dauernde Begründung erhält. —

Neben dieser Zerfallenheit, dieser Unterordnung, diesem Gebundenseyn des menschlichen Geistes durch die Einflüsse des irdischen Bodens und der heimathlichen Natur-Beschränkung waltet noch ein anderes, ein dem Verstande dunkeleres Moment über dem religiösen Verfalle der Menschheit. Zum großen Theil bewegt sich dieses indeß in einer Weltperiode, aus welcher wir nur noch einzelne, leise Nachklänge vernehmen, wie z. B. die geheimnißvolle Erscheinung der scheinbaren Vielheit und Zerspaltung des Menschengeschlechts in die sogenannten „Racen", deren jede, wie wir gesehen haben, durch eine Reihe körperlicher und geistiger, freilich nicht ausschließlicher Eigenschaften von den übrigen unterschieden werden kann. Derselbe dunkele Faden, welcher zu den Anfängen dieser Trennung und zu der ursprünglichen körperlichen wie geistigen Einheit des Menschengeschlechts hinaufreicht, ohne daß wir ihn zu verfolgen vermögen, leitet ebenso wahrscheinlich, ja, wie wir glauben, gewiß zu seiner höhern Einheit, zu seiner Einheit in Gott zurück, und jene Spaltung, welche sich dort, auf dem körperlichen Gebiete, als Abartung ausspricht, dieselbe Trennung gibt sich hier, auf dem höhern geistigen, als Entartung zu erkennen. — Hierauf kommen wir indeß andern Orts mit größerer Ausführlichkeit zurück. —

Nach dieser Ansicht betrachten wir die Hauptformen des Heidenthums am füglichsten nach ihrer Vertheilung, Ausprägung und Gestaltung innerhalb der sogenannten Menschen-Racen, wobei wir uns jedoch — in Berücksichtigung der engen Grenzen dieser Schrift — auf das Allgemeinste beschränken, und genauere Erörterungen, so weit sie nöthig werden sollten, in die spezielle Völkerkunde verweisen. Zu verzichten ist daher hier um so mehr auf eine vollständige Entwickelung der religiösen Ansichten und Meinungen, welche sich in den verschiedenen Völkerkreisen zu verschiedenen Zeiten

Geltung verschafft haben. Es kann daher hier auch nur derjenigen Formen des Heidenthums Erwähnung geschehen, welche entweder bis heute eine große Verbreitung behauptet oder doch, ungeachtet ihrer etwanigen Minderung, einen nicht zu verschweigenden Einfluß auf die Ausprägung neuer Meinungsformen geäußert haben. —

§. 9. Heidenthum der indo-atlantischen Menschheit — das Brahmanenthum.

So weit unsere historische Kenntniß reicht, hat sich der große Völkerkreis der sogenannten kaukasischen oder indo-atlantischen Menschheit seit Jahrtausenden auf einem weiten und unendlich verschiedenartig ausgestatteten Schauplatze — von Ceylon bis Island und von den Ufern des Ganges bis zu den Säulen des Herkules — bewegt und, nach Maaßgabe der erwähnten heimathlichen Verschiedenartigkeit, so wie der erfahrenen Schwankungen höchst wechselvoller historischer Schicksale, auf unsäglich mannigfaltige Weise entwickelt. — Dem entsprechend bieten auch die heidnischen Religionen dieses großen Völker-Cyklus eine unendliche Mannigfaltigkeit der Vorstellungen und Mythen dar. Dennoch scheinen diese letzteren, nach der Ansicht gelehrter Forscher, zugleich eine so merkwürdige Aehnlichkeit, ja eine Uebereinstimmung gehabt zu haben, welche vielleicht nur durch den Einfluß der so sehr verschiedenen Lokale gestört worden seyn mag. [1]) —

Die meisten dieser natürlichen Religionen sind von der Erde verschwunden; von ihrem ehemaligen Daseyn zeugen allein noch wenige Monumente, und der Forscher vermag nur an einem schwachen, oft zerrissenen Faden in dies Labyrinth der Meinungen, Symbole und Allegorien einzudringen, welche einst jenen Formen Wesenheit verliehen. —

---

[1]) Eine solche Uebereinstimmung findet, nach den Forschungen der Engländer W. Jones und Prichard, zwischen den religiösen Mythen der Inder, Aegypter, Griechen und Römer, der Inder und Celten, der Inder und Germanen, der Perser und Slawen statt, ungeachtet der individuellen, ja der großen Verschiedenheiten, welche nicht nur die Nomenklatur, sondern auch die Symbolik ihrer Götterlehren darbieten. (Vgl. Prichard, Researches into the physical history of mankind II.; Stuhr, Die Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients; W. Jones, On the Gods of Greece, Italy and India in Asiat. Researches I. — Auch M. Björnstjerna, Das brittische Reich in Ostindien, (a. d. Schwedischen, 1839), wo S. 19 ff. u. 337 ff. die Abstammung der Inder aus Skandinavien plausibel gemacht werden soll, während der Verf. zugleich (S. 84 ff.) die Aehnlichkeit des indischen, hellenischen und nordischen Pantheons in hohem Grade beschränkt.

Die einzige dieser heidnischen Religionen des indo-atlantischen Völkerkreises, welche noch heute eine große Verbreitung und eine wesentlich geographische Bedeutung hat, ist die Lehre der Brahmanen (Brahminen), das Brahmanenthum, die Religion der Inder. —

Sie ist, wie alle heidnischen Religionen, eine Religion des Verfalls, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß mit und neben derselben, seit vorgeschichtlichen Zeiten, eine eigenthümliche Gesittung besteht, die ihren Einfluß weithin über die Erde, ja bis zu den fernsten Enden derselben ausgebreitet hat. — „Ein reizbar reger, die sinnlichen Erscheinungen lebendig auffassender und geistig beseelender Natursinn ist das, was vorzugsweise und schön in der Betrachtungsweise der Indier hervortritt," sagt Stuhr,[1]) in Bezug auf jene Lehre. — Was sich indeß auch an Trefflichem und Förderlichem in diesem Volke und in dieser Lehre, begünstigt durch eine reiche, ja überreiche Natur, geregt und bewegt haben mag: die Entwickelung, welche beide genommen, ist nichts desto weniger eine weitere und weitere Entartung, ein fortschreitender Verfall, dem die vollkommene geistige Unterwerfung unter die vergötterte sinnliche Natur auf dem Fuße gefolgt ist. Der eben genannte Schriftsteller sagt daher an einer andern Stelle:[2]) „Wie reich immerhin auch das Bewußtseyn der Indier etwa sich entfaltet haben mag, diesem Bewußtseyn fehlte jene, dem Geiste des Menschen würdige, verständig bewußte klare Form, in welcher nur das, was Eigenthum des Menschengeistes ist, die ihm wesentlich geeignete Selbstständigkeit, sich offenbaren mag."

Die alte Reinheit des Brahmanenthums, wie es in uralter, — bei der allgemeinen, auch in der dunkeln und verwirrten Chronologie sich aussprechenden Unklarheit indischer Vorstellungen — nicht näher zu bestimmender Zeit, von Manu verkündigt worden ist, erscheint bereits bei dem Eintritte der Inder in den engen Kreis unserer Historie wesentlich getrübt, und ist seitdem, durch Einmengung zahlloser götzendienerischer Elemente, zu einem wüsten, chaotischen Bilderdienste herabgesunken, in welchem — über der heillosen Verehrung unendlicher, überreicher, zugleich abscheulicher und ekelhafter Symbole, deren wahre Bedeutung dem großen Haufen des Volks nicht einmal mehr klar ist — jedes Element von Wahrheit, das dieser Form des Heidenthums ursprünglich etwa beigewohnt haben mochte, fast völlig verschwunden ist. — Der mit der brahmanischen Religionsform verbundene, nach und nach mehr und

[1]) A. a. O. S. 94.
[2]) Stuhr, a. a. O. S. 386.

mehr erweiterte Mythenkreis hat einen für den Einzelnen unübersehaulichen Umfang gewonnen; die Zahl der danach Verehrung und Dienst in Anspruch nehmenden Götter und Geister ist so groß geworden, daß für den Eingeborenen gewiß nicht minder, wie für den Fremden, ein Studium nöthig ist, um diesen Ueberreichthum vollständig zu übersehen, und aus der Unzahl verwirrender Symbole und Bilder den innern Kern und Sinn der zum Grunde liegenden Vorstellungen aufzufassen. —

Nach der ursprünglichen, in den Religionsbüchern der Weda's (Wedanta's) oder des Wedam[1]) aufbewahrten, einer unbekannten patriarchalischen Vorzeit und ihren Geistesformen entsprungenen und entsprechenden Lehre, ist schon die ganze Natur von einer Unzahl persönlich belebter Geister und Götter beseelt, aber noch werden diese alle auf Ein Urwesen zurückbezogen, welches ursprünglich, durch sich selbst bestehend, allewig, allumfassend, als die große, das All belebende und geistig durchhauchende Weltseele gedacht wird. An dieses Grundwesen aller Dinge, welches später von götzenhaften Allegorien bis zum Verschwinden in den Hintergrund gedrängt worden ist, knüpft sich die Schöpfungsgeschichte der Inder, in welcher wiederum, neben einer Ueberfülle phantastischer Symbole, das Hervorgehen des Mannigfaltigen aus dem Einen, der Welt aus dem „Brahma" verkündigt wird. —

Dies große Eine, das Atma oder Brahma, wird später als Trimurti, als dreifältig gedacht; „in sich verschlungen, im heiligen Dunkel ruhend, Eins seyend in sich selbst,"[2]) offenbart es sich in den drei Gottheiten Brahma, Wischnu (Wischnus) und Siwa (Siwas). Neben jeder derselben wird eine aus ihr hervorgegangene, sie ergänzende weibliche Hälfte (Sakti) gedacht, und man erblickt in diesen die Personifikationen der jedem dieser Götter besonders entsprechenden menschlichen Qualitäten, indem man sich die Weiblichkeit überhaupt als Das ins Leben rufend denkt, was urbildlich in der Männlichkeit enthalten ist. —

Brahmâ[3]) ist der Herr des Lichtes, der geistige Schöpfer, die göttliche Vernunft, welche die Urformen aller Dinge in sich trägt; allein sein Bilden und Erschaffen bezieht sich überall mehr auf ein Ordnen und Formgeben im geistig-vernünftigen Sinne, als auf lebendige, werkthätige Zeugung. Er gilt daher als die Wurzel alles höhern, geordneten, geistigen Lebens, als der Gesetzgeber, als

---

[1]) Björnstjerna a. a. O. S. 23.

[2]) Stuhr a. a. O. S. 99.

[3]) Das Brahmă ist das Allgemeine Leben der Schöpfung, die Gottheit der Inder im Allgemeinen, Brahmâ (masculini gen.) eine Personifikation derselben (Hegels Werke IX. S. 153).

der Erfinder des Ackerbaues, der Künste und alles Dessen, wodurch die Rohheit abgewehrt und verscheucht wird; seine Sakti wird deshalb auch als die Göttin der Weisheit, Wissenschaft, Geschichte, Sprache, Beredtsamkeit, des Wohllauts und Ebenmaaßes verehrt. — Der Brahma geweihte äußerliche Kultus besteht vornehmlich darin, daß seine Anhänger jeden Morgen, unter Waschungen, stille Gebete an ihn richten, indem sie sich gegen die aufgehende Sonne kehren, eben so wie nach der herrschenden Ansicht alle guten Geister, alle frommen Seelen sich gegen die Sonne, als gegen den Erlöser wenden, der die Finsterniß verscheucht, und in der Klarheit seines Lichtes und der Ruhe seines Wandels die Seele zu Brahma hinüberführt. Doch hat man in der neuesten Zeit auch Bilder von ihm gemacht, die zwar, wie alle übrigen, ursprünglich nur eine symbolische Bedeutung haben, nichts desto weniger aber einen besondern Dienst in Anspruch nehmen, und bald — wie Solches überall zu geschehen pflegt — nicht mehr als bloße Symbole und Versinnlichungen, sondern als die Götter selbst verehrt werden. — Dem Brahma sind unter den Thieren der Schwan und die Gans, als Symbole der Reinheit, geweiht.

Im Gegensatze zur ursprünglich gestaltenden und schaffenden, aber in sich ruhenden, unveränderlichen Macht Brahma's wird Wischnu, als die im Leben der Natur und des Weltalls sich bewegende, entwickelnde und — da das Bestehen der Welt als eine stets sich wiederholende neue Schöpfung erscheint — als die erhaltende Kraft, als das göttliche Wesen gedacht, von welchem die Befruchtung und Wiederzeugung in der Natur, so wie das sittlich erhaltende Prinzip in der Menschheit ausgeht. — Deshalb sind ihm, so wie Brahma das Licht, die befruchtenden Gewässer, und das vermittelnde, bewegliche Reich der Luft zugeeignet; deshalb ist ihm auch die Schlange, als Sinnbild des ewig in sich selbst wieder zurückkehrenden und von Neuem sich wieder erzeugenden Kreislaufs des Lebens und der Zeiten, geweiht, — und seine Sakti ist die aus den Gewässern hervorgegangene Göttin der Liebe, der Ehe, der Fruchtbarkeit, der Behaglichkeit und des Reichthums. Man hat ihr den wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Mango-Baum und die Kuh geweiht, und erblickt in ihr die Beherrscherin der Lotusblume, in der sich, nach indischer Vorstellung, das Bild der Welt und der Zeugung abspiegelt. — Gemäß der von Wischnu ausgehenden Anregung zur Bewegung und fortschreitenden Entwickelung — wonach man ihm das Luftreich, als in der Mitte stehend zwischen Licht- und Erdenwelt, zugeeignet hat — wird er verehrt, als waltend inmitten der Geistigkeit und Fleischlichkeit, beide mit einander vermittelnd. Deshalb ist es eben auch der Kreis des in beiden

Richtungen sich bewegenden menschlichen Daseyns, in welchem Wischnu göttlich wirkt, und dem gemäß hat er sich der Menschheit, als Rama und Krischna (Krischnas), zu verschiedenen Zeiten offenbart, indem er zu ihr herabstieg und irdische Gestalt annahm (sich inkarnirte), „um ihr das Heil zu verkünden, und wieder zu erkämpfen, was ihr im Drange des überwältigenden irdischen Verderbens verloren gegangen war.“ — Auf Grund dieser seiner verschiedenen Inkarnationen wird er in höchst mannigfaltigen, seine Werke und Thaten symbolisch darstellenden Bildern verehrt, welche, wie alle übrigen indischen Götzenbilder, die menschliche Gestalt nur in den scheußlichsten und groteskesten Verzerrungen darstellen. —

So wie nach indischen Vorstellungen die Zeugung nur ein Vorhergehen der Zerstörung und diese nur ein nothwendiges Vorhergehen der Zeugung ist, so liegt in der göttlichen Weltseele auch das Prinzip der Zerstörung, dessen Repräsentant Siwas ist, dem eben darum das verzehrende Element des Feuers zugeeignet worden seyn mag. Er wird auch Mahadewa (der große Gott) genannt, denn er ist der Herr der Geister, der Ungethüme und der Gespenster, der Gott des Weinens, des Schmerzes und des Todes. — Doch so wie aus dem Tode neues Leben aufkeimt, so wird Siwas gleichzeitig auch als Gott der lebendigen, der fleischlichen Zeugung und in dieser Beziehung unter dem Symbole des Lingam oder Phalas [1]) verehrt, welches nach seiner Bedeutung an den Phallus des antiken Bachus-Festes erinnert. Seine Sakti ist eben darum die Göttin der physischen Liebe, der sinnlichen Freuden und zugleich des Verderbens, der Thränen und der Krankheiten! — In gleicher Beziehung ist ihm der Stier, der befruchtende Ganges und, der nämlichen Eigenschaft halber, auch der Mond geweiht. Diese Attribute werden, vereinigt mit denen des Todes und Grausens, auf den fratzenhaften Bildern angebracht, unter denen man ihn darstellt. —

Aber außer diesen Göttern des Trimurti, den im Leben waltenden ersten und höchsten Mächten, werden von den Anhängern dieser Lehre noch unzählige Götter, Göttinnen, Geister und Dämonen niedern Ranges verehrt, die den einzelnen, äußeren Kreisen der sichtbaren Welt vorstehen, und in und über ihnen walten. So spricht die indische Mythologie noch von Göttern der Weltgegenden, der Planeten, des Himmels, der Luft, der Unterwelt, der Gebirge und Flüsse, der Quellen und Bäche, der Wälder und Haine. Die dem Geiste dieser Lehre inwohnende Neigung, in besonderen Erscheinungen des äußern Lebens allgemeinere Vorstellungen sinnbildlich sich zu vergegenwärtigen, hat sogar bis zur symbolischen

---

1) P. v. Bohlen, Das alte Indien 2c. (Königsberg 1830.) I. S. 209.

Verehrung von Menschen, Thieren und Pflanzen geführt, und der Stier, die Kuh, der Elephant, der Affe, die Lotusblume sind bedeutungsvolle Gestalten der indischen Mythologie; ja diese haben, wie alle Symbole, im Laufe der Zeiten eine höhere Bedeutung gewonnen, so daß sie selbst gemeiniglich als die Gottheiten verehrt werden, an welche sie ursprünglich nur erinnern sollten. —

Nach der ältern, in den Religionsbüchern der Wedanta's aufgestellten Lehre steigt die Stufenleiter der Wesen in zusammenhängender Verkettung von dem großen Brahmä hinab bis zu den Thieren und Pflanzen, indem sogar den letzteren inneres Bewußtseyn und das Gefühl der Freude und des Schmerzes zugeschrieben wird. Diese Stufenleiter hinaufzuklimmen, ist der göttliche Beruf eines jeglichen Wesens, und daran knüpft sich nun die bekannte Lehre von der Seelenwanderung, die — ursprünglich in dem Glauben an die Unsterblichkeit unsers geistigen Ichs beruhend — auf mannigfaltige und phantastische Weise ausgesponnen und ausgebildet worden ist. — Inwiefern — so lehren die Brahmanen — die Seele werkthätig, in stiller Buße, nach der Ruhe des Lichtlebens, der vollkommenen Ruhe trachtet, oder im Kampfe des irdischen Lebens sich bewegt, oder, endlich, in Trägheit und selbstischer Begier gefesselt bleibt: insofern wird ihr nach dem Tode entweder die Welt des Himmels, durch die die immer helle Sonne wandelt, oder die des Luftreichs, in welcher der bald erleuchtete, bald verfinsterte Mond sich bewegt, oder die immer dunkele Erde zu Theil, wo sie nun in einer neuen, dem Grade ihrer Verklärung oder Verdüsterung entsprechenden Hülle, in einer neuen Wirkungs-Sphäre, zu anderen, ferneren Daseynsstufen sich vorbereitet, bis sie einst, nachdem sie eine Stufe nach der andern erklommen, nach errungener vollkommener Reinigkeit, zu der Weltseele zurückfließt, von welcher sie einst, wie alles Geistige der Schöpfung, ausgeflossen ist. — Zu dieser höchsten Verklärung, durch welche die Seele nicht nur zu Gott kommt, sondern Gott selbst wird, erlangt der Mensch die Anwartschaft durch das Abwenden der Geistesaufmerksamkeit von dem „irdischen Einzelnen", durch das Hinwenden auf das „geistige Gesammte", durch die Weltentfremdung. „So wie in Ruhe und stiller Buße die Sonne schweigend durch den Himmel zieht, Tag und Nacht und die Zeit ordnend," so soll auch jedes Geschöpf in seinem dem Lichte geweiheten Leben, von Stufe zu Stufe, näher und näher zur Lichtwelt Brahma's hinansteigen, und in Buße und beschaulicher Ruhe das Gesetz wohlgemäßigter Ordnung und Uebereinstimmung in seinem Daseyn offenbaren. Tugendhaftes Handeln, Selbstbeherrschung, Wohlthätigkeit, Sanftmuth, Standhaftigkeit und Freundlichkeit gegen Alles, was lebt, führen zum Heil; jede Missethat dagegen wird, wenn

auch spät, unfehlbar gerächt, und das Unterlassen der allein heilbringenden Abschließung der Sinne vor aller Auffassung des Einzelnen und Aeußerlichen verhindert das Uebergehen zu einem höhern Daseyn, wohin die Seele allein durch innerliche Beschauung, Versenken in sich selbst, gänzliche Ertödtung der Sinne und Verzichtleistung auf alles individuelle Wollen und Bewußtseyn gelangen kann. —

Diese Lehre, aufgefaßt in der ganzen Strenge und Konsequenz ihres Wesens, trägt nun jedoch offenbar die Elemente einer weitern Entwickelung des Menschen nicht in sich. Man kann sogar mit allem Rechte die Frage aufwerfen, ob die indische Kultur überhaupt als eine Frucht derselben angesehen werden darf, oder ob nicht vielmehr beide, diese Gesittung wie jene Lehre, zugleich in einer unbekannten Vor-Periode wurzeln, über die jede sichere historische Kunde fehlt. Das Brahmanenthum, so wie es ist, seit wir es kennen, trägt — das scheint nicht zu bezweifeln — den Keim zu immer größerm Versinken, zur Entfremdung von dem göttlichen *Mittel*punkte, ja zur gänzlichen Entmenschung in sich. Es macht höchstens Fakirs und Säulenheilige, aber die gedeihliche Entwickelung der edleren Eigenschaften, deren die Natur des Menschen fähig ist, die Ausbildung derselben zu Gottes Ehre schließt es geradehin aus. So wie der ganze äußere Kultus dieser Religion sich in eine, durch eine schrankenlose Natur-Symbolik gebotenen, krasse Götzendienerei auflöset: so verliert auch das innere Leben jeden höhern Halt. — Bei der ganz allgemein ausgesprochenen und durchgängig herrschenden Ansicht von der Göttlichkeit alles Dessen, worin sich Leben äußert, hört die sittliche Vorstellung von dem Gegensatze des Guten und Bösen nicht nur geradehin auf, sondern jene Vorstellung führt sogar, wie der ganze Siwas-Dienst unleugbar beweiset, ohne Weiteres zur Anbetung des Bösen selbst. Und wer nur durch Versenken des Geistes in innere Beschauung, durch Verschließen der äußeren Sinne, Vernichtung aller Empfindung und alles Wollens, durch das dumpfe Bewußtseyn einer vollkommenen Regungslosigkeit, mit Einem Worte, durch die vollendete Negation seiner individuellen Existenz mit dem Weltgeiste Eins zu werden trachtet; — wer nur den ganzen Wust äußerlicher Gebräuche, die durch die Gesetzbücher bis aufs kleinste und gemeinste vorgeschrieben sind, mit Strenge beobachtet:[1]) — für den fällt der Begriff menschlicher Sündhaftigkeit schlechthin weg. Die Lehre, daß es der Weltgeist ist, der durch des Menschen Sinne handelt, den Willen und jede Anregung bestimmen muß und bestimmt, beschönigt und entschuldigt geradezu jede, auch die sündlichste Handlung, selbst

[1]) Vergl. Hegel, Philosophie der Geschichte rc. S. 157 ff.

den Mord der eigenen Eltern: denn Alles dies ist die That des Schöpfers, „weil er die allgemeine Seele ist, die im Menschen Beides, das Gute und das Ueble erwirkt.“ [1]) — Das Brahmanenthum verwechselt überdies die Weltentfremdung und die Weltüberwindung. Jene schafft keine eigentliche Erlösung von der Macht der Sinne und der Natur. Sie flieht den Kampf, den die Weltüberwindung voraussetzt. Zugleich ist jene Weltentfremdung nur ganz uneigentlich so zu nennen, denn sie besteht ganz eigentlich in der Betrachtung und Anbetung der äußern Welt, da der Brahmane angewiesen ist, mit unverrückter Aufmerksamkeit eben die ganze Natur — als im göttlichen Geiste bestehend, vom göttlichen Geiste durchdrungen und belebt — zu betrachten und zu verehren. — Darum fehlt dieser Lehre auch die höhere Ansicht von der Würde der Menschheit und ihrer Stellung zur übrigen Schöpfung; es fehlt ihr eben darum die Liebe, die aller Tugend Anfang ist.

Damit hängt denn auch die angeblich in der fabelhaften Vorstellung von der verschiedenen Entstehung und Entwickelung der Menschen wurzelnde Klassifikation derselben, die sogenannte Kasten-Eintheilung zusammen. — Der beschauliche Blick des Brahmanen hat sich nicht zu der Höhe des Gedankens emporgeschwungen, daß der Mensch, als solcher, ein individuelles Daseyn lebt, und Anspruch und Fähigkeit zur höchsten Gabe des Schöpfers, zu moralischer Freiheit, in sich trägt. Ein solcher Gedanke ist durchaus unvereinbar mit seiner ganzen Lehre; diese bildet vielmehr seinen direkten Gegensatz. — Nach jener Eintheilung [2]) zerfällt die Menschheit, ganz willkührlicher Weise, in vier oder (auf Malabar) fünf [3]) Hauptklassen, deren ewige und unvertilgbare Verschiedenheit durch die abergläubische Vorstellung ihres Ursprungs motivirt wird. Je nachdem sie nämlich aus den mehr oder minder edlen Theilen Brahma's entsprossen sind, sollen sie auch eine nähere oder entferntere Verwandtschaft mit demselben haben, und demgemäß sind ihnen nun ihre Lebenskreise für ewig vorgezeichnet.

Die erste dieser Klassen — die Brahmanen (Brahminen), auf Malabar Namburies — will aus dem Munde Brahma's entstanden und daher zur Weisheit geschaffen, die andere — die Kschatriya's — aus den Armen entsprossen und also zum Herrschen und Kriegen berufen seyn; — die dritte Klasse — die Vesa's oder Waisya's — die aus den Schenkeln des Gottes

[1]) Stuhr, a. a. O. S. 89.

[2]) Vergl. v. Bohlen's Indien 2c. II. S. 11 u. ff., auch Björnstjerna a. a. O. S. 107 ff.

[3]) Ritters Asien IV. 1. S. 925.

entsprungen seyn soll, ist zum Ackerbau und zum Handel, die vierte, endlich — die Sudra's — welche die Gewerbtreibenden und sonstigen Unreinen umfaßt, ist vermeintlich aus den Füßen des Gottes entstanden und daher dazu bestimmt, den übrigen knechtisch zu dienen. Außerdem werden mit verschiedenen Benennungen noch die eigentlichen Sklaven (Churmun) bezeichnet, die zum Theil außer aller Kaste stehen, wie die Paria's; welche aber ähnliche Unterschiede unter sich zum Theil mit derselben Strenge festhalten, welche die herrschenden Kasten auf ewig von einander scheidet, und jede Sklaven-Klasse wiederum in eine große Zahl von gleich scharf gesonderten Unterabtheilungen zerfallen läßt. In Malabar und Bengalen steigt auf diese Weise die Zahl solcher strenger Spaltungen und Aberspaltungen bis auf einige achtzig, und jede dieser durch unübersteigliche Schranken von allen übrigen gesonderten Körperschaften unterscheidet sich durch eigenthümliches Aussehn, durch eigenthümliche Kleidung, Gesetze, Gebräuche, als wenn jede einem besonderen Volke angehörte, während doch alle gleichzeitig in demselben gemeinsamen Ur-Typus der Bildung und Sitte angehören. —

Ueber der Heilighaltung dieser Kastenunterschiede wachen die Brahmanen mit fanatischer Lieblosigkeit, und dies kann nicht anders seyn, weil jene Eintheilung in der religiösen Mythe begründet ist, und dem Dünkel der obersten Kaste schmeichelt. Demgemäß sind die Brahmanen, wie Stuhr[1]) sagt, „von einem Hochmuthe erfüllt, der kaum seines gleichen hat. Ein Brahmane gilt selbst als eine mächtige Gottheit," sogar zuweilen als eine Inkarnation Siwa's; doch beruht die ihm geweihte Verehrung keineswegs auf der ihm etwa inwohnenden milden Gesinnung einer in menschlichen Gefühlen bewegten Seele, sondern nur in der vermeintlichen Herrlichkeit „der Welterkenntniß und Entsagung," wozu der Brahmane vorzugsweise berufen ist, ohne daß er indeß diesem Berufe stets nachkäme. Ja die Verehrung mindert sich nicht, sie steigert sich vielmehr, selbst wenn der zum Fakir gewordene Brahmane in vorgeblichen oder wirklichen Wahnwitz verfällt, wie oft geschieht, — oder eine bestialische Unsauberkeit zur Schau trägt,[2]) was noch öfter der Fall ist. — Das Abbild Atma's, des höchsten Wesens, seine lebendige Kraft, seine Gegenwart, wird in jedem Geschöpfe, auch der niedrigsten Art, anerkannt; aber in der Verachtung und in der Behandlung, welche die niederen Kasten erdulden müssen, scheint ganz vergessen zu werden, daß an den Mitgliedern derselben auch

---

[1]) A. a. O. S. 90.
[2]) Ritter a. a. O. S. 941.

immer noch das Abbild menschlichen Wesens sich offenbare. Der Brahmane macht sich kein Gewissen daraus, „den Geist des Menschen in den Mitgliedern der niederen Kasten dem Tode zu weihen, während er es für Verdienst hält, wenn er sich des leiblichen Tödtens von allerlei Vieh enthält, in dessen Körper ein Theil des von ihm als göttliche Weltseele verehrten Geistes wohne." — Die Menschenliebe einer höhern Kaste gegen eine niedere ist nicht blos ganz unziemlich, sondern durchaus verboten; es wird daher einem Brahmanen nicht einfallen, dem Ertrinkenden oder von Gefahr Bedrohten einer niedern Kaste beizustehen. Die Menschlichkeit des Inders schont des Thieres, und gründet reiche Hospitäler für Affen, alte Kühe [1]) und andere Thiere. Man verehrt die Affen als Waldgötter, baut ihnen Tempel, und bringt ihnen Opfer; aber den menschlichen Mitbruder, der das Unglück hat, in einer niedern Kaste geboren zu seyn, kann man gegen eine Sühne von einigen Stücken Vieh tödten, und die ausgestoßenen, sogenannten unreinen Paria's, Puleah's u. a. m. jagt man gar hinaus zu den Bestien der Wildniß, und tödtet sie ungestraft — selbst wo sie sich nur zufällig genaht — für das Verbrechen, die Atmosphäre des edlen Brahmanen verunreinigt zu haben. [2]) —

Dieser hochmüthige Dünkel — der auf der einen Seite der menschlichen Schwachheit in einem solchen Grade schmeichelt, daß ein Fortschritt zum Bessern, zur wahren Erkenntniß Gottes fast unmöglich wird, [3]) auf der andern Seite aber ein gänzliches Verkennen der Menschenwürde voraussetzt, und gerade diejenige Klasse der Gesellschaft, von welcher die Entwickelung und Fortbildung der übrigen ausgehen sollte, zu ihrer Herabwürdigung, ja zur gänzlichen Entmenschung veranlaßt — ist eine unmittelbare Folge der krassen pantheistischen Lehre, welche der brahmanischen Religionsform eignet. Und es liegt in der Natur dieses Sachverhältnisses, daß die gerügten frevelhaften Auswüchse derselben im Laufe der Zeiten eine weitere und weitere Verbreitung und Ausbildung gewinnen müssen. —

Die Kasten-Eintheilung, verbunden mit der indischen Lehre von der Seelenwanderung, involvirt zugleich das heilloseste Prädestinations-Prinzip, und ertödtet den Begriff geistiger Freiheit schon vor seiner Geburt. — Wir zielen damit — selbstverständlich — keineswegs auf gewisse moderne Gleichheits-Theorien, indem wir

---

[1]) Hegel's Werke IX. S. 160 und 167; v. Bohlen a. a. O. I. S. 355.

[2]) Ritter a. a. O. S. 929. Hegel a. a. O. S. 151.

[3]) Man lese in dieser Beziehung die Aeßerung des Brahmanen Ram-Mohun-Roy bei Björnstjerna a. a. O. S. 64 ff.

etwa meinten, der politische Unterschied der Stände sey ein Unglück für die Menschheit, das überall, wo es sich zeige, unbedingte Abhülfe erheische, wenn es nicht zum Verderben des Geschlechtes ausschlagen solle. Davon ist gar nicht die Rede. — Aber diese indische Abschließung und Scheidung der Klassen der Gesellschaft ist eine religiöse, und darin liegt eben das Unheilbringende derselben. —

Das Brahmanenthum macht, in Folge dieser absichtlichen Abschließung, natürlich gar keinen Anspruch darauf, Proselyten zu machen, und weitere Verbreitung zu gewinnen. Nach der ihm zum Grunde liegenden engherzigen Ansicht sind Brahma und die jenseitige Seligkeit eben nur für Indien vorhanden und möglich, und hier wiederum vorzugsweise nur für den bevorrechteten Theil der Gesellschaft. — Nach der herrschenden Ansicht von einer künftigen Seligkeit und Vereinigung mit Gott beruht die Erlangung derselben, wie erwähnt, auf einer gradativen Vervollkommnung und Reinigung des irdischen Daseyns, Erweiterung der Welterkenntniß, Abstreifung der irdischen Individualität und danach abgemessenen Wanderung der Seele in höhere und höhere Daseynsstufen. Aber diese Entwickelung zur Seligkeit ist nur für die höheren Kasten der Brahmanen möglich; allen übrigen ist sie für immer lieblos abgeschnitten, weil die Sudra's und alle Tieferstehenden von der höhern Erkenntniß, von dem beschaulichen Verkehr mit der sogenannten Weltseele, welcher jene Fähigkeit zu höheren Daseynsstufen bedingt, nach dem Gesetze gänzlich ausgeschlossen bleiben. Nur den Brahmanen und, unter gewissen Einschränkungen, den beiden folgenden Kasten ist es gestattet, sich jener Weltentfremdung zu widmen, welche als der einzige Weg zur Seligkeit bezeichnet wird; nur die Brahmanen dürfen sich mit jener Art von Weisheit befassen, welche als Frömmigkeit gilt, und so strenge halten sie an diesem Gesetze, wie an der Vermeidung jeder Gemeinschaft mit Unreineren, daß sie dem Sudra, der sträflicher Weise die Vorlesung der Religionsschriften behorcht, oder sich auf den Stuhl eines Brahmanen setzt, siedendes Oel in die Ohren gießen, [1]) oder ein glühendes Eisen in das Gesäß bohren. [2]) —

Auf solche Weise bleibt den Mitgliedern der unteren Kasten nur die unbestimmte Hoffnung, daß ihre Seelen dereinst vielleicht einmal in den Körper eines Brahminen fahren, um auf solchem untröstlichen Umwege, nach Generationen zur Seligkeit zu gelangen. Zwar ist für sie wohl eine Möglichkeit vorhanden, durch uner-

[1]) Ritter, Asien IV. 1. S. 927.
[2]) Hegel a. a. O. S. 159.

hörte Martern schon in diesem Leben die Macht und göttliche Natur eines Brahmanen zu erlangen, aber jene Prüfungen sind so weislich ausgesucht, daß wohl nur Wenige dieselben überleben, [1]) und um zu ihnen nur zugelassen zu werden, darf man überdies schon zu keiner unreinen Kaste gehören. — Auf solche Weise sind die unteren Volksklassen von dem Umgange mit Gott für immer ausgeschlossen, und ihr ganzes religiöses Gefühl vermag sich lediglich in allerlei götzendienerischem Aberglauben, in einer trostlosen Verehrung unförmlicher, fratzenhafter Symbole, deren Bedeutung sie nicht einmal kennen, in allerlei sinnlosen Reinigungen durch Wasser, Feuer und Butter, in den den Götzen dargebrachten Opfern von Thieren, in der den Brahmanen geweihten Verehrung und den ihnen dargereichten Almosenspenden kund zu geben. — Auf solche Weise wird endlich die Möglichkeit jeder sittlichen Entwickelung auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis beschränkt, dessen Mitglieder in dünkelhaftem Wahne oder betrügerischer Absicht zu Grunde zu gehen in Gefahr sind, während ein ansehnlicher Theil ihrer Mitbrüder — die sogenannten Unreinen, unter aller Kaste Stehenden — mit frevelhafter Härte zu den Thieren der Wildniß hinausgestoßen wird, um fern von der Gemeinschaft der Menschen ein thierisches Daseyn, unter der tausendfachen Gefahr und Bedrängniß der Gegenwart, wie ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft, thierisch zu fristen. —

„Jede Kaste," sagt Hegel über dies Verhältniß, [2]) „hat ihre besonderen Pflichten und Rechte; die Pflichten und Rechte sind daher nicht die des Menschen überhaupt, sondern die einer bestimmten Klasse. Wenn wir sagen würden, Tapferkeit ist eine Tugend, so sagen die Inder dagegen: Tapferkeit ist die Tugend der Kschatriya's. Menschlichkeit überhaupt, menschliche Pflicht und menschliches Gefühl ist durchaus eine Pflicht der Kaste der Brahmanen." (Aber in welcher Weise zeigt sich diese Pflicht fruchtbar?) „Alles ist in die Unterschiede versteinert, und über dieser Versteinerung herrscht die Willkühr. Sittlichkeit und menschliche Würde ist nicht vorhanden, die bösen Leidenschaften gehen darüber; der Geist wandert in die Welt des Traumes, und das Höchste ist die Vernichtung."

Aus der Verachtung des individuellen Daseyns, welche eine nothwendige Folge brahmanischer Vorstellungen ist, folgen zahlreiche Selbstmorde durch Feuer oder Wasser, die nicht verboten sind, da die Auflösung in diesen geheiligten Elementen gar nicht

[1]) Hegel, Th. IX. S. 154. ff.
[2]) Philosophie der Geschichte rc. S. 153.

als Selbstmord, sondern als feierliche Opferhandlung betrachtet wird, die unmittelbar zu Brahma führt, [1]) — folgen die bekannten Wittwenverbrennungen (Sutti's), so wie zahlreiche Kindermorde, [2]) indem die wahnbethörten Mütter meinen, durch diese Opfer Brahma selbst näher zu kommen, und die Seelen der im heiligen Ganges ertränkten oder in der Sonne verschmachteten Kleinen unmittelbar zum ewigen Lichte zu führen. —

Wie sehr irrt man daher, wenn man, getäuscht durch einige scheinbar wohlklingende Lehren, dem brahmanischen Heidenthume eine für die Menschheit förderliche Tendenz beilegt. Jene Lehren, die nur als leise Nachklänge eines verlorenen, glücklichern, nicht als Prämissen eines künftigen bessern Lebenszustandes betrachtet werden können, sprechen überdies nicht einmal die Idee der göttlichen Einheit in einem Sinne aus, der da gestattete, dem Brahmanenthume ein ursprünglich monotheistisches Prinzip unterzulegen.

Nach ihnen sind zwar Natur und Geist ohne Anfang, aber nicht ohne Ende. Denn nicht nur alle übrigen Götter und Geister werden als dem Tode unterworfen gedacht, sondern auch selbst Brahma, das göttliche Urwesen, die Weltseele. [3]) Die Natur soll, gleich Gott, uranfänglich, und Gott, gleich der Natur, endlich seyn! — In beiden Richtungen hin werden daher Natur und Gott wesentlich identifizirt, und etwas Anderes ließ sich auch nach dem Vorangeschickten, ohne zugleich eine innere dogmatische Inkonsequenz anzunehmen, nicht erwarten. — Man sieht also, es ist der brahmanische Götzendienst der heutigen Zeit nicht blos eine von einer schrankenlosen, aus der überreichen physischen Landesnatur üppig aufgeschossenen Phantasie begünstigte, wilde Ueberwucherung einer ursprünglich wahren und würdigen Vorstellung von Gott und dem menschlichen Verhältnisse zu ihm; sondern die Keime dieses entsetzlichen Götzendienstes, mit jeder in seinem Gefolge und in seiner Begleitung auftretenden, menschlichen Entartung, liegen bereits in den Lehrsätzen, welche die ältesten Religionsschriften der Brahmanen verkündigen. Und wie der erste Irrthum überall neue und weitere Irrthümer gebiert, so mußte auch hier die Vergöttlichung der Natur zum Verkennen des wahren Wesens Gottes und der Menschheit, und die menschliche Individualität zur völligen Unterwerfung unter, so wie zum vollkommenen Aufgehen in die Natur führen. Indem man vergessen hatte, daß der lebendige,

---

[1]) v. Bohlen a. a. O. I. S. 287.
[2]) Hegel a. a. O. S. 156.
[3]) Stuhr a. a. O. S. 106 u. 126.

persönliche, unendliche Gott über allem Endlichen in Ewigkeit waltet, vermengte man die Idee des Schaffenden mit dem Geschaffenen, des Göttlichen mit dem Irdischen, und vermochte daher auch nicht die Manifestation des göttlichen Geistes in der Menschennatur in ihrer Reinheit und Wahrheit zu erkennen und festzuhalten.

Die Folgen dieses Irrthums, dieses Vergessens sind in ihrer Verderblichkeit so unabsehbar, als fürchterlich. — Wir werden künftig, bei der Betrachtung der National-Eigenthümlichkeiten der Inder, darauf zurückkommen, und in dem Schicksale dieses Volkes, in seiner innern und äußern Zerrissenheit, in seiner gänzlichen Entfremdung von den höchsten Interessen des Menschenlebens ihre deutlichen Spuren erkennen. —

§. 10. Heidenthum der indo-atlantischen Menschheit — Zend-Religion, Sonnen- und Sternendienst.

Noch unzweideutiger, als sich die heimische Landesnatur im brahmanischen Heidenthume ausspricht, spiegelt sich dieselbe in der alt-iranischen Religionsform, in dem einst über die alt-medischen, persischen und baktrischen Landschaften verbreiteten Feuerdienste wieder.

Heute ist derselbe fast von der Erde verschwunden; nur schwache, zersprengte Völkerreste haben die uralten Vorstellungen bewahrt, und den von den Vätern ererbten, durch zahlreiche Generationen fortgepflanzten Kultus beibehalten, während eine neue Gestaltung der Dinge die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Stammgenossen in andere Ideenkreise hinübergezogen, und die wenigen, dem alten Gottesdienste treu gebliebenen Familien aus der Urheimath getrieben und in die Einsamkeit abgelegener Schlupfwinkel verbannt hat. —

Deshalb dürften wir die Betrachtung dieses erlöschenden Kultus füglich auf ein Minimum beschränken, wenn nicht die welthistorische Bedeutung, wenn nicht der Einfluß desselben sich bis in die unmittelbare Gegenwart merkbar fortgepflanzt hätte, in der Ausprägung der Volks-Charaktere, welche, wenngleich übertüncht durch moderne Ansichten und Vorstellungsweisen, doch ihren uralten, aus der Landesnatur entsprossenen und daher auch nur äußerlich verdrängten Grundton mehr oder minder kenntlich bewahrt haben.

Dieses Erlöschen beschränkt die Erforschung der erwähnten Religionsform auf ein Buch, oder vielmehr auf eine Sammlung von Schriften, den sogenannten Zend-Avesta, als auf die einzige, darüber vorhandene Quelle. Dieses Buch ist in einer Sprache geschrieben, von der wir nicht historisch nachzuweisen vermögen, wann und wo sie eigentlich gesprochen wurde, in einer Sprache,

die außerdem keine anderen, weder literarische, noch monumentarische, noch numismatische Spuren hinterlassen hat.[1]) — Dennoch hat man wohl mit Recht gemeint,[2]) die Entstehung jener Schriften und das Leben ihres Verfassers, des weisen Serduscht (Zerduscht) oder — wie die Griechen seinen Namen auffaßten — Zoroaster, in die historische Zeit des Darius Hystaspis versetzen zu müssen.[3]) —

Damit ist aber keineswegs zugleich das Alter jener religiösen Vorstellungen mitbestimmt worden: denn Serduscht tritt nur als Reiniger und Erneuerer, nicht als Religions-Stifter auf, wie aus den ihm zugeschriebenen Schriften des Zend-Avesta selbst hervorgeht. — Der Ursprung jener Vorstellungen verliert sich vielmehr in das unbestimmte Dunkel einer grauen Vorzeit; sie scheinen mit der lokalen Landesnatur unmittelbar selbst gegeben und durch diese dann auch weiter entwickelt worden zu seyn. —

Unter dem dunstreinen, ewig heitern Himmel Irans, dessen klare Bläue vom Strahl der Sonne, vom Schimmer der Sterne doppelt hell durchglänzt wird, mochte das Licht am leichtesten in seiner divinirenden Bedeutung aufgefaßt werden, und der Seele des Menschen Bewunderung und Verehrung abnöthigen. Daneben mochte die diesem Lande eigenthümliche, mit der Tageshitze grell kontrastirende, meist eisige Kälte der Nächte die Idee eines in der Finsterniß verborgenen feindlichen Prinzips auf eben so natürliche Weise erwecken, als das Licht auf das Daseyn eines freundlichen und beglückenden hinwies. Und gleichzeitig mußte auch das Feuer — welches die Kälte der Nächte und eines kurzen, aber strengen Winters erträglicher machte, und die Abwesenheit der erhellenden, erwärmenden Sonne einigermaßen ersetzte — dem dankbaren Natursinne des Menschen als etwas Bewundernswerthes, als dem freundlichen Prinzip zugehörig und — bei weiterer Verfolgung und Ausbildung dieser Vorstellung — als ein Symbol des belebenden, befruchtenden, erwärmenden Sonnenlichtes erscheinen.

---

[1]) Stuhr a. a. O. S. 339.

[2]) Stuhr a. a. O. S. 351, 354, 355; Ritters Erdkunde von Asien, VI. 1. S. 26.

[3]) Andere, unter den Neueren namentlich Hegel (vergl. Philosophie der Geschichte S. 184), behaupteten zwar dagegen, daß er vor Cyrus gelebt haben müsse; die durch Major Rawlinson bewerkstelligte Entzifferung der Keil-Inschriften bei Bisitun, welche von den Thaten des Darius Hystaspis handeln, und darunter ausdrücklich die Wiedereinführung des Feuerdienstes in Persien aufzählen, scheint indeß diese letztere Ansicht gänzlich zu widerlegen, und die zuerst genannte zu rechtfertigen. (Vergl. Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen 1840. No. 36.)

Dazu kam, hier wie überall, die der menschlichen Natur eigene und angeborene dunkele Ahnung von allerlei in der Finsterniß waltenden unheimlichen Mächten, die das Licht verscheucht, indem es dem Menschen den freien, vollen Gebrauch seiner von der Dunkelheit beschränkten Sinnenthätigkeit zurückgibt. —

Auf solche Weise ward das Licht und sein natürliches Symbol, das Feuer, zu einem Bilde für Das, was das an und für sich Gute und Heilbringende in der Natur sey, — und ebenso die Finsterniß, umgekehrt, die Darstellung des Bösen und Verderblichen. — Mit dieser einfachen Naturauffassung entwickelte sich wahrscheinlich gleichzeitig die Vorstellung von dem Daseyn boshafter, schadenfroher, in der Finsterniß waltender Dämonen (Dew's) und anderer, Freude bringender, wohlwollender, glanzstrahlender Geister; man schrieb nun zugleich den ersteren alle verderblichen, den letzteren aber alle wohlthuenden Einflüsse zu. Ebenso wurde auch Alles, was in den einzelnen Kreisen der Schöpfung das Menschenleben segnend und fördernd berührt, als dem Wesen des Lichtes, Alles dagegen, was schädlich und unheilbringend, was zerstörend auftritt, als dem Wesen der Finsterniß zugehörig betrachtet. — Auf diesem Wege bildete sich die Vorstellung von zwei einander gegenüberstehenden Reichen, denen alle Wesen, Erscheinungen und Kräfte der Natur angehörten, und denen zwei, in stetem Kampfe begriffene Geisterfürsten vorstanden: Ormuzd (Ahura mazda, d. i. Göttliches Wesen[1]), der heilige, reine und strahlende — und Ahriman, der finstere, böse und lasterhafte. — Der erstere ist nicht die Sonne, nicht der Mond, nicht ein Gestirn, nicht das Feuer selbst, sondern nur als Licht in allen diesen Körpern gegenwärtig, und allein in diesem Sinne wurde er in denselben angebetet. —

Diese Vorstellung scheint schon in sehr frühen Zeiten ausgebildet worden zu seyn. Die Sage nennt Hom (Homanes) als Volks-Propheten und Verkündiger dieser alten Lehre. Nach dieser scheint indeß die religiöse Vorstellung vorzugsweise nur in Bezug auf das äußere Leben und Treiben des Menschen lebendig geworden zu seyn; in Bezug auf die Pflicht, durch den Kampf gegen die als Wirkungen Ahrimans gedachten, unheilvollen Einflüsse der Natur, das menschliche Daseyn freier und unabhängiger zu machen, und auf diese Weise zugleich Ormuzd zu verherrlichen. Dies geschah durch Ausrottung und Vertilgung alles Dessen, was von Ahriman stammt, durch Verbreitung alles Dessen, wodurch die Macht des letztern beschränkt, die des erstern aber erweitert wurde, nament-

---

[1]) Ritter, Erdkunde von Asien, VI. 1. S. 27 u. 30.

lich also durch Ackerbau, Bewässerung dürrer Felder, Anpflanzung von Bäumen, Anlegung von Straßen und Ortschaften, kurz durch Gründung alles Desjenigen, was gerade in diesem Lande, in dieser Natur als das Ersprießliche und Heilbringende erscheinen mußte. Darum schloß sich dieser Lehre auch ein Naturdienst an, der sich nicht blos auf die Verehrung der Sonne, der Gestirne und des Feuers, als der lichtbringenden, Ormuzd vorzugsweise verkündenden Erscheinungen, beschränkte, sondern auch — in dem an frischem Wasser und kühlem Schatten armen Lande — auf die Pflege und Verehrung belaubter Bäume und erquicklicher Quellen ausgedehnt wurde; und ebenso liegt in dem ursprünglich nomadischen Leben dieser Völker der Grund, warum auch dem Stiere, dem Mehrer, und dem Hunde, dem Wächter und Wehrer der Heerde, als Geschöpfen Ormuzd's, Verehrung geleistet wurde, während gleichzeitig der Wolf, die Schlange, der Skorpion und jegliches Ungeziefer, als Diener und Gehülfen Ahrimans, verabscheut und verfolgt wurden.

Eine solche Ausdehnung des Naturdienstes, die freilich, im Vergleich zu der des brahmanischen, noch als eine Beschränkung erscheint, ging, wie erwähnt, Hand in Hand mit der gleichzeitig entwickelten Vorstellung von einer zahlreichen Geisterwelt, welche die irdische Natur belebe und durchdringe, und einestheils dem Fürsten des Lichts, anderntheils dem der Finsterniß helfe und diene. Diese Geister werden dann nach Rangstufen, Zeiten und Lokalen geordnet und geschaart, und die Geister des Lichts angerufen im Himmel und in der Erde, in den Metallen, den Bäumen und Pflanzen, in der Sonne, im Monde, in den heller glänzenden Gestirnen, im Wasser und Feuer, in den Winden, den Jahres- und Tageszeiten, den Monaten und einzelnen Tagen, so daß jeder Richtung und jedem Kreise des Lebens ein schützender Genius, im Dienste des Ormuzd, vorsteht, während Ahriman einem jeden dieser letzteren einen feindlichen, einen „Dew", gegenübergestellt hat. Außerdem wachen die Geister der Seligen, die „Ferwer", als Schutzgeister über dem Leben aller gerechten Diener des Ormuzd. —

Diese letztere Vorstellung scheint indeß erst mit der höhern, durch Serduscht geltend gemachten Auffassung der ganzen Religionsform lebendig geworden zu seyn. Mit dieser wurde der allgemeine, durch Ormuzd und Ahriman und ihre Diener geführte Kampf nicht ferner blos auf die äußere, sondern auch auf die innere Welt des Menschen bezogen, und dadurch erhielt dieser Kampf nun eine höhere, sittliche Bedeutung. — Wenn derselbe ursprünglich vorzugsweise nur auf das irdische Gute und irdische Böse, auf das daran geknüpfte Wohl- oder Uebelbefinden des Men-

schen gedeutet wurde: so entfaltete sich nun die Vorstellung von dem im Menschen selbst auszufechtenden Kampfe des sittlich Guten und Bösen und des dadurch begründeten Friedens oder Unfriedens, der Freiheit oder der Knechtschaft der Seele und des Geistes. Auch war, nach dieser Ansicht, die Schöpfung und Alles, was sich in ihr regt und bewegt, nur entstanden, damit, im Kampfe gegen das Böse, das Gute als Selbstbestimmung frei hervortrete. —

Aber nicht allein das Sittengesetz, sondern auch das religiöse Dogma überhaupt gewann mit Serduscht eine höhere und weitere Ausbildung. Es trat nun auch, neben der durch Ormuzd und Ahriman ausgedrückten Idee des Lebenskampfes und geistigen Gegensatzes, die Vorstellung göttlicher Einheit, eines göttlichen Urwesens, freilich nur in dem dunkeln, todten Begriffe eines Schicksals, einer ungeschaffenen Zeit (Zerwane Akerene), als einer „gegensatzlosen Allgemeinheit"[1]), deutlicher hervor. — Ormuzd wie Ahriman sollen ihm entstammt seyn, und gleichzeitig soll sich nun dieses als Urmacht gedachte Schicksal durch den im Menschen, wie in den Völkern sich bewegenden Kampfe offenbaren. Eine eigentlich schöpferische Kraft wird demselben indeß nicht beigelegt, denn nach dem Vendidad (der Schöpfungsgeschichte) bewerkstelligten Ormuzd und Ahriman gleichzeitig und gleichmäßig die Schöpfung der Welt, indem der erstere alle guten, der letztere alle bösen Geister und Wesen ins Daseyn gerufen haben soll. Jenen wird der Himmel — „Gorotman" — diesen der dunkele Abgrund, die Hölle — „Duzakh" — zum Wohnsitz angewiesen. —

An diese Vorstellung von Himmel und Hölle, so wie an das bereits erwähnte Daseyn der „Ferwers" knüpft sich auch die Idee von dem Fortleben nach dem Tode, wenngleich auf eine ziemlich dunkele und unbestimmte Weise. Wer im Tode Ormuzd's heiliges Wort des Lebens ausspricht, „dessen Seele soll sich frei in Himmels Wohnungen aufschwingen", wo ihn himmlische Herrlichkeit (den Wünschen des irdischen Daseyns analog, als Ruhe in kühlem Schatten, an frischen Quellen, in erquicklichem Blumenduft ꝛc. gedacht) erwartet, während die unseligen Diener Ahrimans in den Tiefen der Hölle unaussprechliche Qualen erdulden. — Aber die für die verdammten Seelen bestimmten Höllenstrafen gelten nicht als ewige; denn mit dieser Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele, von Lohn und Strafe nach dem Tode ist der Glaube an eine endliche Versöhnung des im Leben waltenden Kampfes, an eine endliche, völlige Besiegung des Bösen und an eine dann, am Ende der Tage,

[1]) Hegel a. a. O. IX. S. 182.

erfolgende Auferstehung des Fleisches[1]) verbunden. Merkwürdiger Weise wird zugleich das Erscheinen eines Weltheilandes daran geknüpft. — Sosiosch, der Siegesheld, der Wiederbringer der Heiligkeit, der die ganze Welt glücklich und groß machen und die Leiber der Welt reinigen soll, wird dann — so lehrt der Zend-Avesta — den Keim der Sünde und allen Schmerz aus der Welt schaffen, und den Plager der Reinen zerschmettern.[2]) — Diese Hoffnung einer endlichen zukünftigen Versöhnung und Befreiung, welcher sich zugleich die Erinnerung an einen ehemaligen unschuldigen Urzustand des Menschengeschlechts anschließt, bildet den Grundgedanken und den wesentlichen Kern der Lehre des Serduscht, die dadurch eben dem Gesetze Hom's eine höhere sittliche Bedeutung gegeben hat.[3]) —

Man will einige Aehnlichkeit und innern Zusammenhang gefunden haben zwischen dem brahmanischen Heidenthume und der dualistischen Lehre der sogenannten Feueranbeter. In beiden Religionsformen zeigt sich eine Vergöttlichung der Natur, in beiden spielt das Licht die Rolle des obersten Prinzips, und schiebt die Idee der Einheit, der lebendigen, ewigen, persönlichen Schöpferkraft Gottes mehr oder weniger in den Hintergrund. — Aber dennoch, welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungsweisen, in welchen sich das religiöse Leben der Brahmanen und der Feueranbeter bewegt! — ein Unterschied, der durch die Verschiedenheit der Landes-Physik, unter deren Einflusse sich beide gestaltet haben, kaum genügend erklärt werden kann, obschon Vieles dadurch aufgehellt wird. —

Der Dualismus ist zunächst ohne den Bilderdienst geblieben, der sich im Brahmanenthume auf so verderbliche Weise entwickelt hat, und die Kasten-Eintheilung, die sich bei den alten Persern ebenfalls vorfindet, ist keine religiöse, auch weder durch hierarchische, noch durch politische Schranken für ewig fixirt worden. — Sodann wurzelt die ganze religiöse Vorstellung der Feuerdiener, der Grundanschauung nach, in Begriffen von Dem, was gut oder böse sey, während die Brahmanen, in optimistischer Verkehrtheit, selbst in dem Unheilbringenden, Widerwärtigen und Gemein-Natürlichen eine der Verehrung und Anbetung würdige Offenbarung der göttlichen Weltseele erblicken. Und so wie das sittliche

---

[1]) Zend-Avesta I. 118, II. 123—125 bei Stuhr a. a. O. S. 371.

[2]) Stuhr a. a. O. S. 371—373.

[3]) Stuhr a. a. O. S. 373 deutet auf die Aehnlichkeit der Namen „Sosiosch" und „Josua", und meint, da Josua ganz bestimmt, selbst durch den Namen, auf Jesus hinweiset, in der erwähnten Verkündigung eines Messias israelitische Vorstellungen erblicken zu müssen. —

Prinzip in der brahmanischen Religion gänzlich untergeht in einer todten und abergläubischen, götzendienerischen Werkheiligkeit, so ist, im Gegentheile, in der alt-iranischen eine durchaus sittliche Richtung vorwaltend. Im Geiste dieser letztern bewegt sich der Kampf des Lebens ganz einfach um ein sittliches Verhältniß, dessen Erfüllung weniger auf einer phantasiereichen und geistvoll-beweglichen Anschauungskraft, als vielmehr auf der moralischen Energie eines tugendhaften Willens beruht. In der indischen Religion füllt der Kultus das ganze Leben aus, und der äußere Gottesdienst bildet das ganze Tagewerk; dies ist in der persischen zwar auch der Fall, aber in einer ganz andern Weise. Denn hier bildet eben das gewöhnliche Tagewerk, das praktische Leben selbst, den wesentlichsten Theil des Kultus, und wer hier, sein Tagewerk wohl verrichtend, die Herrschaft des Lichtes erweitert, der braucht nicht seine Zeit daran zu wenden, um blutige Opfer anzuzünden[1]) und zahllose Reinigungen vorzunehmen; noch weniger ist er verpflichtet, sich in unfruchtbarer Abgeschiedenheit der Welt und den Ansprüchen der Gesellschaft zu entziehen und zu entfremden, was von dem Brahmanen wesentlich verlangt wird. Die Frömmigkeit des letztern besteht höchstens in einer nutzlosen, unförderlichen Werkheiligkeit, die des Ormuzd-Dieners in einer stärkenden, nützlichen Werkthätigkeit. — In der von Serduscht verkündigten Lehre gewinnt, ferner, das ganze Leben des Menschen eine individuelle sittliche Bedeutung für seine innere geistige Freiheit, und selbst im Tode dämmert die Hoffnung einer endlichen Versöhnung und Befreiung auf, während der Brahmane die Bedeutung der sittlichen Würde des individuellen menschlichen Daseyns ganz übersieht, das Leben als eine bange, zu aszetischer Bußübung bestimmte Gefangenschaft des Geistes auffaßt, und im Tode keine Erlösung desselben, sondern nur eine trostlose Verwandelung seiner irdischen Hülle erblickt. —

Hat nun aber der Dualismus — mit den dargelegten relativen Vorzügen, mit der ihm eigenen edlern Auffassungsweise, in welcher er das Leben des Menschen und sein Verhältniß zur Schöpfung ins Bewußtseyn aufgenommen — wirklich einen förderlichen Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit geäußert? — Wohnt ihm, seinem Wesen nach, die Kraft bei, das Leben derselben milder, edler, menschlicher zu gestalten? — Die Beantwortung der ersten Frage hat die Geschichte auf eine etwas rohe Weise übernommen; die Schärfe des Schwertes hat über das Schicksal dieser geistigen

---

[1]) Die Feueranbeter opfern nur Blumen und Wohlgerüche (Hegel a. a. O. S. 183).

Blüthe entschieden, noch ehe sie ganz entfaltet war. Und darin liegt zugleich die Antwort auf die andere Frage: als ein Menschenwerk geht die Zend-Religion durch menschliche Einwirkung zu Grunde. — Wenngleich ihr die Fähigkeit nicht abgesprochen werden kann, die Gesittung und Entwickelung der Menschheit bis auf einen gewissen Punkt zu erheben, so bleibt sie doch im Wesentlichen hinter Dem zurück, wodurch erst die Lösung der wahren Aufgabe der Menschheit möglich wird. Statt eines einzigen, lebendigen, persönlichen Gottes setzt sie den unbestimmten, niemals zur Klarheit gediehenen, völlig öden und dürren Begriff eines unbestimmten Allgemeinen, eines Schicksals. Statt Gottes walten zwei Dämonen-Heere in feindseligem, erst am Ende der Tage geschlichtetem Hader, mit fast allmächtiger, nur durch ihren eigenen Kontrast beschränkter Gewalt, und umgarnen das menschliche Daseyn mit unendlicher, allseitig andringender Geisterfurcht. Statt daß endlich die ganze Natur auf den Einen, lebendigen, göttlichen Mittelpunkt bezogen werden sollte, durch den sie da ist, dreht sie sich, nach dieser Lehre, *allein* um den Menschen, der sie, in selbstsüchtiger Beschränkung, nur für sich, nicht zu Gottes Ehre geschaffen wähnt. — Diese unklare und irrthümliche Auffassung Gottes und der Natur gestattete daher auch keine wahre Erkenntniß des der Menschheit allein würdigen Verhältnisses zu beiden; eben darum konnte die religiöse Vorstellungsweise, ungeachtet des darin sichtlichen Ringens nach diesem Ziele, nimmer zu innerer Freiheit des Geistes, sondern nur zu einem verkappten, feinern, geistigern Naturdienste führen, der die symbolische Verehrung des Geschaffenen der wahren Anbetung des Schöpfers, die Form dem Wesen, den Tod dem Leben unterschob. —

So interessant es auch seyn möchte, an die eben betrachtete Religionsform nun die verschiedenen anderen alt-heidnischen Vorstellungsweisen zu knüpfen, die sich in der indo-atlantischen Menschheit, und namentlich in den vorder-asiatischen Völkern geregt und bewegt haben: so liegt doch eine solche Aufgabe außer den Grenzen dieser Schrift. — Wir begnügen uns in dieser Beziehung mit der allgemeinen Andeutung, daß in allen diesen, wie in den von ihnen inspirirten, ihnen verwandten Völkern des klassischen Alterthums pantheistische Vorstellungen die Idee der göttlichen Einheit fast ganz verdrängt hatten; daß ein Naturdienst sie alle umfing, welcher hier — wie im chaldäischen, sabäischen und phönizischen Heidenthume — als Sonnen- und Sternendienst, einerseits an die wahrscheinlich daraus entstandenen Lehren des Zend-Avesta erinnerte, andrerseits in der Idee eines unabänderlichen, in den Sternen geschriebenen Fatums einen für die historische Entwicke-

lung der Menschheit bedeutungsvollen Ausgangspunkt gewann, — welcher dort, wie in Aegypten, als Thier= und Todten=Kultus an brahamanische Vorstellungen mahnte, oder, wie in Arabien, als Steindienst auf leeren Zauberwahn sich gründete, und einen Uebergang zum Heidenthume der afrikanischen Menschheit bildete. — Allen diesen Abgöttereien aber lagen sicherlich so oder anders gestaltete Weltschöpfungssagen, wie solche dem Kosmopoeten Thot (Thaaut, Theut) — dem angeblichen Erfinder der Buchstabenschrift, — dem räthselhaften Sanchuniathon, dem weisen Thales u. A. zugeschrieben werden, zum Grunde. So mannigfach schöpferisch sich die Phantasie der Orientalen in ihren fabelhaften Kosmogonieen erwiesen hat: so überreich ist auch ihr Götzendienst an Bildern und Symbolen, die so oder anders gestaltet bald in dem scheußlichen Molochsdienst der alten Chaldäer, bald in den sinnvollen und poetischen Vorstellungen des griechischen Olymps die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker wiederspiegeln, denen sie ihr Daseyn verdanken.

In dem umgestalteten Leben jener Völker finden sich indeß Spuren, zum Theil sehr deutliche Spuren der eben erwähnten, höchst mannigfaltig ausgeprägten, nun aber im Wesentlichen verschwundenen und verdrängten Vorstellungsweisen. — Auf diese Spuren kommen wir später zurück. —

§. 11. Heidenthum der turanischen Menschheit — Buddhathum und Lamaismus.

Die der mongolischen Menschheit eigenthümlichen Religionsformen bewegen sich heut zu Tage wesentlich in einer einzigen vorherrschenden Richtung. — Das Alter des Brahmanenthums und der Zend=Religion vermögen wir nicht zu bestimmen, und ebenso fehlen uns alle positiven Nachrichten über die religiösen Zustände der turanischen Menschheit in jener langen Vorperiode von unbestimmter Dauer, welche unserer kurzen historischen Zeit vorangeht. Beim Beginne dieser letztern finden wir die turanischen Völker bereits theilweise in denselben religiösen Kreisen, in denen sie sich noch heute bewegen. Es ist bei den roheren, nördlichen ein düsterer, auf Zauberei gestellter Aberglaube, bei den minder versunkenen und selbst in einer gewissen Richtung entwickelten, südlichen ein dürres Moralgesetz, wodurch sie ihrem religiösen Gefühle genug thun; auf beide Formen kommen wir später zurück. —

Aber die Hauptform des turanischen oder mongolischen Heidenthums ist der Buddha=Dienst, [1]) und dieser läßt sich, durch die

[1]) Außer den weiter unten angeführten Schriften sind darüber zu vergl.: Die neuerlich erschienenen beiden Werke des französischen Missio=

Sage und das Zeugniß seiner religiösen Urkunden, auf einen historischen Ursprung zurückführen. — Er wurzelt in Indien, im Schooße des Brahmanenthums, ist daher von einem sogenannten kaukasischen Volke ausgegangen, hat aber vorzugsweise, ja fast ausschließlich, nur bei der mongolischen Menschheit Eingang gefunden. —

Nach den Forschungen Abel Remusat's [1]) und Anderer ist die ältere Meinung, welche die Entstehung dieser Religion in eine vorhistorische Zeit setzt, und für älter hält, als das Brahmanenthum, als völlig abgewiesen zu betrachten; es geht dies auch aus der Betrachtung des Buddhaismus selbst hervor, weil derselbe, ohne das Vorangehen der brahmanischen Lehre, als völlig unbegreiflich und in der Luft stehend erscheint. [2]) — Dennoch sind über den Zeitpunkt der Entstehung des Buddhathums die verschiedensten Angaben gemacht worden. [3]) — Nach japanischen und chinesischen Quellen [4]) setzt Abel Remusat die Stiftung ins zehnte vorchristliche Seculum, wogegen sie, nach der Zeitrechnung der Eingalesen, Barmanen und Siamesen, ins sechste Jahrhundert vor Christo fällt, und diese Angabe ist höchst wahrscheinlich die richtigere. [5]) —

Als Gründer dieser Lehre wird Gautama oder Gaudama, ein Königssohn aus dem am mittlern Stromlaufe des Ganges gelegenen Theile von Indien, genannt. Derselbe heißt, nach den verschiedenen, ihm zugeschriebenen Qualitäten, auch Sramana d.i. der Heilige, oder Buddha d.i. der Weise oder der Erweckte, [6]) woraus die Chinesen Fo-ta, Fo, [7]) Foe und Fohi gemacht haben. Auch wird er Guru [8]) d. i. Lehrer und nach seinem Fa-

---

närs Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, pendant les années 1844, 1845 et 1846 (2. édit. 1853) und L'empire chinois, faisant suite à l'ouvrage intitulé: Souvenirs d'un voyage etc. (2. édit. 1854); — Gützlaff's Geschichte des Chinesischen Reichs. Herausgegeben von K. F. Neumann (1847); — Biernatzki, Beiträge zur Kunde Chinas und Ost-Asiens in besonderer Beziehung auf die Missionssache, 1. Heft (1853); — Prinsep, Tibet, Tartary and Mongolia etc. 2. edit. (1852) u. versch. Aufsätze von Hodgson im Journ. of the R. Asiat. Soc. of Bengal. (1853).

[1]) Vergl. Mélanges asiatiques 2c. I. p. 115, 308, 378.

[2]) Stuhr a. a. O. S. 166.

[3]) Vergl. v. Bohlen a. a. O. I. S. 315 ff. und Klapproth im Nouv. Journ. asiatique, V. p. 310.

[4]) Vergl. Ampère's Bericht über A. Remusat's nachgelassene Uebersetzung des Fo-kue-ki (Beschreibung der buddhistischen Reiche) im Magazin für d. Literatur d. Auslandes, Jahrg. 1837. S. 350.

[5]) Stuhr a. a. O. S. 197.

[6]) v. Bohlen a. a. O. I. S. 310; Stuhr a. a. O, S. 159.

[7]) v. Bohlen a. a. O. I. S. 314.

[8]) W. v. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache 2c. §. 41.

miliennamen Sakya [1]) oder Sakyamuni genannt, woraus bei den Chinesen Chekiamuni, bei den Mongolen Tschigemuni oder Tschigumene geworden ist. —

Seine Anhänger werden zur Zeit des mazedonischen Einfalls in Indien mit dem Namen der Samanäer bezeichnet, und sie selbst nennen sich noch heute, in den heiligen, in Sanskrit verfaßten Schriften, Samânas d. i. die Gleichbleibenden [2]), woraus man Schamanen gemacht haben soll, unter welchem Namen jedoch gewöhnlich eine andere heidnische Religionsparthei innerhalb der turanischen Menschheit verstanden wird. —

Sowohl dieser Name (Samânas), als die Verschiedenheit der Angabe über die Zeit, in welcher Buddha lebte, wird aus seiner Lehre selbst einigermaßen erklärlich. — So wie diese aus dem Brahmanenthume unmittelbar hervorgegangen ist, so beabsichtigt sie zugleich eine Reform desselben. Sie verwirft die alten Gesetzbücher der Weda's und erklärt, mit Aufhebung der Kastenunterschiede, alle Menschen für gleich berechtigt zur Seligkeit. Diesen Hauptsätzen gemäß mußten auch die kosmologischen, so wie die herrschenden dogmatischen Ansichten der Brahmanen, namentlich die Lehre über das Wesen der Gottheit, über ihr Verhältniß zum Menschen und über die Seelenwanderung, merkliche Modifikationen erleiden, wenngleich sie nichts desto weniger ihren indischen Ursprung unverkennbar an der Stirne tragen. Letzteres gilt namentlich in Betreff der Mythologie, denn die Buddhaisten bewegen sich großentheils in dem phantastischen Mythenkreise des Brahmanenthums; sie haben ihn nur theilweise erweitert und modifizirt; die brahmanischen Gottheiten sind emanzipirt, wenngleich den buddhaistischen untergeordnet worden. —

Nach der buddhaistischen Kosmologie besteht ein mit Weltenstoffen angefüllter Raum von Ewigkeit zu Ewigkeit; unabänderliche Gesetze bestimmen die Bildung und den Untergang der Welten; die jetzige Schöpfung ist die vorletzte, und entstand auf dieselbe fatalistische Weise. — Ein Wesen, das sich unter unzähligen Formen in der Materie manifestirt, belebt das All, jedoch ohne sich in die durch ein unabänderliches Fatum bestimmte Weltregierung zu mischen, und ohne den Zustand einer stäten, unendlichen Ruhe jemals zu verlassen. Dieses unpersönliche, unthätige höchste Wesen der Buddhaisten ist ein Unnennbares, Unbegreifliches, Unwirkliches, und man sieht leicht, welche Aehnlichkeit es mit dem Atma oder Brahma der Inder hat; in welchem Grade es, wie dieses, als die absolute

---

[1]) v. Bohlen a. a. O. I. S. 310; Stuhr a. a. O. S. 154.
[2]) Ders. a. a. O. I. S. 319.

Substanz, von welcher jedes besondere Daseyn nur eine Aeußerung ist, angesehen werden darf. — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat dann auch die ganze sichtbare Welt keine eigentliche Wirklichkeit; sie ist mit allen ihren Erscheinungen nur eine Täuschung (Maya), und ebenso wird jene absolute Substanz zu einem Wesen, welches dem Gedanken wie dem Ausdrucke entschlüpft, zu einem abstrakten Nichts, zur Leere, d. h. zum Raume, der Alles, was war und ist in sich aufnimmt, und die Seele des Tugendhaften durch Auflösung mit sich, als der Gottheit, vereinigt. [1]) Von diesem reinen Nichts — ohne Form, ohne Namen, ohne Eigenschaft, aus welchem alle Welten auf unerklärliche Weise, ohne seine Mitwirkung, durch eine ewige Ausstrahlung hervorgehen, — herab bis zur materiellsten Form des Daseyns, der letzten, untersten Entartung, ist nun wieder, wie im Brahmanenthume, eine unendlich vielsprossige Stufenleiter von Welten und Wesen, welche sich der Buddhaist auf die allermannigfaltigste und abstruseste Weise ausmalt, und in dieser Beziehung den Brahmanen bei Weitem überbietet. — Da ist, entsprechend der Idee der brahmanischen Dreitheilung des Alls, zunächst eine dreifache Welt: — die farb- und formlose ätherische Wesenwelt, — die Welt der Farben und der Formen — und die Welt des Lebens und der Geduld, die niedrigste, vom Schicksale zu beständigen Verkörperungen bestimmte Welt, die Welt der wandelbaren Materie oder des Sansara. — In der allerhöchsten Welt sind vier, in der andern der Formen und Farben achtzehn, in der untern, die auch die Welt der Wünsche und Begierden genannt wird, sechs Himmel. Alle diese Abtheilungen drücken die Stufenfolge von dem Daseyn in der irdischen Materie bis zur Verklärung und endlich bis zur völligen Verflüchtigung und Vernichtung aus, in welcher der Buddhaist das höchste Ziel alles tugendhaften Strebens erblickt. — Zugleich sind alle diese Welten und Himmel doch nur ein Punkt im All: denn außer ihnen gibt es noch Billionen solcher Welten, ruhend auf Billionen von Lotosblumen. — Und neben diesen phantastischen Vorstellungen, welche nur die Unendlichkeit des Raumes vergegenwärtigen sollen, finden sich ebenso ungeheure Phantasmata für den Begriff der Unendlichkeit der Zeit. — Weltperioden oder Kalpa's (d. i. Schöpfungen) von ungeheurer, unbestimmbarer Dauer folgen auf Weltperioden. Eine jede hat vier Epochen. In der ersten entstehen die Welten aus dem gestaltlosen Nichts; dann gehen die Wesen in die Region der Formen über. In dem Maaße aber, als die Zeit ver-

[1]) v. Bohlen, Indien 2c. I. S. 324; — Huc, Souvenirs etc. II. 340 ff.

streicht, schwächt sich die Urkraft, und die Wesen sinken endlich, durch den Abfall eines Tengri (Genius, Geist, Dämon) und aus Lüsternheit nach irdischem Genuß — der sogenannten Erdbutter — in die Bande des Sansara und zum Kreislaufe der Seelenwanderung herab, wo sie sich nicht mehr durch Emanation, sondern durch irdische Zeugung fortpflanzen, wo der Mensch den Leidenschaften und den Sinnen unterthan ist, bis durch Brand und Ueberschwemmung die Zerstörung der Materie herbei-, die ursprüngliche Leere zurückgeführt wird, und eine neue Weltperiode an die Stelle der abgelaufenen tritt. — Die höheren Wesen in den Regionen der Formen und des Nichts, welche nicht mit versunken sind in die tieferen Zustände der unteren Welten, überdauern aber diesen Wechsel der Dinge, und leben 80000 Kalpa's: denn nur das Materielle wird vernichtet, die Lichttheile des Geistes steigen von Region zu Region bis zu der des Lichtes, die ewig und unzerstörbar, in welcher Alles „Buddha ist", und selbst die Himmel der farbigen Welt verschwinden endlich „wie ein Regenbogen", um sich in das Nichts, in das Leere zu versenken. —

Die Welt zu bessern und die Menschen an den verlorenen glücklichen Zustand zu erinnern, erscheinen nun von Zeit zu Zeit, hier und da, in Menschengestalt besondere Inkarnationen der vernichteten Substanz, und eine solche war Gautama, dessen Beiname „Buddha" nur auf jene göttliche Substanz übertragen worden ist, die deshalb ebenfalls „Buddha" genannt wird. — Und diese Ansicht, welche wieder an die ähnliche brahmanische Lehre von den Fleischwerdungen Wischnu's erinnert, [1]) ist, beiläufig bemerkt, wahrscheinlich der Grund, warum man — jene Inkarnationen Buddha's vor dem Erscheinen Gautama-Buddha's voraussetzend und ihre Zahl bald größer, bald kleiner annehmend — die Stiftung der Religion bald in eine ältere, bald in eine jüngere Zeit verlegt und zum Theil (wie bei den Tibetanern) bis in die Mitte des dritten Jahrtausends vor Christus hinaufgerückt hat. [2]) —

Den vorhin erwähnten Vorstellungen entspricht das Streben der Buddhaisten, sich dem Sansara und den der Zerstörung unterworfenen Welt-Regionen zu entziehen, um im Ewig-Leeren Unsterb-

---

[1]) Deshalb ist Buddha auch wohl, selbst von Brahmanen, als die neunte Inkarnation Wischnu's angesehen worden. (Vergl. über diese Meinung Stuhr a. a. O. S. 205, und dagegen: W. v. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache 2c. S. 264.)

[2]) Nach dem oben erwähnten Ampère'schen Berichte heißt es im Fo-kue-ki: „Die Zahl meiner (Buddha's) Geburten kann nur mit der Zahl der Bäume und der Pflanzen des Weltalls verglichen werden. Niemand vermag die Leiber zu zählen, in denen ich gelebt habe" u. s. w.

lichkeit zu gewinnen. Zu diesem Ziele führt Bändigung des eignen Selbst, Ertödtung der Sinne durch Bußübungen, Nichtachtung des Lebens, wenn Gutes dadurch erzielt werden mag, Barmherzigkeit gegen alles Belebte, Geduld und Standhaftigkeit. Diese Tugenden bedingen den Begriff buddhaischer Heiligkeit, und nur diese befreit von den Fesseln des Sansara, von dem Wechsel der Geburt, des Todes und fernerer Seelenwanderungen, von der Wandelbarkeit des Seyns; sie führt zum seligen Zustande vollkommener Ruhe, zum Nirwana, dem Gegensatze des Sansara, zur Befreiung (Moksha) und Vollendung, die die Vernichtung aller Wesenheit ist. — In diesem Zustande sollen die Frommen, die Heiligen, die sogenannten Bodhisatua's (Bodhisatwa's), gleich Buddha, im ewigen Lichte wohnen; es soll ihnen zugleich gestattet seyn, nach dem irdischen Tode wieder zur Erde herabzusteigen, um den Menschen, als Buddha's Abglanz, die Herrlichkeit Nirwana's darzustellen, und sie zur Buße und Bekehrung zu ermahnen. — Wer dagegen lasterhaft lebt, und die Gebote Buddha's nicht befolgt, dessen Seele wandert nach dem Tode in den Körper eines Thieres, weshalb alle Geschöpfe gleiche Ansprüche auf Schonung und noch immer Aussicht auf die endliche Seligkeit haben. Wen aber diese Wanderung in einen Thierleib nicht bessert, dem droht die Hölle (Naraka) mit allen irgend ersinnlichen Schrecknissen. [1]) —

Der Gebote Buddha's, die für alle Menschen gegeben worden, sind fünf: 1. Nichts Lebendes zu tödten; 2. nicht zu stehlen; 3. Keuschheit; 4. Wahrhaftigkeit; 5. keine berauschenden Getränke zu genießen. Ihnen werden hier und da noch mehrere andere hinzugefügt, namentlich für die Priesterschaft; [2]) sie beziehen sich aber mehr auf äußerliche Dinge und tragen meist den Charakter von sentenziösen Lebensregeln. — Wer diese Gesetze befolgt, dessen Seele wird mit der Wanderung in untere Sphären verschont; zur vollkommenen Heiligung gehört aber außerdem ein in Büßungen und Entbehrungen zugebrachtes Leben, wie es Sakyamuni geführt, dessen Leben [3]) in den heiligen Schriften der Buddhaisten mit einer Fülle von Mythen, Dichtungen und überwundenen Anfechtungen ausgeschmückt ist, worauf zugleich großentheils die reiche Literatur aller buddhaistischen Völkerschaften beruht. —

Bis dahin mochte die Lehre Gautama's friedlich neben der brahmanischen hingehen, wie sie denn auch mehrere hundert Jahre

---

[1]) Vergl. v. Bohlen a. a. O. I. S. 327; Stuhr a. a. O. S. 147 u. 167.

[2]) Vergl. Huc, Souvenirs etc. II. p. 148 ff.

[3]) Vergl. darüber Stuhr a. a. O. S. 148 ff., so wie den citirten Ampère'schen Bericht.

neben ihr, als eine geduldete, wenngleich verachtete Sekte, in Indien bestanden hat, bevor sie durch blutige Verfolgung [1]) zuerst nach Ceylon und Hinter-Indien, dann auf die benachbarten Inseln verdrängt, und, begünstigt durch den von jedem Märtyrerthume ausgehenden Glanz und Aufschwung, endlich über ganz Ost- und Mittel-Asien verbreitet worden ist. [2]) — Diese Verfolgungen finden ihr Motiv in der Art und Weise, in welcher die Buddhaisten das Verhältniß des Menschen zu Buddha auffaßten, und danach die Lehre von der Seelenwanderung ausbildeten. — Nach buddhaistischen Ansichten ist die irdische Schöpfung — im Gegensatze zur brahmanischen Lehre von der Göttlichkeit des All — wie Alles, was der Welt der Wünsche und des Wechsels angehört, dem Uebel unterworfen, und die Bekämpfung und Abstreifung der im Argen liegenden Materie die einzige sittliche Aufgabe des Menschen, wogegen der Brahmane alles Erschaffene als Theil der göttlichen Weltseele und darum als anbetungswürdig betrachtet. Nach Buddha's Lehre ist Niemand von der allgemeinen Sündhaftigkeit ausgenommen, und im religiösen Sinne fallen daher alle Kastenunterschiede weg; alle Menschen sind vielmehr gleich berufen zur Seligkeit, und stehen ihr nur in dem Grade näher oder ferner, als es ihnen gelungen ist, sich ihres materiellen Daseyns zu entschlagen, und durch Kasteiungen und Büßungen die Ertödtung des Fleisches zu erzwingen, welche den Uebergang zu einem höhern geistigen Daseyn vorbereitet und bedingt. Sie predigt dennoch Schonung und Liebe gegen alles Erschaffene, und nimmt selbst den Paria nicht davon aus. Alles Verdienst ist den Buddha-Dienern persönlich, keines angeboren; keine Kaste ist daher von Hause aus Gott näher, als die andere. Jedermann, selbst der Paria, vermag nach ihrer Meinung Buddha in sich aufzunehmen, und dadurch schon auf Erden Gott gleich zu werden; es kommt nur darauf an, sich durch Entfremdung aus der wandelbaren Welt der Materie (Sansara) zum Zustande vollkommener Ruhe (Nirwana) zu erheben. — Was war natürlicher, als daß die Brahmanen diese Sektirer, die mit jedem aßen, mit jedem verkehrten, und jedem den Weg zur Seligkeit offen ließen, verachteten, und, als ihnen die von jenen verkündigten Ideen

---

[1]) Nach Ceylon kam die buddhaistische Lehre in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. (A. Remusat, Mélanges asiat. I. 122); in China faßte sie wahrscheinlich nicht vor dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung Wurzel (Stuhr a. a. O. S. 139); Huc, (Souvenirs etc. II, 153 ff.) berichtet nach chinesischen Annalen, daß sie im J. 65 n. Chr. zuerst dahin gebracht wurde.

[2]) Vergl. Ritter's Erdkunde IV. S. 1164, V. S. 512, VI. S. 225, 383, 547; — Huc, l'empire chinois etc. II, p. 225.

gefährlich wurden, verfolgten und ausrotteten, so daß, im Vaterlande des Brahmanenthums, ihre Spuren nur noch in der ketzerischen Sekte der Jaina's (Dschaina's) oder Syaura's erkannt werden. —

Diese Gleichheit der Menschen, in Bezug auf die Fähigkeit zur Seligkeit, mußte natürlich auch die Lehre von der Seelenwanderung wesentlich verändern. — Nach der Lehre der Buddhaisten vermag sich die Seele eines Jeden, durch Abstreifung und Ueberwältigung des Sansara, vermöge unendlicher Kasteiungen und Büßungen der abenteuerlichsten Art, zum Nirwana, zur Identität mit der Gottheit zu erheben, und umgekehrt liegt es eben so wesentlich im Bereiche buddhaistischer Vorstellungen, daß die als reine, verflüchtigte Substanz gedachte Gottheit, als Buddha, in jeglichen Menschen herabsteigen und sich mit ihm identifiziren kann. [1]) Gautama, so wie alle früheren und späteren Buddha's müssen, nach diesem Lehrbegriffe, dem Irdischen angehört und durch das Nirwana zum Buddha geworden, aufgestiegen seyn, und steigen dann, wie die Bodhisatwa's, zu gewissen Zeiten wieder als irdische Menschen herab, und nehmen einen beliebigen Körper an, doch ohne darum etwas von ihrer göttlichen Machtvollkommenheit einzubüßen. Und dieses wechselseitige Auf- und Niedersteigen, dieser Kreis von himmlischen Aus- und Zuflüssen bildet die wahre Grundlage der höhern buddhaistischen Religionslehre, während die brahmanische nur gewisse Menschenklassen zur Vereinigung mit der Gottheit geeignet erklärt, und mit den Inkarnationen ihrer Götter die Idee einer Anbequemung an irdische Verhältnisse verbindet. —

Weder Buddha noch die Bodhisatwa's werden in irgend einer Beziehung zur Weltschöpfung gedacht; das All ist ewig und wird ewig seyn, und hierin liegt wiederum eine wesentliche Abweichung vom brahamanischen Lehrbegriffe. Nach dem Dogma der Buddhaisten ist es eine unabänderliche Nothwendigkeit, welche die Welt erhält und den Kreislauf der Dinge vorschreibt. Nur die Heiligung der Wesen hält die Zerstörung auf, ihre Sündhaftigkeit beschleunigt sie; aber auf den Untergang, der nur die unteren Welten ergreift, folgt eine neue Schöpfung, bis sie nach den Gesetzen des waltenden Fatums wiederum vergeht. — Daraus folgt, daß den Buddhaisten auch die Idee der brahmanischen Trimurtis fern liegt. Sie haben den Begriff der Dreifaltigkeit rein moralisch aufgefaßt. Buddha, Dharma und Sanggha — oder Sakyamuni, das Gesetz (oder die Lehre) und der Verein der Geistlichkeit: — diese Dreifaltigkeit ist es, als deren Diener alle belebten Wesen

[1]) W. v. Humboldt a. a. O. S. 265.

gedacht werden. — Die Geistlichkeit oder die Priesterschaft hat endlich ebenfalls eine ganz andere Bedeutung als im Brahmanenthume. Durch das letztere wird sie ein Vorrecht einer privilegirten Menschenklasse; im Buddhaismus ist es nicht nur jedem, ohne Unterschied der Geburt und des Geschlechts, gestattet, sondern ursprünglich sogar geboten, Priester zu werden und in klösterlicher Abgeschlossenheit zu leben, d. h. sich den strengsten Anforderungen zu unterwerfen, welche das Streben nach der Befreiung von dem Sansara bedingt. Und wenn das praktische Leben die Ausführung dieser Idee einer allgemeinen Priesterschaft allerdings nicht gestattet, so gibt es doch mancherlei, theilweise (wie in Tibet) sehr verkehrte Formen und Versuche, sich dem zu nähern, wie es denn z. B. in einigen buddhaistischen Ländern Gesetz ist, daß jeder wenigstens für einige Jahre sich dem Priesterstande und den strengeren Anforderungen desselben unterwerfe. Die buddhaistischen Priester (Bonzen, Lama's, Schamanen, [1]) Talapoinen ꝛc. genannt) leben ehelos, in strenger klösterlicher Zucht, in der Verpflichtung der Keuschheit, des demüthigsten Gehorsams und der Armuth. Ihnen liegt die Bestattung der Todten und das Predigen vor dem Volke ob; Gebete und Opfer (von Reis, Blumen, Butter oder Sandelholz) [2]) bringen die Laien persönlich dar. — Die Klöster dienen zugleich als Schulen für die Jugend; sie sind der Sitz der eigenthümlich-mystischen Gelehrsamkeit des Buddhaismus und der Aufbewahrungsort jener bändereichen Büchersammlungen, welche aus den unendlich mannigfaltigen Auffassungen der mythenreichen Religionsgeschichte entstanden sind. [3]) —

Die Ausprägung dieser reinen buddhaistischen Lehre zeigt indeß eine große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit. Häufig hat sie sich zahlreicher Elemente des Brahmanenthums nicht erweh-

---

[1]) Bei den eigentlichen Mongolen, Buräten, Tungusen u. a. ehemals schamanischen Völkerschaften (s. §. 13). „Schamane" heißt Zauberer oder Priester; es ist daher begreiflich, daß die vom Schamanenthum zum Buddhaismus übergegangenen Völker jene Bezeichnung beibehalten haben. Die S. 196 angeführte Ableitung des Wortes scheint hiernach zweifelhaft.

[2]) Blutige Opfer sind, nach dem Vorangeschickten, natürlich ganz gegen den Geist des Buddhaismus. — Vergl. Ritter's Erdkunde VI. S. 234; auch Huc, Souvenirs II, 95 ff., wo ein solches Opferfest beschrieben wird, bei welchem kolossale Blumen u. a. Bildwerke aus — Butter von überraschender plastischer Vollkommenheit dargebracht wurden.

[3]) Vergl. Ritter a. a. O. II. S. 744, 751, III. S. 126, 153, 354, IV. S. 73 f.; auch Huc, Souvenirs etc. II. 123; — desselben Empire chinois II, 222 u. 233. Die Buddha zugeschriebene Dogmatik (Gandjur) umfaßt allein einhundert und acht dicke Bände, die Kirchengeschichte der Buddhaisten (Dandjur) deren sogar zweihundert und zwei und dreißig.

ren können, wohin namentlich die Uebertragung brahmanischer Mythologie und brahmanischen Götzen- und Geisterdienstes gehört, — und dabei findet das merkwürdige Verhältniß statt, daß die Buddha-Priester die Verehrung brahmanischer Götter in buddhaistischen Tempeln zulassen, ohne jedoch selbst Antheil daran zu nehmen, wogegen sie den Geisterdienst mehrentheils ganz untersagt haben.[1]) Ebenso ist der buddhaistischen Lehre, namentlich bei ihren nördlichen und nordöstlichen Verzweigungen, ein fremdartiger, den früheren religiösen Vorstellungen der zu ihr bekehrten mongolischen Völker entsprechender Stempel aufgedrückt worden.

Am merkwürdigsten hat sie sich in Tibet, im Lamaismus, als eine Priesterherrschaft ausgebildet, deren Oberhaupt, der Dalai Lama (d. i. Meer-Priester oder Priester, dessen Herrschaft ausgebreitet wie der Ozean) als eine fortdauernde Emanation des bei Sakyamuni's Tode als dessen Stellvertreter auf Erden zurückgebliebenen Bodhisatwa's und darum auch wohl — da man sich diesen Stellvertreter als den Abglanz des in höhern Welten hinaufgerückten Sakyamuni denkt — wie eine Emanation Buddha's selbst angesehen und angebetet wird.[2]) — Freilich hindert dies nicht die abscheulichsten Attentate gegen diese meist unmündigen Stellvertreter der Gottheit und eben so wenig Spaltungen, schismatische Streitigkeiten und Reformationen, deren jüngste (im 15. Jahrhundert) dem prächtigen Lama-Kultus eine neue Gestalt und — wie neuerlich ein katholischer Missionär findet — eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem römisch-katholischen Kirchendienst gegeben hat.[3]) —

Was nun, schließlich, die Bedeutung dieser heidnischen Religionsform für die Entwickelung der Menschheit anbelangt: so springt zuerst Das ganz deutlich hervor, daß sie sich, ihrer reinen Auffassung nach, von dem Pantheismus des Brahmanenthums, wenngleich nur von seiner grob-sinnlichen Ausartung, frei zu machen strebt. — Ihre glänzendste Seite aber ist die Moral. Sie predigte in dem Lande der strengen Kastenunterschiede die Gleichberechtigung aller Menschen zur Veredelung und zur Seligkeit. Sie macht selbst das Fortdauern des bestehenden Weltzustandes in gewissem Grade von

---

[1]) W. v. Humboldt a. a. O. S. 280.

[2]) Schmidt und A. Remusat bei W. v. Humboldt a. a. O. S. 265.

[3]) Vergl. Huc, Souvenirs etc. II, Chap. 3; auch A. Rémusat, Mélanges asiatiques I, 129. — Die Aehnlichkeit beider Kulten ist schon sehr früh Veranlassung zu sehr abenteuerlichen Kombinationen geworden. Wiseman (Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion. Deutsch v. Dr. Haneberg-Regensburg 1840) hat die Unhaltbarkeit derselben nachgewiesen, und versucht, die fragliche Aehnlichkeit historisch zu erklären. A. a. O. S. 489 ff.

der moralischen Vervollkommnung der Menschheit abhängig, indem sie den Weltuntergang an den sittlichen Verfall knüpft. Sie empfiehlt die schönsten menschlichen Tugenden: Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit, Barmherzigkeit, Versöhnlichkeit, Selbstaufopferung für edle Zwecke, Pflichterfüllung und Liebe gegen Alles, was Odem hat, und verspricht Dem, der sich ihrer befleißigt, Lohn, — Dem, der sie hintansetzt, Strafe. Es ist also das sittliche Prinzip des Bösen und Guten hier in einer ganz andern, viel lebendigern Weise aufgefaßt worden, als im Brahmanenthume.

Aber in der Metaphysik des Buddhaismus liegt zugleich der Todeskeim für seine moralischen Tendenzen. Jene hebt diese auf, stört sie mindestens ganz wesentlich. Denn die metaphysische Lehre ist nur ein verkappter, verfeinerter Pantheismus, und jede pantheistische Richtung führt zum Indifferentismus, zur Gleichgültigkeit auch in moralischen Beziehungen. — Es soll das Streben des Buddha-Dieners, nach dem Dogma, darauf gerichtet seyn, dem höchsten Prinzip, dem abstrakten Nichts — dessen Wesen eben darin besteht, in ewiger Ruhe, in sich unveränderlich, ohne Thätigkeit, ohne Willen, selbst ohne Bewußtseyn zu seyn — gleich oder doch ähnlich zu werden. Deshalb ist seine höchste Tugend das Unterlassen. Nichts thun, nichts wollen, nichts verlangen, nichts denken: dies allein führt zur Glückseligkeit. Denn nicht nur die Begierden und Wünsche sind Hindernisse der Erhebung, sondern selbst der Gedanke, das Bewußtseyn ist des Menschen Feind. „Anfangs," so heißt es nach der metaphysischen Anschauungsweise der Buddhaisten, „war alles Urlicht; aber plötzlich entstand ein Gedanke und erzeugte das falsche Licht, in Folge dessen sich das glückliche Leere von dem Unseligen abschied, und die untergeordneten Regionen des Daseyns entstanden." Aber nur, wer in dieser Negativität die höchste Spitze erreicht, wer sich in die Anschauung des ewigen Nichts bis zum Aufgeben der eigenen Individualität, bis zum Verluste des eigenen Bewußtseyns zu steigern vermag, erreicht die seligen Regionen des ewigen Friedens mit der bis zur Vernichtung verflüchtigten Verklärung seiner Selbstheit. — Es leuchtet jedoch ein, daß in diesem glückseligen Zustande, wie im Erstreben desselben, weder von Tugend noch von Laster die Rede seyn kann: denn — mit Hegels Worten — „um diesen Tod des Lebens schon im Leben zu erreichen, dazu ist das Verschwinden alles sittlichen Thuns und Wollens, wie auch des Wissens nöthig". [1]) — Und welcher höchst lächerlicher, ja entwürdigender und entsetzlicher Mittel bedient sich der angehende buddhaistische Heilige, um jenes

[1]) Philosophie der Geschichte S. 164.

Ziel zu erreichen! Der eine dieser wahnbethörten Büßer fingirt den Wahnsinn, der andere ununterbrochenen Schlaf; der dritte steht regungslos an einen Baum gelehnt, bis die Vögel in seinem Haupthaare nisten, und bis die Fingernägel der in einander gefaltenen, in einer gewissen unabänderlichen Richtung emporgestreckten Hände ins Fleisch wachsen; ein vierter schneidet sich gar die Augenlider ab, damit auch der Schlaf seine Beschaulichkeit nicht unterbreche u. s. w. Huc erzählt sogar als Augenzeuge, daß ein Lama, um seine Heiligkeit in helles Licht zu setzen und seine Weissagungen zu beglaubigen, sich in öffentlicher Priester-Versammlung den Bauch aufschlitzte, und fügt hinzu, daß dergleichen Operationen weder selten sind, noch besondern Anspruch auf Verehrung gewähren.[1]) — Es würde zu weit führen, alle die auffallenden und betrübenden Thorheiten aufzuzählen, welche ersonnen und ausgeführt worden sind, um die beabsichtigte Ertödtung des materiellen Daseyns und die Versenkung in das Nichts darzuthun und zu erzielen. —

Es ist bezweifelt worden, ob der Buddhaismus in seiner reinsten Auffassung atheistisch sey. Ein ausgezeichneter Gelehrter schildert ihn sogar als eine ganz theistische Lehre,[2]) aber wie er ihn schildert, thut er fast das Gegentheil dar. Denn Buddha ist nicht Gott, sondern nur ein zur buddhaistischen Gottheit, der Leere, dem Nichts, verklärter und gereinigter Mensch, und die höchste Gottheit — eben jenes Nichts — ist, wie bereits bemerkt, ein wesentlich Unthätiges, Unschöpferisches, Unpersönliches und Unwirkliches und, so wie es die Buddhaisten denken, nicht einmal ein Agens, nicht einmal eine todte Kraft zu nennen. „In der buddhaischen Lehre," sagt Stuhr ausdrücklich,[3]) „ist jede unmittelbare Beziehung des Göttlichen zum Weltlichen aufgehoben, und, inwiefern die Welt zur Gottheit in ein Verhältniß gesetzt ist, ist dies nur der Fall in der einzigen Beziehung auf die Vorstellung davon, wie in der Welt für die athmenden Wesen die Bahn eröffnet sey, auf welcher sie in der Bewährung ihrer sittlichen Kraft im Kampfe des Lebens zur Heiligkeit gelangen könnten und sollten." — Im Buddhaismus, wie im Brahmanenthume und der Zend-Religion, ist die Ahnung aufgegangen, daß die bunte Welt der Erscheinungen ein äußerliches, unwesentliches Wechselspiel sey, dem eine Einheit — hier eine unwandelbare, unbegreifliche Substanz, welche eben nichts Einzelnes ist — inne wohnen müsse. Und so wie den Orientalen überhaupt der volle Begriff der Persönlichkeit nicht deutlich ist, so gelangen sie auch durch jene Ahnung nimmer zur Anschauung des per-

---

[1]) Souvenirs etc. I, 321 ff.
[2]) A. Rémusat im Nouv. Journ. asiat. VII. p. 264.
[3]) A. a. O. S. 170 u. 171.

sönlich lebendigen Einigen Gottes. Sie wissen vom Ewigen, aber es ist ihnen ein unbestimmtes, unpersönliches, selbst unfreies und unbewußtes Wesen. — An die Stelle der Weltschöpfung und Weltregierung tritt daher eine starre Nothwendigkeit, ein lebloses, unbegreifliches Fatum. „Gäbe es einen Schöpfer, so argumentirt die buddhaische Lehre, so würde die Welt nicht untergehen, sondern durch ihn unversehrt erhalten werden.“[1]) — Wenn Etwas dem Buddhaismus den Vorwurf des Atheismus ersparen kann, so ist es nicht sowohl seine theistische, als vielmehr seine polytheistische Tendenz. Denn außer Buddha genießen eine Menge anderer, zum Theil aus dem Brahmanenthume übertragener, mythischer Gottheiten wahrhaft göttliche Verehrung. Daneben werden noch die Bodhisatwa's und unendliche Schaaren von guten und bösen Geistern (Tengri's und Asuren) angebetet und gefürchtet, der Ungeheuer der Unterwelt und der Hölle nicht zu gedenken. —

In Folge dieser Vielgötterei fehlt es auch nicht an Götzenbildern und Bilderdienst. Das gewöhnlichste Götzenbild stellt Buddha dar, häufig in kolossaler Größe, meist in sitzender, nachdenkender, beschaulicher Stellung, mit untergeschlagenen Beinen und verschlungenen Armen, mit dem Olivenzweige, dem Symbole des Friedens, um anzudeuten, daß dieser nur durch die Innerlichkeit eines beschaulichen Lebens zu gewinnen sey. — Und der Kultus dieser Götzenbilder, in denen Buddha gegenwärtig geglaubt wird, die Anbetung der Neben-Gottheiten und Dämonen ist fast überall zur Hauptsache geworden, während das reine Dogma, mit seiner überfeinen Metaphysik, kaum hier und da noch der Priesterschaft ganz faßlich und verständlich seyn mag. —

„Die reine, spekulative Buddha-Lehre konnte und kann“ — wie W. v. Humboldt in seiner treffenden Weise bemerkt[2]) — überhaupt „nie eine wahre Volksreligion werden. Und dies scheinbar möglich zu machen, mußte erst, gegen die ursprüngliche, einen abgesonderten Priesterstand von sich stoßende Vorstellungsweise, in einer ausgedehnten Priesterschaft die beschauliche Vertiefung durch die Lockungen der Arbeitslosigkeit und des Eigennutzes in irdische Neigungen und Verhältnisse eingreifen. Das Volk bedurfte also anderer, die Sinne und die Einbildungskraft näher berührender Vorstellungen, und nach allen Nachrichten sind die vielgestalteten Götterbilder in den buddhaistischen Heiligthümern vorzugsweise hierzu bestimmt.“ . . .

---

[1]) Vergl. W. v. Humboldt a. a. O. S. 166 u. 297; Stuhr a. a. O. S. 154 u. 155.

[2]) A. a. O. S. 289.

In der Theorie dieses Religions-Systems liegt daher, wie bereits oben bemerkt, so der Todeskeim seiner moralischen Tendenzen, als der Verfall seines äußerlichen Kultus, und damit hat es natürlich auch seine ursprünglich reformirende Bestimmung fast gänzlich aus den Augen verloren. — Um Proselyten zu machen, hat es sich überall den herrschenden Volks-Ideen angeschmiegt, und die Verehrung fremder Prinzipien und Götzen nicht nur gestattet, sondern in sich aufgenommen.[1]) — Dahin gehört ferner die in einigen buddhaistischen Ländern unverhältnißmäßig angewachsene Zahl von Klostergeistlichen, die z. B. in Tibet fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen sollen, welche — zwar unbeweibt, aber keineswegs immer in Keuschheit, geschäftslos, daher von den arbeitenden Klassen nicht blos verehrt, sondern auch ernährt — sämmtlich der Beschaulichkeit sich gewidmet zu haben vorgeben, aber auf die Veredelung und Sittlichung des Volkes keinen merkbar günstigen Einfluß ausüben. Daher geschieht es, daß die Buddhaisten mit äußerlicher Götzendienerei den Vorschriften ihrer Religion genug zu thun wähnen, und daher durch sinn- und gedankenlose Beobachtung des Mechanisch-Gebräuchlichen, sich mit ihrem Gewissen, wie mit ihrem Götzen abfinden. Sie lassen daher oft selbst das G e b e t von irgend einer Maschine — wie die Brahmanen zuweilen durch sprechende Papageyen — für sich verrichten. „Da es gleich gilt, ob es mit den Lippen oder anderweitig b e w e g t werde, so schreiben sie ihre Formeln auf Fähnchen, damit der Wind das Gebet in Bewegung setze, oder sie legen sie in Walzen, welche selbst die Diener für ihre Herren umdrehen mögen, und in den Vestibülen der Tempel sieht man solche Drehbetmaschinen mit Glöckchen versehen, damit man die Gottesfurcht des Laien auch höre, wenn er beim Hinausgehen ein Gebet herdreht."[2]) Die Gebetformeln sind überdies gewöhnlich in unverständlichen Sprachen (Pali oder Sanskrit) abgefaßt, und werden daher auch als zauberhafte Beschwörungsformeln gebraucht, da der Glaube an Z a u b e r e i von dem Dogma selbst gegeben ist, indem man meint, daß die höheren Zustände der Heiligung mit der Weisheit auch die Macht verleihen, sich der materiellen Trugbilder nach Gefallen bedienen und durch Zauberei „Alles in Freiheit beherrschen zu können."[3]) —

Auf diese Weise muß man ohne Zweifel gestehen, daß die Lehre, die anfangs eine menschenfreundliche Reform des ausschließ-

---

[1]) Vergl. in dieser Beziehung v. B o h l e n a. a. O. I. S. 322.

[2]) v. B o h l e n a. a. O. I. S. 340. Auch A. R e m u s a t bei A m p è r e im Mag. f. d. Lit. des Auslandes 1837. S. 355., so wie Huc, Souvenirs etc. I. 340 ff. II. 145.

[3]) v. B o h l e n a. a. O. I. S. 325; S t u h r a. a. O. S. 189.

lichen, herrschsüchtigen und von vielen Seiten verderblichen Brahmanenthums beabsichtigte, überall, wo sie selbst herrschend geworden, zu einem Gewebe unverständlicher Mystik, gehaltloser Formeln und Ceremonien herabgesunken ist. — Wenngleich daher der buddhaistischen Lehre nicht abgesprochen werden mag, daß sie, wie in der That geschehen, ganz versunkene und rohe Völkerstämme zu größerer Menschlichkeit und Gesittung zu führen im Stande ist: so kann doch eben so wenig geleugnet werden, daß ihre entwickelnde, veredelnde und versittlichende Eigenschaft sich nur innerhalb sehr enger Grenzen geltend zu machen die Kraft hat; daß sie dagegen, wenn sie die Gesittung bis auf einen gewissen Punkt erhoben hat, der weitern Entwickelung jeden höhern und freiern Aufschwung geradezu verwehrt. Es ist aber im Entwickelungsgange der Menschheit nirgend ein absoluter Stillstand denkbar, denn jede strenge Stabilität trägt den wachsenden Keim des Rückschritts, des darauf folgenden Verfalls und Versinkens in sich, und entwickelt, hier wie überall, alle die gährenden, fauligen Dünste, welche die Auflösung des Stillstehenden und eben deshalb nicht mehr organisch Fortlebenden bereits verkündigen, bevor noch das eingetretene Absterben äußerlich erkennbar geworden ist. — Und deshalb ist das Buddhathum nimmer als eine für die Veredelung und Entwickelung der Menschheit förderliche Religionsform anzusehen, wenngleich es hier und da auf die Sänftigung der Sitten und die Minderung der natürlichen Rohheit der Völker günstig einwirken mochte. Es trug, wie jedes andere Menschenwerk, den Todeskeim schon bei seiner Entstehung in sich, und wenn es dennoch, trotz seiner innerlichen Hohlheit und Leere, seit mehreren Jahrtausenden äußerlich noch immer fortbesteht, so gleicht es doch einem absterbenden Baume, dessen weit gestreckte, dürre Zweige zwar keinen erquicklichen Schatten geben, dessen ausgehöhlter Stamm aber nichts desto weniger noch immer manches kräftigen Schlages bedarf, um gefällt und umgestürzt zu werden. —

§. 12. Heidenthum der turanischen Menschheit — die Staats-Religionen von China und Japan.

Ein wundersames Reich im äußersten Osten der alten Welt umfängt seit Jahrtausenden, physisch wie geistig, den größten Theil der turanischen oder mongolischen, ja etwa ein Drittel der gesammten Menschheit. Durch Sprache, Sitten, Civilisation, soziale, politische und religiöse Vorstellungen vollkommen isolirt von der ganzen übrigen Welt bedurfte es, um nur zunächst den Blick für das richtige Verständniß von ganz absonderlichen Erscheinungen und schwer faßlichen Verhältnissen geschickt zu machen, einer langen Reihe von mühseligen Anstrengungen, die seit M. Polo begonnenen

und in Gestalt geographischer, historischer und sprachlicher Forschungen, gesteigerter Handelsthätigkeit und apostolischen Eifers mit wachsender Energie fortgesetzt worden sind, um dies große ethnographische Räthsel zu lösen. —

Unter allen dafür in Bewegung gesetzten Kräften erscheint der religiöse Missions-Eifer nicht allein als die mächtigste, sondern auch als die älteste. In der That würde das eigenthümliche und für uns so überaus unverständliche Volkswesen der Chinesen ohne den ihnen im ersten Jahrhundert n. Chr. gebrachten Buddhaismus jeglicher geistiger Verbindung mit der übrigen asiatischen Welt ermangelt haben. Diese Verbindung gewährt daher den ersten Aufschluß über eine hinter natürlichen und künstlichen Mauern auf eine durchaus originelle Weise entwickelte Ideenwelt. — Aber Fohi, der Buddha der Chinesen ist weder identisch mit dem Guru der Inder, noch mit dem Tschigumene der eigentlichen Mongolen; das Mystische und Schwärmerische der reinen Buddha-Lehre vermochte das religiöse Bedürfniß eines vorzugsweise verstandesthätigen Volkes nicht zu befriedigen. Selbst in den unteren Schichten desselben ist daher nur das Abgöttische und Abergläubische des Buddhathums zur Geltung gekommen, aber keineswegs zur ausschließlichen, weil es einerseits der Ungunst, ja der Feindseligkeit eines vollkommen religiösen Indifferentismus,[1]) andererseits nicht verdrängten einheimischen Mythen und dem Reflex eines in den höheren Schichten lebenden und auf der uralten Kultur des Volkes wurzelnden Dünkels eigener Unübertrefflichkeit begegnete. —

Von diesem frühen Kulturleben der Chinesen gibt der Wu King, eine Sammlung für heilig gehaltener Bücher, Zeugniß. — Das älteste derselben — das Buch der Umwandlungen (Yih King) — soll schon im zwölften Jahrhundert v. Chr. entstanden seyn, und ist als mythische Kosmologie zu charakterisiren. Geht daraus gleich hervor, daß die Kulturgeschichte der Chinesen weiter in die Urzeit hinaufreicht, als die vieler anderen Völker, so ist doch jetzt nicht mehr zweifelhaft, daß die in dieser Beziehung lange gehegten Meinungen jedenfalls übertrieben waren. — Auch das zweite der heiligen Bücher — „das Urkundenbuch (Schu King)“ — die Grundlage des politischen Systems, der religiösen Gebräuche und der ganzen Civilisation der Chinesen, beginnt erst mit dem Jahre 2350 v. Chr. „Die Kenntniß des wahren Gottes ist darin nicht dunkel angedeutet.“ [2]) — Es hat zugleich das auch von dem Buddhaismus zurückgerufene Andenken an eine verschwundene glückseligere Periode,

[1]) Huc, Empire chinois etc. II., 203, 227 ff.

[2]) S. Wells Williams, das Reich der Mitte ꝛc. a. d. Engl. von Collmann (1852) I, 2. S. 493.

an ein goldenes Zeitalter, in welchem die Menschen unschuldvoll, in stillem Seelenfrieden über die Erde wandelten, und ihre Kräfte allein im siegreichen Kampfe gegen die rohe Natur wandten, bewahrt, auf welches die Sagen aller Völker zurückweisen. —

Dieser Gedanke geht auch durch die zahlreichen Schriften des im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt lebenden chinesischen Weisen Kung-Fu-Dsü oder Kung-Tse (wahrscheinlich eines Zeitgenossen des Gautama), dessen Namen die Abendländer in Confucius verkehrt haben. Er hat den Wu King überarbeitet, erläutert und mit eigenen Werken vermehrt, deren bedeutendstes an „das Urkundenbuch" anknüpft und die Geschichte Chinas bis auf seine Zeit fortsetzt. — Anstatt als Religionsstifter aufzutreten, hat er die in seine zahlreichen Schriften eingewebten Lehren vielmehr seinen Vorgängern zugeschrieben und von ihnen abgeleitet, um sie dadurch ehrwürdiger und eingänglicher zu machen. Sie sind bestimmt, der immer weiter um sich greifenden sittlichen Entartung Einhalt zu thun, und, wo möglich, die verlorene, beseligende Einfalt eines frühern Lebenszustandes zurückzuführen. —

Kurz vor ihm war bereits Aehnliches durch seinen ältern Zeitgenossen Lao-Tse versucht worden, dessen Doktrinen theils, wie man gemeint,[1]) auf griechischer Weltweisheit (die er auf weiten Reisen kennen gelernt haben soll), theils auf den Lehren des einige Menschenalter früher lebenden Lao-Kiün fußten, und sehr bezeichnend Tao-Tao, d. i. Lehre der Lehre oder Lehre der Vernunft, genannt worden sind. — Da sie indeß die menschliche Glückseligkeit rein von der irdischen, äußerlichen Seite auffaßten, so beschränken sie sich auch vorherrschend auf ein äußerliches Moralgesetz und auf seine Beziehung zum Gesammtleben des Volkes, als einer großen Familie.

Die Lehren des Lao-Tse und Lao-Kiün[2]) predigen die Verehrung eines mächtigen, unkörperlichen, aber unpersönlichen Wesens, als der höchsten Gottheit, welche die Welt aus dem Nichts geschaffen hat, unermeßlich, ohne Anfang und ohne Ende, seine eigene Wurzel und seine eigene Grundlage ist, — welche die innere Natur und das Wesen aller Dinge ausmacht, welche Alles belebt und Alles ordnet, welche der Herr und Herrscher der Welt ist, und den Gang derselben leitet. Ihr Name ist unbekannt, wird aber durch das Wort „Vernunft (Tao)" bezeichnet. Der Himmel ist ein Abbild der Vernunft, die Erde ein Abbild des Himmels, der Mensch ein Abbild

---

[1]) A. Rémusat, Mélanges asiatiques I., 91 ff.; auch bei Huc, Empire etc. II., 207 ff.

[2]) Vergl. die drei Hauptreligionen China's im Jahrg. 1837 des „Auslandes" (No. 118 ff.); Stuhr a. a. O. S. 23 ff.

der Erde, und die Vollkommenheit des letztern besteht in der Freiheit von Leidenschaften. — Die Seele ist ein Ausfluß jener göttlichen Vernunft, und vereinigt sich, nach einem tugendhaften Leben, wieder mit derselben, während ein lasterhaftes eine fernere Wanderung im Irdischen bedingt. — Die Tao-kih, die Anhänger des Lao-Tse, scheinen sich indeß nie zum höhern Verständniß dieser ganz abstrakten und nüchternen Lehre erhoben zu haben; die Sinnenwelt blieb ihnen die wesentliche Wirklichkeit und Wohlbehagen der höchste Zweck des Daseyns. Ihrem Dogma fehlte die Beglaubigung, welche nur aus der göttlichen Offenbarung entspringt. Deshalb gedieh das dürre Reis dieses chinesischen Rationalismus nicht zum weitschattenden Baume, sondern nur zur schwanken Stütze, an welcher man sich in den Irrgängen des Aberglaubens und der Zauberei, der Geisterbeschwörung und vielfacher magischer Charlatanerien verlor, um durch irdische Mittel — z. B. durch die Erfindung des Tranks der Unsterblichkeit oder der Kunst zu fliegen — mit den Geistern und einer höhern Welt in die Verbindung zu treten, welche man durch übersinnlichen Aufschwung, durch die dieser Anschauungsweise fernliegende Bewegung in metaphysischen Ideen nicht herzustellen vermochte.[1])

Die eben so nüchterne, ja nüchternere Lehre des Confucius, welche gar nicht erst, wie jene, den Versuch einer transcendentalen Weltanschauung macht, sondern sich rein in der sichtbaren Sinnenwelt bewegt, und in den wahrnehmbaren Gesetzen der Weltordnung, in den geregelten Erscheinungen des vom ewigen Himmel umfangenen und von der fruchtbar zeugenden Kraft der Erde getragenen Naturlebens das höchste Prinzip erblickt, mußte daher, weil sie praktischer und faßlicher und unmittelbar an die alten Volks-Traditionen anknüpft, neben der mißverstandenen Tao-Tao, endlich die Oberhand gewinnen. — Sie ist — soweit sie überhaupt religiöser Natur — vorwiegend eine trockene pantheistische Moral-Philosophie. Die ihr zum Grunde liegende Naturansicht gewinnt ihre religiöse Bedeutung nur in dem damit verknüpften Gedanken, daß das Leben des Menschen in wohlgemäßigte Uebereinstimmung mit dem Gesetze gebracht werden müsse, welches seinem Herzen vom Himmel eingeprägt worden sey; — mit der Lehre, daß der Himmel und die Erde der Vater und die Mutter aller Dinge, und der Mensch unter allen Wesen das einzige sey, welches Verstand zur Unterscheidung und Beruf habe, die vom Himmel stammende Wahrheit mit Bewußtseyn in sich zu pflegen; — mit der Vorschrift, daß der in die Mitte zwischen Himmel und Erde gestellte Mensch ver-

[1]) Huc, Empire etc. II. p. 216.

pflichtet sey, in dieser rechten Mitte zu verharren, als wodurch in seinem eigenen, wie im Leben der Welt ein wohlthätiges Gleichgewicht erhalten, wogegen dasselbe, durch das lasterhafte Abweichen von dem maaßrechten Wandel, durch die von Begierden und Leidenschaften herbeigeführte Entfernung von der rechten Mitte, wesentlich gestört werde; denn dadurch würden nicht nur alle untergeordneten feindlichen Gewalten des Lebens entfesselt, sondern auch der Wandel der Gestirne, der Verlauf der Jahreszeiten und der Witterung rc. in Unordnung gebracht. — Nach dieser Lehre nimmt also der Mensch Theil am Schaffen aller Dinge und an der Regierung des Weltalls. Er wird eins der Glieder der göttlichen Dreifaltigkeit (Himmel, Erde, Mensch), durch deren gegenseitiges Verhalten alle Zustände des Lebens und der Welt hervorgerufen und bestimmt werden. — In der daraus abgeleiteten Sittenlehre wird die Ehrfurcht gegen die Eltern, die Fürsten und die Obrigkeit vorzugsweise betont; nächstdem die Nothwendigkeit der eigenen Vervollkommnung durch das eifrigste Studium der Schriften der weisen und heiligen Lehrer des Volkes. — Um diese Lehren einzuschärfen, werden Ritual-Gebräuche aller Art angeordnet, und dieses Ceremoniell vertritt dann die Stelle der Religion. Ueber diese zu grübeln, ist nicht erlaubt, weshalb auch die Götzen der Nation, der Himmel und die Erde, die Gestirne, Bergesspitzen, Flüsse u. s. w. so verehrt werden müssen, als es die alte Sitte des Volkes verlangt. — Ueber ein Jenseit nach dem Tode schweigt Confucius, aber für die Abgeschiedenen werden Opfer angeordnet, um der höchsten Tugend, der kindlichen und Unterthanen-Ehrfurcht, auch über das Grab hinaus genug zu thun.[1]) —

Die einseitig beschränkte, aber praktische Tendenz dieser Lehre, — welche überall nur auf die maaßrechte Ordnung und geregelte Beharrlichkeit des *irdischen* Lebens, so wie es eben gegeben ist, Bedacht nimmt, und jede höhere Gestaltung, jede höhere, über die alltägliche Gewöhnlichkeit der Dinge hinausgehende Entwickelung des geistigen Seyns ausschließt, — welche sich kaum zur Ahnung des Ueberfinnlichen, noch weniger aber zu der Vorstellung eines über dem All mit schöpferischer und leitender Allmacht waltenden, einigen göttlichen Wesens erhebt, — hat ihr daher mehr eine *politische*, als eine *religiöse Bedeutung* gegeben, so daß sie kaum noch eine Religion genannt werden kann. Sie ist eine bloße Nützlichkeitslehre, ja fast ein Polizei-Reglement zu nennen.[2]) Viel-

---

[1]) Huc, Empire etc. II. 205.

[2]) Damit stimmt nach unseren Begriffen freilich nicht überein, wenn sie die Blutrache der Kindesliebe zur unerläßlichen Pflicht macht. (Vergl. Huc, Empire etc. II., 204.)

leicht eben darum hat sie eine so zähe Dauer bewiesen, wie kaum ein anderes heidnisches System. „Wenn man die Vortrefflichkeit eines Philosophen", sagt Gützlaff,[1] „nach seinem Erfolge beurtheilt, so ist kein Weiser irgend einer Zeit oder irgend eines Landes dem Kong-fu-tse gleich zu stellen. Er war es, der den Fürsten gefiel, denn seine Lehren unterwarfen die Unterthanen ganz ihrer Willkühr. . . . Sollten sie seine Schüler nicht befördern, da dieselben die sichersten Werkzeuge zur Befestigung ihrer eigenen Gewalt waren? Sollte das Volk nicht ein System studiren, welches dem Fleißigen zu Ehren und Würden helfen konnte? Daher wurden des Philosophen Bücher mit denen seines Schülers Men-tse die einzigen, welche in allen Schulen des großen Reichs nun beinahe zweitausend Jahre gelesen worden sind, die das Kind auswendig lernt und der greise Doktor erklärt." . . . Diese Lehre, welche man, ihrer rein doktrinären Tendenz halber, auch die „Religion der Gelehrten" genannt hat, ist daher auch so mit dem äußerlichen Volksleben verwachsen, daß sie, abgesondert von diesem letztern, gar nicht näher dargelegt und betrachtet und, umgekehrt, jenes ohne sie nicht wohl begriffen und verstanden werden mag, weshalb wir ihre ausführlichere Darstellung auch erst weiter unten (im vierten Buche) folgen lassen. —

Aehnliches gilt von dem ältern, unter dem Namen der Sinto-Religion bekannten, japanischen Religions-Systeme, welches indeß gegenwärtig theils von dem eingedrungenen Buddhaismus, theils von der Lehre des Confucius mehr und mehr in den Hintergrund geschoben worden zu seyn scheint. — Wir übergehen daher die Betrachtung desselben, und zwar um so mehr, als es ein dunkeles Gewebe von mährchenhaften Sagen ist, deren phantastische Ausbildung eine Welt von 800,000 Göttern, aber kaum irgend eine lebendige, fruchtbar sittliche Idee geschaffen hat. — Es treten uns zwar aus dem Gewirre dieser monströsen Mythologie dunkele Anklänge dualistischer Vorstellungen, aber ohne Beziehung auf das sittliche Daseyn des Menschen, entgegen. — Eben so finden sich darin nur dunkele und beschränkte, an den Buddhaismus erinnernde Vorstellungen von der Fortdauer der Seelen, welche sich nach dem Tode in das allgemeine Weltleben auflösen sollen, wenn der Mensch gut gelebt, dagegen zu Wanderungen in Thierkörper, namentlich in den, als eine Inkarnation des Bösen betrachteten Fuchs, gezwungen werden, wenn das Leben lasterhaft gewesen. — Die ganze Mythologie der Sinto-Religion wurzelt in pantheistischen Vorstellungsweisen,

---

[1]) Dr. Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reichs ꝛc. S. 77 ff. Huc, Empire etc., II. 206.

und diese haben der Sittenlehre natürlich wesentlichen Eintrag gethan. Der innern Herzensreinigkeit wird auch hier nur eine Beziehung zur äußern Beobachtung des Gesetzes gegeben, welches von der Natur und der weltlichen Obrigkeit vorgeschrieben wird. Das Oberhaupt der letztern wird eben darum, wie in China, als ein Abkömmling der Götter und als eine irdische Gottheit verehrt, weshalb auch hier das politische und religiöse Daseyn eng verwachsen erscheinen. Was durch das strenge weltliche Gesetz nicht verboten ist, das ist erlaubt, denn das daneben stehende Gesetz der Natur gestattet begreiflicher Weise Jeglichem so viel als er begehrt, weil seine Sinne, bei dem Mangel eines eigentlichen Priesterstandes, als die alleinigen Dolmetscher desselben angesehen werden müssen. —

Die Entartung, welche sich in der Sinto-Religion ausspricht, mußte daher nothwendig zur doppelten Knechtschaft führen. Das äußerliche, weltliche Gesetz und die noch verderblicheren Fesseln der Naturbefangenheit begründeten die vollkommenste Geistes-Sklaverei, und schlossen jede Spur moralischer Freiheit für immer aus. Es fehlt jede Ahnung von wahrhafter innerer Heiligung, und der Gedanke an ein über das Irdische erhabenes geistiges Daseyn erscheint wie ein dunkeler Traum, der von dem lebendigen Drange reger Weltlust völlig in den Hintergrund geschoben worden ist. —

§. 13. Heidenthum der turanischen Menschheit — das Schamanenthum.

Aelter als alle die bisher erwähnten Religionsformen, in denen sich das Bewußtseyn der mongolischen Völker bewegt, aber zugleich roher als sie ist ein von Zauberwahn und Dämonenfurcht befangener Geisterdienst, der gewöhnlich mit dem Namen des schamanischen Heidenthums bezeichnet wird. Mannigfaltig sind seine verschiedenen Ausprägungen, weitverbreitet seine Zweige. — Indem wir uns vorbehalten, auf diese weiter unten zurückzukommen, folgen hier nur die allgemeinsten Umrisse dieser von jeder fördernden Tendenz entblößten religiösen Vorstellungsweise, welche in ihrer Rohheit, Düsterkeit und Trostlosigkeit die traurigste Verirrung des menschlichen Geistes bekundet. —

Der Glaube an Zauberei, welcher hier ausgebildeter als anderswo erscheint, und die Grundlage des ganzen Schamanenthums bildet, steht offenbar, hinsichtlich seiner Entstehung, in einem natürlichen Zusammenhange mit dem Andrange feindlicher Naturgewalten, welche in ungünstigen, in nördlichen oder ärmlich ausgestatteten Ländern das Daseyn der Menschheit bedrohen und gefährden. Er ist indeß, wie wir gesehen haben, den Völkern mongolischer

Race überhaupt eigenthümlich, und selbst da, wo sich höhere, anschauungsreichere Vorstellungen von dem Verhältnisse des Menschen zur Natur und zur Gottheit geregt, hat er immer noch seine verderbliche Geltung in einem gewissen Grade behalten.

Während sich hier, in südlichen Gegenden, unter einem glücklichen Himmel, in der segensreichen Fülle einer überreichen Erde, die pantheistische Verehrung der Güter dieser Welt in den mannigfaltigsten Gestaltungen kund gibt, griff der bereits entartete, von Gott abgefallene Mensch — in der überwältigenden Bedrängniß, mit welcher die Rauhheit einer kargen, einer feindlichen Natur sein Daseyn umgab, in dem abwehrenden Ringen gegen die bedrohlichen, dämonischen Gewalten, welche von allen Seiten auf ihn eindrangen, und ihm als die Wirkungen einer zahllosen Schaar unholder Geister erschienen — mit größerer Zuversicht, als anderswo, nach der vermeintlich hülfreichen Schutzwehr, welche sich ihm im Zauberwahn und Zaubertruge darzubieten schien. — Während die Anhänger der pantheistischen Lehren des Brahmanenthums und Buddhaismus, in optimistischer Verkehrtheit, selbst in dem Feindlichen und Widerwärtigen der heimathlichen Natur noch göttliche Manifestationen und darum Verehrungs- und Anbetungswürdiges erblicken, und sich daher, in der Mannigfaltigkeit ihrer reichen heimischen Natur, mit einer unüberschaulichen Fülle mythischer Gottheiten umgeben: — sieht der Schamane überall nur die düstere Kehrseite des Lebens. Im Brausen des eisigen Sturmwindes, im Donner, der in den Wolken rollt, hört er die Stimme feindlicher Dämonen; in der Dunkelheit seiner langen Nächte walten unholde Gespenster, und in dem Raubthiere, welches seine Heerden zerreißt und seine Hütte umlauert, erblickt er nur die Verkappung eines bösartigen Zauberers, der nur durch Zaubermittel zu bewältigen ist. —

Zwar findet sich bei den diesem trostlosen Wahne anheim gefallenen Völkern wohl noch die Vorstellung von einem einigen, über das All waltenden Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, allein sie ist fast als erstorben, als völlig unfruchtbar und unlebendig anzusehen. Denn sie meinen, dieser große Gott sey ihnen viel zu fern, als daß sie Gemeinschaft mit ihm haben und bei ihm Schutz suchen könnten; er kümmere sich nicht um die Handlungen und Schicksale der Menschen, man könne ihn weder beleidigen noch gewinnen, er strafe, er belohne nicht, und sey daher weder zu fürchten noch zu lieben.[1]) —

---

[1]) Stuhr a. a. O. S. 244. — Aehnliches erzählt Cranz (Historie von Grönland rc. — Berlin und Leipzig 1765) von den

Die Gespenster- und Geisterfurcht, die Furcht vor dem Tode und den Gestorbenen, die Furcht vor Bezauberung, die Furcht im Allgemeinen gibt den im Schamanenthume herrschenden religiösen Vorstellungen ihre eigenthümliche Färbung. — Daher kümmert man sich nicht um die dem Menschen wohlthätigen Mächte, verehrt keine guten Geister; daher sind es nur die feindseligen Geister, die bösen Zauberer, die Gespenster und Kobolde, die der Schamanendienst zu beschwören, zu besänftigen und abzuwehren trachtet. Denn diese, wähnt man, träten dem Menschen in allem seinem Thun und Seyn feindlich entgegen, diese wären also zu beschwören und zu bannen, damit man sich vor ihnen schütze. — Dieser Geisterglaube beruht großentheils in der Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen als Gespenster die Erde umschwirren, während unterirdische Kobolde allerlei verderblichen Spuk treiben. Merkwürdiger Weise ist dieser Wahn, bekanntlich, bei allen nordischen Völkern der Erde lebendig geblieben, selbst bei denjenigen, welche ihn längst von ihrer religiösen Vorstellungsweise gänzlich getrennt haben. —

Die schamanische Dämonen-Furcht bedingt den heißen Wunsch, das Streben, von ihr befreit zu werden, und der Mensch ist in dem Zustande innerer Angst und nie endender Beklommenheit nur zu geneigt, den einen Wahn durch einen andern zu bekämpfen; er greift zu dem letzten Mittel, welches sein trostloser, entarteter Zustand noch gestattet, zu dem dämonischen Mittel der Bannung und Beschwörung der gefürchteten Geister, und führt Solches unter dem allerseltsamsten und abgeschmacktesten, zum Theil aber auch fürchterlichsten und ekelhaftesten Hokuspokus aus.[1])

Es ist eine gewöhnliche Meinung, solche Geisterbeschwörung nur für das betrügerische Werk der Klügeren im Volke zu halten, welche von der albernen Leichtgläubigkeit der Uebrigen Nutzen ziehen wollen. Doch — mag gleich nicht geleugnet werden, daß Spekulationen dieser Art allerdings statt finden — ist es nichts desto weniger sehr zu bezweifeln, daß auf solche Weise überhaupt das ganze Unwesen der Zauberei und Beschwörung entstanden seyn möchte. Herder[2]) sagt in dieser Beziehung von solchen Zauberern und Priestern, daß sie freilich an den meisten Orten Betrüger zu nennen seyen, „nie aber," fährt er fort, „vergesse man, daß sie

---

grönländischen Eskimos: „Zeigt uns den Gott, den ihr beschreibt," sagten sie; „ihr schildert ihn zu hoch und zu unbegreiflich; wie sollen wir zu ihm kommen? Auch wird er sich um uns nicht kümmern u. s. w." (Vergl. Prichard Naturgeschichte 2c. I. S. 234 ff.)

1) Vergl. C. Ritter, Erdkunde III. 127.

2) Ideen zur Philosophie 2c. I. S. 298 u. 299.

selbst Volk sind, und also auch Betrogene älterer Sagen. In der Masse der Einbildungen ihres Stammes wurden sie erzeugt und erzogen: ihre Weihung geschah durch Fasten, Einsamkeit, Anstrengung der Phantasie, durch Abmattung des Leibes und der Seele; daher niemand ein Zauberer ward, bis ihm sein Geist erschien, und also in seiner Seele zuerst das Werk vollendet war, das er nachher lebenslang, mit wiederholter Anstrengung der Gedanken und Abmattung des Leibes, für Andere treibt." — Der Zustand von Besessenheit, den der Beschwörer, in krampfhaften Verzuckungen, in grausiger Verzerrung, durch Schwitzen und Haarsträuben und alle Anzeichen der heftigsten, entsetzlichsten, aufreibendsten Anstrengung, zur Schau trägt, kann wohl — wie es denn auch zweifelsohne in vielen Fällen geschieht — nachgeahmt und solchergestalt zu betrügerischen Gaukeleien benutzt werden, aber ursprünglich ist er gewiß nicht in planvoller Absicht erfunden, sondern vielmehr durch das Ringen angstvoller Abwehr gegen das Gefühl der innern peinvollen Bedrängniß und der äußern Abhängigkeit von übermächtigen und feindlichen Gewalten hervorgerufen worden. —

Das Opfer, welches bei allen Völkern aus dem Bedürfnisse der Versöhnung entstanden ist, genügte nicht, wo die Feindseligkeit der, als zornige Gottheiten oder boshafte Dämonen gedachten, Naturgewalten nimmer zu enden, nimmer zu beseitigen schien. Man bemerkte, wie z. B. ein im Winde wehendes Fell, ein flatternder Lappen die in Gestalt reißender Thiere umwandelnden bösen Geister in einzelnen Fällen zu verscheuchen fähig sey, und errichtete nun, als Schutzwehren vor den Thüren der Hütten, an Versammlungsplätzen, auf weit sichtbaren Berghöhen, oder wo Jägerpfade und Viehtriften sich kreuzten, hohe Stangen mit wehenden Lappen, schrieb ihnen, wie den ursprünglich wohl zu gleichem Zwecke aus allerlei Lumpen gefertigten, menschlich gestalteten Puppen-Götzen, zauberhafte Kräfte zu, und glaubte sich sicherer, wenn man eine solche Puppe auch in der Hütte aufstellte, wenn man irgend einen gefeiten Lumpen mit sich herumtrüge. — Und wie der einmal in Zauberwahn und Zeichendeuterei befangene Geist nicht beim Einzelnen stehen bleibt, sondern — nachdem er einmal Vertrauen zu irgend einem abergläubischen Thun gefaßt und darin Heil gefunden zu haben wähnt — vielmehr geneigt ist, in seinem eigenen Handeln und Verfahren bald eine günstige, bald eine ungünstige Vorbedeutung zu erblicken: — so regelt er bald sein ganzes Daseyn nach solchen abergläubischen Vorurtheilen; so wähnt er bald, durch Beobachtung gewisser Ceremonien, durch Ausführung gewisser Gebräuche, sich vor feindlichen Einflüssen sicher stellen zu können. In solchem

Grade erfaßt endlich dieser Wahn sein ganzes Wesen, daß er — um auch dem Entsetzlichsten, dem Bedrohlichsten entgegenzuwirken — zu dem entsetzlichen Mittel der Beschwörung und dem krampfhaften Schauder periodischer Verrückung, in welchem er den Kampf mit den gefürchteten bösen Geistern darzustellen wähnt, aus wahrer innerer Nothwendigkeit getrieben wird. Und je sinnloser, je toller dies Werk begonnen wird, desto wirksamer muß es seinem bethörten Geiste erscheinen. —

So trostlos und aberwitzig nun auch dieser Wahn ist, der durch Amulette und Geisterbeschwörung den Frieden zu erkämpfen meint, so liegt demselben doch wesentlich das Streben nach Befreiung zum Grunde. Der Mensch fühlt seine Abhängigkeit, seine drückende Knechtschaft, und der unterjochte Geist ringt, freilich mit entsetzlichen Mitteln und ohne alle Aussicht auf Erfolg, auch hier noch nach der Herrschaft, die ihm gebührt, und die ihm von der übermächtigen Gewalt einer tyrannischen Natur entrissen worden ist. — Dieser Kampf, dieses Ringen, so roh und sinnlos es auf den ersten Anblick erscheint, schließt doch das Bedürfniß der Freiheit in sich, ja dasselbe ist hier vielleicht um so lebendiger, je härter die Knechtschaft, je tiefer der Verfall ist. — Und in der That beweiset der Erfolg, welchen der Buddhaismus, welchen theilweise das Christenthum unter den schamanischen Völkern gehabt, die Bereitwilligkeit, mit welcher sie nach dem Troste greifen, den eine sinnvollere, höhere Auffassung des menschlichen Verhältnisses zu Gott und zur Schöpfung gewährt, — wenngleich der Uebergang zu einem höhern Daseyn, durch das mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit verwachsene Unwesen des Zauberwahns, so wie durch die Unzulänglichkeit des ihnen Dargebotenen, noch immer und auf lange noch verhindert seyn mag. —

§. 14. Heidenthum der afrikanischen Menschheit — der Fetisch-Dienst.

Dem Schamanenwesen nahe verwandt ist der Fetisch-Dienst,[1]) die herrschende Religionsform der äthiopischen Race. Wir können über diese heilloseste aller Ausprägungen des Heidenthums sehr kurz seyn.

Das Wort „Fetisch" stammt von dem portugiesischen feitiço, welches „Zauberklotz" oder richtiger wohl „Zauberformel" oder „Zaubermittel" heißt, und damit wird bereits das Wesen dieser Religionsform im Allgemeinsten angedeutet. Denn Zauberei, oft

---

[1]) Ritter's Erdkunde I. S. 265 ff., 298, 313, 325 u. s. w.; — Hegel a. a. O. IX. S. 90 ff.

in ihrer krassesten und fürchterlichsten Art, ist eben Das, worin sie sich bewegt. —

Den heidnischen Negern fehlt die Vorstellung eines höchsten, schöpferischen und allmächtigen Wesens, wie Prichard darzuthun versucht,[1]) zwar nicht ganz, aber meist dürfte sie ihnen ein halbvergessener, fast erstorbener, für die Gestaltung ihres Bewußtseyns ganz unfruchtbarer Begriff seyn. Dies beweisen fast alle Nachrichten, die wir über das religiöse Leben derselben erhalten haben. Was Prichard a. a. O. für die günstigere Beurtheilung dieses Verhältnisses beibringt, ist meist dem Missionär Oldendorp nacherzählt, welcher seine Nachrichten unter den Negersklaven der westindischen Inseln gesammelt, die aus Interesse für die milde Beurtheilung ihrer heimathlichen Sitten Manches in vortheilhafterm Lichte dargestellt und Anderes mit den Reminiscenzen und Traditionen vermengt haben mögen, die ihnen aus ihrem Verkehr mit ihren christlichen Herren und Mitsklaven überkommen sein dürften. — Uebrigens ist es selbstverständlich, daß die religiösen Vorstellungen der zahlreichen heidnischen Negervölker auch sehr mannigfaltig gefärbt sind, je nach der mehrern oder mindern Verwilderung, in welcher sie sich befinden. — Was die älteren Berichte von Battel, Isert, Golberry, Seelgrave, Bowdich u. s. w. Abscheuliches darüber erzählen, wird von neueren Reisenden, ja theilweise von den durch Prichard angeführten Gewährsmännern selbst bestätigt. — So wenig daraus eine totale psychische Verschiedenheit der Neger-Race abgeleitet werden darf: so sehr scheinen doch mehrere Völkerschaften derselben sich bis zur äußersten Grenze des Menschlichen verirrt zu haben.

Wenngleich daher bei einigen Stämmen der Glaube an einen allmächtigen und gütigen Gott, der die Welt erschaffen hat und sich unter Donner und Blitz verkündigt, der die Bösen straft und die Guten belohnt, sich findet: so ist er selbst für diese vermeintlich so fern gerückt, daß sie, außer diesem „Hauptgott," noch anderer Nebengötter zu bedürfen glauben, die sie sich willkührlich schaffen, und als National- und Hausgötter verehren. Bald ist es ein Tiger, eine große Schlange oder ein selbstgeschnitzter, hier und da weißbemalter Götze mit europäischer Physiognomie oder dergleichen. — Bei vielen Stämmen aber ist über diese Abgötterei der „Hauptgott" ganz in Vergessenheit gerathen oder zu einer bloßen Abstraktion geworden. — „Wir sind ein dummes Volk," antwortete ein Damara dem Capitän Alexander, auf seine Frage nach dem Schöpfer, „wir können uns um solche Dinge nicht kümmern; wir sorgen nur, daß wir immer

---

[1]) Naturgeschichte rc. I. S. 241 ff.

satt zu essen haben." — Von der geistigen Persönlichkeit des Menschen und der Unsterblichkeit der Seele haben sie ebenso nur abergläubische oder gar keine Vorstellungen. Dem Missionär Watson riefen die Kaffern zu, sie wüßten nichts von der Seele, aber desto mehr von Tabak und Pfeifen.[1] — Meist ist ihnen selbst die Idee eines sittlich Guten und sittlich Bösen verloren gegangen, und der Begriff der Sünde muß überall, wo sie mit christlichen Glaubensboten verkehren, erst geweckt werden.

In ihrem religiösen Bewußtseyn ist das Höchste in der Schöpfung der Mensch, und zwar nicht als solcher, sondern insofern er die Gewalt errungen hat, über die Naturmächte durch Zauber zu gebieten. Denn ihrer Abhängigkeit vom Natürlichen sind sie sich freilich bewußt, weil sie des Gewitters, des Regens, des Wechsels der Jahreszeiten bedürfen. Dies aber führt sie nur zu dem thörichten, frevelhaften Bestreben, die Elemente durch Zauberei zu beherrschen. — Die Könige haben besondere Minister, welche zur Leitung der Naturveränderungen angestellt sind, und überall finden sich Leute, welche durch zauberische Gaukeleien als Regenmacher und Beschwörer sich geltend machen. —

Darin unterscheidet sich also[2] diese Art von Zauberwahn von dem schamanischen, daß der letztere sich nicht auf die Beschwörung der Elemente, sondern auf die Bannung der bösen Geister bezieht, welche der Schamane weniger als Personifikationen feindlicher Naturkräfte, denn als gespensterartige Unholde und Dämonen, als die im Dunkel der Nacht, in Schattengestalt, waltenden Seelen verstorbener feindlicher Menschen denkt, die über den Lebendigen Gewalt haben, der sich ihrer nicht durch Beschwörung zu erwehren versteht. — Doch findet sich diese Vorstellung in dem Glauben der Neger ebenfalls. Deshalb beschränkt sich ihre Zauberei auch nicht auf die Beschwörung der Naturkräfte, sondern sie wähnen auch die Gespenster der Todten durch zauberische Mittel abwehren und bewältigen zu können. Und so wie nach ihrer Meinung Dürre und Mißwachs, Seuchen und Krankheiten, alles Unheil des Lebens als Werk feindlicher Dämonen und bösen Zaubers angesehen werden muß: so scheint ihnen selbst auch der über Alles gefürchtete Tod nicht als ein allgemeines Naturgesetz, als eine unvermeidliche Nothwendigkeit, sondern nur als die Wirkung feindseliger Zauberer. Dem Allen setzen sie andere Zauberei entgegen, welche, wenn sie nur kräftig ist, alles Uebel und selbst den Tod abzuwenden fähig seyn soll. —

---

[1]) Berliner Missions-Berichte Jahrg. 1838. S. 182.
[2]) Vergl. Stuhr a. a. O. S. 245 und 246.

Außer den Beschwörungen dienen ihnen nun die Fetische als wirksame Zaubermittel, vermöge welcher sie nicht nur vor allem Unheil geschützt, sondern auch die Macht erlangt zu haben wähnen, über alle Lebenserscheinungen und Verhältnisse mit göttlicher Kraft zu gebieten. — Diese Fetische (Schambos) sind heilig gehaltene Gegenstände, denen nach der abergläubischen Volksmeinung die Kraft zugeschrieben wird, Glück zu bringen und die Macht böser Geister unschädlich zu machen. Ursprünglich mochte man diese Kraft von dem „Hauptgott" ableiten; später wähnte man sie durch Zauberei erschaffen zu können. Die Fetische sind bald lebendige Thiere: der Tiger, eine Schlange u. s. w., bald aber auch an sich ganz unbedeutende Dinge: ein Stein, ein Stückchen Holz oder Papier, ein Kuhschwanz, eine todte Heuschrecke, ein Knochen u. s. w. Dadurch aber, daß sie dieselben, kraft der sich selbst zugeschriebenen zauberischen Macht, zu Zaubermitteln weihen, werden solche auch, wie sie meinen, mit übernatürlichen Kräften begabt. Geschieht es dennoch, daß der Fetisch nicht vor allem Unheile schützt, so liegt dies nur in der Uebermacht anderer kräftigerer, und sie eilen daher, ihn abzuschaffen, um ihn durch einen vermeintlich bessern zu ersetzen. —

An sich ist dieser Fetisch-Dienst nichts Anderes, als der Bilderdienst überhaupt; er ist nur roher und widerwärtiger, weil ihm sowohl die künstlerische, als die sinnvoll-symbolische Bedeutung fehlt, die diesem sonst gewöhnlich beiwohnt. — Darin aber, daß der Fetisch-Dienst aus dem Wahne entsprungen ist, welcher den Menschen als das *Höchste* setzt, liegt seine entsetzliche, seine *diabolische* Tendenz. Denn es ist dabei keineswegs blos von der verwerflichen Idee die Rede, welche die Oberherrlichkeit der Menschennatur *überhaupt* an die Stelle der göttlichen setzt, sondern von der noch gräßlicheren, daß der selbstsüchtigen Willkühr des *Einzelnen* anheim gegeben sey, zu schalten und zu walten, wie er es vermag. An ein Aufgeben dieser Willkühr, dieser Selbstsucht, an eine freiwillige Beschränkung des Eigenwillens, mit Einem Worte an eine Spur von Freiheit ist dabei gar nicht zu denken: denn es fehlt jede höhere Idee, welche solcher freiwilligen Beschränkung zum Motiv dienen könnte. Der Mensch ist eben das Höchste, und darum ist auch seine Willkühr das Absolute, das einzig Feste, was in dieser Vorstellungsweise zur Anschauung kommt. — Darum liegt die Idee einer Allgemeinheit des menschlichen Daseyns und der menschlichen Natur ganz außerhalb des Gedankenkreises; darum fehlt der Begriff von Recht und Unrecht; darum sind Mord, Menschenraub, die entsetzlichste Tyrannei eben erlaubte Dinge, denn wer sie vollbringt, hat ja die Macht dazu, hat nur, daß ihm

Aehnliches von Mächtigeren widerfahre, nicht die Mahnung des Gewissens, noch die Strafe Gottes zu fürchten. Darum ist auch der Mensch an sich ein ganz Werthloses, und selbst das Thier, insofern es Theil eines Besitzstandes ist, steht höher. Darum geschieht es, daß, wer die Macht hat, den Andern verkauft, und man hat nicht wenige Beispiele, daß Bruder und Bruder, daß Vater und Sohn sich gegenseitig in die Sklaverei liefern. Eben darum opfert man auch dem bösen Geiste (Diddi, Dobbo, Devill), um ihn zu besänftigen, nicht selten die eigenen Kinder, und legt zu dem Verstorbenen die Weiber mit zerschlagenen Armen lebendig in das Grab. Diener und Sklaven folgen ihm eben dahin, und es werden daher, wie in Dahomei, beim Tode eines Häuptlings bisweilen Hunderte, ja Tausende von Menschen geschlachtet. Eben deshalb kann es auch geschehen, daß der Zauberer bei der Beschwörung oft den ersten Besten ermordet, und sein Fleisch zum Fraße an die Menge vertheilt: denn der Zauberer hat, als der gefürchtete Mächtige und so lange er als solcher erscheint, rächerische Folgen seiner willkührlichen That nicht zu befahren. In diesem durchaus sinnlichen Naturzustande ist Menschenfleisch eben auch nur Sinnliches, nur Fleisch, und wird daher, wenn man Gefangene und mehr als man zu verzehren vermochte, geschlachtet hat, selbst auf den öffentlichen Märkten verkauft. —

Wie kann es nun Wunder nehmen, daß solche wahrhaft teuflische Entartung die afrikanische Menschheit dem Verderben in die Arme geliefert hat? — Erscheint es nicht als eine nothwendige Fügung, daß sie, in welcher die Idee von der zauberischen Allgewalt des Menschen jede Vorstellung göttlichen Wirkens ertödtet hat, der Willkühr des Menschen und thierischer Sklaverei anheim gefallen ist? — Ist nicht in dieser Beziehung wirklich Wahrheit in der Behauptung, daß die Schwarzen mit Nothwendigkeit zur Knechtschaft bestimmt seyen, insofern damit nur nicht zugleich das sittliche Unrecht geleugnet wird, welches jede Theilnahme am Menschenhandel ohne Zweifel in sich schließt? — Ist es nicht auf der andern Seite wahrhaft beklagenswerth, daß man an den heilsamen Folgen der wohlgemeinten Aufhebung des mit der Sittlichkeit nicht zu vereinbarenden Negerhandels zweifeln muß, da die Heimath den unglücklichen Schwarzen fast mit noch größerer und härterer Entwürdigung droht, als die Fremde? — Denn aus sich selbst, ohne das Hinzutreten eines neuen höhern Prinzips kann hier, im Vaterlande der Neger, auch nichts Höheres entwickelt werden; es liegt vielmehr am Tage, daß der sittliche Verfall, daß die Entmenschung, bei dem ungehemmten Walten der heimischen Vorstellungen von dem Verhältnisse des Menschen zur Schöpfung,

eine weitere und weitere Entartung mit Nothwendigkeit in sich schließt. —

Es ist indeß tröstlich, sich zu erinnern, daß bis jetzt noch nicht alle Stämme dieses von der gesteigerten Macht der eigenen sinnlichen Natur überwältigten Volkes bis zu jenen Extremen der Entartung gedrängt sind; — daß andere von Außen her Besseres in sich aufgenommen und gepflegt haben. Auch darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, den fast erstorbenen Keim der göttlichen Natur im Menschen auch hier wieder zu beleben und den hier und da eben anglimmenden schwachen Funken der Erkenntniß Gottes einst zur hellen, erwärmenden Flamme anzufachen, — und zwar trotz der natürlichen Starrheit und Abgeschlossenheit des afrikanischen Kontinents und der Verwilderung seiner Bewohner.

Wie weit dies bereits gelungen und in welchem Grade die einzelnen Völkerschaften dazu Hoffnung geben: dies soll weiter unten dargelegt werden. —

§. 15. Heidenthum der amerikanischen Menschheit.

Ein anderes Bild der Versunkenheit entwickelt sich vor den Augen des Beobachters, wenn er den atlantischen Ozean überschreitet, und seine Blicke auf die Völkerschaften der sogenannten amerikanischen Race richtet, welche wir jedoch, nach dem im 1. Abschnitte Vorangeschickten, nur als Zweige der sogenannten mongolischen oder turanischen Varietät anzusehen berechtigt seyn dürften. — Die Uebereinstimmung, welche wir hinsichtlich des körperlichen und geistigen Gepräges bereits angedeutet haben, scheint aber auch in Betreff der religiösen Vorstellungsweise wenigstens in einem gewissen Grade statt zu finden, wenngleich das darüber schwebende Dunkel noch nicht hinlänglich aufgehellt ist. —

Es ist in der That überraschend, auf dem ozeanisch vollkommen isolirten neuen Kontinente, bei Völkerschaften, deren Naturumgebungen so mannigfaltige Eigenthümlichkeiten aufzuweisen haben, bei Nationen, welche die Schifffahrt nicht kannten, und daher, für eine oberflächliche Auffassung, seit dem Anbeginn aller Dinge außer aller Verbindung mit den Völkern der alten Welt gewesen zu seyn scheinen, — dennoch keine eigenthümliche Grundgestaltung des religiösen Bewußtseyns anzutreffen. Selbst bei den nun untergegangenen alten Kulturvölkern Amerikas finden sich in diesem Betracht nur Anklänge und Analogien, die auf eine fremde Heimath hinweisen. — Hätten die Conquistadoren bereits die Mythologie der orientalischen Völker hinreichend gekannt, sie würden um so geneigter gewesen seyn, ihren geographischen Irrthum für Wahrheit, Amerika für die Ost-Seite Indiens zu halten. Der Schmuck

der mexikanischen Tempel und ihre zahlreichen monströsen Götzenbilder u. A. hätten sie an buddhaistische und brahmanische Dogmen und Götterdienst erinnern müssen; ebenso der zahlreiche Priesterstand und die geistlichen Orden der Mexikaner. Auf die auffallende Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung ihrer Denkmale und Bauwerke, ihrer theokratisch-despotischen Regierungsformen, ihrer Kosmogenien und Mythen nicht nur, sondern auch ihres Ritus, ihrer Zeitrechnung, der Strenge der Bußübungen und der Einrichtung der Prozessionen mit den Werken, Einrichtungen und Vorstellungen des östlichen Asiens hat bereits A. v. Humboldt [1]) aufmerksam gemacht. Unser Wissen über die religiösen Vorstellungen dieses alten Kulturkreises ist indeß freilich sehr lückenhaft und unbestimmt. — Was die durch eine lange Knechtschaft entwürdigten und durch eine halbe, äußerliche Bekehrung nicht gehobenen Nachkommen davon in der Einsamkeit der Wälder und Gebirge bewahrt haben mögen, ist schwer zu ermitteln, weil die Verheimlichung eben die nothwendige Bedingung der Fortdauer jener Erinnerungen war. Die über den alt-amerikanischen Kultus meist in fanatischer Befangenheit und unwillkührlichem Mißverstand sprechenden Chronisten der spanischen Eroberung haben aber diesen Gegenstand weder tiefer zu würdigen, noch mit wissenschaftlichem Geiste zu behandeln gewußt, und sind eben deshalb nur mit Mißtrauen zu vernehmen. Eben so unbefriedigend ist das, was uns bis jetzt die noch vorhandenen Denkmale mit ihren deutungsreichen Symbolen und hieroglyphischen Geschichten darüber zu sagen vermögen. — Indeß ergibt sich aus allem Diesen dennoch, daß die Religion dieser alten Kulturvölker in einem sehr ausgebildeten und symbolreichen Naturdienste bestand, dessen von einer zahlreichen und mächtigen Hierarchie eifrig überwachter Ritus mit seinen blutigen Opferbräuchen, strengen Bußübungen, kirchlichen Festen und Prozessionen, in vielen Punkten an Bekanntes und, ungeachtet relativer Neuheit, an Uraltes, auf anderen Schauplätzen längst Verschwundenes erinnert. [2]) Dahin gehört die Verehrung der

---

[1]) Vergl. Dessen: Kritische Untersuchungen über die Entdeckung von Amerika (Berlin 1852), so wie: Vues des Cordillères et monumens etc.

[2]) Nach den von A. v. Humboldt, Stephens, Bartlett, Squier u. A. angestellten Untersuchungen und Ermittelungen scheint es zweifellos festzustehen, daß die Entstehung der alt-amerikanischen Denkmale in den Reichen der Azteken und Inkas und die Kulturblüthe, denen sie ihr Daseyn verdanken, frühestens ins siebente Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen ist; es scheint sogar sehr wahrscheinlich, wie vornehmlich Stephens gezeigt hat, daß der größte Theil der Bauwerke und Skulpturen noch um 300—400 Jahre jünger

Sonne, als des Symbols der wohlthätigen Gottheit, zu deren Verherrlichung in den Tempeln ewige Feuer unterhalten worden zu seyn scheinen, — der den Gestirnen, den Todten und den Naturkräften geweihte Dienst, die Verehrung gewisser Thiere (Adler, Schlangen, Hunde u. s. w.), die Monstrosität der zahlreichen Götzenbilder, der Phallus-Dienst, der Glaube an die Wanderung der Seelen, der in Peru und, wie es scheint, auch in Mexiko allgemein verbreitet war u. A. m. — Die Tempel Mexikos und Perus sind jedoch zerstört, ihre Pyramiden verfallen, ihre meilenlangen Städte mit bewundernswerthen Bauwerken, Wasserleitungen, Kunststraßen, Grabmalen liegen in Trümmern, ihre Götterbilder in Schutt begraben. Es ist eben nichts übrig geblieben von den Werken wie von den Ideen dieses alten Kulturlebens, als Ruinen und halbverstandene Erinnerungen. Aus jener alten Ideenwelt führt keine verbindende Kette von lebendigen Ueberlieferungen herab zu den dürftigen Vorstellungen der Gegenwart. Nur durch wenige schwache, kaum deutlich erkennbare Fäden hängt das amerikanische Heidenthum von Ehemals mit dem von Heute zusammen. — Zu den anderen, diese historische Lücke motivirenden Ursachen ist aber auch die gewöhnlich nicht angemessen hervorgehobene zu zählen, daß das alte Amerika zum großen Theil wenigstens von einer dicht gedrängten Bevölkerung belebt war, das neue aber überall nur spärliche verwilderte Volksreste, nirgend volle Nationalitäten aufzuweisen hat. Mit der schwächer strömenden Welle verhallt aber

---

seyn mag. — Gleichzeitig wird nicht ohne Grund angenommen, daß die Kultur, von der die aztekischen und toltekischen Denkmale zeugen, auf einer ältern und höhern fuße, wiewohl direkte Urkunden darüber fehlen. Dennoch bleibt der Ursprung dieser alt-amerikanischen Kultur, ungeachtet der zahlreichen, auf Ost-Asien, ja in einzelnen Punkten auf Aegypten und selbst auf die vermeintlichen ältesten Sitze aller menschlichen Kultur am Euphrat hinweisenden Anklänge und Aehnlichkeiten im hohen Grade räthselhaft. — Sind indeß gleich Bartlett und Squier neuerdings sehr entschieden für den spezifisch-amerikanischen Ursprung jener räthselhaften Civilisation aufgetreten: so dürfte der schon früher mehrfach behauptete und auch von A. v. Humboldt angenommene asiatische Ursprung derselben doch fast unzweifelhaft werden, wenn gewisse Zeugnisse sich bestätigen sollten. Dahin gehört das von Fr. v. Waldeck behauptete Vorkommen von symbolischen Elephantenköpfen unter den Skulpturen von Iztalane in Yukatan, die allerdings noch zweifelhaftere Existenz eines von Mendez erwähnten Stierbildes in der Nähe der Ruinen-Stadt Tikal in Guatemala und die Abbildung von Schafen auf bemalten Thonscherben, die nach Capitän Walker's Bericht in Hoch-Californien gefunden wurden. — (Vergl. Gumprecht, Zeitschrift für Allgem. Erdkunde 2c. I. S. 161, 310. III. S. 77, 161, 310 — woselbst auch die betreffenden weiteren literarischen Notizen großentheils zu ersehen sind.)

auch ihr Klang, und die Traditionen erlöschender Völkerschaften tönen nur noch leise und unbestimmt weiter. —

Eine große Zahl von diesen hat übrigens, soweit unsere dürftigen historischen Nachweisungen reichen, an jenen ausgebildeteren Religionsformen keinen Theil genommen; ihre lokale und soziale Isolirung, innere Zerrissenheit und Zerspaltung bildet vielmehr gerade eines ihrer eigenthümlichsten und charakteristischen Merkmale. Dadurch ist natürlich auch jede gemeinsame Entwickelung, so in politischer wie in religiöser Beziehung, von vorn herein unmöglich geworden. — Die spärlichen, unzusammenhängenden und unbestimmten Nachrichten, die wir über die religiösen Vorstellungen der jetzigen amerikanischen Heidenwelt gesammelt haben, sind daher kaum ohne Zwang allgemein aufzufassen; es sind einzelne Züge, aus denen sich kein deutliches Bild zusammenfügen läßt. Einheimische religiöse Urkunden fehlen, und die fremden Beobachter haben gerade diese Seite des Volkslebens gemeiniglich minder scharf aufgefaßt; eine allgemeinere Auffassung, die hier ohnehin schwieriger als anderswo, steht daher, so weit sie möglich, noch von der Zukunft zu erwarten. —

Auf eine systematische Weise scheinen sich auch die religiösen Vorstellungen der heutigen ureinheimischen Völkerreste kaum irgendwo ausgebildet und entwickelt zu haben. — Die amerikanischen Polar-Völkerschaften theilen im Allgemeinen die Anschauungsweise der benachbarten asiatischen. Ihnen ist, wenngleich auf nationelle Weise einigermaßen modifizirt, derselbe Glaube an die Wirksamkeit der Geisterbeschwörung und Zauberei, dieselbe Düsterkeit und Trostlosigkeit der Weltanschauung eigen, welche die schamanischen Völker charakterisirt.[1]) — Bei anderen Stämmen äußert sich das religiöse Gefühl auf eine edlere Weise, in dem Glauben an den „großen Geist", den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode, wenngleich der Dienst, den sie dem ersten weihen, wesentlich beeinträchtigt wird durch den gleichzeitigen Glauben an böse Geister und Zauberer, und wenngleich sie die Fortdauer nach dem Tode nur als eine glückliche Fortsetzung des irdischen Lebens zu denken vermögen. —

Dieser Glaube an einen einigen Gott, einen großen Geist, welcher über allem Irdischen allmächtig waltet, — welcher auch in dem alten mexikanischen Götzendienste als Teotl, als der, welcher Alles in sich selbst ist, durch den alles Lebendige athmet,[2]) gedacht wurde,

---

[1]) Vergl. darüber Cranz, Geschichte von Grönland, Abschn. V. u. VI.

[2]) Clavigero, Geschichte von Mexiko S. 342, bei C. v. Raumer, Lehrbuch der allg. Geographie S. 460.

— geht übrigens, bald deutlicher, bald dunkeler, durch die Vorstellungsweise aller oder doch der meisten amerikanischen Völkerschaften, von deren religiösen Meinungen wir Nachricht haben. — Aber ihm fehlt der lebendige Einfluß auf die Gestaltung des äußern Lebens, weil hier nicht selten, in der Weise schamanischer Vorstellungen, die Meinung mit unterläuft, daß der große Geist durch das Thun und Lassen des Einzelnen weder verherrlicht noch beleidigt werden könne, und daß die feindlichen Gewalten, mit denen boshafte Zauberer und schadenfrohe Dämonen das Leben des Menschen bedrohen, weit mehr zu fürchten seyen. Natürlich keimt aus dieser Vorstellung denn auch, wie im Schamanenthume, die Meinung auf, daß das Werk der Beschwörung für viel ersprießlicher und segenreicher zu halten sey, als der Dienst des Höchsten, der um seiner selbst willen verehrt und durch Ausübung des Guten und Vermeidung des Bösen verherrlicht wird. — Auf diese Weise mag es nicht befremden, wenn auch die sittliche Idee von Recht und Unrecht nirgend zur klaren Anschauung gebracht, nirgend bis zur hellen Deutlichkeit entwickelt worden ist, wenn die damit verknüpfte Dumpfheit des Bewußtseyns, welche alle amerikanischen Völkerschaften charakterisirt, — wenn der sie auszeichnende starre Gleichmuth des Lebens, die Gefühllosigkeit, der fatalistische Indifferentismus, welche aus jener unklaren Dumpfheit erzeugt und von der isolirenden physischen Natur ihrer Heimath genährt wurden, bis zur vollkommen passiven Unterwerfung unter die letztere, bis zu jener erdrückenden, selbstvernichtenden Fügsamkeit unter das Joch Fremder geführt haben, gegen welches sich nur hier und da, den krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden vergleichbar, einiger Widerstand geregt hat. —

§. 16. Heidenthum der malayischen Menschheit.

Unter den zahlreichen Völkern und Völkchen, welche hier unter dem gemeinsamen Racen-Namen der Malayen zusammengefaßt werden, scheint auf den ersten Anblick jede Gemeinschaft und Uebereinstimmung der religiösen Vorstellungen zu fehlen. Die Entstehung größerer, eigenthümlich und systematisch ausgebildeter, weit greifender Mythen und Lehren, wie solche auf dem benachbarten großen Kontinente sich entwickelt haben, scheint schon durch die vorherrschend insulare Natur der Malayen-Länder verhindert worden zu seyn. — „Wie jene Inseln," sagt Stuhr,[1]) „verworren neben einander im Meere gelagert sind, und in ihrer zerrissenen

[1]) Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker I. S. 302.

Gestalt das Bild eines vergeblich gebliebenen, nicht zu einer in sich übereinstimmenden Durchbildung gediehenen Ringens des Festen, dem Flüssigen sich einzubilden, darbieten, so auch spiegelt sich am Charakter der Urbewohner derselben das Bild innerer Zerrissenheit und Verworrenheit ab." — So schwierig es danach erscheint, aus den mannigfaltigen, lokal ausgeprägten Meinungen und Vorstellungen der australischen Völker etwas Allgemeines zu abstrahiren: so ergeben sich doch, bei der genauern Betrachtung und Vergleichung, gewisse Uebereinstimmungen der religiösen Anschauungen und Vorstellungen, welche in einem beschränkten Grade auch der lokalen Verbreitung der Race entsprechen. — Innerhalb derselben finden sich nämlich vorzugsweise drei freilich nur im Allgemeinsten mit einander übereinstimmende Vorstellungskreise, die zugleich mit größerer oder geringerer Deutlichkeit als besondere erkannt werden können. —

Der erste erscheint bei seiner Entstehung wesentlich von den räumlich nahe liegenden Ideen Ost-Asiens und namentlich von den die indische Welt bewegenden religiösen Vorstellungen mitergriffen worden zu seyn, [1]) so wie er später, ohne die durch jenen Einfluß gewonnene Eigenthümlichkeit völlig aufzugeben, von den durch das Schwert und den Handel herbeigetragenen Einwirkungen des Halbmondes und des Kreuzes so wesentlich umgestaltet worden ist, daß der ihm ursprünglich zukommende malayische Grund-Charakter kaum noch erkennbar geblieben ist. Diesem, der Heidenwelt somit entrückten, die austral-asiatische Inselwelt umfassenden ersten malayischen Völkerkreise räumlich benachbart, ja theilweise mit ihm verwachsen, schließt sich der zweite an, der der Negritos-Völkerschaften, über deren religiöse Vorstellungen, ihrer eigenen Unklarheit entsprechend, unten nur dunkele und sehr unbestimmte Auskunft zu geben ist. — Nur über den dritten, räumlich weitesten, doch zerrissensten, die polynesischen oder ozeanischen Malayen umfassenden Kreis und die in ihm lebenden religiösen Ideen ist daher Ausführlicheres zu berichten, nachdem darüber neuerdings ein helleres Licht verbreitet worden ist. [2]) — In diesem Lichte erscheint das religiöse Leben der über unendliche ozeanische Räume zersprengten schwachen Völkerreste der Südsee-Inseln erstens nicht allein als ein von zusammenhängenden Ideen und phantasievollen Vorstellungen getragenes, fast systematisch abgeschlossenes, sondern auch zweitens, troß der

[1]) Vergl. darüber: W. v. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache etc. und Stuhr a. a. O. I. S. 303—335.

[2]) Vergl. E. E. Meinicke, die Südseevölker und das Christenthum (1844); Kap. 1—4 des 1. Abschn.

erwähnten Zersplitterung und scheinbarer großer Mannigfaltigkeit und Verworrenheit, als ein gemeinsames. — Dieses Resultat ist um so überraschender, als die lokale Isolirung der betreffenden Völker und ihr die gegenseitige Verbindung und Mittheilung erschwerender, wenn nicht verhindernder Civilisations-Zustand auch die Isolirung der Ideen und Vorstellungen mit Nothwendigkeit zu bedingen scheint. Nur die eben so auffallende Uebereinstimmung der Sprachen dieser Völker kann dem eben erwähnten Phänomen an die Seite gestellt werden. — Man kann daher nur annehmen, daß entweder jene Isolirung oder dieser Gesittungszustand nicht ursprünglich bestanden habe, sondern daß es vielmehr in einer unbekannten Urzeit in der einen oder der andern oder auch in beiden Beziehungen anders mit diesen Völkern gestanden haben müsse. Diese Alternative erscheint aber um so unabweislicher, als die fraglichen religiösen Anschauungen zum großen Theil so eigenthümlicher Art sind, daß ihre gleichzeitige Entstehung auf so vielen in der weiten Südsee zerstreuten einzelnen Punkten nicht füglich aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Geistes oder aus der heimathlichen Natur allein erklärt werden kann. Die Darlegung der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Züge des polynesischen Heidenthums wird diese Meinung bestätigen. —

Meinicke macht zunächst auf den auch bei anderen Heidenvölkern betrachteten Zusammenhang des religiösen mit dem politischen und sozialen Leben der Südsee-Insulaner aufmerksam. Es ist ein gemeinsames Grundprinzip aller dieser Völker, daß sie die Vornehmen des Landes geistig anders und höher, als die gewöhnlichen Menschen, ja göttlich organisirt glauben, so daß die Vornehmsten, die erblichen Könige, schon während ihres Lebens den Göttern gleich geachtet und demgemäß verehrt werden. Jeder Todesfall eines Edlen bringt daher auch eine neue höhere oder niedere Gottheit. Daher die unendliche Zahl von Göttern und Götternamen und die scheinbare Verschiedenheit dieser Götterwelt auf den verschiedenen Inselgruppen bei gleichzeitig vollkommener Identität der Grundvorstellung.

Diese Familien- und Volksgottheiten lehnen sich indeß an andere, ursprünglich ohne Zweifel bedeutungsvollere, die daher den Kern der ursprünglichen Volksreligion gebildet haben müssen. Diese Hauptgötter sind in der gesammten polynesischen Welt von Neu-Seeland bis zur Oster-Insel überall, wenngleich unter verschiedenen Namen, gekannt und mit gewissen geistigen oder natürlichen Dingen in nähere Beziehung gesetzt, während jene Nebengottheiten nur eine lokale Bedeutung haben und selbst in ihrer Heimath nicht einmal allgemein, sondern nur etwa den Vornehmen

und Priestern vollständig bekannt sind. — An der Spitze jener allgemeinen Götter steht Taaroa oder Tangaloa, der unerschaffene Schöpfer der Welt, der Götter und der Menschen. Nächst diesem gelten noch vier oder fünf andere, und werden theils mit der Schöpfung und den Naturkräften in Verbindung gebracht, theils als Götter des Krieges und des Friedens verehrt. Aber widersprechender Weise wird nicht diesen allgemeinen und darum wahrscheinlich ursprünglich höchsten und ersten Gottheiten die vorzüglichste Verehrung bewiesen; sie treten vielmehr oft sehr entschieden in den Hintergrund, während der Haupt-Kultus irgend einem unter die Götter versetzten Könige geweiht ist, wie denn z. B. Tangaloa auf Tonga zu der sehr untergeordneten Rolle eines bloßen Schutzgottes der Künstler und Handwerker herabgesunken ist. — Man muß daher den angedeuteten Verhältnissen gemäß annehmen, daß in früheren Zeiten eine gemeinsame Volksreligion bestand, die aber jetzt bis auf wenige kaum erkennbare Trümmer zerfallen ist. Den Inhalt derselben kennen wir zwar nicht; dagegen scheint die Ursache des Verfalls vollkommen deutlich. Nachdem man damit angefangen, überhaupt Nebengötter sich zu schaffen und anzubeten, lag auch für ein phantasievolles, dem Glauben an die geistige Fortdauer der Verstorbenen ergebenes Volk, der Schritt nicht fern, im Leben verehrte und gefürchtete Menschen nach ihrem Abscheiden aus der sichtbaren Körperwelt fernerhin und um so mehr zu fürchten und zu verehren, als man den in ein höheres Daseyn gelangten und daher zu gesteigerter Kraft des Wirkens verklärten Geistern fortdauernde Beziehungen zu den Hinterlassenen zuzuschreiben geneigt seyn mochte. Ohne Zweifel lag eine solche Anschauung in der nationellen Eigenthümlichkeit dieser Völker und zwar in einem so hohen Grade, daß damit zugleich die Ursache weiterer Gottentfremdung und gänzlichen Unterganges der uranfänglichen Abgötterei gegeben war. Während die Zahl der neuen Götter, die anfänglich vielleicht nur die Könige, später aber allmählig auch die verschiedenen Klassen der Häuptlinge in sich aufnahm, bis ins Unendliche und Unüberschauliche zunahm, kamen die alten mehr und mehr in Vergessenheit; verdunkelten sich die ihrer Existenz zum Grunde liegenden Ideen, bis zuletzt von jenen wie von diesen nur noch bedeutungslose und unverständliche Nachklänge übrig blieben. An ihre Stelle traten die neuen Götter, Wesen, die willkührlich erscheinen und verschwinden, und daraus entsteht die für das Religions-System der Südseevölker so charakteristische Unsicherheit und Verworrenheit.

Die mit diesem Verfall verbundene sittliche Verwilderung ist eben so traurig als begreiflich. Die ihm zum Grunde liegende, an sich unsittliche Vorstellung von der göttlichen Prädestination

gewisser Menschen schloß und schließt das Platzgreifen irgend einer sittlichen Verbindlichkeit oder Bestrebung geradezu aus; das Uebermaaß von Schändlichkeit vernichtet die vermeintlich olympische Natur des durch Geburt und Stellung einmal zum Gott bestimmten einen Menschen eben so wenig, als die äußerste Frömmigkeit das eben so unabänderlich bestimmte Schicksal des andern vor zeitlicher und ewiger Vernichtung zu bewahren vermag. — Hierbei ist der Eigenthümlichkeit zu erwähnen, daß man die Unsterblichkeit der Seelen gleichfalls vorherrschend als ein Privilegium sich denkt. Während die Geister der Vornehmen mit den Göttern sich vereinigen, von ihnen aufgenommen oder, wie man — doch vielleicht erst in späteren Zeiten des Verfalls — meinte, von ihnen verschlungen werden und nach mehrmaliger Wiedergeburt mit ihnen in einem duftenden Paradiese, im Genuß aller sinnlichen Freuden fortleben, fallen vermeintlich die Seelen der gemeinen Menschen beim Tode der Vernichtung anheim, oder sie umschweben — wie auf einigen Inseln angenommen wird — ruhelos die verlassenen irdischen Wohnungen, bis etwa ein mitleidiger Gott auch sie verschlingt und dadurch mit sich vereinigt. — Die Trostlosigkeit und Unsittlichkeit auch dieser Vorstellungsweise liegt am Tage; sie steht mit dem Kannibalismus, den Menschenopfern und anderen Gräueln des polynesischen Kultus in der engsten Verbindung. —

Die auch nur andeutungsweise Darstellung dieses letztern kann hier um so füglicher unterbleiben, als die sehr zahlreichen gottesdienstlichen Gebräuche und Handlungen sich als ein wüstes Chaos von Ceremonieen darstellen, für welche, bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten, der in ihnen waltende, ihnen zum Grunde liegende Sinn nicht immer sicher ermittelt, ja oft kaum vermuthet werden kann. [1]) Es ist daher hier nur Das hervorzuheben, was in dem Kultus des polynesischen Heidenthums als eigenthümlich erscheint. — Dahin gehört zunächst die Bedeutung der Idole, welche nicht schlechthin als Götzenbilder zu betrachten sind, sondern nur als Symbole der in ihnen zeitweise, während des Gottesdienstes anwesend gedachten Götter, weshalb auch zu anderen Zeiten sehr wenig Umstände mit ihnen gemacht werden. Derselben Vorstellungsweise gehört auch die Heilighaltung gewisser Thiere (Vögel, Schlangen, Hayfische, Eidechsen u. s. w.), mehrerer Baum- und Pflanzenarten u. a. Gegenstände an, von denen man wähnt, daß die Götter vorübergehend in ihnen zu weilen lieben. Aus demselben Grunde werden auch einzelne Menschen göttlich verehrt und zwar nicht blos — wie bei den Königen und Häuptlingen —

[1]) Vergl. Meinicke a. a. O. Kap. 3.

in Anerkennung ihrer göttlichen Natur, sondern weil man glaubt, irgend ein Gott habe seine Wohnung in ihnen genommen und inspirire sie, weshalb ihre Aussprüche wie Orakel geachtet, sie selbst aber durch Anbetung, Opfer aller Art, sogar Menschenopfer verehrt werden. — Meist mögen diese dem zahlreichen Priesterstande angehören, sofern es einen solchen gibt, da alle Vornehmen als Priester ihrer Familiengötter angesehen werden, und als solche die alten Gebetformeln zu sprechen, die Opfer darzubringen, die Augurien zu deuten und die Bezauberungen und Entzauberungen zu vollziehen haben. Daß sie eben deshalb auch als Aerzte fungiren, ist bei so tief in den Banden des Aberglaubens verstrickten Völkern, die jede Krankheit als Wirkung erzürnter Götter oder bösen Zaubers anzusehen geneigt sind, von selbst verständlich. —

Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des polynesischen Heidenthums gehört ferner das sogenannte Tabu und der eigenthümliche Todtendienst, der dieser ganzen Inselwelt bis zur theilweisen Einführung des Christenthums gemeinsam war. —

Das Tabu, was nach dem Wortsinne „Heiligung" bedeutet, ist eine religiös-politische Einrichtung so eigenthümlicher Art, daß nichts Aehnliches, was sich sonst bei irgend einem Volke der Erde findet, damit verglichen werden kann. Begriff und Wesen derselben sind daher auch nicht leicht erschöpfend aufzufassen. Nach Meinicke's begründeter Ansicht ist das Tabu „eine dem göttlichen Wesen einwohnende Kraft, welche sich darin äußert, daß Alles, worauf sie sich ausdehnt, dem Gebrauche der gewöhnlichen Menschen entzogen wurde." Diese Kraft wohnt natürlich auch den mit göttlicher Natur begabten Menschen, also sämmtlichen Häuptlingen, wiewohl nicht in gleichem Grade bei. Eine große Menge von Dingen sind dem Volksglauben gemäß von selbst „Tabu", also nur zum Gebrauche der Vornehmen da; alle übrigen Gegenstände aber werden es, sobald sie ein mit der Kraft des Tabu begabter Mensch auch nur berührt. Es ist begreiflich, welch eine furchtbare Macht dieser Wahn in die Hände der Vornehmen legt und in welcher lästigen Weise das Leben der niederen Klassen davon durchkreuzt wird, während er allerdings zugleich geeignet ist, die Sitte und das Eigenthum zu schützen und den vorsorglichen Anordnungen der Regierenden zum Heil der Regierten den Stempel der Unverletzlichkeit zu verleihen. Denn der Bruch des Tabu wurde ehemals überall unbedenklich mit dem Leben gebüßt und, nicht entdeckt, wie man glaubte, durch die Götter mit Krankheit gestraft, weshalb auch jeder gewöhnliche Kranke, als von den Göttern gezeichnet, von der Gemeinschaft ausgeschlossen und seinem Schicksale überlassen wurde. —

Zu denjenigen Dingen, die von selbst als „Tabu" angesehen werden, gehören vornehmlich die Tempel, die damit in engster Verbindung stehenden Begräbnißplätze und alle auf den Götter- und Todten-Kultus irgend eine Beziehung habenden Gegenstände. Daß beide, Götter- und Todten-Kultus, aufs engste mit einander verknüpft erscheinen, kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß der Tod, dem Volksglauben gemäß, für Viele den Uebergang in den Stand der Götter vermittelt. Die aus diesem Glauben hervorgehende maaßlose Verehrung der Todten zeichnet die Leichenfeierlichkeiten aller dieser Völker aus, so sehr auch die Gebräuche im Einzelnen von einander abweichen mögen. —

Nach diesen Andeutungen wird das polynesische Heidenthum ganz allgemein durch Menschenvergötterung, durch einen zwar verworrenen, aber ungemein umfangreichen Kultus, in welchem die Begräbnißfeierlichkeiten und der den Todten geweihte Dienst eine hervorragende Rolle spielen, und durch die Einrichtung des Tabu auf eine so eigenthümliche Weise charakterisirt, daß man — außer Stande, es lediglich aus allgemeinen Gesetzen der menschlichen und lokalen Natur zu erklären — wie schon oben bemerkt,[1]) gezwungen ist, den gegenwärtigen Zustand des Verfalls und der Verwilderung aus einem diesen Völkern ursprünglich eigenen höhern Gesittungszustande und der damit verknüpften Möglichkeit eines frühern nähern Zusammenhanges abzuleiten, wiewohl die Beschränktheit unsers historischen Horizontes die Lösung dieses Räthsels nicht hoffen läßt.[2]) —

Der Zusammenhang gerade solcher Vorstellungen, wie wir sie eben kennen gelernt, mit derjenigen Natur, unter deren Mit-Einfluß wir jene entstanden denken müssen, ist nämlich nur ganz im

---

[1]) Vergl. S. 228.

[2]) Daß außer dieser Uebereinstimmung in religiösen Vorstellungen auch die Uebereinstimmung der Sitten, politischen Einrichtungen und die Aehnlichkeit gewisser Mythen und Traditionen darauf hinweisen, kann hier nur bemerkt, nicht erörtert werden. — Wenn man dieser merkwürdigen Erscheinung den allerdings durch kein historisches Datum bestätigten, aber an und für sich nicht undenkbaren, in die dunkele Urgeschichte unsers Planeten fallenden Untergang eines größern Austral-Kontinents, von welchem die hohen Inseln zum größern Theile als Trümmer übrig geblieben, unterlegt: so wird wenigstens die merkwürdige Gemeinsamkeit der Sitten und Vorstellungen dieser Inselvölkchen begreiflich. Daß sich aber eine solche bis ins Einzelne gehende Uebereinstimmung auf allen diesen, durch ungeheure Entfernungen von einander getrennten, im weiten Ozean zerstreuten Punkten bei rohen Naturvölkern wie zufällig herausgebildet haben sollte, würde jedenfalls zu den unglaublichsten Dingen gehören, die zu erdenken sind. —

Allgemeinen nachzuweisen. Eine unbekannte Vorgeschichte mit eben so unbekannten Mythen scheint auf die Ausbildung dieses nur noch in seinen Resten erkennbaren Religions-Systems ganz unverkennbar eingewirkt zu haben. Nur der Einfluß ist deutlich, daß die im Allgemeinen günstigen Naturverhältnisse der polynesischen Welt ihren Bewohnern die Muße gewähren, ihrem ungemein lebhaften religiösen Bedürfnisse durch einen Kultus zu genügen, der in seiner beziehungsreichen Mannigfaltigkeit fast ihr ganzes Daseyn ausfüllen muß. Sie, welche sich, ungeachtet der gräulichsten Verirrungen und abgeschmacktesten Vorstellungen, dennoch während ihres ganzen Lebens des Zusammenhanges mit dem Göttlichen bewußt bleiben, finden in der zum größern Theil paradiesischen Natur ihrer heimathlichen Eilande die unentbehrliche Schutzwehr gegen weitern, tiefern Verfall. —

Die ungünstigere heimathliche Ausstattung der Wohnplätze der anderen dunkeler gefärbten australischen Stämme, welche durch die dürren Steppen Neu-Hollands schweifen oder in die Gebirgs-Schlupfwinkel und Wälder der größeren austral-asiatischen Inseln gedrängt sind, mußte daher auch — gleiche Naturanlagen und gleiche Ur-Traditionen vorausgesetzt — einen tiefern Verfall, eine größere Entmenschung herbeiführen. Das Wenige, was wir von den religiösen Vorstellungen dieser dunkeleren Stämme, über deren verschiedenartige Benennungen weiter unten (Buch 4) das Nöthige beizubringen ist, wissen, bestätigt diese Annahme. Nicht die dunkelere Hautfarbe und die daraus etwa abzuleitende genetische Verschiedenheit bedingt diese weitere Verwilderung, sondern — wie es scheint — einerseits die Ungunst der Natur und andererseits die durch nationelle oder kastenmäßige Feindseligkeit hervorgerufene Isolirung und Ausschließung gewisser, gewöhnlich, doch nicht immer schwarzer oder dunkel gefärbter Tribus. Die gleichfalls dunkel gefärbten Neuseeländer z. B. gehören noch mit ihrer ganzen Vorstellungsweise der polynesischen Welt an, und die viehischen Orang-Kubus auf Sumatra, deren Walter M. Gibson gedenkt, sind, wie ihr Name besagt, „braune Menschen". [1]) —

Aus diesem Gesichtspunkte sind auch die wenigen Aphorismen aufzufassen, welche der gegenwärtige Standpunkt der Forschung über die Religion der Negritos des australischen Kontinents beizubringen verstattet. Der Mangel an Hausthieren, Nahrungspflanzen und Früchten, die Unergibigkeit der mageren Jagdgründe, Wasserarmuth und Steppennatur, klimatische Kontraste u. a. dem australischen Kontinent eigene, das Gedeihen von Natur-

---

[1]) Vergl. Gumprecht Zeitschr. II. S. 241 ff.

kindern gefährdende Verhältnisse mußten — alle übrigen Umstände gleich gesetzt — die Eingeborenen des Kontinents in härtere Naturknechtschaft und zu tieferer Entartung führen. — Wenngleich daher diese in ihrer Gesammt-Gesittung tief unter den Polynesiern stehen, und auf den ersten Anblick flüchtigen Beobachtern selbst ohne alle religiöse Vorstellung zu seyn scheinen: so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich mit ihnen gewisse religiöse Grundvorstellungen gemein gehabt haben mögen. — Schon Meinicke hat auf gewisse Aehnlichkeiten aufmerksam gemacht, welche zwischen ihren und den religiösen Vorstellungen der Polynesier statt finden.[1]) Seitdem haben verschiedene Beobachter in Bezug hierauf Thatsachen berichtet, welche diese Aehnlichkeit bestätigen. Wenn es auch vielleicht nur eine zufällige Uebereinstimmung ist, daß, wie Schayer anführt,[2]) die Neuholländer, gleich den Polynesiern, Mythen von fünf Hauptgottheiten haben, und daß unter diesen diejenige, welche „die Geschlechter getrennt" (also als Schöpfer gedacht zu werden scheint), „Tarro-tarro genannt wird, während der in der polynesischen Mythe in der Rolle als Weltschöpfer auftretende Hauptgott bald „Taaroa", bald „Tangaloa" heißt; wenn ferner hier, wie in der Südsee, gewisse Thiere und Bäume, z. B. die Eidechse und die Casuarina, für heilig gehalten werden, weil man wähnt, ein Gott habe seinen Wohnsitz darin: so scheint doch die Aehnlichkeit mancher abergläubischen Meinung und mancher Sitte, z. B. der Beschneidung, vorzugsweise aber der den Todten, hier wie dort, geweihte Kultus mehr als zufällig, wenngleich die Aehnlichkeit, in Folge der Rohheit und weitern Entartung der Australier, auch in dieser Beziehung einigermaßen verwischt erscheint. Während sie sonst für Alles, ihre Lebenserhaltung ausgenommen, äußerst sorglos sind, beweisen sie für ihre Todten die allergrößte Sorgfalt; die zuweilen umzäunten und von Rasensitzen umgebenen Begräbnißstätten sind, wie in der Südsee, National- und Familien-Heiligthümer, und die verbotene Berührung der Leichen und Gräber mit unberufenen Händen erinnert, wie die Untersagung gewisser Speisen für Frauen und junge Männer, an den dort ausgedehntern Begriff des Tabu. — „Es ist unmöglich," sagt Meinicke, „in der Sorge für die Gräber und der Furcht vor den Todten die ersten rohen Keime" (oder vielleicht vielmehr die letzten Reste) „der religiösen Vorstellung zu verkennen, welche bei den hellfarbigen Stämmen der Südsee und des indischen Archipels zu einem ordentlichen Systeme der göttlichen

---

[1]) C. E. Meinicke, das Festland von Australien II. S. 198 ff.

[2]) Vergl. Mon. Ber. d. Geogr. Gesellschaft zu Berlin; neue Folge I. S. 195.

Verehrung der Hingeschiedenen ausgebildet erscheinen." . . . Und wenn die für die Religion der Polynesier charakteristische Menschenvergötterung, bei dem Mangel von erblichen Häuptlingen, in Neuholland nicht vorkommen kann, so findet sich doch, wie Behr berichtet, [1]) die analoge Erscheinung, daß einzelne Menschen, nach dem Volksglauben, unter die Sterne versetzt werden.

Mit dem Todtendienst der australischen Negritos hängt dagegen offenbar, wie in der Südsee, eine dunkele Vorstellung von der Fortdauer der Seele zusammen, aber auch eine kindische Furcht vor Gespenstern und zahllosen bösen Dämonen, die in der Nacht walten und Licht und Feuer meiden, weshalb der Vollmond, der die nächtliche Finsterniß mindert, wie die Sonne, als eine Manifestation des guten Geistes betrachtet und durch Tänze und Gesänge regelmäßig verehrt wird. —

Es liegt am Tage, daß diese Reste dunkeler religiöser Vorstellungen für die rohen australischen Stämme fast ohne alle sittliche und ganz ohne veredelnde Bedeutung sind; dennoch aber bezeugen sie das selbst bei den rohesten und verwildertsten Mitgliedern der großen Menschen-Familie fortdauernde Bedürfniß der Unterordnung unter eine höhere waltende Macht und die, selbst bei der größten, an die Grenze der Thierheit führende Entartung und Unterwerfung unter eine harte und karge Natur, nimmer ganz zu verwischende, wenn auch verdunkelte, nur unklar im Bewußtseyn ruhende Anerkennung des geistigen, des göttlichen Funkens in der menschlichen Natur. — Ob dieser hier jemals zu einer erwärmenden und erhellenden Flamme anzufachen ist, kann freilich, bei der vernichtenden Uebermacht fremder Einflüsse, denen diese Naturkinder neuerlich unterworfen worden, mit Recht bezweifelt werden. —

§. 17. Offenbarung.

Des Menschen erhabenste Sehnsucht ist: Gott ähnlich zu werden. Das Ziel dieser Sehnsucht ist jedoch von vorn herein unmöglich zu erreichen, so man nicht Gott, seinem wahrhaftigen, ewigen Wesen nach, erkannt hat. — Wenn wir die lange Reihe von Irrthümern überblicken, in welche sich der menschliche Geist verstrickt hat, in dem vergeblichen Bemühen, durch das natürliche Licht seiner Vernunft zu der wahren Erkenntniß Gottes zu gelangen; wenn wir erwägen, daß jene Reihe in ihren Gliedern so unendlich mannigfaltig ist, als die Natur in der Unendlichkeit ihrer Gestaltungen und Erscheinungen: so werden wir mit Recht zweifelhaft,

---

[1]) Vergl. Mon. Ber. d. Geogr. Gesellschaft zu Berlin; neue Folge, VII. S. 148.

ob das natürliche Licht des Geistes aus eigener Kraft die Erkenntniß zu gewähren vermag, nach welcher der Mensch zu streben berufen und gedrungen ist. Es erscheint vielmehr gewiß, daß der natürliche Mensch — eben weil er in der Gewalt der Natur ist, und darum das Gepräge annimmt, welches sie ihm aufdrückt, und der Richtung folgt, welche sie ihm anweiset — Gott auch nur durch das so oder anders gefärbte, immer aber getrübte Glas, welches sie ihm vorhält, undeutlich zu erkennen, oft kaum zu ahnen vermag. — Man hat daher bekanntlich die auf solche Weise erlangten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen sämmtlich mit dem Ausdrucke „natürliche oder Natur-Religionen“ bezeichnet, und darunter auch jene Vorstellung mit inbegriffen, welche sich Gott, auf metaphysische Weise, als ein unpersönliches Abstraktum der Vernunft denkt, weil ein solches Abstraktum ebenfalls nur eine Schöpfung des natürlichen Menschen ist. —

Die Natur-Religionen sind unmittelbar aus dem bestimmten, der Außenwelt eigenen, ihr zugehörigen Wesen hervorgegangen, indem sie von dem dieser Außenwelt gänzlich einverleibten natürlichen Menschen selbst bestimmt und ausgeprägt worden sind, und zwar auf diejenige Weise, welche durch die jedesmalige, den Menschen lenkende und beherrschende, Verstand und Phantasie modelnde und färbende Natur mit Nothwendigkeit vorherbestimmt war. Hegel[1]) nennt daher, in Folge einer ähnlichen Betrachtung, die Natur-Religionen auch „bestimmte Religionen.“ Vielleicht bezeichnender werden sie relative genannt, weil sie sich immer nur auf gewisse nationelle und natürliche, eben darum aber auch unendlich mannigfaltige und wandelbare Weltanschauungen beziehen und gründen, welche, vermöge ihrer Wandelbarkeit und Mannigfaltigkeit, auf die Annahme unbedingter Ursache und unbedingten Zweckes und somit auch auf das Absolute verzichten. — Endlich bezeichnet man sie mit vollem Rechte als falsche Religionen, weil die Wahrheit, wie die Freiheit, nur immer die Eine, einzig Dieselbe ist, und nur im Einfach-Stätigen, nicht im Mannigfaltig-Wandelbaren gefunden werden kann; — weil Wahrheit und Freiheit uranfänglich und ewig und also nur im Geiste bestehen, der von Gott, vom Ewigen, Unwandelbaren, Absoluten stammt, — Irrthum und Willkühr dagegen im Endlichen und Vergänglichen oder im Fleische wurzeln, welches der Materie, der Welt, der Natur, dem Relativen angehört; — weil daher, wo das Mannigfaltig-Endliche — welches eben immer das Aeußerliche ist — nicht auf das Einfach-Unwandelbare — welches zugleich das Innerlichste ist

---

[1]) Philosophie der Religion I. S. 183 ff.

— zurückgeführt und zurückbezogen wird, Irrthum an die Stelle der Wahrheit, Willkühr an die der Freiheit tritt, und das Fleisch die Herrscherrolle des Geistes usurpirt. Und dies ist der Fall in allen den unendlich mannigfaltigen Ausprägungen des Heidenthums, welche eben darum immer zu Irrthum und Knechtschaft, niemals zur Wahrheit und Freiheit führen. —

Kann man nun gleich von allen diesen Religionen dennoch sagen, sie seyen „Religionen," weil der Begriff der Religion in ihnen enthalten ist, als Anlage im Geiste, dessen innerste Wahrheit er ausmacht, so muß doch der Geist dazu kommen, diese Wahrheit zu wissen, indem er jene Anlage ausbildet: denn erst auf diese Weise gelangt der Begriff der Religion aus dem äußern, natürlichen, aus dem sinnlichen Weltbewußtseyn in das höhere, innere Selbstbewußtseyn; erst auf diese Weise geht er aus der trüben Atmosphäre des Irrthums in die helle Licht-Region der Wahrheit ein. —

Im Heidenthume ist aber das religiöse Bewußtseyn mehr oder minder im natürlichen, im Weltbewußtseyn begraben. Erst die *wahre* Religion scheidet beides, insofern sie Endliches und Unendliches, Gott und Welt, Recht und Unrecht als Gegensätze hinstellt, und die Welt durch die Gottheit bedingt und von ihr abhängig macht.[1]) — Im Heidenthume sind eben jener Gegensatz und dies Gefühl der Abhängigkeit von Gott nirgend vollständig ins Bewußtseyn getreten. Daher die vielfältige Verwirrung und Verirrung in Betreff der Begriffe von Gott und Welt, Recht und Unrecht; daher auch, statt *freiwilliger* Abhängigkeit, gezwungene, und statt sittlich bewußter Unterordnung unter die ewige Allmacht, widerstrebende, aber nothwendige Unterwerfung unter die endliche Weltmacht. —

Es liegt nun in der Natur des Verhältnisses, daß, wo an die Stelle jener Freiwilligkeit, welche die *Freiheit* selbst ist, starre Nothwendigkeit, d. i. Knechtschaft gesetzt, — wo das Fleisch (die Materie) statt des Geistes, als das Herrschende anerkannt wird, weitere und weitere Entfernung von der Wahrheit und Freiheit, tieferes und tieferes Versinken in die Knechtschaft und zunehmende Entartung und Entfremdung von der der menschlichen Natur urbildlich eingeprägten Gottähnlichkeit nothwendig erfolgen und zuletzt zu gänzlicher Entmenschung und Verthierung führen muß. — Diesem, als dem der göttlichen Ordnung und Absicht direkt Widersprechenden, tritt die göttliche *Offenbarung*, als Einhalt thuendes, als rehabilitirendes Prinzip gegenüber.

---

[1]) Vergl. *Twesten* bei Nitzsche a. a. O. S. 26.

Das bloße Wissen von Gott, als einem Höhern, über der vergänglichen Sinnenwelt allmächtig Waltenden, welches als eine Eigenschaft des menschlichen Geistes angesehen werden mußte, [1]) bedarf, weil es nur religiöse Anlage ist, der Veranlassungen und Erfahrungen, um sich zum religiösen Bewußtseyn zu entwickeln, und zur lebendigen, selbstbewußten Erkenntniß, zum Gefühle freiwilliger Abhängigkeit von Gott zu erheben. — Jene Veranlassungen und Erfahrungen erscheinen nun, der natürlichen Tendenz zum Verfalle gegenüber, als unmittelbare göttliche Einwirkungen, und zu ihnen gehört Alles, wodurch Gott sich in seiner Wahrheit, innerlich wie äußerlich, dem Menschen offenbart hat. —

Die heilige Schrift spricht von diesen Offenbarungen, diesen unmittelbaren göttlichen Einwirkungen auf das Geschick der Menschheit; sie verkündigt, wie durch den fortgesetzten Verkehr Gottes mit einem auserwählten Volke dem gänzlichen sittlichen Verfalle der Menschheit, ihrer völligen Entartung Einhalt geschehen, wie durch göttliche Verheißung die Aussicht auf eine künftige Befreiung und Erlösung aller Menschen eröffnet und endlich verwirklicht worden sey. —

Haben wir daher in dem Vorhergehenden den Verfall der Menschheit in den verschiedenen, in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen aber keineswegs erschöpften Formen des Heidenthums kennen gelernt: so betrachten wir nun ihre Erhebung und die religiösen Vorstellungen und Formen, welche jenem Verfalle entgegentreten, dieser Erhebung zustreben, und die Idee der Befreiung und Erlösung verwirklichen sollten, von der die Entwickelung und Veredelung der Menschheit in allen ihren Gliedern und Zweigen, nach Gottes Rathschlusse, abhängig gemacht worden ist. —

§. 18. Die Religion des alten Bundes — das Judenthum.

Es ist bisher in diesen Erörterungen immer der geographische Gesichtspunkt festgehalten, und deshalb in den vorhergehenden Paragraphen nicht eine historische Entwickelung der mannigfaltigen religiösen Ideen, welche die Menschheit in ihren verschiedenen Zweigen zu verschiedenen Zeiten bewegt haben, sondern vielmehr eine gedrängte Darstellung derjenigen Religions-Systeme versucht worden, welche in dem gegenwärtigen Zeitpunkte dem Leben der Völker die Grundgestalt verleihen, und die künftige Entwickelung bedingen. Eben deshalb ist auch die

---

[1]) Vergl. §. 6. dieses Abschnittes.

Betrachtung jener abgestorbenen Formen des Heidenthums ausgeschlossen, welche — so mächtig und nachhaltig auch viele von ihnen ausgegangene Vorstellungen auf das Leben und die Zustände der Menschheit eingewirkt haben und noch fortwirken mögen — heute nur noch ihren fernen, historischen Hintergrund bilden, während andere Gestalten und Erscheinungen in den Vordergrund getreten sind. — Eine solche Betrachtung würde die Grenzen dieser Abhandlungen überschreiten, und auf das höhere Gebiet philosophisch-historischer Untersuchungen führen, welches bisher, bekanntlich, nur erst von wenigen Einzelnen in größerer Ausdehnung angebaut worden ist.[1]) —

In einer andern Beziehung ist daran zu erinnern, daß in den vorangeschickten skizzenartigen Darstellungen der vorzüglichsten heidnischen Religionsformen immer auf die Hauptsätze des Lehrbegriffs zurückgegangen werden mußte, um ein Urtheil über ihren Werth und ihre Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit zu gewinnen, um das Leben der betreffenden Völker nicht blos in seinen äußeren Gestaltungen und Erscheinungen auffassen, sondern auch in seinen inneren Motiven und Grund-Elementen begreifen zu können. — Kommen wir dagegen nun, mit der Betrachtung der geoffenbarten Religionen, auf einem bekanntern Gebiete an, so sind jene dogmatischen Erörterungen sehr wohl zu entbehren, und es scheint für das Bedürfniß, so wie für den Zweck dieser Schrift vollkommen zu genügen, wenn nur die Bedeutung dieser Religionen herausgehoben wird, wenn nur die Hauptgesichtspunkte festgestellt werden, aus denen sich der Einfluß derselben auf die Entwickelung der Menschheit ergibt. —

Nach den Erörterungen des vorigen Paragraphen kann es nur Eine wahre Religion geben. Diese, die sogenannte „absolute Religion" Hegels, ist das Christenthum, die Religion des neuen Bundes. — Aber so wie diese, wie der Name sagt, eine andere ältere voraussetzt, so wurzelt, ja so beginnt sie auch in einer solchen, und kann nicht wohl ohne die letztere ganz begriffen werden. Dies ist bekanntlich die Religion des alten Bundes, das Judenthum, die Religion der Hebräer, deren in alle Welt zersprengte Nachkommen heute zwar aufgehört haben, einen Staats-, nicht aber einen Religionsverein zu bilden. Schon allein deswegen dürfte eine Betrachtung ihrer Religion nicht zu umgehen seyn, weil es eben allein diese ist, welche ihnen, wie den Parsen, den Resten der Anhänger der Zend-Religion, eine eigenthümliche Nationalität erhalten hat. —

---

[1]) Vico 1745, Herder 1784, Fr. v. Schlegel 1829, Hegel 1837.

Im Judenthume hat sich der Gegensatz zwischen Gott und Welt, Endlichem und Unendlichem, Recht und Unrecht, so wie das Gefühl der Abhängigkeit der Welt und des Menschen von Gott zuerst frei herausgestellt; es ist dadurch jeder Art von Heidenthum auf eine bestimmte, scharf ausgesprochene Weise entgegengetreten. — Zwar hat schon der Dualismus der Zend-Religion den Gegensatz von Recht und Unrecht, Gut und Böse aufgefaßt, denselben sogar zum Grundgedanken des ganzen religiösen Bewußtseyns gemacht, jedoch damit die höhere Idee einer ewigen, Einigen, schöpferischen Persönlichkeit Gottes nicht zu vereinen gewußt; eine solche Vorstellung tritt hier kaum als eine dunkele Ahnung oder, vielleicht richtiger, kaum als ein leiser Nachklang hervor. — Zwar finden sich auch im Brahmanenthume, im Buddhaismus eben so leise Anklänge von der Unterscheidung des Endlichen und Unendlichen, aber auch hier vermag sich diese Idee nicht als Gegensatz zu gestalten, weil die verwirrende Mannigfaltigkeit der Natur das religiöse Selbstbewußtseyn in dem Weltbewußtseyn gefangen hält. —

Das Judenthum war, der göttlichen Weltordnung gemäß, dazu bestimmt, die Idee der Wahrheit in der Menschheit von Neuem zu beleben, sie lebendig zu erhalten. Gott gab seinem dazu „auserwählten Volke" in dem alten Testamente Zeugniß von der ewigen Wahrheit. Mit der Verpflichtung, Ihn zu suchen und anzubeten und alle anderen Götter von sich abzuthun, wird die Verheißung des Heils gegeben, welches die ganze Menschheit umfangen und vom Fluche der Sünde erlösen soll. Dies ist die Grund-Idee, welche dem sogenannten „alten Bunde" seine hohe Bedeutung für das Schicksal der Menschheit verleiht. — Das „Volk Gottes" erscheint somit als Träger und Pfleger der ewigen Wahrheit, der Wiedererhebung in einer Periode des Alles überwuchernden Irrthums und Verfalls. Durch die Verheißung wird es zugleich zum Volke der Zukunft, in welcher das Heil und die Erlösung aufblühen und endlich die ganze Menschheit erquicken und beglücken soll.

Diese Tendenz des Judenthums, den über alle Natur erhabenen Gott zu suchen, und die Abhängigkeit von demselben durch alleinige Anbetung des Ewigen und Einigen zu bekennen, schloß natürlich jede Art von Natur- und Bilderdienst unbedingt aus. Umgeben von heidnischen Völkern, bedrängt von ihrer Nähe und der eigenen sündhaften Schwachheit, mußte damit nothwendig auch eine äußerliche Abschließung und Absonderung, selbst eine in jeder Art des äußerlichen Lebensverkehrs vollständige Trennung verbunden werden, um die Gefahr zu vermeiden, von dem Strudel des allgemeinen Verderbens miterfaßt und überwältigt zu werden.

Durch diese Isolirung, die doch, unter den gegebenen Umständen, eine unabweisbare Nothwendigkeit war, wird zugleich das Prinzip der Stabilität und somit des Versinkens begründet, welchem das Judenthum dann verfallen ist. Mit der Isolirung war hier, wie überall, die Hemmung jedes Fortschritts verbunden. Mit der Abschließung gegen die Außenwelt wurden zugleich Schranken um die ewige Wahrheit errichtet, denn Jehovah, der allmächtige, einige Gott ist den Juden nur ein nationeller, nicht der Gott der Menschheit. Zugleich erscheinen Ceremonieen aller Art, Heuchelei, Werkheiligkeit, eine rein irdische Verehrung des Göttlichen und andere Auswüchse, welche den Ruin des verunreinigten Tempels verkündigen. — Das Gebäude stürzt endlich auch äußerlich zusammen, nachdem es seinen alleinigen Endzweck erreicht hat, nachdem das Heil von demselben ausgegangen, dessen Keim zu bewahren und zu pflegen es allein errichtet worden war. —

Durch jene Abschließung, welche das Verderben fern halten und daher auf keine Weise vermieden werden mochte, wird hier, wie wir sehen, zugleich das Hereinbrechen des Verderbens bedingt. Es ist also, auch abgesehen von dem Worte der Offenbarung, schon durch die Gewalt äußerlicher Weltgesetze bethätigt, daß das Judenthum nur als eine Durchgangs-Station der Menschheit, als die Vermittelung zwischen dem Verfalle und der Erhebung, Werth und Bedeutung für die Menschheit haben kann. — Was anfänglich als unabweisbare Nothwendigkeit erscheint — jene gänzliche Isolirung — wird später die Klippe des Verderbens, der Boden, auf dem das Unkraut pharisäischen Hochmuths und Augendienstes emporwuchert, und schließt endlich die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung des Judenthums auf die Wiedererhebung und Entwickelung der gesammten Menschheit geradehin aus. — Dazu bedurfte es der Vermittelung Gottes selbst. Die Erfüllung der dem Erzvater gethanen Verheißung: „Durch deinen Samen sollen alle Völker gesegnet werden,"[1]) bezieht sich daher nur in sofern auf das Volk des alten Bundes, als das Werk der Erlösung bei ihm beginnen, als es dem Weltheilande die Stätte bereiten, und bis zu Seiner Erscheinung den Keim der göttlichen Wahrheit pflegen und bewahren sollte, den es doch aus eigener Kraft nicht zu lebendiger Wirklichkeit zu entfalten vermochte. —

§. 19. Das Christenthum.

Im Heidenthume ist der menschliche Geist an die Natur verfallen; — im Judenthume ringt er mit ihr, und findet Schutz

---

[1]) 1 B. Mos. 22, v. 18.

gegen ihre Uebergewalt in den engen Schranken strenger und oft kleinlicher Satzungen; — im Christenthume ist ihm endlich die Freiheit geworden, die ihm bestimmt ist. Denn der Grundgedanke des Christenthums ist eben Befreiung, Erlösung: — Befreiung von den Fesseln der Sinnenwelt, Erlösung von der Sünde und den Schrecken des Todes. — Das Heidenthum konnte höchstens ein Gleiches bezwecken, aber nicht bewirken; es erhob sich in seinen ausgebildetsten Denkern (Sokrates, Plato, den Pythagoräern) höchstens bis zu der Idee des Weltheiles, aber es blieb nur Heil bezweckend; die Heilskraft der Religion kam erst durch das Christenthum in die Welt. Und ebenso konnte erst durch dieses die Idee der Heiligkeit Gottes, der Willensfreiheit und Persönlichkeit des Menschen zum lebendigen Bewußtseyn gedeihen, welche das Judenthum zuerst zu ahnen begann, während das Heidenthum die Geschichte des Geistes zu naturalisiren und zu fatalisiren genöthigt war, welches der Idee der Freiheit geradezu widerspricht. — Das Heidenthum setzt aber an die Stelle der in der Weltanschauung verlorenen Freiheit des geistigen Menschen die Knechtschaft, das Judenthum das Gesetz, welches der Freiheit Anfang ist. Aber weil das Gesetz, der menschlichen Schwachheit Stütze, auch in äußerlichen Dingen unendlich bestimmungsreich seyn muß, und immer bestimmungsreicher wird, je deutlicher die Richtung zu neuem Verfalle hervortritt: so ist der Jude, indem er in der strengen, buchstäblichen Erfüllung aller äußerlichen Bräuche das Heil des Lebens sucht, ein Knecht des Gesetzes geworden, so wie der Heide ein Knecht der Welt und der Natur. Beide unterscheiden sich daher wesentlich, um so mehr als der Heide zugleich ein Knecht der Welt und seiner selbst, der Jude aber ein Knecht Gottes ist, dem er im Gesetze Dienst und Anbetung widmet. — Der Gott des alten Bundes ist zugleich ein „strenger, eifriger, ein zorniger Gott;" denn die Furcht, die Furcht des Knechtes gegen den unversöhnten Herrn ist der religiöse Grundgedanke des Juden. Und endlich gehört Jehovah nur seinem auserwählten Volke; die Menschheit ist ihm entfremdet. — In dieser Vorstellung, welche den Haß und die Verachtung Anderer gebiert, liegt gleichzeitig das Motiv der eigenen Ueberschätzung, der Ueberhebung, des pharisäischen Hochmuthes. —

Das Christenthum dagegen ist die Religion der Freiheit, der Liebe, der Demuth: — der Freiheit, weil der Christ weiß, daß der Mensch, als solcher, frei ist, indem der göttliche Wille den menschlichen bis zur Weltüberwindung zu steigern und durch freiwillige Beschränkung des Fleisches bis zur Entäußerung des Thierischen und Knechtischen zu heiligen vermag; — der Liebe, weil

der Christ Gott nicht als Knecht, sondern als Kind, nicht in der Furcht, sondern in Liebe und Ehrfurcht dienen, und den Nächsten (d. h. jeden Menschen ohne Ausnahme) weder hassen noch verachten, vielmehr lieben soll wie sich selbst; — der Demuth, weil der Christ fühlt, daß der Mensch in seiner Schwäche nichts vermag, außer durch Gottes gnädigen Beistand, daß dieser Alles in ihm schaffen muß, so das Wollen, wie das Vollbringen; weil der Christ weiß, daß alle Menschen Sünder, alle Menschen Brüder, vor Gottes Auge gleich sind, und daß der Heiland für Alle den freiwilligen Opfertod erlitten hat.

Das Christenthum ist die Religion der Wahrheit: denn der Christ betet Gott in Gott, durch Gott an, und kommt durch Ihn zu Ihm; denn das Christenthum gründet das unmittelbare Verhältniß von Geist zu Geiste, welches den Irrthum der Sinnenwelt ausschließt, und jeder heidnischen Vorstellungsweise fremd bleibt. — Durch Christum ist in die Religion der Begriff des Glaubens gekommen, welcher das Gefühl mit der Erkenntniß versöhnt, und der Grund-Charakter des religiösen Lebens geworden ist.[1]) — Christi Lehre ist die Religion des Gottvertrauens, welches in der Kindschaft des Menschen begründet ist, und darum nicht allein der heidnischen, sondern auch der mosaischen Vorstellungsweise fremd bleiben mußte. — Und alle religiösen Ideen, welche sich im Christenthume bewegen, finden in der reinen, unverfälschten Vorstellung von Gott, von seinem Wesen und Wirken, wie sie Gott selbst den Menschen offenbart hat, ihren geistigen Mittelpunkt, ihren Schlußstein, während weder die Juden, noch weniger aber die Heiden sich zu der reinen Auffassung Gottes zu erheben vermögen. Ebenso geht im Christenthume zuerst die Idee der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens auf eine tröstliche Weise auf. — Endlich liegt auch im Christenthume die Idee der religiösen Gemeinschaft, das Prinzip der Kirche: denn das allen Religionsgenossen Gemeinsame heftet sich im Christenthume nicht an die gewöhnlichen, sich überall gleichen Thatsachen der Natur, sondern an die außerordentliche, ganz einzelne und abgesonderte Erscheinung Christi, und so wie diese nur um der Erlösung willen, diese aber wesentlich als eine gemeinsame gedacht werden muß: so entspringt daraus nicht blos die Identität des Bekenntnisses, sondern auch die Verpflichtung einer thätig wirksamen Gegenseitigkeit aller Glieder der Gemeinde, auf welche Weise in der christlichen Kirche

---

[1]) Vergl. Nitzsche a. a. O. S. 16.

die ursprünglich-menschliche Bestimmung zur Gemeinschaft und Gemeinsamkeit verwirklicht wird. [1])

Doch — es soll hier keine Apologie des Christenthums geschrieben werden, für welche in diesen Blättern keineswegs Raum, welche überdies für christliche Leser überflüssig ist. Die Tiefe und Unergründlichkeit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre konnte hier nur oberflächlich angedeutet werden, und selbst dies Wenige, bei dem — eben wegen seiner Unzulänglichkeit — gern jeder doktrinelle und theologische Beigeschmack vermieden wäre, ist nur angeführt worden, um den Gegensatz zu bezeichnen, in welchem jede andere Religionsform mit dem Christenthume steht, — um aus diesem Gegensatze den segenreichen Einfluß abzuleiten, den das Christenthum auf die Entwickelung der Menschheit ausgeübt hat, — um aus diesem Gegensatze, endlich, den andern zu erklären, welcher sich im Leben und der ganzen Daseynsweise christlicher und unchristlicher Völker ausspricht und aussprechen muß.

Zwar hat man sich hier und da bemüht, scheinbare Aehnlichkeiten zwischen christlichen und heidnischen Lehren und Kirchengebräuchen nachzuweisen, z. B. zwischen buddhaistischem und christlichem Kultus, zwischen der christlichen Dreieinigkeit und der brahmanischen Trimurtis, der Menschwerdung Christi und den Inkarnationen Buddha's und Wischnu's, den christlichen und buddhaistischen Geboten, der christlichen und chinesischen Sittenlehre u. s. w.: [2]) allein dies ist — selbst abgesehen von dem einleuchtenden historischen Ungrunde solcher Zusammenreihung — offenbar ein ganz eitles Bemühen und Träumen, weil alle heidnischen Ansichten und Lehren in einer Gesinnung wurzeln, welche dem Christenthume direkt widerspricht. Die scheinbare Verwandtschaft ist vielmehr auf jene allgemeine Uebereinstimmung zurückzuführen, welche sich in jeder der verschiedenen Lebensgestaltungen noch immer zeigen muß, weil sie menschliche sind, und vom menschlichen Geiste und der ursprünglichen Einheit seines Wesens so Form als Inhalt erhalten haben. —

---

[1]) Ritzsche a. a. O. S. 40, 306 ff.

[2]) Vergl. darüber: Chateaubriand, Génie du Christianisme, Vol. 5. p. 10 suiv.; dagegen v. Bohlen a. a. O. I. S. 332 ff., 436 ff.; Hegel, Philosophie der Geschichte, S. 152 ff.; auch Ampère's Bericht über A. Remusat's Uebersetzung des Fo-kue-ki im Mag. f. d. Literat. des Auslandes, Jahrg. 1837. Nr. 88 u. 89. — Wiseman (a. a. O. S. 489 ff.) und Huc (Souvenirs etc. II. Chap. 3) suchen die unverkannte Aehnlichkeit des römisch-katholischen und lamaitischen Kultus, unter Hindeutung auf den fabelhaften Priester Johannes, als Erfolg früher christlicher Missionen nach dem Orient darzustellen. —

Das Christenthum hat die Ideen der Freiheit und Individualität zuerst in einem solchen Grade entwickelt, daß nicht nur das religiöse Bewußtseyn, sondern auch alle äußerlichen Verhältnisse und Formen des Lebens davon lebendig durchdrungen wurden. In dieser Durchdringung liegt aber das Prinzip der Bewegung, d. i. die Nothwendigkeit der Fortentwickelung, welche das Lebens-Element der christlichen Welt geworden ist, während jede Art von Heidenthum und selbst noch das Judenthum zu seiner Fortdauer des Verharrens in einem gewissen, natürlich gewordenen oder ideologisch festgestellten Zustande bedarf. Diese Stabilität ist das ideale Ziel sowohl der mosaischen Theokratie, als auch jeder geistigern Auffassung heidnischer Weltanschauung; nur die Stimmführer des klassischen Heidenthums haben sich darüber erhoben, weil sie fühlten, daß nur die lebendige, freiwillige Bewegung nach Oben der nothwendigen, unfreiwilligen nach Unten, welche durch den Stillstand bedingt wird, entgegen zu wirken vermochte. —

Auf diese Weise ist das Christenthum eben sowohl ein Motiv, als ein Merkmal menschlicher Kultur geworden. Denn wo das Heidenthum, kraft uralter, wenn auch nicht primitiver Traditionen und mit Hülfe eines reichen, vielfältig begabten Naturlebens, gewisse Stufen der Gesittung erstiegen hat: da sehen wir es zuweilen, Jahrtausende lang, in starrer Abgeschlossenheit auf denselben verharren; der aufmerksame Beobachter bemerkt kein Bestreben zu höherer Gestaltung des Daseyns, vielmehr ein allmähliges Herabgleiten und Versinken in tiefere Lebensregionen. —

Alles heidnische Leben ist, weil es in der heimathlichen Natur wurzelt, ein durchaus enges, nationelles. Gewisse, aus der bekannten Sinnenwelt abgeleitete Vorstellungsweisen bewegen sich, in selbstgenügsamer Starrheit, in dem durch Landes- und Volks-Charakter unabänderlich bestimmten, beschränkten Kreise, und Alles, was jenseit desselben liegt, bleibt unbeachtet oder verachtet, weil es dem nur an einer bestimmten Natur haftenden, nur von einer bestimmten Natur ausgebildeten Bewußtseyn widerstrebt. Es fehlt daher den heidnischen Völkern das segenreiche Element der Gegenseitigkeit, welches in der ihnen fremden Idee menschlicher Allgemeinheit und Gemeinsamkeit beruht. Befruchtende Reibungen und Mittheilungen geschahen und geschehen im Heidenthume daher meist nur auf zufällige oder auf gewaltsame, niemals auf eine freie Weise. —

Das Christenthum hat sich dagegen, weil es keine relative National-, sondern die absolute Welt-Religion ist, nicht nur jeder geistigen Richtung des ältern Heidenthums bemächtigt; es hat auch jedem von dort empfangenen Anstoße eine höhere Bedeutung gegeben. Es hat daher auf seinem natürlich reichen, durch

allseitige Befruchtung auch künstlich bereicherten Boden unzählige neue Lebenskeime getrieben, und auf solche Weise, ungeachtet seiner Jugend, die uralte Kultur der Heiden überflügelt; ja das von einer ganz andern Basis ausgehende Leben christlicher Völker hat nicht blos eine höhere, sondern — was wichtiger ist — eine ganz andere, eine menschlichere Gestalt gewonnen, indem es die Pflege der geistigen Interessen der Menschheit zu seiner Aufgabe gemacht hat, — und diese Aufgabe ist in ihrer innersten Bedeutung und höchsten Auffassung, so wesentlich als ausschließlich, eine christliche. —

Diese Betrachtung ergibt die Einseitigkeit und Unrichtigkeit der allgemein verbreiteten Vorstellung eines allmähligen Fortschreitens, einer gradativen Entwickelung der Menschheit. Das Christenthum beweiset vielmehr, daß es unleugbar Fortschritte gibt, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft plötzlich einen Aufflug nimmt, welcher durch den bisherigen Gang der Ereignisse gar nicht hinlänglich vorbereitet erscheint, so daß eben darum auch jede Möglichkeit der Erklärung, der historischen Begründung von selbst aufhört. — Dies leugnen, heißt nicht nur die unmittelbare Einwirkung Gottes auf die Schicksale der Welt, sondern auch die selbstthätig wirkende Kraft des Göttlichen im Menschen bestreiten; heißt nicht blos die höhere unmittelbare Offenbarung Gottes in Christus verneinen, sondern zugleich aus der Weltgeschichte die Wirkungen jeder höhern menschlichen Geisteskraft, jeder Genialität, die sich eben sowohl in Individuen als in ganzen Völkern offenbart, wegtilgen und verlöschen. —

In Christus liegt jedoch noch ein anderes, höheres, ein göttliches Bildungs-Element, welches nicht verwechselt werden darf mit dem göttlichen Hauche, der einzelne Menschen und Völker unleugbar lebendiger durchweht, als andere. — Von anderen, besseren Gründen abgesehen, erhellt dies ganz evident aus der einfachen Betrachtung, daß, wie gewaltig auch irgend eine menschliche Genialität die Flügel regen mag, ihre Wirksamkeit, als einzelne, doch nur in dem Grade wichtig und eingreifend wird, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation und ihrer Zeit liegenden Geist emporgetragen zu werden und diesem wiederum, von ihrem Standpunkte aus, neuen Schwung zu ertheilen vermag. Wo nun aber, wie in Christus, die höhere geistige, die göttliche Individualität eines Einzelnen von den Zeitgenossen nicht anerkannt und getragen wird, da müßte auch, sollte man glauben, ihre Wirksamkeit in sich selbst verharren. Es tritt aber gerade das Gegentheil ein! Von dem Einflusse des, durch den Verachteten, Geschmäheten, Gekreuzigten vollendeten Erlösungswerkes wird nicht blos ein Volk,

sondern die ganze Menschheit, auch nicht allein in irgend einer bestimmten und beschränkten Beziehung, sondern in jeder Richtung des Lebens ergriffen und umgestaltet. — Andere Religions-Stiftungen erscheinen nur als der lebendige Wiederklang des in den betreffenden Völkern waltenden Geistes; sie waren auf diesen berechnet, der sie eben darum trug und begierig in sich aufnahm. Das nicht für Ein Volk, nicht für eine kurze Zeitspanne, sondern für die ganze Menschheit, für ewig, bis zu einer neuen, höhern Offenbarung in die Welt gekommene Christenthum konnte eben darum diese aus dem herrschenden Nationalgeiste erwachsende äußere Stütze in der Eigenthümlichkeit der Völker, denen es zuerst gepredigt wurde, nicht in gleichem Maaße finden; es brachte vielmehr seinen Stifter ans Kreuz, seine Anhänger, Jahrhunderte hindurch, in Schmach, Verfolgung und Tod. Dennoch erwuchs aus dem unscheinbaren Senfkorne der Baum des Lebens, in dessen erquicklichem Schatten einst alle Völker des Erdkreises ruhen sollen; er erwuchs nicht durch äußere, nicht durch gewaltsame, blutige Mittel, sondern allein durch die Kraft des Wortes, des Wortes der Erlösung, der Erlösung von der Beschränktheit des Irdischen und den Fesseln der Sünde, deren Druck nur wenige edlere, tiefere Gemüther mit Bewußtseyn und daher um so schmerzlicher fühlten. Das Christenthum hat eine Weltverbreitung erlangt, obgleich es geradezu Allem feindlich entgegentritt, was den Trieben und Sinnen des natürlichen Menschen schmeichelt, und gerade darin liegt das Wunderbare, Göttliche seines Wesens, daß dieses „Obgleich" selbst das wesentlichste Motiv seiner Verbreitung geworden ist. — Wenn irgend ein Erfolg Rückschlüsse auf die Natur des Prinzips, aus dem er entsprossen, gestattete, und wenn das Christenthum solcher Beweisführung bedürfte: so müßte auch in seinem glorreichen Erfolge ein Beweis für die Göttlichkeit seines Stifters und seiner Lehren gefunden werden. —

§. 20. Der Islam.

Als eine jener Erscheinungen, welche darthun, daß das in der Zeit Spätere keineswegs immer das Vollkommenere sey, ist die Lehre Muhamed's anzusehen. —

Der Islam kann als ein Versuch betrachtet werden, die dem nationellen Heidenthume der arabischen, ja der semitischen Völker überhaupt entgegentretenden Lehren der mosaischen und christlichen Religion zu nationalisiren. — In patriarchalischer, in nomadischer Ungebundenheit, heißblütig, — daher unruhig, räuberisch, kriegerisch, voll glühender Sinnlichkeit; — in der konkreten, positiven Gegenwart einer gestaltungslosen, formenarmen

Natur befangen, von den Ansprüchen des äußerlichen Lebens erfüllt, und daher zu phantasiereichen Abstraktionen, zu gedankenvollen Spekulationen wenig geneigt, — war der Araber, der freie Sohn der Wüste. Aber diese seine Freiheit, die sich in allen Weltstürmen bewährt hatte, bedingte nur eine äußerliche Selbstständigkeit. Wahrhaft frei in seinem Geiste konnte Der sich nimmer fühlen, dessen beschränkte Phantasie ihn an die Gestirne seines wolkenlosen Nachthimmels, als an ein Höheres, Ueberirdisches verwies, dem sein Leben und Schicksal mit unabänderlicher Nothwendigkeit anheim gegeben sey; — der sogar in jenen räthselhaften, von Zeit zu Zeit aus der Atmosphäre zur Erde fallenden Steinmassen (den Meteorsteinen) einer überirdischen Welt angehörige, mit den Kräften der Gestirne ausgestattete Körper erblickte und verehrte, und auf diese Weise sich dem götzendienerischen, an die Fetisch-Anbetung des physisch verwandten und benachbarten afrikanischen Kontinents erinnernden Steindienst ergab, neben welchem die von den Erzvätern überkommenen theistischen Traditionen kaum noch eine untergeordnete Bedeutung behalten konnten. —

Erscheint daher das Bewußtseyn des Arabers durchaus sinnlich verloren in die Außenwelt: so ist es auch nur natürlich, wenn sein Seelenleben sich auf die Begeisterung für irdische und sinnliche Richtungen beschränkt, wenn sinnliche Leidenschaften, wenn Stolz, Haß und Rache selbst die Grund-Ideen der Volkspoesie werden — welchem Allen dann das heißblütige, energische Naturell dieses Volkes eine ungemeine Innigkeit und Stätigkeit verleiht. —

Auf dieses Naturell, diese Volks-Ideen, jenen alten Götzendienst und die noch älteren Ur-Traditionen ist der Islam gegründet und berechnet. Die alt-hebräische, aber erst im Christenthume in ihrer ganzen Wahrheit aufgefaßte Vorstellung von der Einheit Gottes wurde sein Grundgedanke, aber dieser Grundgedanke erscheint ganz eigenthümlich modifizirt. — Der Islam (d. h. Hingebung an Gott) verwirft daher zwar alle Abgötterei und jede Art von Bilderdienst, schont aber nicht allein die heidnischen National-Vorstellungen von der Heiligkeit des Steins zu Mekka, der sogenannten Kaaba und von dem Einflusse der Gestirne und des Mondes, sondern er befiehlt sogar Wallfahrten zu dem erstern, macht den Glauben an ein unabwendbares Fatum zu einem Hauptlehrsatze, und erwählt den wachsenden Mond zum Sinnbilde seiner weltlichen Macht und vermeintlichen göttlichen Reinheit.

Zwar gab Muhamed (Mahomet), sowohl aus Rücksicht für die Volks-Tradition, als um dem von seinem Volke an einen Religionsstifter gemachten Anspruche der Wunderthätigkeit auszuweichen, vor, nur die alte Religion der Erzväter in ihrer ursprüng-

lichen Reinheit wieder herstellen, keineswegs eine neue stiften zu wollen: allein Jehovah ist ein ganz anderer Gott, als Allah. Der Islam streift, mit seinem angeblichen Eifer gegen den Götzendienst und die vorgebliche Ketzerei des entarteten Judenthums, auch die Enge des patriarchalischen Theismus vollständig ab. Jehovah ist nur und ganz ausschließlich der Gott eines einzelnen Volkes, „der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's", — Allah hingegen der einzige Gott der ganzen Menschheit und der Zweck der vorgeblichen Sendung Muhamed's, ihm die Welt zu unterwerfen.

In solcher Beziehung ist der Islam mehr und zugleich weniger, als das Judenthum. Mehr, denn er zielt auf die allgemeine Anerkennung des alleinigen Gottes, des Herrn der Welt, nicht eines bloßen National-Gottes, wie das Judenthum. Weniger, weil der Gott Muhamed's eine leere, hohle Abstraktion, weil ihm, durch den fatalistischen Lehrbegriff, jede unmittelbare Einwirkung auf die Schicksale der Welt und der Menschen genommen ist. Zwar sagt der Müssilmen (Muselman, Moslemin): „Gott ist groß", wenn er erstaunt und bewundert, „Gott ist barmherzig", wenn er genießt u. s. w.: allein diese Anerkennung der Größe, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit Gottes bezieht sich mehr auf seine ursprüngliche schöpferische Kraft und Macht, denn auf seine persönliche, unausgesetzt leitende Thätigkeit und Eigenschaft. —

Allah ist daher auch ein ganz anderer Gott, als der Dreieinige der Christen. Muhamed faßte nur das Verhältniß der unendlichen Erhabenheit Gottes über alle Geschöpfe, so wie ihrer gänzlichen Abhängigkeit von dem Allmächtigen einseitig auf, aber was außerdem zur vollständigen Entwickelung des Gottesbewußtseyns gehört, das Gefühl der Gemeinschaft und Verwandtschaft mit Gott, blieb außerhalb seiner Vorstellung. Deshalb wird nun die unendliche Allmacht als unbegrenzte Willkühr gedacht, und die Idee der sittlichen Freiheit geht unter in dem Glauben an eine nothwendige, vorherbestimmte Schicksalsknechtschaft. —

Diese Vorstellung von Gott mußte, sobald sie aus der Beschränkung des engen nationalen Seyns hervorgegangen war, auch nothwendig auf die fernere Gestaltung desselben einwirken. Der Gott, der nur als allmächtige Willkühr gedacht wurde, konnte auch allein durch gänzliche Unterwerfung und knechtischen Gehorsam verehrt werden, und die Idee einer Versöhnung, welche immer ein gewisses kindliches Verhältniß zu Gott voraussetzte, konnte daher eben so wenig aufkommen, als die der Erlösung, welche durch das Gefühl der Schuld vorherbedingt wird, weil diese Empfindung, bei dem Glauben an die fatalistische Vorherbestimmung des Guten wie des Bösen, gar nicht lebendig zu werden vermochte. —

Der Islam ist auf solche Weise ein flacher, gedankenleerer Theismus. „Es ist kein Gott, außer Gott, und Muhamed ist sein Prophet": dies ist sein ganzer dogmatischer Inhalt. — Auch die in der heiligen Schrift der Muhamedaner — dem Koran — gepredigte Sittenlehre ist bedeutungslos für das geistige Leben. Sie fordert bestimmte Gebete, Fasten, Waschungen, Mildthätigkeit, die Wallfahrt nach Mekka und Kampf gegen die Ungläubigen. — Dieser Kampf für den Glauben gilt nicht sowohl der Vertheidigung, als vielmehr der Ausbreitung desselben. Weil dem Islam das Wort, das Wort des Heils fehlt, mußte das Schwert seine Zunge seyn, und es ist nicht zu leugnen, er hat auf diese Weise unglaublich schnell eine große Ausbreitung gewonnen, während das von Geist zu Geiste fortgepflanzte Christenthum acht Jahrhunderte gebrauchte, um sich eine unbestrittene welthistorische Geltung zu verschaffen. — Diesen Kampf für den Glauben zu entflammen und lebendig zu erhalten, die kriegerische Thätigkeit und Tüchtigkeit von jeder Fessel zu befreien und das Reich des Propheten vor Theilung und Schwäche zu bewahren: auf alles Dieses zugleich hat das Gesetz Muhamed's mit großer Klugheit Bedacht genommen. — Die Erde gehört den Gläubigen; es ist also die Pflicht der Müssilmen, sie zu unterwerfen und die Lehre des Propheten zur Weltreligion zu erheben: denn Ein Gott soll auf Eine Weise von aller Menschheit angebetet werden. Wer daher den Tod in der Schlacht gegen die Ungläubigen findet, den belohnen die ewigen Freuden eines wollustvollen Paradieses, in welchem selbst dem Geringsten, außer den erlesensten sonstigen irdischen Genüssen, „72 schöne Weiber und 80,000 Diener" zu Gebote stehen werden; deshalb ist dem Müssilmen das Schwert der Schlüssel des Himmels. — Was den Menschen friedlich an den eigenen Heerd bindet, der Zauber des Familienlebens, wird durch die Gestattung der Vielweiberei von Hause aus vernichtet. Und um die für die kriegerische Tendenz unentbehrliche Ordnung nicht unnöthig zu gefährden, wird dem ohnehin durch Heißblütigkeit und Fanatismus entflammten Volke der Weingenuß verboten. So wie, endlich, nur Ein Gott, nur Eine Religion, nur Ein wahrer Prophet der muhamedanischen Vorstellung gemäß ist, so kann sie auch nur Einen höchsten irdischen Herrn — den Kalifen — anerkennen, der als Nachfolger des Propheten die unbedingteste, willkührlichste Gewalt üben mag. —

Es liegt indeß in allen diesen Satzungen noch ein anderer, ein historischer Sinn verborgen, ein Anklang an die dem arabischen Volksgeiste geläufigen Ideen und Traditionen, und dieser Anklang gab dem Propheten die Bürgschaft für den Erfolg. So wie der

Fatalismus nicht blos absichtlich, aus weltlicher Klugheit, als etwas zur Steigerung der Todesverachtung und Tapferkeit neu Erdachtes von Muhamed gepredigt worden, sondern vielmehr als etwas ganz Altes, dem vorder-asiatischen Heidenthume Eigenthümliches, welches in der von den Magiern ausgegangenen Sterndeuterei und Astrologie eine ganz allgemeine, welthistorische Bedeutung erlangt hat: so liegt die Vielweiberei ebenfalls im Charakter und Gebrauche der semitischen Völker. Namentlich den von einem in die Wüste verstoßenen Kebsweibe abstammenden Söhnen Ismaels konnte die Vielweiberei nur als etwas ganz Erlaubtes, Alt-Hergebrachtes erscheinen, dessen gänzliche Verwerfung die Fortpflanzung der prophetischen Lehre wesentlich bedroht haben würde. —

Frägt man nun nach den Einwirkungen, die eine so gestaltete Religion auf die Entwickelung und Förderung der Menschheit ausüben mußte: so läßt sich nicht leugnen, daß der Islam manches Treffliche enthält, wohin namentlich die als eine der ersten Pflichten empfohlene Mildthätigkeit zu rechnen ist. In der ersten Zeit der frischen, warmen Begeisterung, in der mit jeder lebendig ergriffenen Idee nothwendig verknüpften innern Seelensteigerung erscheinen die Anhänger des Propheten theilweise sogar häufig als die Pfleger und Träger einer edlern menschlichen Gesittung. Aber es ließe sich aus den Grundsätzen des Islam darthun, daß dieser Aufschwung nicht kraft, sondern ungeachtet seiner Prinzipien statt gefunden habe.

Die sinnlich-verständige Lehre Muhamed's ist in allen ihren Tendenzen sichtlich auf das äußerliche, das irdische Daseyn berechnet. Und dennoch lehrt die Geschichte, daß auf den Rausch der ersten Begeisterung, überall im Reiche des Propheten, ein schnelles und schnelleres Absterben und äußerliches Versinken folgt, gegen welches Uebel die allein heilbringenden Satzungen des Korans keine Abhülfe wissen. Alle islamitischen Reiche zeigen vielmehr das naturwidrige Schauspiel, daß Keim und Blüthe fast gleichzeitig da sind, aber solcher frühzeitigen, künstlich erreizten Blüthe folgt nimmer die Frucht, welche zugleich den Beweis des vorhandenen und die Bürgschaft des fortdauernden Lebensgrundes gewährt. — Dieser dem Islam fehlende eigene Lebensgrund ist die innere Wahrheit, welche einer Religion unmöglich inne wohnen kann, welche — statt des Friedens, der Liebe, der Reinheit, der Demuth — ewigen Krieg, Haß, Wollust und Hochmuth predigt, welche mit der krassesten Selbstsucht beginnt und mit der entschiedensten Sinnlichkeit endigt, und die Idee der Freiheit von vorn herein fatalistisch einsargt. —

Das Weltgericht der Geschichte hat daher auch bereits über den Werth des Islam entschieden. Der tiefe Verfall der muhamedanischen Menschheit beweiset die Falschheit ihres Propheten und seiner Lehre. —

Die heidnischen Religionen, welche aus nationalen Ansichten für das enge Leben einzelner Völker gegründet waren, mögen zwar — eben weil sie nur auf eine nationale Verbreitung und auf eine nationale Dauer Anspruch machen — auf dem heimathlichen, ihnen befreundeten Boden fort vegetiren; eine Religion indeß, welche mit den Anspruch der Weltverbreitung auftritt, bedarf anderer, allgemeinerer, höherer Garantien, als der Islam darbietet. —

Die ihm fehlende innere göttliche Wahrheit kann allein durch ein ganz Aeußerliches und Irdisches, durch das Moment eines blutigen Fanatismus ersetzt werden. —

Im Christenthume, welches nicht die Weltbeherrschung, sondern die Weltbefreiung zum Ziele hat, erscheinen fanatische Bestrebungen, wo sie sich zeigen, als etwas ganz Fremdes, außer der Sache Liegendes, ihr Feindliches. Ihm ist die Wahrheit eigen; diese gibt ihm seine Garantie, und wer dies jemals verkannt, und Hülfe in fanatischer Begeisterung gesucht hat, der tauschte die menschliche gegen die göttliche Waffe ein, und verfolgte irdische statt himmlischer Zwecke. — Für den Islam dagegen ist der Fanatismus der alleinige Hebel, so der innern Steigerung, wie der äußern Fortpflanzung der Lehre. Er ist nicht die objektive Begeisterung für eine bestimmte hohe Idee, für etwas Positives, Konkretes, sondern die ganz subjektive für das Negative und Abstrakte. „Es ist kein Gott, außer Gott" — diese ganz abstrakte Negation ist der Wahlspruch des muhamedanischen Fanatismus. Ihm, wie dem Fanatismus überhaupt, ist es eigen, sich zerstörend, verneinend, vernichtend zu äußern; aber die lebendige Gestaltung eines höhern, freiern, auf innerlich empfundene Wahrheit basirten Daseyns bleibt außerhalb seiner Wirkungs-Sphäre. — Der muhamedanische Fanatismus, der sich ein rein äußerliches Ziel — die Weltbekehrung und Weltbeherrschung — gesteckt, und in der Hoffnung auf sinnliche Freuden Wurzel geschlagen hatte, ist erloschen und mit ihm nicht nur seine äußerliche historische Bedeutung, sondern seine Bedeutung überhaupt. „Gott ist groß," sagt der Müssilmen, und tröstet sich damit, daß der Verfall wie der Aufschwung, das Böse wie das Gute, von jeher unabwendbar bestimmt gewesen sey. — Und nachdem nun der Fanatismus — der eine Angelpunkt seines Daseyns — dahin ist, bleibt ihm, um die Leere des Lebens auszufüllen, Nichts übrig, als sich mit seinem

ganzen Wesen um den andern zu bewegen; dies ist der sinnliche Genuß, der ihm nun sowohl Diesseit wie Jenseit als das Höchste erscheint. —

Bleibt auf diese Weise der nackte Materialismus als eine Schlacke der verglühten Glaubenswuth zurück, als der nach dem Verdampfen des flüchtigen Geistes zurückgebliebene Bodensatz: so gewinnt auch der zur Steigerung fanatischen Eifers so wirksame Glaube an Vorherbestimmung, mit dem Verschwinden jenes Eifers, eine lediglich deprimirende Bedeutung. Denn die Lehre des Fatalismus bedingt den Wahn, daß der Mensch nur das blinde Werkzeug, der Spielball eines willkührlichen Verhängnisses sey, und sich daher durchaus leidend gegen jede Einwirkung zu verhalten habe; sie ertödtet daher jede Regung sittlicher Freiheit. Das Gute, das Böse muß geschehen, so wie das unabänderliche Fatum es bestimmt hat, und es ist daher eine Inkonsequenz, wenn z. B. der Feige im Koran mit den Schrecken der Hölle bedroht wird. — Diese somit jede lebendige Aufforderung zur Entwickelung menschlicher Fähigkeiten und Kräfte von selbst ausschließende Lehre bedingt jene Stabilität eines beschränkten Gedankenkreises, welche überall die Mutter des Rückschritts, des Verfalls ist; zugleich aber vollendet sie die Fanatisirung des Kriegsmuthes, des wesentlichsten, ja des einzigen Hebels, der den äußerlichen Tendenzen des Islams entspricht. — Sobald jedoch jener Fanatismus gebrochen ist, verschwindet auch die einzige fruchtbare Wirksamkeit des fatalistischen Lehrbegriffs, und als seine alleinigen Resultate bleiben die vollkommenste Passivität, die resignirteste Trägheit, die entschiedenste Unfreiheit zurück, woraus Stumpfsinn in der Wissenschaft, Gleichgültigkeit gegen alles menschlich Edle, Hohe und Schöne, knechtische Biegsamkeit unter despotische Willkühr nothwendig folgen. Und fügen wir Dem noch die rohe Sinnlichkeit hinzu, welche der Islam begünstigt, so haben wir in der That alle vorherrschenden Züge, die sich in dem Charaktergemälde der muhamedanischen Völker finden. Wenn diese Züge einst durch den blendenden Firniß glänzender Thaten verdeckt wurden, so lagen sie nichts desto weniger von jeher in dem Wesen des Islam, dessen Lehren und Tendenzen wohl eine kurze historische Existenz voll Glanz und Kriegsruhm hervorzurufen, nicht aber eine der höhern Bestimmung der Menschheit entsprechende Entwickelung zu fördern im Stande waren. —

Drittes Kapitel.

Von der Gesellschaft und vom Staate.

§. 21. Ursprung und Begriff des Staates.

Der Naturzustand des Menschen ist ein geselliger [1]) und nicht, wie Einige gemeint haben, ein isolirter. Denn in der Gesellschaft wird der Mensch geboren und erzogen, und seine ganze menschliche Existenz, sein geistiges Daseyn knüpft sich ganz wesentlich an den Einfluß, den er durch die Gesellschaft erfährt. — So wie aber kein gesellschaftlicher Verein irgend einer Art gedacht werden kann, ohne zugleich die Verhältnisse seiner einzelnen Mitglieder zu einander und zum Ganzen in einer gewissen, mehr oder minder festen und bestimmten Gestaltung anzunehmen, so ist auch der Begriff eines gesellschaftlichen Zustandes offenbar ein ursprünglicher, und der Begriff des Staates — in seiner weitesten und allgemeinsten Bedeutung — mithin ein von dem Begriffe der Menschheit unzertrennlicher und mit diesem gegebener. Denn so wie die Sprache, so wie die Religion dem Menschen anerschaffen, so wie beide wesentliche Merkmale der menschlichen Natur sind, die gar nicht fehlen dürfen, ohne daß der Begriff der menschlichen Individualität vernichtet wird: so, gerade so ist der Menschheit auch die Bildung gesellschaftlicher Zustände, das Daseyn im Staate, ursprünglich eigen und natürlich. — Und so wie Sprache und Religion die Ausprägung der nationalen Individualitäten modeln und mitbestimmen, und umgekehrt von diesen mitbestimmt werden: so äußert auch die Art des gesellschaftlichen Zustandes einen sehr bestimmten und bedeutenden Einfluß auf das Völkerleben, während sich, umgekehrt, die Individualität dieses letztern in der Art und Weise der gesellschaftlichen Zustände sehr deutlich ausspricht.

Die einfachste, natürlichste, zugleich auch die roheste Darstellung des Staates ist nämlich die Familie und das Familienleben, in welchem jegliches Verhältniß des Staatslebens natürlich und unmittelbar gegeben ist. Für alle übrigen Gestaltungen und ferneren Entwickelungen der Gesellschaft, für die Herausbildung zu anderen, weniger einfachen Staatsverbänden bildet daher die Familie prototypisch das Grundelement. — So wenig nun diese letztere für eine menschliche Erfindung angesprochen werden kann, so wenig hat man ein Recht, die aus diesem ersten, unmittelbarsten, natürlichsten Staatsverbande natürlich entstandenen,

---

[1]) Vergl. §. 4. des II. Abschnittes (S. 84 ff.).

zusammengesetzteren gesellschaftlichen Zustände für willkührliche Schöpfungen des Menschen auszugeben, und die erste Entstehung des Staates und der Staaten etwa, wie beliebt worden ist,[1]) einer Uebereinkunft ursprünglich ungesellschaftlicher, isolirter Individuen, oder einem zwischen ihnen abgeschlossenen Vertrage zuzuschreiben.

Der Staat ist vielmehr — wie die Sprache, wie die Religion — eine unmittelbare Ordnung Gottes; er ist es um so mehr, als er eben so, wie diese beiden, ein wesentliches Moment der nach Gottes Willen beabsichtigten Entwickelung und Vervollkommnung der Menschheit ist, als er der Stützpunkt der wesentlichsten Hebel der Entwickelung — der Religion und Gottesfurcht — seyn soll. —

Die mannigfaltigen, aber natürlich entstandenen, oder vielmehr unmittelbar mit dem Menschen, mit den Völkern selbst gegebenen und — wie der sich in ihrer Sprachbildungs-, in ihrer religiösen Vorstellungsweise regende und bewegende Genius — aus der geistigen Eigenthümlichkeit des Menschen, aus der eigensten Individualität der Völker hervorgewachsenen Verhältnisse der Gesellschaft können daher auch eben so wenig als willkührliche Erfindungen angesehen werden, als man willkührliche Sprachbildungen oder willkührliche Religionsstiftungen annehmen kann. Denn treten gleich bei den Völkern, mit dem Freierwerden der Reflexion oder vermöge gewisser innerer und äußerer Evolutionen, Zustände ein, welche die Erfinnung gewisser Regeln für den Staatsverein nöthig oder die Adoption gewisser Formen unabweisbar machen: so würde man doch irren, wenn man meinte, jenes Erfinnen sey ein ursprüngliches, oder diese Adoption könne auf ganz willkührliche, die nationale Individualität gar nicht berücksichtigende Weise statt finden. Die Elemente der neuen Form, die ihr zum Grunde liegenden Ansichten müssen sich vielmehr immer schon in dem Charakter, in dem Leben des Volkes, für welche jene bestimmt ist, vorfinden, um einerseits überhaupt möglich zu seyn, um andererseits die zu ihrer Belebung nothwendige Anerkennung zu finden. Der Stifter gehört entweder zu dem Volke, für welches seine Stiftung bestimmt ist, und wird daher von dem in selbigem lebenden, eigenthümlichen Geiste mitbewegt und mitergriffen — in welchem Falle seine Stiftung schon deshalb einen volksthümlichen Charakter an sich tragen muß, — oder er ist ihm fremd, und dann kann seine Stiftung nur in sofern Geltung erlangen und behalten, in sofern er im Stande ist, diese durch Anwendung mechanischer Gewaltmittel

---

[1]) Als Koryphäe dieser Ansicht muß bekanntlich J. J. Rousseau in seinem viel berufenen „Contrat social etc." angesehen werden.

zu erzwingen, wobei freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß durch einen solchen, längere Zeit hindurch angewandten Zwang, der widerstrebende Volksgeist allmählig umgewandelt, mit dem Aufgedrungenen mehr und mehr befreundet, jener Zwang daher entbehrlich, jene anfänglich fremdartige Stiftung endlich in eine natürliche und volksthümliche verwandelt werde. —

Auf solche Weise ist der Staat ursprünglich so wenig ein Aggregat von Individuen, als die Menschheit ein Aggregat von Staaten. — Der Staat ist vielmehr ein Individuum, und zwar ein unabhängiges Individuum, ein Organismus, und nur in dem Maaße, als ein Gemeinwesen sich zu einem unabhängigen, individuellen Organismus gestaltet hat, füllt es den einzig wahren Begriff des Staates aus. Wo dennoch solche Aggregat-Zustände vorkommen: da leidet der Organismus, wenigstens momentan, wenigstens so lange, als er in dem damit verknüpften Assimilations-Prozesse begriffen ist; — da ist es seine Lebensaufgabe, solche, durch Ansatz von Außen, auf mechanische Weise und durch mechanische Motive, vereinigten Elemente mit einander auch organisch zu verschmelzen und in eine natürliche Einheit zu verwandeln. Wo dies gelingt, da ersteht oft — durch den Konflikt, durch die befruchtende Reibung der verschiedenen, anfänglich einander widerstrebenden Tendenzen — ein überaus kräftiger Organismus, der — ein Produkt sittlicher und intellektueller Kräfte — alle Energie der Jugend mit der ganzen Reife des selbstbewußten Alters verbindet; wo es nicht gelingt, da ist hingegen Trennung und Verfall unausbleiblich. —

Ist nun, nach dem Vorhergehenden, der Staat — im allgemeinsten Wortsinne — kein späteres Produkt der Entwickelung der Menschheit, sondern in der natürlichen Grundgestalt der Familie ursprünglich gegeben; so sind doch die Staaten, wie ebenfalls bereits angedeutet, in und mit der Zeit entstanden, d. h. sie haben historische Gestalt gewonnen, sie haben sich individualisirt und zwar auf sehr verschiedene, immer aber der Eigenthümlichkeit der Völker und ihrem innern und äußern Geschicke entsprechende Weise. — In dieser Entstehungsweise spricht sich das Lebensprinzip der Staaten aus. In sofern nämlich jene, die Entstehung, nothwendig an den im Volke lebendigen Geist, an sein sittliches und historisches Bewußtseyn geknüpft ist: in sofern muß auch die Fortentwickelung von jenem Geiste, von diesem Bewußtseyn geleitet werden, wenn sie eine naturgemäße, organische und darum Dauer versprechende seyn soll. Wo dagegen dieses organische Lebens-Prinzip verkannt und gestört, wo es, durch künstlich und willkührlich ersonnene und gewaltsam ins Leben greifende

Gewalten irgend einer Art, gelähmt wird: da entsteht ein krankhafter Zustand, und in Folge der damit nothwendig eintretenden bedenklichen Krisis wird das organische Leben, die individuelle Existenz des Staates aufs ernstlichste bedroht, so wie das Leben des Einzelnen in mehr als gewöhnliche Gefahr geräth, wenn er plötzlich den Einwirkungen feindlicher Natureinflüsse ausgesetzt wird. Seine Persönlichkeit bequemt sich, oder sie erliegt ihnen; der Kampf ist leichter oder gefährlicher, je nachdem die ursprüngliche Lebens-Tendenz mit der neuen mehr oder minder leicht zu vereinigen, je nachdem die ursprüngliche Lebenskraft solchen Veränderungen mehr oder minder gewachsen ist. —

§. 22. Bedeutung und Zweck des Staatsverbandes.

Weil die Staatsbildung nicht, wie man vielfältig behauptet hat und noch behauptet, ein in planvoller Absicht, im Interesse eines jeden Theilnehmers geschlossenes Uebereinkommen ist, darf der Staat auch nicht blos als eine Rechtsversicherungs-Anstalt oder als ein allgemeines Behaglichkeits- oder Aufklärungs-Institut angesehen werden. — Die Staatsbildung an sich ist, nach dem Vorigen, ein natürlich und organisch nothwendiges Moment im Volksleben. Darum, und weil sie eben nichts Willkührliches ist, ist sie auch ein von menschlichen Zwecken ganz Unabhängiges; daher kann dabei auch nur von göttlichen Absichten die Rede seyn. Selbst die Staatsbildungsweise ist, unter gesunden Verhältnissen, weder etwas Zufälliges noch etwas Zweckhaftes, sondern ein in der nationellen Individualität natürlich Beruhendes, daher nothwendig Gegebenes. Der Staat kann folglich auch nicht als ein für die Erreichung irgend eines einseitigen Zweckes errichtetes Institut angesehen werden. Er fördert vielmehr, aus seinem innern Lebens-Prinzipe heraus, vermöge der durch die Kraft der Gemeinschaft verstärkten Lebensthätigkeit des nationellen Seyns, auf natürliche Weise, alle in diesem liegenden Tendenzen und Interessen, sowohl die höheren, edeleren, geistigen, als auch — in sofern diese nothwendig von einer gedeihlichen äußern Existenz getragen werden müssen — die materiellen. — So wie jedoch schon in dem einzelnen Menschen die geistigen und die materiellen Interessen in einen bedrohlichen Konflikt gerathen, der leider nicht immer zu einer wohlthätigen Ausgleichung gedeiht: so ist dies, muß dies auch, bei einer Vereinigung zahlreicher, in den mannigfaltigsten Richtungen sich bewegender Individuen, in noch viel höherm Grade der Fall seyn. —

Diesen Widerstreit polarisch entgegengesetzter Interessen auszusöhnen, zu einem Gemeinsamen und in der Gemeinsamkeit —

für das Ganze wie für alle Einzelnen Wohlthätigen zu erheben, ist nun der höhere, den Absichten Gottes entsprechende Zweck des Staatslebens. Denn so wie es die Aufgabe jedes Einzelnen ist, den feindseligen Zwiespalt seiner leiblichen und seiner geistigen Individualität zu einer friedlichen Ausgleichung zu bringen: so hat natürlich auch die Gemeinschaft die Verpflichtung, diesen Kampf zu Gottes Ehre auszufechten, und jenen verderblichen Zwiespalt der Lebens-Tendenzen auszugleichen, der aller heilsamen Entwickelung unübersteigliche Schranken zu setzen droht. — Das materielle Wohlseyn kann ohne Zweifel nicht die höchste Aufgabe der Menschheit seyn; doch darf nicht geleugnet werden, daß die Förderung der geistigen Interessen ganz wesentlich an eine gewisse Steigerung der materiellen geknüpft ist, ja ohne eine gewisse Ausbildung der letzteren und ohne eine gewisse dadurch gewonnene äußere Unabhängigkeit gar nicht erwartet, selbst kaum gedacht werden kann.

Es gibt nur einen Standpunkt, von welchem aus dieser Widerstreit vermittelt werden mag; dies ist der religiöse. Die Religion bedingt, ganz allgemein gesprochen, die Unterordnung unter das höchste Prinzip der Schöpfung, bezweckt die Bändigung des natürlichen, die Befreiung des geistigen Menschen, und führt auf solche Weise das Individuum zur moralischen Freiheit. Aber erst wann diese Gemeingut aller Einzelnen geworden, wird jedes andere Mittel entbehrlich. Vor der unendlich fernen Erreichung dieses Zieles bedarf der Mensch wesentlich der Stütze, welche ein äußerliches Gemeinwesen gewährt. — Weil jeder Einzelne den Anspruch macht, unter dem Schirme gemeinsamer Freiheit seine Hütte zu bauen*, sein Eigenthum und seine Eigenthümlichkeit zu bewahren und zu entwickeln, ist er genöthigt, sich fortan als neben Anderen und für Andere, für die Allgemeinheit, nicht blos für sich selbst existirend zu betrachten, und daraus entspringt die Idee des Staates, als eines die Zwecke jedes Einzelnen fördernden und schirmenden Ganzen, welches eben darum auch der individuellen Willkühr heilsame Schranken setzt, und somit die äußere politische Freiheit begründet, wie die Religion die innere moralische. Die eigene Willkühr bekämpft die Religion, die fremde der Staat. —

Ein solches Verhältniß haben die heidnischen Völker nur geahnt. Bei ihnen ist daher Staat und Religion stets mehr oder minder unzertrennlich, und jener für diese und diese für jenen gemacht; man kann weder ihr Staatsleben ohne ihre religiösen Vorstellungen, noch diese ohne jenes vollständig verstehen. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß die Religion bei ihnen vornehmlich als ein Mittel für den Staat erscheint. — Da zugleich im Heidenthume

das religiöse und sittliche Element jederzeit nur ein beschränktes seyn kann; da das Heidenthum die höchsten Ideen des Menschenlebens — Wahrheit und Freiheit — noch keineswegs klar zum Bewußtseyn gebracht hat: so kann hier auch die Religion die Vermittelung zwischen den verschiedenen Interessen und Tendenzen des Daseyns nur auf eine unvollständige Weise zur Ausführung bringen, und wo daher auch geistige Zwecke — wie im Buddha- und Brahmanenthume u. s. w. — dogmatisch vorangestellt seyn machten, da konnten sie doch, weil sie eben nicht in der Wahrheit beruhten, jenen Zwiespalt nimmer völlig lösen und beseitigen. Dies ist erst durch das Christenthum möglich geworden. —

Erst das Christenthum hat der Menschheit die Idee der sittlichen Freiheit zum Bewußtseyn gebracht, und diese allein in der christlichen Gesinnung beruhende Idee ist es, die allein jenen Zwiespalt zu lösen vermag, nicht die todte Satzung, welche in den geistigen Tendenzen des Heidenthums den materiellen gegenübertritt. — Erst durch das Christenthum hat daher der Staat seine wahre Bedeutung gewonnen; erst das Christenthum macht den Staat zu einem für die höhere Entwickelung der Menschheit heilsamen Mittel, und zeichnet ihm damit zugleich seinen höhern Zweck vor, nämlich der Träger der Veredelung und Versittlichung der Menschheit zu werden und die Ausbreitung des Reiches Gottes zu sichern und zu befördern. — Nur der religiöse, der christliche Standpunkt gibt auf diese Weise dem Staate seine höhere Bedeutung. Nur da, wo neben der Gesetzmäßigkeit auch die Freiheit besteht — wie im christlichen Staate, — wo der Freiheit eben durch sittliche Schranken ihr eigenes Daseyn zugesichert wird: nur da kann ein gesellschaftlicher Zustand aufblühen, der für die Veredelung des Einzelnen wie der Gemeinschaft — ihr geistiges und zugleich ihr materielles Daseyn fördernd — segensreiche Früchte trägt. —

Das Heidenthum kennt nur das Gesetz und diesem gegenüber die Ungebundenheit, die Freiheit im rohesten, im natürlichen Sinne des Wortes. Diese aber ist Schranken- und Zügellosigkeit, und gar nicht als Freiheit zu denken. Denn absolute äußerliche Freiheit gibt es nicht. Die Natur, die Umgebung, noch mehr aber die eigene Individualität beschränken selbst den einsamen Jäger der Steppe in allem seinem Thun; sie fesseln den wildern Verächter aller menschlichen und göttlichen Ordnung, selbst in dem Augenblicke, wo er alle seine Ketten gebrochen zu haben wähnt. Diese materielle sogenannte Freiheit, welche zu eigentlicher Verbiesterung, zur Bestialität führt, ist das gerade Gegentheil der eigentlichen, der sittlichen Freiheit, welche das alleinige Attri-

but des wahren christlichen Lebens ist. — Wo die Freiheit nicht im christlichen Sinne aufgefaßt wird, da wird auch bald die Gesetzmäßigkeit vermißt werden, und Willkühr an ihre Stelle treten; da handelt Jeglicher wie er vermag, indem er in selbstsüchtiger Anmaaßung nimmer weit genug zu greifen vermeint, während er doch von den gleichzeitigen Uebergriffen aller Uebrigen in einen immer engern Kreis gebannt wird, in welchem bald selbst der Raum für das bloße Daseyn gebricht, in welchem um so mehr alle Keime höherer Entwickelung — in welcher Richtung diese sich auch versuchen mag — erstickt werden, und die Grenze zwischen Thier- und Menschheit endlich kaum noch erkennbar bleibt. — Die Freiheit im christlichen Sinne ist dagegen die Beschränkung des Eigenwillens um Gottes willen; sie bringt die Ungebundenheit dem Gesetze, die Willkühr der göttlichen Ordnung zum Opfer, das, wie jedes freiwillige Ueberwinden der Eigensucht, den Keim der Versöhnung und des Friedens in Gott, der wahren Humanität in sich trägt, — und dies sollte überall das Ziel des gesellschaftlichen Daseyns seyn, überall, wo der Mensch seine Hütte neben anderen Wohnungen erbaut, und ein Mensch mit Menschen leben will. —

In sofern dieses Ziel erreicht wird, ist allerdings der Staat, mit Hegels Ausdrucke,[1] „die Verwirklichung der Freiheit", ein sittliches Ganze und zugleich, als solches, das wesentlichste äußere Mittel zu fernerer Versittlichung und Vernunftentwickelung. In sofern hört natürlich auch der oben erwähnte Zwiespalt des Materiellen und Geistigen im Staatsleben, als hemmender Gegensatz auf, weil die von dem Christenthume beabsichtigte sittliche Veredelung der Menschheit für beide Richtungen maaßgebend eintritt, und dem Gesammtleben der Menschheit, wie der einzelnen Staaten, die allein heilbringende Lebens-Tendenz vorzeichnet. — Und hierin kann zugleich, in der allgemeinen Auffassung, allein die höchste Idee und Bedeutung, der höchste Zweck des Staates gefunden werden, — welcher dann jeder Eigenthümlichkeit und Lebensthätigkeit in ihrer Art eine freie Entfaltung zusichert, eine jede durch alle übrigen ergänzt und bestätigt, und Eigensucht, Zwiespalt, Haß und Willkühr aus der Welt bannt, — auf solche Weise endlich die Idee des Christenthums, in seiner reinen, ursprünglichen, Liebe, Freiheit und Wahrheit verheißenden Gestalt, verwirklicht. —

---

[1]) Vergl. Philosophie der Geschichte, S. 40 ff.

§. 23. Entstehung verschiedener Staaten.

Fragen wir die Geschichte nach der Entstehung der verschiedenen Staaten, so hat sie uns von vielen, ja von allen, die überhaupt historisch genannt werden können, eine längere oder kürzere Reihe von einfacheren oder mannigfaltigeren Veränderungen zu berichten, und erst am Ende derselben tritt die gegenwärtige Gestaltung, als ephemeres Produkt jener Evolutionen, hervor. Ob die Völker dabei ihrem ursprünglichen Lebens-Prinzipe treu geblieben sind, oder dasselbe, in Folge innerer oder äußerer Umwälzungen, mit einem andern vertauscht haben; welche Erscheinungen sich, im Verlaufe der Zeiten, an jene ruhigere Entwickelung oder an diese gewaltsamere Ueberstürzung geknüpft haben: dies sind Untersuchungen, welche der Geschichte angehören. — Die geographische Völkerkunde hat immer nur den gegenwärtigen Moment zu betrachten, nur die Bahnen ins Auge zu fassen, in welchen sich die verschiedenen Völker heute bewegen, und daher auch die Gestaltung ihrer gesellschaftlichen Zustände nur in sofern darzulegen, als sich darin die nationelle Individualität, so wie der Gesittungsgrad der Völker ausspricht.

Weil indeß auf diese Gestaltung der in der nationellen Eigenthümlichkeit wurzelnden gesellschaftlichen Zustände natürlich Alles mit einwirkt, was jene Individualität der Völker überhaupt bestimmt: so muß sich nothwendig auch eine gewisse Uebereinstimmung ergeben, einmal zwischen den gesellschaftlichen, den religiösen und den übrigen Daseynsformen eines und desselben Volkes, dann aber auch zwischen den gesellschaftlichen Ideen und Einrichtungen verschiedener Völker, welche gleiche äußere (geographische), so wie ähnliche innere (historische) Einflüsse erfahren haben, wenngleich solche Uebereinstimmung immer nur eine Aehnlichkeit, niemals eine Kongruenz begründen kann. Denn jeder unabhängige gesellschaftliche Verband ist, wie bemerkt, eine durchaus individuelle Erscheinung, da sich in einem jeden entweder die ganze, volle Individualität irgend eines Volkes, oder — ist er aus der Vereinigung verschiedenartiger nationaler Elemente hervorgegangen — die eigenthümliche Geschichte solcher Vereinigung und Verschmelzung abspiegelt. — In sofern nun jeder Staat eine Individualität genannt werden muß, wird sein Leben auch, wie das jedes einzelnen Individuums, zunächst durch sein Verhältniß zu der vaterländischen Natur, zur Heimath bedingt. Die Art und Weise, wie der vaterländische Boden besessen, benutzt und zu dem materiellen Daseyn in Beziehung gebracht wird, ergibt die nächsten und natürlichsten, zugleich die einfachsten Bedingungen der Staatsbildungs-

und Entstehungsweise. Ob das Vaterland dem Menschen ein bloßes Jagdrevier, oder nur eine große Gemeinweide, oder ein Ackerfeld, oder alles Dies zugleich und mehr ist, hat natürlich, wie bereits oben mehrfach angedeutet,[1]) auf die Entstehungs-, wie auf die Gestaltungsweise des gesellschaftlichen Verbandes den entschiedensten Einfluß.

An diese auf den unmittelbaren, mehr oder minder fixirten Besitz des heimathlichen Bodens gegründeten Lebensbedingungen des Staatsverbandes reihen sich auf natürliche Weise jene anderen mittelbaren Lebensrichtungen, welche aus der mannigfaltigen gewerblichen Verarbeitung der dem Boden auf die eine oder die andere Weise abgewonnenen rohen Produkte und aus dem Austausch und Handelsverkehr mit denselben hervorgehen, welche letztere aber, da sie die Existenz jener ersten unmittelbaren Lebensbedingungen voraussetzen — an und für sich keine natürliche, sondern nur eine künstliche Basis für das gesellschaftliche Daseyn gewähren. Es kann daher ursprünglich wohl ein reiner Jäger-, Hirten- und Ackerbau-, nicht aber ein reiner Industrie- oder Handels-Staat gedacht werden, und in sofern die Unabhängigkeit der Existenz als das erste Merkmal des Staates angesehen werden muß,[2]) sind auch in späteren Entwickelungs-Stadien solche Verbände, die sich allein auf Industrie und Handel basiren, wenngleich nicht unmöglich, doch unnatürlich, unorganisch und deshalb ohne alle Lebens-Garantie.

Die Familie ist zwar der Prototypus jedes organisch erwachsenen Staates. Wo indeß das Daseyn eines Volkes sich noch nicht über die unmittelbarsten, roh natürlichen Formen des Familienlebens erhoben hat: da können auch nur einseitige Lebensrichtungen auf beschränkte Weise verfolgt werden; da ist der organische Staat noch völlig unentwickelt, er ist, mit Leo's Ausdrucke,[3]) systemlos. Auf dieser elementaren Grundlage des Staates bewegen sich zunächst alle Wandervölker, deren Lebensbedingungen Jagd, Fischfang oder Heerdenzucht sind. Ihnen genügen — wie oben bereits angedeutet[4]) — die ersten, einfachsten Formen eines rein patriarchalischen Gesellschaftsverhältnisses. Nur die eigentlichen Nomadenvölker erheben sich zuweilen eine Stufe über diese elementarste Existenz, bilden dann größere Stammvereine, und

---

[1]) Vergl. Abschnitt II. Kap. 3.
[2]) Vergl. §. 21. S. 255.
[3]) Vergl. H. Leo, Skizzen und Studien zu einer Naturlehre des Staats (Halle 1833).
[4]) Vergl. §. 12 u. 13 des II. Abschnittes (S. 104 ff.).

gehen von hier aus, mit der Vervielfältigung der Lebensbedingungen, d. h. also mit dem Aufgeben des Nomadenthums, nicht selten zu anderen, auch zu höheren Entwickelungen über. —

Eine weitere Entfaltung des patriarchalischen Staates muß sich ferner überall da zeigen, wo nicht blos Heerdenbesitz, sondern wo vornehmlich kultivirtes Grundeigenthum die materielle Basis des Staatsvereins bildet, nämlich in den Ackerbau-Staaten. Der feste Ansiedler kann nicht mehr dem Kampfe mit der Natur oder dem feindlichen Zusammenstoßen mit den Nachbarn auszuweichen versuchen, wie der wandernde Jäger oder Hirt; er muß jenen Kampf ausfechten, diesem Konflikte auf irgend eine Weise begegnen. Er ist daher genöthigt, sich gesellschaftlich zu organisiren und also auch sittlich zu beschränken, und dadurch geht ihm zuerst die Ahnung der Freiheit in einem höhern Sinne auf, während der Nomade dieselbe nur als Ungebundenheit zu denken vermag. Dadurch kommen in der Gesellschaft die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gesetz und Freiheit u. s. w. zuerst zu einer ausgedehntern praktischen Geltung; das Gesammtleben, der Staat bekommt einen sittlichen Inhalt und eine sittlich fördernde Bedeutung für seine einzelnen Mitglieder. — Aber sofern und so lange die Einseitigkeit des in dem rein patriarchalischen Ackerbau-Staate liegenden Lebens-Prinzips nicht abgestreift wird, bleibt derselbe dennoch auf einer niedern Stufe, fördert er die geistige Entwickelung seiner Mitglieder nur in beschränkter Weise, nur bis zu einem gewissen Punkte hin, dann nicht weiter; es tritt dann vielmehr Stillstand und damit auch der erste Rückschritt ein. Nur wann für diesen Staat, statt der bisherigen beengenden Einseitigkeit, auf historische Weise eine die systematische Entfaltung mehrseitiger und in ihrer Mannigfaltigkeit anregender und befruchtender Lebensrichtungen begünstigende Grundlage gewonnen wird: nur dann geht der patriarchalische Ackerbau-Staat aus dem bisherigen zwar organischen, aber systemlosen Zustande in die höhere Gestaltung eines entwickelten Staates über; alsdann mag auch die einfache, ganz natürliche, patriarchalische, aber nur für einseitige Lebensrichtungen geeignete Grundform der Gesellschaft nicht mehr genügen, und allmählig von einer künstlichern in den Hintergrund gedrängt werden. —

Wenn aber der Ackerbau-Staat — auf Veranlassung gewisser historischer oder geographischer Verhältnisse, oder auch im Streben der Entwickelung — sein ursprüngliches Lebens-Prinzip und mit diesem die Grundform des Gesammtlebens nur gegen ein einzelnes anderes Lebens-Prinzip eintauscht, ohne zur systematischen Entfaltung mehrseitiger Lebens-Tendenzen zu gelangen; wenn

die einseitige, aber natürliche Grundlage des Volkslebens von einer andern, gemachten, aber ebenfalls einseitigen verdrängt wird: so ist damit kein Vorschritt, sondern — in Betreff der immer als Absicht gedachten geistigen und sittlichen Förderung und Entwickelung — offenbar ein Rückschritt geschehen. —

Dies ist der Fall, wenn der Ackerbau-Staat sich, unter dem Einflusse historischer und geographischer, solche Umwandelung begünstigender Verhältnisse, allmählig in einen reinen Handels- oder Industrie-Staat verkehrt, in welchem nicht Heerden- oder Grundbesitz, sondern der Repräsentant alles Besitzes (also ein eingebildeter) — das Geld — die alleinige oder auch nur die vorzüglichste Grundlage des Gesammtlebens bildet. — Dasselbe ist ferner der Fall, wenn die natürliche Entwickelung des patriarchalischen Staates auf andere, gewaltsamere Weise gehemmt und an die Stelle des natürlichen Lebens-Prinzips irgend eine Macht gesetzt wird, welche dem Gesammtleben andere zwar, aber ebenfalls einseitige, die freie, allseitige Entfaltung des Daseyns verhindernde Bahnen anweiset. Solche Macht beruht entweder auf dem Einflusse des Schwertes und kriegerischer Siege, und dann entsteht ein Krieger-Staat, eine Soldatenherrschaft, — oder auf dem einseitig vorwaltenden Einflusse sieghafter religiöser Tendenzen, und dann bildet sich eine sogenannte Theokratie, richtiger ein Priester-Staat, — oder endlich auf der Herrschaft gewisser politischer Prinzipien, theoretischer Ansichten und abstrakter Ideen, deren konsequente Ausbildung zuletzt den Prinzipien-Staat, die sogenannte Ideokratie bildet, die sich übrigens in den äußeren Formen bald so, bald anders gestalten mag.

In allen diesen Fällen sind die unorganisch, also mechanisch gebildeten Zustände nur als krankhafte Krisen des gesellschaftlichen Lebensprozesses anzusehen. Die Einseitigkeit der in diesen Staatsbildungen liegenden Lebensrichtungen übt daher nothwendig einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwickelung der Gesellschaft aus, welchen? — das soll weiter unten angedeutet werden. — Auch hat der Erfolg gelehrt, daß jedes Staatsleben demselben entweder erliegt, oder sich ihm entzieht, indem es entweder verfällt oder, durch fortgesetztes Ringen, zu einer organischen Gestaltung zurückkehrt, und durch diese dann zu einer höhern systematischen Ausbildung gelangt, — sich entwickelt. —

§. 24. Lebens-Momente des Staats — Staatseinrichtung und Staatsverfassung.

Das Christenthum muß, wie oben angedeutet, als das einzige sichere, wahrhafte Merkmal gesitteten Staatslebens betrachtet werden.

Bekanntlich haben jedoch lange vor Christus sogenannte „kultivirte“ Völker und Staaten bestanden, und die Geschichte hat sie als solche bezeichnet. Ebenso hat es, umgekehrt, nach Christus noch keinen Staat und kein Volk gegeben, in welchem das dargelegte höchste Ziel des Gesammtlebens, die Idee des Staates in seiner höchsten Auffassung, auch nur der Verwirklichung nahe gekommen wäre. Dennoch unterscheiden wir auch hier, mit Recht, entwickelte und unentwickelte Völker und Staatsverbände. Es ist endlich auch in der Zukunft die Verwirklichung jener Idee, wenngleich einst mit Zuversicht zu erwarten, doch der Zeit nach nicht zu bestimmen; es werden vielmehr bis dahin wahrscheinlich noch höchst mannigfaltige Evolutionen in dem äußern wie in dem innern Leben der Völker statt finden müssen, da dies Ziel überhaupt nicht von einem einzelnen Volke, sondern nur gemeinsam von der ganzen Menschheit erreicht werden kann. Dennoch aber, ja eben darum, wird auch der Gegensatz kultivirter oder roher Staaten bis dahin mehr oder minder unausgeglichen bleiben. —

Wir wissen seit lange von zahlreichen Völkerschaften, welche sich noch immer nicht über die ersten Anfänge eines gesellschaftlichen Zustandes erhoben und sogar auf das Streben nach jeder fernern Entwickelung verzichtet zu haben scheinen, — von anderen, welche zwar nach gewissen einseitigen Richtungen hin eine bedeutende Ausbildung zu gewinnen, doch ihrem Gesammtleben niemals eine höhere, fördernde Entwickelung zu geben vermochten. —

In beiden Fällen ist zwar die durch Naturanlage, historische und geographische Verhältnisse bestimmte Nationalität ohne Zweifel als Grundursache anzusehen; jedoch ist es zugleich der durch diese Grundursache begründete Mangel oder die Unvollkommenheit gewisser formeller Entwickelungen, welcher jene fortdauernde Rohheit oder Beschränkung zunächst bedingt, mindestens begleitet. —

Es liegt am Tage, daß überall, wo die einem Volksverbande eigene innerliche Ausbildung noch nicht bis zur allgemeinen Anerkenntniß, nicht bis zum hellen Bewußtseyn der sittlichen Freiheit gediehen ist, gewisse andere Lebens-Momente wirksam eintreten müssen, um die für das Bestehen jedes gesellschaftlichen Verbandes unumgänglich nothwendige Beschränkung der Eigensucht (im weitesten Sinne des Wortes) herbeizuführen.

Das erste, unmittelbarste und natürlichste Lebens-Prinzip ist überall ursprünglich gegeben; es ist das patriarchalische. So lange eine Familie — nur in sich verkehrend, von jeder fremden Berührung ausgeschlossen — ein isolirtes Daseyn führt: so lange bietet sie, als Gesellschaft, in dem ehelichen und kindlichen

Verhältnisse aller Mitglieder, in der von der Natur eingepflanzten Liebe des verwandten Blutes, in der dem Familienvater von der Natur verliehenen Autorität, in dem natürlichen Abhängigkeits-Verhältnisse, in welchem alle Familienglieder zu dem Patriarchen stehen, allerdings einige Garantieen gegen sittlichen Verfall und thierische Verwilderung. Dennoch — konnte Kain seines Bruders Mörder werden! —

Wenn aber die Familie sich in einem solchen Grade vermehrt hat, daß das zu einem schwächern und schwächern Faden ausgedehnte Band des gemeinschaftlichen Blutes kaum noch von allen Theilhabern erkannt und daher auch nicht mehr geachtet wird; wenn also faktisch mehrere Familien neben einander bestehen: so müssen nothwendig andere Motive sich geltend machen. — In dem roh-natürlichen Zustande patriarchalischer Gesellschaften gibt es nur eine Gewährleistung des Rechtsverhältnisses zwischen den verschiedenen Familien, die roheste unter allen, die Garantie, welche die Furcht vor der Rache darbietet. Die Blutrache ist in solchem Zustande der Gesellschaft ein ganz wesentliches Lebens-Moment, eine nothwendige Bedingung der Dauer und des Bestehens der Familien, wie sie freilich zugleich auch nothwendig ewigen Haß, unvertilgbaren Zwiespalt zwischen den einzelnen patriarchalischen Gemeinwesen begründet. Wenn freilich die erste Beeinträchtigung, der erste Mord eines Familienmitgliedes ein geringer Verlust scheint gegen die Ströme von Blut, welche die Rächung dieses ersten Mordes der Familie, durch die fortlaufende Verkettung von blutigen Verbrechen und blutiger Vergeltung, nothwendig kosten muß: so ist die Blutrache in diesem gesellschaftlichen Zustande — selbst aus dem politischen Gesichtspunkte — dennoch eine unabweisbare Nothwendigkeit; sie ist die Nothwehr, durch welche die Familie, so lange sie und der Staat identisch sind, ganz allein ihr Daseyn zu schützen vermag. Sie erscheint als eine heilige Pflicht, welche jeder Zunächst-Verletzte (der Familienälteste) dem Ganzen der Familienverbindung zu leisten hat, damit die letztere in allen ihren Gliedern geachtet und vor ferneren Verletzungen geschützt bleibe; damit die Furcht vor den unausbleiblich-unheilvollen Nachwehen des Verbrechens vor seiner Wiederholung abschrecken möge. —

Wenn sich die Familie zum Stamme erweitert, und ein Stammesältester das anerkannte gemeinsame Oberhaupt mehrerer, neben einander lebender, verwandter Familien geworden, oder wenn der Gedanke aufgekommen ist, daß die Blutrache, weil sie einen ewigen Krieg aller Familien bedingt, dem Interesse des Gemeinwesens entgegen ist: so tritt etwas Anderes an ihre Stelle,

nämlich die Sühne durch die Strafe (Wehrgeld, Lebensstrafe), durch das irdische Gesetz und den irdischen Richter. Und hierin liegt ein neues Moment für die Gestaltung, und zwar für eine höhere Gestaltung des Gesammtlebens. Im Grunde wird hierdurch nur dem Einzelnen, dem unmittelbar Verletzten das Geschäft der Vergeltung entzogen, welches nun die Gesammtheit oder vielmehr ihr Oberhaupt, der Stammesälteste, der Stammesfürst, der König, als der natürlich berufene irdische Rächer jedes Verbrechens, übernimmt; und, indem die Ansicht aufkommt, daß durch die Verletzung des Einzelnen nicht allein dieser, sondern zugleich auch die Gesammtheit verletzt und bedroht werde, wird der Einzelne gerächt, indem man zugleich dem Ganzen gerecht wird. — An die Stelle der Furcht vor der heimlichen Blutrache tritt nun — auf ganz natürliche, ungemachte Weise, nicht, wie man gemeint, als Resultat einer eigens zu diesem Zwecke erfundenen „Abschreckungs-Theorie" — die Furcht vor der öffentlichen Gerechtigkeit, vor der Strafe, die sich erst bei weiterer geistiger Entfaltung zur sittlichen Ehrfurcht vor dem Gesetze veredeln und durch die lebendig werdende Sympathie für das Sittlich-Rechte innerlich begründen mag. —

Ein viertes Lebens-Moment des Staates, eine höhere Gewährleistung für das gesellschaftliche Daseyn bietet die Religion dar. — Schon bevor sich verwilderte Völker zu der Verzichtleistung auf die Blutrache und zu der Idee eines öffentlichen Rechtszustandes erheben, ist es nicht allein die Furcht vor den irdischen Folgen, welche sie etwa von Verbrechen zurückhalten mag, sondern noch viel mehr die Furcht vor geistigem Unglück, womit die religiösen Vorstellungen fast aller Völker den Verbrecher bedrohen. — Freilich ist der Begriff des Verbrechens im Heidenthume häufig nur relativ, so daß z. B. der vollstreckte Mord aus Rache das Gewissen des Rächers wahrscheinlich minder belästigt, als der unterlassene; — so daß der Brahmane, der einen unvorsichtig in seine Atmosphäre gekommenen Paria unbedenklich spießt, Gewissensbisse empfindet, wenn er etwa ein Huhn oder einen Affen getödtet, weil er wähnt, vielleicht seine Muhme oder seinen Oheim getroffen zu haben. Dennoch ist die Furcht vor der jenseit erfolgenden Strafe — wie diese, wie das sie bedingende Unrecht, nach der Eigenthümlichkeit der heidnischen National-Phantasien, auch gedacht werden mag — einer der wesentlichsten Hebel gewisser Gesittungsgrade und ebenso eine der heilsamsten Widerlagen für die Sicherung des Staatsgebäudes. — Wo aber, wie im Christenthume, die Idee der Sünde und des Weltgerichts unabhängig ist von nationellen Relationen: da müssen natürlich auch jener Hebel

und diese Widerlagen eine absolute Bedeutung erlangen; da gibt zugleich die Religion der weltlichen Rechtspflege ihre innere, höhere Begründung, indem sie selbst den Arm der irdischen Gerechtigkeit mit dem Schwerte des Rächers bewehrt, indem sie die zeitliche Bestrafung, selbst das irdische Leben als irdische Sühne des Verbrechens unnachsichtlich fordert, während sie doch den geistigen Tod des Sünders nicht will, dem sie bis zum letzten Athemzuge den Weg der Versöhnung offen, und nur Den mit ewiger Verdammniß bedroht läßt, der allen irdischen Strafen, wie allen himmlischen Mahnungen Hohn spricht. In solchem Betracht ist der christliche Staat mit der Handhabung nicht blos der irdischen, sondern auch der göttlichen Gerechtigkeit beauftragt, und seine Gesetze und Ordnungen müssen sich daher auch unmittelbar aus den göttlichen, aus den christlichen ergeben, durch diese getragen und begründet werden. — In sofern jedoch, hier wie in den heidnischen Staaten, eine tiefere Einsicht in das Wesen der Religion und des Geistes nicht als eine allgemeine Qualität vorausgesetzt, sondern vielmehr einem, durch Studium und Weihe besonders berufenen Stande ausschließlich vindizirt werden mag, tritt dies religiöse Moment des Staatslebens als Priesterthum hervor, welches sich nun auch wohl für den ausschließlichen Träger des richtigen religiösen Verständnisses, für den alleinigen Repräsentanten der göttlichen Ordnung auf dieser Welt geltend machen will, und auf diese Weise die Hierarchie und die Priesterherrschaft begründet, welche eine gewisse Gesittung fördert, darnach aber jeden Fortschritt, jede weitere Entwickelung hemmt, ihn als verderblich, als sündhaft bezeichnet, und, um der eigenen Fortdauer willen, solchergestalt bezeichnen muß; — während dieses nämliche Element, in seiner rohesten Auffassung, in den untersten Regionen des Heidenthums, sich als Zauberei und Hexentrug, als Wettermacherei, Zeichendeuterei und Geisterbeschwörung ausprägt, in deren Interesse es eben liegt, jenen Stillstand schon von Hause aus eintreten und der Rohheit also ihre volle Herrschaft zu lassen. —

Wir erkennen auf diese Weise in jeder gesellschaftlichen Verbindung das Familienverhältniß, die Blutrache oder (statt ihrer) die irdische Rechtspflege und die Religion, als nach einander eintretende oder zum Theil gleichzeitig wirksame Stützen, — zugleich aber auch als ganz natürlich sich ergebende, daher höchst mannigfaltig sich gestaltende Lebens-Momente des Staates, — als die für sein Bestehen unumgänglich nothwendigen und ebenso als die unmittelbar aus der Natur jeder unabhängigen Gesellschaft erwachsenden, mithin eigentlich

als ursprünglich zu betrachtenden Einrichtungen des Staats. — Ersehen wir hieraus, daß die geringere oder erweiterte, die rohere oder vernünftigere Entwickelung und Gestaltung derselben auf die Ausprägung des Staatslebens, so wie auf seine innere Begründung einen sehr bestimmten Einfluß äußern muß; begreifen wir, daß die einseitige Entwickelung einer dieser Einrichtungen nur auf die Vernachlässigung der übrigen, so wie auf die Beeinträchtigung des Ganzen gegründet seyn kann: so leuchtet auch ein, wie nur durch ihre harmonische Verschmelzung und sittliche Veredelung eine förderliche organische Entwickelung des individuellen Volkslebens gedacht, wie nur durch diese Verknüpfung eine für den Einzelnen wie für das Ganze wohlthätige Mannigfaltigkeit der öffentlichen Lebensverhältnisse entstehen, nur durch diese der Weg zur Freiheit angebahnt und der Druck der natürlichen Fesseln gemindert werden mag.

Durch diese Verschmelzung wird großentheils die Lebenskraft des Staates — seine Macht — bedingt und die Art und Weise seiner Lebensthätigkeit — das Staatsleben — charakterisirt und bestimmt. — Ist diese Verschmelzung eine gelungene, das Staatsleben daher ein organisches, so wird die nationelle Gemeinschaft selbst zur wesentlichsten Stütze des Staatsgebäudes, während zugleich umgekehrt der Staat zum Träger des Volkslebens wird. Auf diese Weise ist daher jenen Lebens-Momenten noch ein fünftes hinzuzufügen, welches im Grunde genommen eben die durch jene anderen gestaltete Gemeinschaft, das durch jene organisch entwickelte Staatsleben selbst ist. — Seine Bedeutung erscheint in solcher Beziehung jedoch als eine zwiefache: einmal, in sofern es jene erstgenannten Momente des Gesammtlebens zu diesem wie zu einander in ein der individuellen Nationalität entsprechendes und darum wohlthätiges Verhältniß bringt und darin erhält, und zweitens, indem es den nationalen Tendenzen und Bestrebungen einen durch die Kraft der Gemeinschaft verstärkten Impuls, den in verschiedenen Richtungen auseinanderfahrenden Regungen des nationellen Seyns einen Brennpunkt gibt, welcher die Energie der Einzelnen in die Energie des Ganzen aufnimmt, und diese mit vervielfältigter Intensität nach Außen, so wie nach Innen rückstrahlen läßt. —

Diese Gesammt-Energie des Staatslebens macht sich äußerlich zunächst in der leitenden Kraft geltend, welche sich als Staats- oder Landes-Regierung gestaltet, sodann in dem Verhältnisse, welches zwischen dieser und den Regierten statt findet, in der Art und Weise der Gesetzgebung, in der Kraft,

mit welcher die Gesetze, mit welcher die Ordnung im Innern des Staates gehandhabt wird; — diejenige Ordnung, welche das Recht und die Interessen des Einzelnen wahrnimmt, während sie das gedeihliche Bestehen der Gemeinschaft beabsichtigt; welche, indem sie die Eigensucht beschränkt, die Sittlichkeit fördert, und dadurch das Verbrechen nicht sowohl zu bestrafen droht, als vielmehr zu verhindern sucht, und auf diese Weise der sittlichen Wirksamkeit des patriarchalischen, des richterlichen, des priesterlichen Momentes wesentlich zu Hülfe kommt. — Diese Gesammt-Energie spricht sich äußerlich ferner in der Verhältnißweise aus, welche zwischen dem Staate und den Nachbar-Staaten obwaltet; in dem Grade von Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Bedeutung, welche er seiner politischen Existenz zu geben und durch Ausbildung seiner Streitfähigkeit und Kriegsverfassung zu unterstützen weiß; in dem Einflusse, welchen er, durch diese, so wie durch diplomatisches Wirken, auf die Ordnung nicht nur der eigenen, sondern der Völker-Schicksale überhaupt ausübt und ausüben muß, in sofern seine eigenen Interessen, in denen sich die Interessen aller seiner Mitglieder konzentriren, davon berührt werden. —

Innerlich aber macht sich jene Gesammt-Energie des Staatslebens geltend in der Lebensfülle, in dem Nachdrucke, in dem Gedeihen und der Pflege, welche der Staat den geistigen wie den materiellen Bestrebungen und Interessen seiner Mitglieder zu geben versteht und vermag, in dem Aufschwunge des Wohlstandes, in dem lebendigen Gefühle der Kraft, welches jedem Einzelnen innewohnt und in dem nationalen Selbstbewußtseyn des Ganzen laut wird, in dem allgemeinen Vertrauen endlich, welches der öffentliche Zustand einflößt, und welches in der allgemeinen Anerkenntniß seiner gedeihlichen und sittlich fördersamen Tendenzen begründet ist. —

Vergleicht man nun aber die verschiedenen Staaten und gesellschaftlichen Verbände der Erde mit einander; versucht man die Anwendung des abstrakt Vorangestellten auf die konkreten Verhältnisse des Völker- und Staatenlebens: so ergibt sich eine große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, eine Mannigfaltigkeit, welche in dem anfänglich erwähnten Gegensatze „kultivirter und roher Staaten und Völker" keineswegs ganz enthalten ist. Die ethnographische und politisch-geographische Betrachtung ergibt vielmehr, statt jener Gegensätze, eine vielfältig abgestufte Reihe von Völkern und Staaten, welche niemals ganz ungezwungen in zwei große Klassen abzutheilen ist. — Den Maaßstab aber für ihre

Stufenfolge entnehmen wir aus der Entwickelungsweise der erwähnten Lebens-Momente, aus der mehr oder minder harmonischen Verschmelzung und Ausbildung, oder aus der mehr oder minder einseitigen Ausprägung derselben, — überhaupt aus der mehr oder minder organischen Entwickelung, welche dadurch das ganze Staatsleben erhalten hat. —

Wenn oben [1]) das Verhältniß des Menschen zur heimathlichen Erde, wenn der Besitz — von Heerden und Grundeigenthum — als die gesunde, natürliche und organische, wenn die einseitige Ausbildung der Geldmacht, kriegerischer oder geistiger Ueberlegenheit als die krankhafte, künstliche und mechanische Grundlage und Lebensbedingung der verschiedenen Staatsverbände betrachtet werden mußte; wenn ferner das einseitige Vorhandenseyn des einen oder des andern Grundelements, oder die gleichzeitige Existenz mehrerer derselben neben einander die Entwickelungs- und Gestaltungsweise des Staates von Hause aus disponirt; wenn die eine oder die andere dieser Grundlagen auf unentwickelte und natürliche, die anderen auf gesteigerte und künstliche Lebensverhältnisse hinweisen: so wird doch die Individualität des Staates erst durch die Gestaltung der eben entwickelten Lebens-Momente — in der Einrichtung und Verfassung des Staates — bestimmt ausgeprägt und bezeichnet, diese Individualisirung selbst aber wieder durch die von der eigenthümlichen Naturanlage, den historischen und geographischen Verhältnissen bedingten Nationalität motivirt, dergestalt, daß, je nach der Verschiedenheit dieser Nationalität, auf denselben Grundlagen und bei ähnlicher Entwickelung der Lebens-Momente, doch noch sehr verschiedene Staatseinrichtungen und Verfassungen entstehen und dem Staatsleben daher sehr mannigfaltige und abweichende Formen und Tendenzen verleihen können. —

§. 25. Staatsform.

Aus der Entwickelung der Lebens-Momente des Staates, welche das individuelle innere organische Seyn des Staates, also die Staatseinrichtung, regelt und bestimmt, muß sich dann auch die äußere Gestaltung desselben, die Staatsform, von selbst ergeben. Diese spricht sich in der Entwickelungsweise jener Lebens-Momente, d. i. in der Art der Staatseinrichtung und Staatsverfassung aus. — Auf solche Weise macht die Verfassung des Staates — seine innere wie seine äußere Lebensform — in allen ihren Gestaltungen, mit der religiösen, der gesellschaft-

[1]) Vergl. §. 23. dieses Abschnittes.

lichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtung, mit der ganzen Denk- und Gefühlsweise, mit der ungetheilten, durch die äußerlichen Motive des Klimas, der Landes-Physik, Weltstellung ꝛc. bedingten Individualität eines Volkes nur Einen Geist, Eine unzertrennliche Einheit aus. —

Es erscheint daher offenbar als ein bedenkliches, wenn nicht aberwitziges Experiment, Staatsverfassungen und Staatsformen unabhängig von der Volksthümlichkeit, lediglich nach theoretischen Bestimmungsgründen erfinden und ausführen, oder auch nur modeln und umformen zu wollen. So wie daher die individuelle Staatsverfassung und Staatsform nur durch den im Volke lebenden Geist organisch erzeugt werden sollte: so wirkt, umgekehrt, die solcher Weise ins Leben gerufene Staatsverfassung auch auf die organische Fortentwickelung und allmählige naturgemäße Umgestaltung des individuellen National-Geistes ein. —

Da nun ohne Zweifel ein höchstes Staatsziel gedacht werden kann,[1]) so kann man sich gewiß auch eine höchste Staatsform, eine vollendete, mangellose Staatsverfassung denken, welche den mit jenem Ziele erreichten idealen Lebenszuständen der Menschheit am meisten entspricht, wiewohl dann, wie in jedem höhern Daseyn, die Form überhaupt nur eine untergeordnete Bedeutung haben kann. Da indeß in der Wirklichkeit jenes Ziel, welches die vollkommene sittliche Freiheit zum Eigenthum jedes Einzelnen, wie zum Gemeingut der Menschheit machen soll, leider noch sehr fern liegt, weil die Vernunft und die Freiheit leider nicht einmal bei der Mehrzahl, noch weniger bei der Gesammtheit zu finden ist: so muß der Staat durch das Gesetz, durch die Handhabung desselben, selbst mit Zwang einschreiten, um der Freiheit ihr Recht zu wahren, um die Unfreiheit, die Willkühr der Eigensucht heilsam zu beschränken, und damit das Recht und die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen, so wie die gesunde Existenz und ungestörte Fortentwickelung des Ganzen zu schirmen und zu sichern. In wiefern nun die Art der Staatsverfassung diesen Zwecken entspricht, in sofern ist sie heilsam und gut. —

Aber die eben vorangestellte Betrachtung ergibt zugleich, daß, so lange jener höchste Zweck des Staates nicht erreicht ist, jede Staatsform nur in der Relation auf die nationale Individualität, nur in sofern gut und heilsam genannt werden kann, als sie aus dem Volksleben organisch erwachsen ist, und in ihrer Eigenthümlichkeit die fernere organische Entwickelung desselben

[1]) Vergl. §. 22. dieses Abschnittes.

gewährleistet. Wenn sie aber diese Garantie nicht darbietet, wenn sie nur einzelne der dem Staate natürlich angemessenen Lebens-richtungen und Lebens-Momente fördert, andere dagegen hemmt oder ganz beseitigt; wenn sie, mit anderen Worten, die individuelle Staatsthümlichkeit, für die sie bestimmt ist, nicht organisch durchdringt und innerlich belebt, sondern nur mechanisch reizt, nur äußerlich gestaltet: so führt sie nicht der Verwirklichung der höchsten Idee des Staates entgegen, sondern auf verderbliche Abwege. Hier kann daher auch, wie überall, das in der Abstraktion unbedingt Gute doch in der konkreten Relation oft ein wesentlich Schlechtes, ein scheinbarer Fortschritt eben darum auch ein wirklicher Rückschritt seyn, und umgekehrt. Es kommt also zunächst nur darauf an, daß die Staatsform dem individuellen Staatsleben überhaupt, so wie dem jedesmaligen Standpunkte der Entwickelung entsprechend, und dem fernern organisch-natürlichen Entwickelungsgange angemessen, daß sie — wie die triviale, vielfältig gemißbrauchte Floskel lautet, — „volks- und zeitgemäß“ sey. — Für die geographische Betrachtung ist jedoch die weitere, in das Gebiet der Staatswissenschaft hinüberführende Verfolgung dieses Grundsatzes entbehrlich.

Versteht man unter „Staatsverfassung“ die Art der Staatseinrichtung im Allgemeinen, den Grad und die Weise, in welcher sich das patriarchalische, richterliche und kirchliche Moment an einander entwickelt, gegenseitig durchdrungen und somit das Prinzip der Staatsregierung individuell gestaltet haben: so begreift man gewöhnlich unter dem Ausdrucke „Staatsform“ allein diese letztere Gestaltung, oder, mit anderen Worten, die Art des Verhältnisses, welches zwischen der Staatsregierung und den Staatsmitgliedern, den Staatsbürgern und den Staatseinsassen, obwaltet. —

§. 26. Entstehung verschiedener Staatsformen.

Es liegt in der Natur jedes gesellschaftlichen Verbandes, daß Einer oder eine zur Einheit strebende Mehrheit die Anführung und Leitung des Ganzen übernimmt. Ein solches Verhältniß ist mit dem Begriffe des Staates unmittelbar selbst gegeben. — In der einfachsten und natürlichsten Form des gesellschaftlichen Verbandes, in der Familie, vereinigen sich alle höchsten Attribute und Momente des Gesammtlebens in der Person des Familienvaters: er ist zugleich der Anführer, der Richter und der Priester; er ist der äußerlich Allein-Unabhängige, während alle Uebrigen ihm gehorchen; er ist der Alleinherrscher, der Monarch. — Wo mehrere Familien neben einander wohnen, da herrschen

also auch entweder mehrere solcher kleiner patriarchalischer Monarchen, oder der natürlich Mächtigste — d. i. Derjenige unter ihnen, der die zahlreichste Familie und den größesten Besitz hat, oder auf irgend eine andere Macht, z. B. auf Geburtsrechte und nähere Verwandtschaft mit dem gemeinschaftlichen Stammvater, auf höhere Einsicht, Tapferkeit, Stärke rc., fußt — wird der Herrscher, der Fürst der Schutz suchenden oder unterworfenen Uebrigen, der Alleinherrscher. — Wo endlich jede solche Ueberlegenheit fehlt — was unstreitig ein seltener Fall, — wo aber dennoch eine festere Verbindung eines größern Ganzen durch das allgemeine Bedürfniß erheischt wird: da vereinigen sich die gleich mächtigen und daher gleich unabhängigen Familienväter, machen einen Bund, versprechen einander in allen gemeinsamen Verhältnissen beizustehen, und sich den, bei mangelnder Einhelligkeit, durch irgend eine Loosung, ein Orakel oder durch Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüssen zu unterwerfen. Sie verzichten daher auf einen Theil der einem Jeden ursprünglich und natürlich zustehenden Unabhängigkeit, indem sie denselben dem Gemeinwesen, der res publica vindiziren, und es entsteht eine Stamm- und Markgenossenschaft, eine Vielherrschaft, in welcher kein Einzelner mehr vollkommen unabhängig ist, sondern nur die Gemeinschaft der natürlich Freien, die gleichmäßig, oder auch — unter weniger einfachen Verhältnissen — nach Maaßgabe ihrer besonderen Rechte an der Herrschaft Theil nehmen, während die Uebrigen dieser Mehrheit in derselben Weise unterthänig sind, wie in der Monarchie der Einheit des Monarchen.

Auf diese Weise entstehen daher die beiden Hauptformen des Staatslebens: Einherrschaft und Vielherrschaft, Monarchie und Polyarchie, welche letztere man auch ausschließlich Republik zu nennen pflegt, obgleich diese Benennung, dem Wortsinne nach, bekanntlich jedem Gemeinwesen zukommt. — Monarchie und Polyarchie sind zugleich die beiden einzig natürlichen und einzig möglichen Staatsformen. —

Bekanntlich unterscheidet man zwar noch sogenannte konstitutionelle oder beschränkte Monarchien, indem man diesen die Autokratie oder Selbstherrschaft oder auch die Despotie — die Ausartung der Monarchie — gegenüberstellt, und ebenso theilt man die Republiken in demokratische oder reine Volksherrschaften und aristokratische oder Adelsherrschaften, und nennt die Ausartung der Demokratie Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, die Ausartung der Aristokratie aber Oligarchie oder Herrschaft weniger Vornehmen. Aber genauer angesehen lassen sich alle diese verschiedenen Formen ohne Zwang unter jene beiden Haupt-

Rubriken bringen, wie aus den weiter unten folgenden Betrachtungen hervorgeht.

Bedeutungsvoller wäre unstreitig diejenige Unterabtheilung dieser beiden Hauptformen, welche von der individuellen Grundlage und den ursprünglichen Lebensbedingungen des Staates ausgeht, und Monarchien wie Republiken in sofern unterscheidet, als ihnen der Besitz von beweglichem oder liegendem Eigenthum, von kriegerischer oder religiöser Macht, von klingendem oder geistigem Vermögen, oder eine Mischung mehrerer dieser Lebensbedingungen zur Basis dient. In diesem Betracht könnte man dann von Nomaden-, Ackerbau-, militärischen, priesterlichen oder theokratischen, Handels-, Geld- und Vernunft-Republiken und Monarchien sprechen, und es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, daß die Form und Verfassung jedes dieser Staaten, deren Modelle die Geschichte aufweiset — abgesehen von den mitwirkenden nationalen Eigenthümlichkeiten — nach Maaßgabe der ihnen zum Grunde liegenden Elemente sich eigenthümlich ausprägen und darstellen muß. Weil indeß diese Elemente sich im Verlaufe der Zeit so mannigfaltig vermischt und durchdrungen haben, daß es besonderer historischer Nachforschungen und Untersuchungen bedürfte, um in jedem konkreten Falle die Klassifikation zu begründen: so fällt diese Betrachtungsweise der Staaten und Staatsformen mehr der Geschichte, als der Geographie anheim, welche letztere sich auf die historische Herleitung der gegenwärtigen Zustände nicht ausdehnen kann. —

Eine andere Eintheilung, scheinbar schärfer als die vorhergehenden, bewirkt der Gegensatz des christlichen und unchristlichen Staates. Denn da die Menschheit die Idee der sittlichen Freiheit — deren Verwirklichung eben durch den Staat, d. i. durch den christlichen erzielt werden soll — erst durch das Christenthum ins Bewußtseyn aufgenommen hat: so muß auch die Form und Verfassung der Gesellschaft von jener maaß- und zielgebenden Idee — wo diese lebendig geworden ist — nothwendig mitberührt und durchdrungen werden, und zwar auf die entschiedenste, durchgreifendste Weise. Wo hingegen diese Idee nicht, oder doch nur in rein äußerlichem Sinne aufgefaßt wird, wie in allen unchristlichen Staaten: da ist auch der Staatszweck ein rein äußerlicher und die Staatsverfassung daher höchstens ein Rechts- und Sicherheits-Institut, gewöhnlich sogar nur ein Aggregat von Willkühr und Eigensucht, wogegen keine andere Schranke, kein anderes Gegengewicht gedacht werden kann, als andere Willkühr und andere Eigensucht. — Dies ist in der Abstraktion unbestreitbar richtig. Leider aber zeigt die konkrete Wirklichkeit keinen

solchen scharfen Unterschied und Gegensatz zwischen christlichen und unchristlichen Staaten, — weder in den Grundlagen, noch im Zwecke, noch in der Form des Staatslebens. Denn der christliche Staat, in seiner vollkommenen Auffassung, ist eben nur jener ideale Staat, dessen Realisation als höchster Staatszweck vorliegt; die christlichen Staaten dagegen nähern sich jenem Ideale höchstens mehr oder weniger, sind von demselben jedoch noch sehr fern, ja theilweise ferner, als die Staatsvereine des klassischen Heidenthums, — freilich aus keinem andern Grunde, als weil die ächt christliche Gesinnung ihr Leben noch nicht hinlänglich durchdrungen hat. — Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, wenn christliche und unchristliche Staaten in jener gegensatzlosen Allgemeinheit der Formen verschwimmen, welche unter den obwaltenden Umständen als das sicherste Merkmal der Unreife und Unvollendung angesehen werden muß. —

§. 27. Charakteristik der verschiedenen Staatsformen — die Republik.

Da die Alleinherrschaft (eines Fürsten oder Königs) das einzig charakteristische Merkmal der Monarchie genannt werden muß: so wird jede Staatsform, welcher dieses Merkmal fehlt, nothwendig mehr oder minder republikanisch. — In der Monarchie konzentrirt sich die Gesammt-Energie des Staatslebens in der persönlichen Einheit des Herrschers: des Patriarchen, Stammhäuptlings, Fürsten oder Königs; in der Republik in den von der Mehrheit der herrschenden Individuen gefaßten Beschlüssen. In der Monarchie ist daher äußerlich nur Einer unbedingt frei, in der Republik Keiner, weil Alle sich dem Willen einer schwankenden, bald hier-, bald dorthin sich neigenden Mehrheit oder — in zweifelhaften Fällen — dem Ausspruche irgend eines Orakels, dem Resultate irgend einer Loosung unterwerfen müssen.

Dies widerspricht freilich dem gemeinen Begriffe der Republik, welche gewöhnlich als eine Vereinigung absolut Freier und Gleicher gedacht wird, indem man von der irrigen Vorstellung einer Gleichberechtigung aller Mitglieder ausgeht. Eine solche ist aber weder denkbar noch ausführbar, und widerspricht von vorn herein dem Begriffe des Rechts. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß auch hier der Familienvater den Angehörigen (Weibern, Kindern, Dienern), der Starke und Tüchtige dem Schwachen, der Befähigte dem Einfältigen, der Vernünftige dem Rohen, der Begüterte dem Besitzlosen vorangehen müsse. Alle Diese gleichberechtigen, heißt von vorn herein alles göttliche und menschliche Recht vernichten. Die einem solchen Beginnen zum Grunde liegende Idee abstrakter Gleichheit ist sogar der direkte Gegensatz

alles Rechtes, weil dies jedem Einzelnen nur gerade Das gewährt, was ihm geziemt; weil es dem Familienvater, dem Mächtigern, Reichern rc. — der seine natürliche Autorität und Ueberlegenheit zum Opfer bringt, indem er sich dem republikanischen Gemeinwesen anschließt und den Beschlüssen des Ganzen unterordnet, der damit offenbar ein höheres Kapital bei der Gemeinschaft angelegt hat, und, vermöge seiner höhern Stellung, seines größern Besitzstandes, natürlich auch einen größern Theil der öffentlichen Lasten tragen muß, als der minder Bevorzugte — darum auch zu größeren Rechten und höheren Freiheiten den gegründeten Anspruch gibt. Und in der That findet auch, selbst in der Demokratie, eine solche Gleichberechtigung niemals statt; der Kreis der Bevorrechteten ist hier nur ein möglichst weiter, so daß z. B. alle Familienväter oder alle Waffenfähigen u. s. w. von demselben noch mit umschlossen werden, wogegen auch hier der Politisch-Unmündige, der Dienende (Knecht, Sklave rc.) ausgeschlossen bleibt. — In der Aristokratie findet daher eigentlich dasselbe Verhältniß zwischen Herrschenden und Beherrschten statt, wie in der Demokratie, nur mit dem Unterschiede, daß der Kreis der erstern ein engerer ist. — Derselbe zieht sich endlich in der Oligarchie am engsten zusammen, so eng, daß der Staat kaum noch eine Republik zu nennen, und offenbar als eine Ausartung derselben anzusehen ist. — Wo aber eine absolute Gleichheit aller Staatsmitglieder ohne Unterschied statt finden soll, da befinden sich die ursprünglich und natürlich Bevorrechteten ohne Zweifel im Zustande der Unterdrückung, des widerrechtlichen Zwanges, die Uebrigen dagegen im Zustande der Usurpation; da entsteht endlich eine Ochlokratie, eine Pöbelherrschaft, die eben deshalb mit Recht auch eine Despotie genannt werden und naturgemäß in Anarchie ausarten muß. — Nur in sofern, als alle Betheiligten ihren Vorzügen freiwillig entsagen, wie dies etwa der St. Simonismus und noch mehr der Sozialismus beabsichtigen, nur in sofern könnte ein auf abstrakte Gleichheit basirtes Staatswesen entstehen, wenn nicht die Widernatürlichkeit einer solchen Schöpfung zugleich die Unmöglichkeit und Haltungslosigkeit derselben involvirte. —

Auf solche Weise gibt die Republik zwar vor, Jeglichem die vollkommene äußerliche Freiheit zu sichern, entspricht Dem jedoch keineswegs. Denn wenn diese letztere einmal als das Höchste gesetzt wird, so befördert auch jede republikanische Form und nicht blos die Ochlokratie, die Unterdrückung, selbst der natürlich und politisch berechtigten Bürger. Weil nämlich eine dauernde friedliche Uebereinstimmung Aller von der menschlichen Schwachheit vorläufig

nicht zu erwarten ist, so entsteht zunächst Partheiung, sodann — da jede Parthei die sogenannte „Freiheit" für sich in vollem Maaße in Anspruch nimmt — Unterdrückung der schwächern, und zugleich — indem ein für allemal grundsätzlich angenommen ist, daß das Recht auf Seiten der stärkern, d. i. zahlreichern Parthei sich befinden müsse — liegt auch die Möglichkeit ganz nahe, daß das wahrhaft Unrechte und Willkührliche äußerlich zum Recht erhoben, und die wahrhaft im Recht seyende, aber zufällig schwächere Parthei Zwang und Schmälerung der als Recht in Anspruch genommenen Freiheit erfahre, mithin despotisch unterdrückt werde. —

Wo man nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß die letzte Entscheidung in streitigen Fällen durch die Konstituirung einer über den Partheien stehenden, von ihren einander widerstrebenden Interessen nicht unmittelbar berührten Gewalt, auf vernünftigere Weise zu erlangen sey, als durch das mechanische Mittel der Loosung oder irgend eines Orakels, oder das arithmetische der Stimmenmehrheit; daß die Gesammt-Energie des Staates, namentlich die ausübende Regierungsgewalt, durch die republikanische Vielheit der Herrschenden gelähmt, diese letztere daher für das Ganze nachtheilig werde: da sind nun republikanische und monarchische Staatsformen auf mannigfaltige Weise so mit einander verschmolzen worden, daß man es äußerlich unentschieden läßt, welche die eigentlich gestaltgebende sey. Dies ist z. B. der Fall, wenn in einer Republik der Gebrauch herrscht, aus der Mitte der Staatsbürger Einen auszuwählen, und ihn mit dem Fürstenmantel zu bekleiden, damit er — je nach dem Grund-Charakter des Staates — der Heerführer oder der hohe Priester oder der Oberrichter des Staates sey. Diese Ausprägungsweise der Republik hat man bekanntlich Wahl-Monarchie genannt, wiewohl sehr unbezeichnender Weise, besonders wenn die Macht des Wahlkönigs durch die ungeschmälerte Macht der Staatsbürger, wie im alten Polen, auf ein Minimum gesetzt, oder, was richtiger ist, wenn der Wahlkönig nur als der bevollmächtigte Diener der Polyarchen angesehen wird, dem jede freie Regierungsthätigkeit durch die Mitherrschaft jener unmöglich gemacht ist, so daß der Begriff der Monarchie eigentlich ganz außer dem Charakter eines solchen Staates liegt. —

§. 28. Charakteristik der verschiedenen Staatsformen — die konstitutionelle Monarchie.

Fast Dasselbe ist von der modernen konstitutionellen Monarchie zu sagen. Ihr Grund-Charakter ist ebenfalls wesentlich republikanisch, denn ihr liegt das Prinzip zum Grunde, daß

Jeglicher zur Wahrung seiner Rechte und Interessen an der Gestaltung des Staatslebens Theil nehmen, folglich mitherrschen müsse; sie vindizirt somit jedem Einzelnen oder auch nur gewissen, durch Besitz bevorzugten Klassen einen gewissen Antheil an der Regierungsgewalt, der größer oder kleiner ausfällt, auf weitere oder engere Kreise ausgedehnt wird, je nachdem die geltende republikanische Grundvorstellung einen mehr oder minder demokratischen Anstrich hat. In ihrer reinsten Ausprägung beruht daher diese angebliche Monarchie auf dem ideokratischen, ihr geradezu feindlichen Prinzip der Volks-Souverainität, welches auf der mißverstandenen Idee der antiken Demokratie fußt, und sie eben darum überfliegt. — Da sie den Grundsatz der legitimen Erblichkeit der Krone nicht anerkennt, so gestattet sie das Prinzip der erblichen Thronfolge lediglich aus Gründen der Nützlichkeit, und sucht sich, die Krone von jeder direkten Einwirkung auf die Leitung der Staatsangelegenheiten ausschließend, durch die zum Grundsatz erhobene Verantwortlichkeit der obersten Regierungs-Organe auch vor jeder mißfälligen indirekten Einwirkung zu schützen, während auch wohl die Verwendung der bewaffneten Macht durch deren besondere eidliche Verpflichtung konstitutionell beschränkt wird. — Der sogenannte Monarch ist hiernach lediglich der erste Beamte und — da er außerhalb des Volkes stehend gedacht wird — auch der einzige, wenngleich allein privilegirte und unverletzliche, wirkliche Unterthan des prinzipiell wie faktisch mit der Souverainität bekleideten Volkes. —

Weil es in solchen Staaten, wie in der Republik im engern Sinne, jedoch praktisch unausführbar bleibt, daß jeder Berechtigte den ihm zustehenden Souverainitäts-Antheil wirklich ausübe, da solches nur mit Aufopferung der materiellen Interessen und unter der dringenden Gefahr anarchischer Ueberstürzung möglich erscheint: — so wird durch die Gesammtheit aller politisch Stimmfähigen eine gewisse kleine Zahl von besonders Berechtigten mit der Wahrnehmung der allgemeinen Interessen beauftragt, und zu der Ausübung der Rechte des souverainen Volkes abgeordnet oder deputirt, um die politische Macht der berechtigten Klassen der Nation zu repräsentiren. — Deswegen hat man die konstitutionelle Monarchie parlamentarische oder Repräsentativ-Regierung, und diese ganze Gestaltung des Staatslebens im Allgemeinen auch Repräsentativ-System genannt. Dieses letztere läßt nun aber in sich wiederum höchst mannigfaltige Modifikationen zu. —

Die Volks-Repräsentation begnügt sich — in sofern sie in republikanischen Vorstellungen wurzelt — in solchen Staaten

natürlich nicht blos mit der Wahrnehmung der materiellen Interessen und mit der Theilnahme an der Gesetzgebung, sondern sie nimmt vielmehr wohl gleichfalls das Recht in Anspruch, auf alle inneren und äußeren politischen Verhältnisse, auf jegliche Gestaltung des Volkslebens, so wie überhaupt auf jeden Regierungs-Akt maaßgebend einzuwirken, so daß die gangbare Definition, wonach in einer konstitutionellen Monarchie nur die Gesetzgebung zwischen dem Monarchen und der Repräsentation getheilt seyn soll, für die reine Ausprägung dieser Staatsformen offenbar viel zu eng ist.

Die Gesammt-Energie des konstitutionellen Staates konzentrirt sich daher hier nicht in der konkreten Person des konstitutionellen Fürsten, sondern in der abstrakten Konstitutionsformel; der Brennpunkt des Staatslebens ist kein fixer, sondern ein wandelbarer, und wird von dem schwankenden Gleichgewichte der ewig oszillirenden Regierungsgewalten bald hier, bald dorthin geschoben; der Monarch wird nicht als solcher, nicht als die von Gott verordnete Obrigkeit, sondern nur als das zur Ausgleichung des in jedem republikanischen Gemeinwesen besonders lebendigen Widerstreits verschiedener Interessen und Partheiungen nöthige Gewicht, nur als der Balancier der Staatsmaschine angesehen, von dem man also, in der konsequentesten Auffassung des Systems, auch nur eine rein mechanische Wirksamkeit verlangt. Dahin gehört ferner, daß die politisch berechtigten Mitglieder des Staates nicht, oder doch nur formell, als Unterthanen des Fürsten, passender als bloße Staats-Unterthanen, am passendsten als bloße Staatsbürger anzusehen sind, und das Prädikat „Unterthan“ daher wohl auch gänzlich von sich weisen, und von sich zu weisen das Recht haben. Dahin gehört endlich auch, daß der konstitutionelle Fürst — wenigstens in der konsequentesten Auffassung des Repräsentativ-Staates — gar nicht nothwendig zur Substanz desselben gehört, indem seine fürstliche Qualität für diese ganz gleichgültig und bedeutungslos ist, und nur in sofern zur Sprache kommt, als die etwa daran geknüpfte, fest bestimmte und geordnete Erbberechtigung und Erbfolge wegen ihrer Nützlichkeit allgemein anerkannt wird, da die etwa anderweitig bewerkstelligte Wiederbesetzung des Thrones — der sonst auch ein einfacher Präsidentenstuhl seyn könnte — verderbliche Reibungen herbeizuführen droht. —

Aus allem Diesem erhellt, daß der Ausdruck „konstitutionelle Monarchie“ offenbar eine ganz uneigentliche Bezeichnung für den Repräsentativ-Staat sey, indem das monarchische Prinzip in einem solchen in den Hintergrund geschoben, ja gänzlich neutralisirt seyn kann. Eben deswegen sollte man auch die gleichfalls gangbare

Benennung „beschränkte Monarchie“ eigentlich noch weniger dafür brauchen, weil der Wortsinn derselben der Sache ebenfalls nicht entspricht: denn eine Monarchie, die nicht existirt, kann weder beschränkt noch unbeschränkt genannt werden. Man hat in den meisten Fällen ein viel größeres Recht, den Repräsentativ-Staat eine beschränkte Republik zu nennen, weil das republikanische Prinzip hier wirklich die Grundlage des Staates bildet, zugleich aber, durch die Adoption einiger monarchischer Formen und Observanzen, in Etwas beschränkt worden ist. —

Die Prototypen dieser Staatsform sind in den meisten Fällen bekanntlich von einer republikanischen Grundgestaltung der öffentlichen Verhältnisse ausgegangen, und die damit verknüpften monarchischen Formen meist nur mechanisch hinzugefügt worden. Beim Beginnen eines solchen Staatslebens pflegen sich daher auch alle Mängel eines gemachten künstlichen Zustandes, eines unausgebildeten und deshalb — wie die Geschichte lehrt — sich selbst zerstörenden Mechanismus zu zeigen. — Die an sich schlechthin unmögliche organische Verschmelzung und gegenseitige Durchdringung jener fundamentalen Gegensätze erscheint lediglich auf historischem Wege und nur dadurch ausführbar, daß das eine oder das andere Prinzip in der allgemeinen Vorstellung zeitweise an Geltung gewinnt und somit das andere theilweise in Vergessenheit bringt und auf ein Minimum von Wirksamkeit herabsetzt, womit dann naturgemäß eine Annäherung an die Form der reinen Monarchie oder der reinen Republik verbunden seyn muß. —

Nicht überall ist indessen der Repräsentativ-Staat auf republikanischer Basis erwachsen; nicht überall das Prinzip der Volks-Souverainität proklamirt worden. — Wo zwar einerseits ideologische Ansichten die Meinung, daß die reine Monarchie die jedem Einzelnen zustehende Freiheit und Berechtigung auf unerträgliche Weise schmälere, das Gesammtwohl gefährde und mit der Despotie identisch sey, geltend zu machen suchen, — andererseits jedoch die lebendige Ueberzeugung von der für das Gesammtwohl unentbehrlichen Stärke der monarchischen Gewalt, die natürliche Liebe für angeborene Traditionen und die ehrerbietige Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus für die hergebrachten Staatsformen einstehen: da mag zur Aussöhnung eines solchen Widerstreites auch wohl ein Kompromiß zu Stande kommen, der einen lebensfähigern Repräsentativ-Staat „konstituirt“. Eine solche Gestaltung hat man deshalb gleichfalls wohl als „konstitutionelle Monarchie“ bezeichnet, ohne daß jedoch alle vorgenannten Kennzeichen dieser Staatsform hier zutreffen. — Wo das Prinzip der Volks-Souverainität nicht anerkannt, die Theilung der Staatsgewalt nur

etwa in Bezug auf die Steuerbewilligung oder auf die Gesetzgebung überhaupt erfolgt, der schädlichen Einmischung der Landes-Repräsentation in die eigentliche Regierungsgewalt genügend vorgebaut ist, und deren Organe, namentlich die bewaffnete Macht, lediglich der Krone verpflichtet sind; wo ferner die nur im theilweisen Besitz des Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungs-Rechts sich befindende Landes-Repräsentation gleichzeitig etwa nur zur Hälfte durch die Wahl des Volkes, zur andern Hälfte aber entweder aus eigenem oder aus dem der Krone zustehenden Rechte berufen ist; wo endlich auch die Wahlfähigkeit und Wahlberechtigung nur gewissen, durch natürliche Selbstständigkeit dazu befähigten Klassen zusteht: da verliert die so gestaltete konstitutionelle Monarchie den dieser Staatsform sonst eigenen, wesentlich republikanischen Charakter, und schließt sich in ihrer Eigenthümlichkeit der wahren Monarchie mehr oder minder an. —

§. 29. Charakteristik der verschiedenen Staatsformen — die wahre Monarchie.

Wenn man die reine Monarchie, im Gegensatze zu der sogenannten konstitutionellen oder beschränkten, die „unbeschränkte" genannt hat, so liegt dem ein Mangel an Präzision zum Grunde. Denn einmal bedeutet Monarchie schon an und für sich Ein- oder Alleinherrschaft, also eine durch keine andere äußere Macht beschränkte Herrschaft; sodann aber ist die reine Monarchie, in sofern man darunter, wie denn gemeiniglich geschieht, eine völlig ungebundene, willkührliche Herrschaft verstanden wissen will, auch keineswegs eine unbeschränkte. Die wahre Monarchie ist vielmehr eine durchaus gesetzmäßige, im Rechte begründete und im Rechte bestehende, durch organische Gesetze und sittliche Verhältnisse wesentlich bestimmte Staatsform, die sich ursprünglich eben so zwanglos und natürlich als die Republik, ja natürlicher als diese, gebildet hat, da durch das natürliche Verhältniß des Hausvaters zu seinen Angehörigen das monarchische Prinzip ganz unmittelbar als ein rechtlich begründetes gegeben ist.

Man hat gemeint, [1]) jede Monarchie sey ein durch Ansatz von Außen, durch successive Aggregation entstandener Staat, da sich niemals nachweisen lasse, daß irgend eine Monarchie blos durch die allmählige größere und größere Vermehrung Einer Familie oder Eines Volksstammes erwachsen sey. Zugleich hat man auch

[1]) Vergl. v. Haller, Handbuch der allgemeinen Staatenkunde (Winterthur 1808), S. 51.

in dieser Aggregation, in der Einverleibung ursprünglich fremder Elemente einerseits einen rein mechanischen, andererseits einen ganz zwanghaften Prozeß erblickt. Allein blos mechanisch kann derselbe schon darum nicht genannt werden, weil er in der organischen Kraft des einverleibenden Staates, die in dem individuellen Familiengeiste des herrschenden Geschlechtes ihren Ausgangspunkt hat, begründet ist; mechanisch bleibt er ferner nur so lange, als die Einverleibung blos äußerlich vollzogen, nicht zugleich innerlich vollendet ist. Zwanghaft aber ist diese Aggregation nur dann, wenn sie durch äußerliche Gewalt bewerkstelligt und durch äußerliche, den Rechten der Einverleibten feindliche Mittel erhalten wird. — Ueberhaupt jedoch sind auch, wie die Geschichte lehrt, nicht blos die Monarchien, sondern eben sowohl auch die Republiken, mit Einem Worte alle Staaten, durch Aggregation zu größerer Ausdehnung und Bedeutung gediehen. Und wenn sich eine Familie mit der andern zum Stamme, ein Stamm mit dem andern zum Volke vereinigt: so ist ein solcher Vorgang eben immer eine Aggregation, indem sich das Schwächere immer dem Stärkern anfügt, und auf solche Weise den Patriarchen zum Stammhäuptling und diesen zum Fürsten und Könige emporsteigen läßt. —

In diesem Sinne hat daher Haller auch vollständig Recht, wenn er behauptet, der Fürst sey früher da gewesen, als das Volk: denn Niemand wird leugnen, daß der Familienvater älter sey, als seine Angehörigen, der Stammälteste daher auch ursprünglicher, als sein Stamm 2c. Von sogenannten konstitutionellen Fürsten gilt dies jedoch nur in sofern, als sie ihr Amt nicht durch das der Konstitution in den meisten Fällen vorangegangene republikanische Staats-Prinzip erlangt haben, denn in diesem Falle und für diesen Staat kann man allerdings behaupten, daß die Volksgewalt älter als die fürstliche sey, so wie man alsdann auch den konstitutionellen Grundvertrag als die Basis des Staatslebens ansehen muß. — Ein solcher allgemeiner Grundvertrag ist dagegen in der wahren Monarchie niemals vorhanden, weil hier der Fürst eben aus ererbtem, eigenem Rechte, nicht in Kraft eines ihm anvertrauten Amtes herrscht; weil der wahre Monarch nicht blos das Staats-Oberhaupt, sondern noch vielmehr der von menschlicher Gewalt durchaus unabhängige, nur Gott untergeordnete Fürst ist. Darum ist das Herrschen wie das Regieren, die selbstständige Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten ein ihm nothwendig zustehender Vorzug, ein Recht, wenngleich zugleich auch eine Pflicht, in sofern er nämlich verbunden ist, jenes Recht in einer Weise auszuüben, daß Niemand in seinen natürlichen oder erworbenen

Rechten beeinträchtigt werde.[1]) — Aus diesem Grunde ist daher der Fürst in einer wahren Monarchie auch nicht blos, wie man gemeint, für das Volk vorhanden, sondern eben sowohl für sich selbst, denn sonst wäre er nicht unabhängig, ja er wäre es in gewisser Beziehung weniger, als jeder Unterthan. Eben so wenig ist aber auch das Volk nicht allein für den Fürsten vorhanden, wie man gleichfalls gemeint; beide Theile — Fürst und Unterthan — leben vielmehr für und mit einander, in ganz bestimmten rechtlichen Verhältnissen. Und wo diese — von oben oder von unten her — gering geachtet und einseitig aufgehoben werden, da entsteht eine rechtswidrige Staatsumwälzung, eine Revolution und in deren Folge jedenfalls zunächst eine Despotie, eine Tyrannei, wie man jeden Zustand nennen muß, welcher auf Unterdrückung und Rechtsverletzung irgend eines Theiles der Gesellschaft gegründet ist; welcher entweder die Rechte der Unterthanen der Willkühr des Fürsten oder das Recht des letztern der Willkühr jener auf zwanghafte Weise unterwirft, und die gesellschaftlichen Verhältnisse des einen oder des andern Theiles gewaltsam und widerrechtlich vernichtet oder abändert. —

In einer reinen Monarchie bestehen nun aber die Rechte der Unterthanen nicht in Kraft einer allgemein abstrahirten, für Alle gleichmäßig gültigen Rechtsformel, sondern in Kraft der, durch organische Entwickelung verschiedenartig begründeten, auf historische Weise mannigfaltig ausgeprägten individuellen Rechte und Vereinbarungen, so wie in Kraft der hergebrachten Observanz, Jeglichem Das angedeihen zu lassen, was ihm geziemt. Und blickt man auf die Entstehung der Monarchie zurück, so erscheint ein solcher Rechtszustand eben nur als der natürliche und unmittelbar gegebene. Denn, mag man sich gleich die Entstehungsverhältnisse der Monarchie denken, wie man will, niemals kann man doch das Unnatürliche annehmen, daß ursprünglich alle derselben zugehörige Individuen in einem und demselben Verhältnisse zum Monarchen wie zu den Mit-Unterthanen gestanden hätten. Selbst wenn man den seltenern Fall setzt, daß sich ein republikanisches Gemeinwesen freiwillig, vertragsmäßig einem Fürsten unterworfen und in eine Monarchie verwandelt habe: so ist doch dabei weder an eine ursprünglich vorhandene, noch an eine später ausgeprägte absolute Gleichheit aller Staatsmitglieder zu denken. Es ist daher auch nur natürlich und rechtlich, wenn die unterschiedlichen Verhältnisse, unter denen sie der Monarchie einst beigethan wurden, so lange

[1]) Deshalb gibt es keinen passendern Wahlspruch für einen Monarchen, als die Devise des preußischen Königshauses: „Suum cuique!“

geachtet und unangetastet bleiben, bis sie auf zwanglose Weise, durch historische Evolution, beseitigt werden; bis sie absterben, so daß gewaltsame Ueberstürzung eben sowohl vermieden werde, als starre Verknöcherung. — Schwierig ist da nur, den wahren Zeitpunkt jenes Absterbens richtig zu erkennen. —

Diese Verhältnisse begründen nun die organische, entweder gruppenweise oder schichtenweise Gliederung der Monarchie. Jene erste ist die provinzielle, welche in sich wieder die zweite gestattet; diese die ständische, welche durch alle Provinzen der Monarchie, wenngleich nicht nothwendig auf gleichartige Weise, hindurchgeht. — In wiefern nun diese Unterschiede festgehalten, lebendig und auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens von Einfluß geblieben, oder — sey es durch historische und organische Evolution, sey es durch gewaltsame und widerrechtliche Revolution — verwischt oder gar vernichtet und durch andere Unterschiede verdrängt worden sind: in sofern nimmt die Monarchie den Charakter einer ständischen oder einer absoluten an.

Diese letztere, die absolute Monarchie, welche man auch Autokratie genannt hat, und als die strengste Ausprägungsweise der gesetzmäßigen Monarchie betrachten muß, unterscheidet sich mithin von der ständischen darin, daß in dieser letztern die Unterthanen dem Monarchen, in Betreff ihrer rechtlichen Verhältnisse, korporationsweise, in jener erstern völlig vereinzelt gegenüberstehen; daß also in der ständischen Monarchie das Recht des Einzelnen mit dem seiner Genossenschaft innig verknüpft, in der absoluten dagegen völlig isolirt ist; daß in der ständischen auch den verschiedenen Schichten oder Gruppen der Gesellschaft und ihren Delegirten, den ständischen Korporationen, als solchen, das Recht, ja die Pflicht zusteht, in bestimmter, durch Gebrauch und Gesetz abgegrenzter Weise, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken, und die Interessen der verschiedenen Gesellschaftsklassen ꝛc. zu erwägen und zu vertreten. In der absoluten Monarchie hat dagegen der Fürst allein die Interessen der Einzelnen zu regeln und mit denen des Ganzen in Einklang zu bringen, mithin keine andere Einwirkung darauf von Seiten der Unterthanen zu gestatten, als die, so etwa durch Petition der Einzelnen erzielt werden mag. — Wenn indeß der absolute Monarch, aus rechtlicher und christlicher Gesinnung, Gesetz und Recht überall unpartheiisch walten läßt, vorkommenden Falls sogar gegen seine eigenen Interessen und Wünsche; wenn das einmal gegebene Gesetz und das einmal bestehende Recht unter allen Umständen bei Kraft erhalten und nicht nach der Laune des Augenblicks oder nach dem Bedürfnisse der Willkühr gemodelt werden: so begründet die absolute

Monarchie ohne Zweifel einen völlig rechtlichen und gesetzmäßigen Zustand. —

Sie wird daher auch nur dann zur Despotie, wenn sich die Unterthanen dem Herrscher gegenüber in einem ganz rechtlosen Zustande befinden, so daß seine Willkühr, seine eigensüchtige Laune als das für die Gestaltung der öffentlichen wie der Privat-Verhältnisse einzig Maaßgebende erscheint, wogegen kein Rechtsmittel übrig bleibt. —

In der Wirklichkeit sind nun alle diese Zustände des Staatslebens keineswegs immer scharf, in ihrer ganzen Strenge und Reinheit ausgeprägt; es finden sich vielmehr so viele Uebergangs-Zustände, als nur irgend denkbar, oder richtiger, als individuelle Staatsbildungen vorhanden sind, und selbst in einem und demselben Staate sind Regierungsform und Verfassung kaum jemals als ganz feststehend zu betrachten. Es erscheint daher einerseits nur sachgemäß, wenn die Form des einen Staates sich z. B. als ein Uebergang zwischen Demokratie und konstitutioneller Monarchie, die des andern etwa als ein Mittel zwischen parlamentarischer und ständischer Monarchie u. s. w. darstellt. Es kann aber andererseits auch nicht Wunder nehmen, wenn in den einzelnen Fällen die Staatsformen selbst nur immer nach ihren allgemeineren Grundzügen und Tendenzen charakterisirt werden können, da die historische Entwickelung überall einen Fortgang in der einen oder der andern Richtung bedingt, und wesentliche Veränderungen selbst da schon eingetreten seyn können, wo diese, durch das Beibehalten der alten Form, für den Beobachter noch nicht entschleiert seyn mögen. —

Deshalb reicht es auch für die Charakteristik der einzelnen Staaten nicht aus, sie als absolute, ständische oder als konstitutionelle Monarchien, als Aristokratien oder Demokratien &c. zu bezeichnen; die Individualität eines jeden Staates bedingt die Unzulänglichkeit einer solchen Klassifikation, so daß ein jeder, ungeachtet aller scheinbaren Uebereinstimmung mit anderen, dennoch ein von ihnen allen verschiedenes und darum eben individuelles Gepräge trägt. Es scheint daher eben so wichtig, ja wichtiger, außer dem allgemeinen Gattungs-Charakter, zugleich die Grundlage oder die Lebensbedingungen des gesellschaftlichen Zustandes anzudeuten. Der Blick des Kundigen erräth aus diesen Grundlagen die Eigenthümlichkeiten des Staatslebens mit größerer Sicherheit und Leichtigkeit, als aus der detaillirten Darlegung der sogenannten Staats-Maschinerie, welche erst durch die Art jener Grundlage bestimmt wird. — So prägt sich die wahre Monarchie eigenthümlich aus, je nachdem sie ein

Nomaden-, ein Ackerbau-, Krieger- oder Priester-Staat ist; so wird — wie Erfahrung und Nachdenken lehren — ihr monarchischer Charakter gefährdet, wenn sie in einen reinen Geld- und Industrie-Staat übergeht, und eine ideokratische Grundlage vernichtet denselben ohne Weiteres. — Diese letztere ist dagegen das wahre Lebens-Element der konstitutionellen Monarchie; sie ist jedenfalls ihre nächste Grundlage, wenngleich diese ursprünglich auf verschiedenen anderen fußen mag. — Die Republik endlich gestattet alle möglichen Grundlagen, bildet sich aber natürlich, je nach der vorherrschenden, höchst mannigfaltig aus. —

In sofern nun, schließlich, bei der Ausprägung des Staatslebens, die Existenz einer einzigen oder mehrerer verschiedener Grundlagen thätig gewesen, gewinnt dasselbe eine einseitige oder vielseitige Tendenz, und seine Ausbildung und Gestaltung erscheint danach entweder durch seine mechanische Einförmigkeit nachtheilig, oder durch seine organische Mannigfaltigkeit förderlich für die höheren Interessen der Menschheit. — Dies führt indeß diese Abhandlung zu einer andern, zu ihrer Schluß-Betrachtung. —

§. 30. Einfluß und Bedeutung der Staatsformen.

Wenn es oben bereits ausgesprochen wurde, welches der höchste Zweck des Staates sey, so erscheint diejenige Staatsform jedenfalls als die vorzüglichere, welche die Erreichung jenes Zieles am meisten begünstigt. Bei der Erwägung dieses Verhältnisses wird man jedoch sofort auf die ebenfalls schon berührte Betrachtung geführt, daß in dieser Beziehung kaum eine absolute Feststellung möglich ist, weil erst die Relation auf die nationelle Eigenthümlichkeit den vollen Werth der einen oder der andern Staatsform bestimmt.— Auch ist eine erschöpfende geographische Darlegung dieser verwickelten und schwierigen Materie schon deshalb unthunlich, weil die Ansichten über diesen Gegenstand bis jetzt noch kaum einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt, noch weniger aber einen gemeinsamen Vereinigungspunkt gefunden haben. Es mögen daher über diesen Gegenstand hier auch nur einige allgemeine Andeutungen folgen.

Nach dem Vorangeschickten eignet sich nur der christliche Staat zur Entwickelung der geistig-sittlichen Tendenzen der Menschheit. In sofern scheint die Beantwortung jener Frage freilich sehr einfach und leicht. — Welches ist nun aber der christliche Staat? In diesem Sinne gewiß nicht blos derjenige, dessen Mitglieder sich, der Mehrzahl nach, oder auch ausschließlich, äußerlich zum Christen-

thume bekennen. — Welche Staatsform und Staatsverfassung entspricht dem Sinne und Geiste des Christenthums, welche seinen Zwecken am meisten? Jene offenbar nicht, welche Gewaltthat, Druck und Knechtschaft — sey es von Oben oder von Unten her, im materiellen oder im geistigen Sinne — begünstigen; aber auch jene nicht, welche den Menschen nothwendig auf enge, beschränkte Bahnen der Thätigkeit und Entwickelung anweisen, und die allseitige Förderung seiner Interessen erschweren und verhindern. Denn der Mensch vermag sich, seitdem er vom Baume der Erkenntniß gekostet, nur da zur Freiheit, im höchsten Sinne des Wortes, zu entwickeln, wo er, der engen, instinktmäßigen, thierischen Naturnothwendigkeit enthoben, die verschiedenen Tendenzen des Lebens klar zu überschauen und mit freier Selbstbestimmung unter ihnen zu wählen aufgefordert wird.

In dieser letztern Beziehung gewährt also nur der organisch erwachsene, d. i. der seinen Prinzipien, seinen Elementen analog entwickelte Staat die Aussicht auf die einstige Erreichung jenes Zieles. Wo dagegen das Streben nach analoger Entwickelung erstorben ist; wo mit der Idee und Ausprägungsweise des Staates blos einseitige Lebensrichtungen gegeben sind; wo diese mit mechanischer Nothwendigkeit jede Gestaltung des Privat-, wie des öffentlichen Lebens bestimmen: da ist natürlich die Allseitigkeit der Geistesregungen und Bewegungen ausgeschlossen, deren lebendiges, befruchtendes Wechselspiel allein jene geistige Steigerung des Daseyns erzeugt, welche — durch das Christenthum geläutert — die Freiheit voraussetzt, und die Entwickelung derselben bedingt; welche sich, wie die Geschichte lehrt, nur da zeigt, wo das ganze Volksleben von der reichen Mannigfaltigkeit geistiger Interessen und Tendenzen durchdrungen ist. Doch kann auch hier die reife Frucht erst von der das ganze Seyn bestimmenden christlichen Gesinnung erwartet werden, welche in dieser, wie in jeder andern Verherrlichung der Menschheit nur eine Verherrlichung Gottes erblickt, und darum, allein darum fördert. —

Die Geschichte zeigt, wie sich die Staaten aus dem einfachen Zustande patriarchalischer Verbindungen empor arbeiten, wie sie — je nach der bewegenden nationellen Individualität, nach dem schwächern oder stärkern Aufschwunge ihrer Entwickelung — bald rascher, bald langsamer zu immer festeren und geordneteren Staatsverfassungen übergehen, und damit zugleich eine Bildungsstufe nach der andern ersteigen, weil einer jeden auch eine besondere Gestaltung des Gesammtlebens vorzüglich entspricht; weil eine jede ihrer besondern Staatsform bedarf, und sie eben darum auch aus sich selbst erzeugt, wie die Blüthe den Samen, — indem aus

diesem Samen neue Blüthen, aus jenen Formen neue Bildungszustände erwachsen, welche wiederum die ihnen entsprechenden Formen gebären. — Aber die Geschichte zeigt auch, wie solche organische Entwickelung häufig und auf mannigfache Weise unterbrochen wird, wie sich plötzlich einseitige mechanische Richtungen oft des ganzen Volkslebens dauernd bemächtigen, und wie dann im innern Volksleben Rückschritt auf Rückschritt erfolgt, mögen sich gleich gewisse äußerliche Tendenzen und Lebensbeziehungen fortgesetzt einer sorgsamen Pflege und höheren Ausbildung erfreuen. Dies bewirkt nur, daß der eingeschlagene Abweg gar nicht als solcher erkannt, selbst wohl mit Zuversicht als der richtige und heilbringende angepriesen, daß der Abgrund verdeckt wird, dem man in selbstgefälliger Sicherheit zuschwankt. — Und so wie die gesunde organische Staatsentwickelung gewisse Formen liebt, um in diesen die ganze Eigenthümlichkeit und Innigkeit ihres innern Lebensgrundes auszuprägen: so zeigt sich auch in den krankhaften Zuständen eine besondere Hinneigung zu gewissen anderen.

Will man jedoch aus der Form auf das Wesen der Staaten allgemeine Schlußfolgen ziehen oder, umgekehrt, aus dem letztern die erstere konstruiren: so stößt man auf eine lange Reihe von Abnormitäten und scheinbaren Widersprüchen, dergestalt, daß am Schlusse solcher Betrachtung die Form fast überall weniger als ein Nothwendiges, denn als ein Zufälliges erscheint; daß es mindestens sehr tief und weit greifender historischer Erwägungen bedarf, um in dem scheinbar Zufälligen ebenfalls nur das Gesetzmäßige zu erkennen, und den Widerspruch aufzulösen, nach welchem oft scheinbar entgegengesetzte Motive gleiche Erscheinungen, und gleiche Motive entgegengesetzte Erscheinungen hervorgerufen haben.

Dies zeigt sich z. B. in der Betrachtung der beiden Haupt- und Grundformen alles Staatslebens, der monarchischen und republikanischen. — Man sagt, und nicht ohne Grund, die Staatsform könne nur dann dem Staatszwecke entsprechen, wenn die in der Regierungsgewalt konzentrirte Gesammt-Energie des Staates durch die monarchische Einheit gehoben, geschärft und gestählt werde, indem die Regierung nur in dieser Form Ansehen, Macht und Würde in hinlänglichem Grade besitze, um Ordnung, Recht und Sicherheit im Innern, um Kraft und schützenden Einfluß gegen Außen zu gewährleisten, um endlich alle höheren Interessen der Gesellschaft, durch die allein in der Einheit des Willens beruhende Möglichkeit energischer Beseitigung aller hinderlichen Elemente, zu fördern und zu begünstigen. Man hat daher die monarchische Regierungsform auch vorzugsweise die

starke, die polyarchische eben darum die schwache genannt, und die erstere schon aus diesem Grunde der republikanischen vorangestellt. — Allein die Geschichte lehrt in großartigen Beispielen, daß es dennoch gerade diese letztere gewesen, welche die geistigen Interessen der Menschheit auf eine ganz ungewöhnliche, in gewisser Beziehung unübertroffene Weise gefördert und zugleich eine politische Macht ohne Gleichen entwickelt hat; daß dagegen die monarchische Staatsform erst mit dem politischen und sittlichen Verfalle sich ausgebildet, oder — andern Orts — durch despotische Ausartung, jeder Entwickelung höherer menschlicher Gesittung, jeder freiern Entfaltung des menschlichen Geistes hemmend entgegengetreten sey. — Gehen wir aber auf die Grundursachen dieser Erscheinungen ein, so zeigt sich, daß weder jene Größe aus der republikanischen, noch dieser Verfall aus der monarchischen Form nothwendig und unmittelbar entsprossen sey; daß ebenso auch die politische und sittliche Bedeutung und Entwickelung keineswegs an die eine oder die andere der genannten Formen geknüpft war, so daß jene etwa gar nicht hätten entstehen und gedeihen können, wenn nicht das Staatsleben gerade die bezügliche günstige Gestaltung gewonnen hätte. — Dies ist wenigstens nur in sehr beschränkter Weise anzunehmen, nämlich nur in sofern, als jene Entwickelung, jene Zustände auf der einen, und diese Ausprägung des Staatslebens auf der andern Seite ihren gemeinschaftlichen Ausgangs- und Mittelpunkt, ihr gemeinsames Grund-Motiv in dem individuellen Charakter der betreffenden Völker und in der von diesem bestimmten Richtung der historischen Entwickelung gefunden haben, so daß die Gestaltung jener äußerlichen Staatsformen und dieser innerlichen Zustände des Volks- und Staatslebens sich gegenseitig nur in sofern mit Nothwendigkeit bedingen, als beide von der individuellen Nationalität bedingt werden, weshalb zwar die Erhebung so wie der Verfall der Nationen nothwendig mit einer Umformung des gesellschaftlichen Daseyns verknüpft seyn mag, aber ohne daß man berechtigt ist, jene aus dieser, oder diese aus jenen unmittelbar herzuleiten. —

Keine andere Erscheinung hat nun in dem Charakter der betreffenden Nationen, ja der ganzen Menschheit, eine wesentlichere Veränderung bewirkt, als das Christenthum. Darum kann man auch überhaupt niemals ohne naturwidrigen Zwang vor-christliche und nach-christliche Zustände und Verhältnisse in eine strenge Parallele bringen, um somit aus jenen unbedingte Folgerungen für diese zu gewinnen. — Es sind daher in der vorliegenden Betrachtung auch der christliche und heidnische Staat zunächst strenge auseinander, und, bei der Vergleichung der beiden

Haupt- und Grundformen des Staates, nur die christliche Monarchie und die christliche Republik zusammen zu halten, wenn man nicht zu jenen verkehrten und verschrobenen Resultaten und Folgerungen gelangen will, welche die Vermengung antiker und moderner Staatsbildungen nothwendig herbeiführen muß und leider auch herbeigeführt hat. —

Soll man nun bestimmen, welche Staatsform — ob die republikanische oder die monarchische — der Idee des Christenthums, christlicher Entwickelung und somit dem christlichen Staatszwecke am meisten zusagt, so liegt die Entscheidung wiederum keineswegs ganz nahe. Denn sowohl die christliche Monarchie als die christliche Republik beruht wesentlich auf der Gesinnung und zwar auf der christlichen Gesinnung der freiwilligen, selbstbestimmten Unterordnung unter das Gesetz der Sittlichkeit. In der einen, wie in der andern zeigt sich die gesunde Energie des Gesammtlebens lediglich in der sittlichen Kraft, mit welcher jeder Einzelne sein Interesse dem des Ganzen unterordnet. Es ist daher offenbar auch nur eine einseitige, schiefe Auffassung des Verhältnisses, wenn man gemeint, [1]) nur in der Republik bedürfe es dieser freiwilligen Entäußerung eines Theils der natürlichen Freiheit, in der Monarchie aber mache sich Das von selbst, durch den Zwang der Herrschsucht von Oben, den Drang der Ehrsucht von Unten, mit Einem Worte, durch das Walten rein egoistischer Triebfedern. Dies gilt höchstens von der heidnischen Republik und der heidnischen Monarchie, welche letztere freilich nur als eine Mißbildung der reinen Monarchie, als eine Despotie gedacht werden kann. — Erblicken wir daher in der Idee der heidnischen Republik bereits eine Annäherung an christliche Tendenzen, in sofern das Bestehen jener Staatsform im Heidenthume offenbar auch von dem Vorhandenseyn jener als „Tugend" anerkannten Ueberwindung der Eigensucht abhängig ist: so folgt daraus doch keineswegs, daß im christlichen Staatsleben republikanische Formen der Förderung der wahren Freiheit ebenfalls günstiger seyen, als monarchische. Die Erfahrung lehrt dies wenigstens nicht. Wenngleich den republikanischen Staatsformen keineswegs die Fähigkeit abgesprochen werden kann, den höchsten christlichen Staatszweck zu befördern, so zeigt doch die Geschichte, daß die Vielherrschaft in dieser Beziehung eher ein Hinderniß, als ein Förderungsmittel genannt werden muß; daß alle höheren Entfaltungen des christlichen Staatslebens dagegen unter der

---

[1]) Vergl. Montesquieu, De l'esprit des lois etc. (Copenhague et Genève 1764) tome I, livre 3, chap. 3, 5, 6 u. 7.

Aegide des monarchischen Prinzips emporgekeimt sind. Und dies ist nicht blos eine zufällige, sondern eine nothwendige Erscheinung, wie die folgende Betrachtung darzuthun versucht. —

Die konsequente Republik geht nämlich von der Idee der absoluten Gleichheit aus, von einem Abstrakten, was, wie bereits oben gezeigt worden, in der konkreten Wirklichkeit nirgend vorhanden ist, weil es dem Grundgesetze der Individualisation und des nationellen Lebens geradezu widerspricht. Ihr Lebensprinzip ist daher ein ganz willkührliches und darum auch unsittliches, der gesunden Auffassung und rechtlichen Würdigung der Verhältnisse geradezu widersprechendes. Es kann daher nicht nur nicht Wunder nehmen, — es erscheint als eine Nothwendigkeit, wenn aus solchem Boden auch nur ein krankhaftes Leben emporwächst. — Wo aber auch die Republik dieses nivellirende Prinzip, welches alle privatrechtlichen Verhältnisse durch die Willkühr arithmetischer Uebermacht umstürzt, nicht zum Grunde legt; auch wo sie, minder ochlokratisch ausgeprägt, verschiedene Rechtsverhältnisse und die Nothwendigkeit verschiedener Schichten in der Gesellschaft anerkennt, läßt sie doch der Eigensucht einen weitern Spielraum, als die monarchische Staatsform. Der heilsamen äußerlichen Schranken sind in der Republik zu wenige und zu schwache, als daß nicht Ehrgeiz und Egoismus sie zu überspringen und zu durchbrechen versucht wären; die menschliche Schwachheit vergißt der Demuth und der Liebe und freiwilliger Beschränkung, wo das Schrankenlose der äußeren Verhältnisse die Haltungslosigkeit des innern Lebens noch haltungsloser macht, und der Gegensatz äußerlicher und innerlicher, falscher und wahrer Freiheit tritt um so schneidender hervor, je mehr die erstere Raum gewinnt, sich als unsittliche, eigensüchtige Willkühr zu gestalten. Nur wenn die höhere, sittliche Freiheit, als Produkt der alle Klassen der Gesellschaft lebendig durchdringenden christlichen Gesinnung, zum Gemeingute geworden und in dem Maaße, als sie es geworden, mögen die äußeren Schranken des Staatslebens ohne Schaden niedriger gemacht oder vernichtet werden. Nur wo sich in einem republikanischen Gemeinwesen jene Auswüchse der Selbstsucht, die Partheihaß, Zwiespalt, unendlichen Hader, innere und äußere Zerwürfnisse, geistige Ueberhebung und alle jene traurigen Erscheinungen hervorrufen, welche die innere Unfreiheit bezeugen, — nicht offenbaren, und mit ihrem verderblichen Hauche alle Verhältnisse durchdringen, — den Staatskörper in seinen äußerlichen Beziehungen politisch schwächen, in seinen inneren organischen Verhältnissen mehr und mehr auflösen, und alle höheren Interessen der Menschheit wesentlich bedrohen: — nur da mögen auch republikanische Formen

der einen oder der andern Art einen wohlthätigen, ja einen wohlthätigern Einfluß ausüben, als monarchische. So lange jedoch die Menschheit in ihrer innern Entwickelung noch nicht bis zu jener Höhe gediehen ist, auf welcher die Luft der wahren Freiheit weht, von welcher der Mensch mit selbstbewußter Klarheit auf das verklungene Toben wirrer Leidenschaften ruhig zurückblicken mag: so lange müssen auch alle polyarchischen Gestaltungen des Staatslebens nur als Versuche, als Durchgangs-Zustände betrachtet werden, und nicht, wie man gemeint, als Universalmittel gegen alles vorhandene und kommende Unheil des irdischen Lebens; — so lange muß dem Unbefangenen die wahre Monarchie, — in welcher sich zwar jene Auswüchse der Eigensucht ebenfalls zeigen, aber nimmer zu so allgemeiner Ausbildung gelangen können, — als die den höheren Interessen der Menschheit zusagendere und darum förderlichere, heilsamere Staatsform erscheinen. —

Oft schlägt, bekanntlich, die Republik plötzlich in ihren äußerlichen Gegensatz um, in die Despotie, besonders dann, wann sie eben zu ihrer konsequentesten Ausbildung gediehen, bis zu ihrer äußersten Spitze entwickelt ist; der innerliche Gegensatz ist alsdann jedoch schon vorher aufgehoben, so daß sich dann eben nur die polyarchische Despotie in eine monarchische verwandelt. — Diese letztere stellt nun ganz unverhohlen die Willkühr als das einzig maaßgebende Lebens-Moment des Staates hin, die Willkühr des Einzelnen, der darum äußerlich als der allein Freie erscheint, während sonst die Unfreiheit allgemein ist. Das Bewußtseyn dieser Unfreiheit führt dann nothwendig entweder zu vollkommener äußerer Knechtschaft, die sich auch innerlich als Ehrsucht, Habgier, Augendienst, als sklavische Gesinnung überhaupt ausprägt, und somit jeden höhern geistigen Aufschwung des Volkslebens unmöglich macht, — oder es erfolgt ein neues Umschlagen in einen andern Zustand, in eine freiere, sittlichere Gestaltung des Staatslebens, oder — gänzliche Auflösung desselben. — Wo aber die Despotie in dem eigenthümlichen Geiste und Charakter des Volkes, in seiner religiösen und sittlichen Entartung eine breite Basis gewinnt: da entstehen jene stationären, unveränderlichen, jeden lebendigen Fortschritt der Versittlichung lähmenden Staaten, welche mit dem Aufgeben alles organischen Lebens scheinbar in strengen, krystallinischen Formen erstarren, und in dieser Erstarrung, in diesem Tode des Lebens allein die Gewährleistung ihrer Fortdauer erblicken. Aber was nur mechanisch besteht, verfällt auch nothwendig auf mechanische Weise; wo die innerliche, lebenzeugende Kraft des Organismus fehlt, da stürzt jeder leichte Windstoß, der ihn äußerlich anbläset, oder auch allein der Wurm, der innen

an seinem Lebensmarke zehrt, den morschen Baum um. Die Despotie ist daher nur scheinbar die stärkste, in der That aber die schwächste, undauerbarste Regierungsform, so wie jeder Staat schwach ist, dessen Macht blos äußerlich, nicht auch innerlich, auf den sittlichen Charakter der Nation basirt ist. — Die Geschichte zählt eine lange Reihe von solchen despotischen Staatsbildungen auf: — ephemere Erscheinungen, von denen zum Theil kaum die Namen aufbehalten worden sind! —

Jene Unsicherheit, jene Wandelbarkeit, jene unruhige, fieberhafte Beweglichkeit des Staatslebens auf der einen, diese Erstarrung und Verknöcherung, diese Undauerbarkeit der öffentlichen Verhältnisse auf der andern Seite sind nun natürlich der Entwickelung der Menschheit durchaus ungünstig. Wo die sichere Basis des Daseyns fehlt, da kann sich dasselbe nicht gedeihlich, nicht förderlich, nicht heilsam für die höheren Interessen der Menschheit gestalten. Diese Sicherheit des Daseyns gewährt aber, nach dem Vorangeschickten, weder die Polyarchie in ihrer konsequenten Ausprägung, noch die Despotie, sondern allein die Monarchie, die wahre Monarchie, die christliche, d. h. diejenige, welche zugleich auf der Gesinnung beruht, die aus dem wahren Christenthume lebendig aufsprießt, und alle öffentlichen Verhältnisse und alle Gestaltungen des Staatslebens wohlthätig durchdringt, durchdringen muß, weil sie alle Verhältnisse des Privatlebens bestimmt und regelt. —

Daß aber die monarchische Form dazu geschickter, daß sie in der Gegenwart ebenfalls geeigneter sey, die Fortentwickelung der Menschheit auf eine erfreuliche und gedeihliche Weise sicher zu stellen, als jede andere: dies geht aus ihrem eigenthümlichen Charakter hervor, der wesentlich auf der Grundlage einer christlich-religiösen Gesinnung beruht. — In der Republik ist die persönliche Gesinnung des Einzelnen minder von Bedeutung, weil nicht eine von Rechts und Gottes wegen dazu berufene konkrete Person, sondern das abstrakte Staatsprinzip, die Verfassungsformel, das in der bestehenden Form des Gesetzes geschriebene Wort, was übrigens Jeder gelegentlich mit Fug deuteln und ändern mag, das Herrschende ist; — weil es gar nicht nöthig ist, die christliche Gesinnung, die sich in der Monarchie zunächst in der Liebe, der Treue und dem vertrauenvollen Gehorsam des Unterthanen abspiegelt, in der Republik bei jedem Einzelnen, der auf das Staatsleben Einfluß übt, vorauszusetzen, da der erfüllte Buchstabe das Bestehen der Verfassung und somit das Gedeihen der Gemeinschaft gewährleistet, wie man meint. — In der wahren Monarchie ist dagegen nicht dies Vertrauen auf die Garantie einer unverletzlichen schriftlichen Wort-

formel, sondern auf die unverletzliche Person des legitimen Fürsten, nicht die Heilighaltung eines ganz abstrakten Verhältnisses, sondern des ganz konkreten zwischen Fürst und Unterthan das beseelende Lebensprinzip. Und eben weil hier Fürst und Volk in einem bestimmten rechtlichen, aber vorzüglich durch die Gesinnung des einen wie des andern Theils, weniger durch kontraktliche Uebereinkunft gewährleisteten Verhältnisse stehen, muß man den monarchischen Staat vorzugsweise für den christlichen ansprechen, und ihn deshalb auch für vorzugsweise geeignet erklären, die Tendenzen und Interessen des Christenthums, welche zugleich die einzig heilbringenden für die ganze Menschheit sind, zu fördern. — Daß die Republik ihrem Wesen nach mit dem Christenthume unvereinbar, darum verwerflich und für die Entwickelung der Menschheit verderblich sey, kann freilich damit nicht gemeint seyn. Wo vielmehr ein republikanisches Gemeinwesen mehr von dem persönlich-edlen Charakter, von der christlich-religiösen Gesinnung seiner Bürger getragen wird, als von irgend einer prinzipiellen, ideokratisch konstruirten Basis: da mögen auch die wahren Interessen der Menschheit frisch und frei, ja vielleicht frischer und freier gedeihen, als in der Monarchie; — allein für eine solche Republik fehlen uns nur — die Republikaner. Sie setzt einen Zustand sittlicher Freiheit voraus, der nirgend zu finden ist, eine allgemeine Verbreitung ächt-christlichen Sinnes, eine völlige Durchdringung aller öffentlichen und privaten Verhältnisse mit jenem Geiste der Liebe und Selbstentsagung, der allein zur Freiheit führt, — zur Freiheit, welcher Alle nachstreben, und die doch Viele nicht ahnen und nur Wenige kennen.

Viertes Kapitel.

Resultate — Kulturzustände.

§. 31. Begriff der Kultur.

So wie Ein lebendiger Keim neue Lebenskeime zeugt, so wie sich ein Funke am andern entzündet, ein Gedanke den andern gebiert: so erzeugt auch das Resultat menschlicher Entwickelung, die Kultur, aus sich selbst neue Bildungskeime. Die wahre Kultur ist ihr eigener Hebel; sie steigt auf ihren eigenen Schwingen.

Die Sprache, die Religion und der Staat sind die drei innerlichsten Grundtriebfedern der menschlichen Entwickelung, und je nach der Gestaltung und dem Wesen derselben formt und bildet

sich auch der jedesmalige Entwickelungs-Zustand der Völker. Weil sich in jenen Triebfedern jedoch auch zugleich der individuelle Geist der Nation am deutlichsten ausdrückt, so nimmt dieser Entwickelungs-Zustand nothwendig auch stets ein nationales Gepräge an, und in sofern stellt sich natürlich eine große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen heraus. Diese Mannigfaltigkeit der Entwickelung offenbart sich auf zwiefache Weise.

So wie sich nämlich im Wachsthum jeder, auch der kleinsten Pflanze, in der Ausbildung eines jeden organischen Wesens, im Leben des einzelnen Menschen eine ewig regsame Bewegung, ein beständiger Wechsel des Zustandes kund gibt: so auch in der ganzen Natur, in der ganzen Menschheit und in jedem einzelnen Volksleben. In einem jeden ist nichts Bleibendes, nichts Stabiles, als das individuelle Gesetz der Bewegung, und selbst dieses ist durch Zeit und Raum veränderlich. Diese gesetzmäßige, unaufhaltsame, organisch-nothwendige, bald langsame, bald schnellere Bewegung bedingt die höchst mannigfaltigen Erscheinungen der historischen Entwickelung der einzelnen Völker und der ganzen Menschheit. — Außer dieser Mannigfaltigkeit, die in dem Nacheinander der Erscheinungen wahrgenommen wird, dokumentirt sich eine andere in ihrem Nebeneinander, und dies ist die geographische Entfaltung. In solcher Betrachtung wurzelt die Ansicht, welche die Geographie eine stillstehende Geschichte, die Geschichte eine fortschreitende Geographie genannt hat.

Wir haben es hier mit diesem Nebeneinander der Erscheinungen zu thun. — Man versucht, die ganze Mannigfaltigkeit derselben in einen einzigen Gegensatz zusammenzufassen, wenn man kultivirte und wilde, civilisirte und barbarische, gesittete und rohe, gebildete und ungebildete Nationen und — in sofern man beobachtet, daß sich dieser Gegensatz auch in der historischen Entwickelung abspiegelt — historische und unhistorische Völker unterscheidet. Man ignorirt dabei momentan jene Mannigfaltigkeit, und vergißt, daß man es eigentlich nicht mit zwei großen Gegensätzen zu thun hat, sondern vielmehr mit höchst mannigfaltigen Nüancen, mit so vielen Zwischenstufen, als zwischen beiden Extremen nur immer gedacht werden können. Denn der Unterschied zwischen kultivirten und wilden Völkern ist keineswegs ein absoluter und spezifischer, sondern ein ganz relativer. — Absolut kultivirt ist keins der durch Gesittung und Bildung ausgezeichneten Völker, da sich leider eben bei ihnen gewöhnlich auch Steigerungen und Verfeinerungen des Lasters finden, die bei sogenannten rohen Nationen schlechthin undenkbar sind. Ebenso ist auch vollkommen roh kaum das Thier, welches mit Menschen

verkehret; wo Sprache und Religion und gesellschaftlicher Zusammenhang unter den Menschen sich finden — und das ist überall — da muß sich auch, je nach der Form und der Kraft dieser Triebfedern, eine gewisse Kultur entwickeln. Die Erfahrung beweiset dies. Schon in seinem rohesten Zustande geht der Mensch über die sinnliche Gegenwart und thierischen Genuß hinaus; selbst bei den wildesten Horden, deren gesellschaftliches Daseyn fast an die Rudelbildung der Thiere erinnert, finden sich doch z. B. Liebe zum Putz, Tanz, Musik, Gesang, und ebenso Ahnungen einer überirdischen Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse und Traditionen, die gemeiniglich bis zur Entstehung des Menschen und der Erde hinaufsteigen.

Wie hat man daher jenen Gegensatz zu verstehen? — Die Beantwortung dieser Frage führt nothwendig zu der andern, was unter Civilisation, Kultur und Bildung eigentlich zu denken sey. —

Wenn man nun, ganz allgemein ausgedrückt, unter Civilisation die Vermenschlichung der Völker, in Betreff ihrer äußeren Einrichtungen und Gebräuche, — unter Kultur die Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes durch die Mittel der Wissenschaften und Künste versteht, — unter Bildung außerdem noch die Sinnesweise, die sich aus der Erkenntniß und dem Gefühle des geistigen und sittlichen Strebens harmonisch entwickelt, und auf den Charakter überträgt: — so sehen wir doch, daß jene Vermenschlichung und Veredelung der äußeren und inneren Zustände, daß diese Verfeinerung und harmonische Entwickelung des Charakters weder dem Einzelnen, noch einem ganzen Volke blos von Außen her, auf mechanische Weise, angeeignet werden könne, daß sie vielmehr aus dem innerlichsten Kerne der Individualität, aus dem Boden des sittlichen Bewußtseyns auf organische Weise hervorwachsen müsse. Und deshalb ist auch die Kultur zunächst ein Produkt des individuellen National-Charakters, so wie der historischen Entwickelung, des innern wie des äußern Geschicks der Nationen, — während doch, umgekehrt, Volksthümlichkeit und Volksgeschichte zugleich von jener (der Kultur) mitbestimmt werden. — Deshalb sind aber auch die Kultur und die Kulturzustände der Völker selbst gleichfalls durchaus individuell, so wie es die Motive sind, durch welche sie bedingt und ausgeprägt werden. Und hierin liegt ein neuer Grund für die Unbestimmtheit, für die scheinbare Willkühr jenes Gegensatzes: denn die Werthschätzung der eigenen Individualität und ihrer verschiedenen Fakultäten führt überall leichtlich zur Ueberschätzung der eigenen und damit zugleich zur Geringschätzung fremder Eigenthümlichkeit, weshalb dann die Begriffe

„Barbar“ und „Fremder“ gleichbedeutend werden, und die eigene Civilisationsweise als Civilisation überhaupt gedacht wird.[1]) —

Um nun aus dem Zirkel dieser mannigfaltigen, allseitigen Relationen und zu einem absoluten Standpunkte zu gelangen; um einen Maaßstab zu gewinnen, der jenen Gegensatz wirklich als solchen bezeichnet, gibt es kein anderes Mittel, als die Betrachtung, die Auffassung und die Würdigung der eigentlichen, inneren Grundtriebfedern aller menschlichen Entwickelung — der Sprache, des gesellschaftlichen Daseyns und der Religion — nach ihren inneren Eigenthümlichkeiten, wie nach ihren äußeren Gestaltungen, nach Inhalt und Form. Und dies ist die Grundabsicht der vorangeschickten Abhandlungen, in denen überall versucht wurde, die allgemeinen Gesichtspunkte anzugeben, aus welchen die einzelnen Erscheinungen des Völkerlebens anzusehen und zu würdigen seyen. —

Es soll aber zugleich daraus hervorgehen, daß ein Volk niemals von Einem jener Hebel allein auf die Kulturstufe gehoben wurde, welche es einnimmt, sondern daß die übrigen ebenfalls mitwirken, mitwirken mußten, — so wie nicht übersehen werden darf, daß, umgekehrt, die durch jene Mittel erworbene Kultur selbst wiederum diese Mittel umgestaltet, daß sie selbst (die Kultur) auf solche Weise ihren weitern Gang, ihren Vor- oder Rückschritt bestimmt, daß daher in dieser Beziehung eine ununterbrochene Wechselwirkung statt findet, wie zwischen Blüthe und Frucht, Samen und Keim. —

Es ist endlich nicht zu vergessen, daß die Kultur eines Volkes kaum in einzelnen Fällen als etwas ganz für sich Bestehendes, Isolirtes und Selbstständiges betrachtet werden kann. Wo dies geschehen; wo die Civilisation rein aus dem Innern eines Volkes hervorgegangen, ohne daß fremde Bildungskeime nachweisbar darauf mit eingewirkt haben; wo die Sprache, die Religion und Staatsbildungsweise allein aus dem unvermischten nationellen Boden hervorgewachsen sind: da zeigt sich einerseits eine große Trägheit und Steifheit des Fortschrittes, welcher endlich zum voll-

---

[1]) Aehnliche Geringschätzung liegt zum Grunde, wenn ebenso alle fremden Völker von den Juden „Gojim“, von den Hindu „Varvvarah“, „Yavanna“ oder „Mletscha“, von den Chinesen „Ta-tsche“, von den Arabern „Adjem“ genannt werden, wenn alle Andersgläubige bei den muhamedanischen Völkern „Giaur“, „Guebr“ oder „Kafir“, bei den christlichen „Heiden“ (gentiles) und „Türken“ heißen. (Man sehe ein Mehreres über diese Materie bei Kriegk, Schriften zur allgemeinen Länderkunde — Frankfurt a. M. 1840 — S. 89 ff., auch Prichard a. a. O. II., S. 381 ff.)

kommenen Stillstande erstarrt, andererseits aber auch eine das ganze Seyn durchdringende Zähigkeit und Innigkeit der Nationalität, welche alles Fremdartige für lange Zeit aus Idiosynkrasie, aus innerer Nothwendigkeit zurückweiset, und auch deswegen die nationelle Kultur fixirt. — Wo dagegen die nationelle Civilisation den befruchtenden Einfluß fremder Kultur erfährt: da wirkt sie zwar nicht so energisch, nicht so eigenthümlich auf den Geist und Charakter des Volkes zurück; da durchdringt sie aber schneller alle Schichten und Verzweigungen des gesellschaftlichen Zustandes; da zeigt sich ein lebendiger, freier Fortschritt, der endlich alle nationellen Schranken überspringt, und jede strenge Abschließung verschmäht. —

Es kann nun nicht zweifelhaft seyn, auf welchem von diesen beiden Wegen das Heil der Menschheit, in so weit es von der Kultur abhängig, gesucht werden muß. Es bedarf ebenfalls keiner Auseinandersetzung, daß allein die formelle Verschiedenheit des gesellschaftlichen Zustandes der Völker ihre strenge Scheidung keineswegs bedingt, daß auch die aus der Sprachverschiedenheit der Völker entstandenen nationellen Schranken minder fest sind, als die, welche die Religion errichtet, so daß nicht selten eben die religiöse Trennung auch die politische bedingt, und als identisch mit der nationellen (sprachlichen) gedacht wird. Deshalb wird denn auch nicht selten der Volksname zur Bezeichnung der Religions-Parthei gebraucht, — und umgekehrt. —

Alle heidnischen Religionen und ebenso das Judenthum sind, wie bereits weiter oben erwähnt, nationell, machen daher auch die Religion zur Scheidewand zwischen den einzelnen nationellen Civilisations-Zuständen; auch der Islam, ungeachtet er den Anspruch einer Weltreligion macht, begründet die entschiedenste Absonderung, weil er seinem Wesen nach jenen Anspruch mit der krassesten Intoleranz verbindet, und mit der Schärfe des Schwertes geltend macht.[1]) — Nur den christlichen Nationen ist das Streben natürlich, jene Scheidewände abzutragen, weil das für die Welt, nicht für einzelne Völker bestimmte Christenthum allein die innerliche Einheit der Menschheit anerkennt, und die äußerliche beabsichtigt. Darum knüpfen die christlichen Völker an jede Unternehmung das Interesse der Civilisation; darum bemühen sie sich, die Kultur auch in die fernsten Gegenden der Erde zu verpflanzen, und — selbst abgesehen von anderen, von selbstsüchtigen Zwecken — allein auf dieses Streben Kraft und Mittel zu ver-

---

[1]) Vergl. §§. 18, 19, 20 des 3. Abschnittes.

wenden. — Den Völkern des klassischen Alterthums — die wir, und zum Theil mit Recht, als unsere Erblasser anzusehen gewohnt sind, wenn von Kultur die Rede ist — fehlte doch, bei aller Klarheit und Tiefe des in ihre Gesinnung verwebten Begriffs von edler menschlicher Individualität, die Idee der wahren Menschenwürde, der Gedanke, den Menschen blos darum zu achten, weil er Mensch ist. Das aus dieser Ansicht erwachsende Anerkennen gegenseitiger Berechtigungen und Verpflichtungen verträgt sich mit keiner Art von Heidenthum; es ist rein christlich. —

Erscheint auf solche Weise die allgemeine Vermenschlichung, die allgemeine Verbreitung wahrer, nur aus der christlichen Gemeinschaft aufkeimender Humanität als eine wesentlich christliche Tendenz; streben alle wahren Fortschritte christlicher Kultur dahin zusammen, dieses Ziel zu erreichen; bleibt dies für alle heidnischen, von den engen, starren Schranken selbstsüchtiger nationeller Ueberschätzung umschlossenen Völker ein durchaus unerreichbares, ja undenkbares: so erscheint auch in dieser Beziehung das Christenthum als das einzige sichere Merkmal wahrer Kultur; so fällt auch allein in dieser Beziehung der Gegensatz „kultivirt und roh," „gesittet und uncivilisirt" mit dem andern „christlich und unchristlich" zusammen, — Dessen gar nicht zu gedenken, daß diese seine verallgemeinernde, die Menschheit vereinende, die Idee ihrer Einheit verwirklichende Tendenz des Christenthums mit seinem eigensten, die Ausbildung der edelsten menschlichen Eigenschaften, die Förderung der höchsten geistigen Interessen beabsichtigenden Wesen auf das innigste, ja ganz unzertrennlich verwachsen ist. —

Nur durch eine solche Auffassung des Verhältnisses erhält jener Gegensatz zwischen kultivirten und rohen Völkern eine absolute Bedeutung, und der an sich gegründete Einwand, daß manche christliche Völker, in Betreff ihrer Gesittung und Bildung, offenbar hinter anderen, heidnischen zurückstehen, greift nicht diese Behauptung, sondern nur die christliche Qualität jener Völker an. —

§. 32. Die wahre Kultur.

Aus der vorstehenden Betrachtung entnehmen wir nun, wie die Kultur im Allgemeinen zunächst durch die Nationalität eines Volkes bestimmt, durch die Sprache, die Religion und den Staat ausgeprägt und entwickelt, und durch die Einwirkung fremder Eigenthümlichkeit belebt und verallgemeinert wird, während die Beschränkung und Abschließung des nationellen Seyns Tod und Erstarrung zur Folge hat. — Zugleich sehen wir, wie das Christenthum allein solche befruchtende Einwirkung und gegenseitige

Belebung verschiedener Nationalitäten begünstigt, ja voraussetzt, während alle übrigen Religionen auf nationelle Eigenthümlichkeiten und daher auch auf nationelle Abschließung berechnet sind; wir sehen, wie das Christenthum, — weil es schon an sich die höchste sittliche Veredelung des Menschen beabsichtigt, weil es, vermöge dieser seiner verallgemeinernden, verknüpfenden Tendenz, zugleich die gemeinsame Entwickelung der ganzen Menschheit sich zum Ziele setzt, — sowohl der wirksamste Hebel, als das sicherste Merkmal der Kultur ist. An diese im Christenthume liegende Tendenz der Verallgemeinerung und Weltverbreitung knüpft sich nun die die moderne Kultur charakterisirende Erscheinung, daß alle von ihr ergriffenen Völker eine gewisse, auffallende Gleichförmigkeit zur Schau tragen, daß die originelle Volksthümlichkeit minder grell hervortritt, daß die Individualitäten der christlichen Nationen wie verschiedene zwar, aber zu harmonischer Vereinigung hinstrebende Farbentöne erscheinen, während im Alterthume, im Heidenthume die Eigenheit einer jeglichen die strenge Scheidung von allen übrigen verlangt, und die Idee des vom Christenthume als Einheit aufgefaßten allgemeinen Menschenthums vor der selbstischen, engen Auffassung der einzelnen Volksthümlichkeiten nicht ins Bewußtseyn zu treten vermochte. —

Von dem höhern, sittlichen Standpunkte aus kann nun auch, nach dem Vorangeschickten, die sogenannte Civilisation an und für sich schwerlich als das Höchste, schwerlich als der Gipfel menschlicher Existenz angesehen werden, obgleich eine solche Ansicht vielfach laut geworden und von einseitiger Aufklärungssucht und beschränkter Civilisations-Schwärmerei mit heller Stimme dafür angepriesen worden ist; obgleich eben darum auch der Civilisation und Kultur oftmals zugeschrieben worden, was aus ihnen gar nicht hervorgehen, sondern allein durch eine Kraft bewirkt werden konnte, welcher sie selbst erst ihr Daseyn verdanken. — Man übersah, daß die wahre Civilisation, die höhere geistige Kultur, wo sie zum gedeihlichen, Zins tragenden Gemeingut eines Volkes wird, jederzeit aus seinem innern Leben, aus der Erhebung seines innern Genius, aus dem das ganze Leben durchdringenden Bewußtseyn wachsender Freiheit, aus der Gesinnung, — nicht aber aus dem wachsenden Reichthum industrieller Erfindsamkeit, nicht aus der Steigerung äußerlicher Lebensgenüsse, nicht aus der Verfeinerung derselben hervorgeht, und eben so wenig allein aus einer gewissen Ausbildung und Gymnastik des Geistes, deren Organ die Sprache, die Wissenschaft, die Literatur geworden ist, noch weniger endlich aus einer gewissen, vermeintlich optimistischen Gestaltung des Staatslebens. —

Die wahre Kultur ist demnach nichts Anderes, als die gelungene Herausbildung des höchsten Prinzips der innern Welt in die äußere. Je mehr dies gelungen, je heller auf diese Weise das Licht der göttlichen Wahrheit über die Vorzeit und Gegenwart eines Volkes ausgegossen war und ist: desto reiner und höher gestaltet sich auch sein ganzes nationelles Daseyn; desto lebendiger wird das Streben für die Zukunft, das aus dem Innern selbstthätig Erzeugte mit dem von Außen Gegebenen harmonisch zu verschmelzen, und dann wird die Sprache, die Literatur, die Wissenschaft und Kunst und ebenso das ganze Staatsleben von diesem Streben ergriffen, wenngleich freilich auch jederzeit von der nationellen Individualität beschränkt, modifizirt und in eigenthümliche Bahnen gebracht. —

§. 33. Kulturstufen.

Außer dem Innerlichen der Gesinnung, dem einzig spezifischen Kennzeichen wahrer Kultur und Bildung, sind indeß auch jene äußerlichen Merkmale zu beachten, welche dem Beobachter zwar einen unsicherern, aber offenbar den nächsten Maaßstab für die Beurtheilung der Kulturzustände darbieten. — Unter diesen ist die Art des gesellschaftlichen Daseyns das am leichtesten aufzufassende. —

Aus dem Vorangeschickten kennen wir bereits im Allgemeinen den Einfluß, den die Staatsweise auf die nationale Entwickelung ausübt, und wir wissen, daß dieselbe zugleich mit der Lebensweise verknüpft ist. — In dieser Beziehung stellt sich nun zunächst ein anderer Gegensatz heraus, welcher ebenfalls, wenngleich minder erschöpfend und durchgreifend, als der Gegensatz „christlich und unchristlich," ebenfalls entgegengesetzte Kulturzustände bezeichnet. Dieser Gegensatz heißt: „Angesiedelt oder nicht!" Derselbe hebt den zuerst genannten keineswegs auf; er bestätigt und ergänzt denselben vielmehr, weil es keine christlichen Wandervölker gibt, weil es, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, keine solche geben kann, da die mit der Aufnahme des Christenthums nothwendig verknüpfte Steigerung der Gesittung jene rohesten gesellschaftlichen Zustände ausschließt. Wenngleich nämlich ein Nomadenvolk wohl zum Christenthume bekehrt werden kann, so führt diese Bekehrung dasselbe doch unfehlbar sofort zu einem geordnetern Daseyn, weil das Fortbestehen des rohen patriarchalischen Zustandes, — der unendliche Vertilgungskriege, der Raub und Mord und die Gewaltthaten der Blutrache nicht nur gestattet, sondern gebietet, der die sittlich-höhere Gestaltung des Familien-

lebens und der Ehe erschwert, wenn nicht unmöglich macht, — mit den Tendenzen des Christenthums schlechthin unvereinbar ist. — In sofern hat also der Sprachgebrauch vollkommen Recht, der zunächst alle wandernden Jäger- und Fischervölker, deren Daseynsweise offenbar den Gegensatz der „Kultur" bildet, als „Wilde" bezeichnet, der sodann auch die Nomaden auf eine tiefere Stufe stellt, als die angesessenen, ackerbauenden Kulturvölker. —

Sind nun zwar, in diesem wie in jedem andern Sinne, mannigfaltige Uebergangs-Zustände zwischen wilden und kultivirten Völkern denkbar; sind auch, wie bereits erwähnt, wirklich solche mannigfaltigen Abstufungen vorhanden: so muß sich dennoch dieser Gegensatz sehr bestimmt und deutlich herausstellen, weil er aus der Verschiedenheit des gesellschaftlichen Daseyns mit Nothwendigkeit hervorgeht, weil das Familien-, das Staatsleben angesessener Nationen eben so gewiß eine höhere Gestaltung annehmen, als das der wandernden Völkerschaften davon ausgeschlossen bleiben muß. — In dem geordneten Staatsleben der ersteren vermag die Basis des gesellschaftlichen Daseyns — das Familienleben — seine höhere, edlere Gestalt zu gewinnen, liegt die Möglichkeit der sittlichen Ehe, der Emanzipation des Weibes. Den in der sinnlichen Gegenwart befangenen, ganz darin aufgehenden Wandervölkern ist dagegen die Familie auch nur ein Sinnlich-Nothwendiges, die Ehe ein abgeschlossener Kauf, das Weib ein dienstbares Werkzeug, und weil ihnen die Erweiterung des Familienkreises zugleich Machterweiterung ist, so erscheint auch die Vielweiberei als eine Bedingung des Gedeihens. — In dem geordneten Staatsleben der angesiedelten Völker liegt ferner nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit formeller Bildung und damit die Entstehung der Wissenschaft, während das ruhelose, ganz mit dem ersten Naturbedürfnisse beschäftigte Daseyn des Nomaden solche schlechthin unmöglich macht. Eben so erfordern die bildenden Künste, schon von der technischen Seite, ein civilisirtes gesellschaftliches Daseyn, eine Muße, über welche wandernde Völkerschaften niemals zu verfügen haben, das Aufhören der Naturbedrängniß, der sie sich nimmer zu entziehen vermögen. Nur die Dichtkunst, die äußerlicher Mittel entbehren kann, und ihr Element — die Sprache, die Stimme — unmittelbar in dem bloßen Daseyn vorfindet, mag auch das Leben des jagenden, fischenden, Heerden treibenden Wanderers verschönen und erhöhen, und die Rohheit mildern, welche aus dem harten, sieglosen Kampfe mit der Natur entspringen muß. —

Dies führt uns auf den dritten, eine strengere Scheidung der Menschheit in kultivirte und unkultivirte Völker bedingenden

Gegensatz. Er ist der Sprache entnommen, so wie der erste der Religion und der zweite dem gesellschaftlichen Daseyn. — Ob nämlich die Sprache eines Volkes blos den Bedürfnissen des Lebens genügt, und höchstens die Lippe des Rhapsoden bewegt, oder ob dieselbe — wo die Thatsachen sich häufen, wo die Ideen reifen, der geistige Gesichtskreis sich erweitert, und die Wissenschaft wachsende Schwingen entfaltet — ihre ganze Fülle, ihren Reichthum, die ungeschmälerte Innigkeit ihres beseelten und beseelenden Wesens und damit zugleich den reinsten Abdruck des nationalen Seyns in die Schrift, in die weiten Fächer einer mannigfaltigen Literatur ausgießt: dies bedingt ohne Zweifel ebenfalls einen sehr entscheidenden Gegensatz im Leben der Völker, und sondert sie äußerlich gleichfalls in rohe und kultivirte. Die Vermittelung dieses Gegensatzes geschieht indeß hier leichter, als sonst, weil in dieser Beziehung zahlreichere Zwischenstufen vorhanden sind, die viel allmählicher in einander übergehen, als die Zwischentöne der früher bezeichneten Kontraste. Sagt man nämlich, „Völker, die in einer Literatur ein geistiges Gemeingut besitzen, sind kultivirt, solche, die die Schrift nicht kennen, die also das geistig Erworbene nur von Mund zu Munde fortzupflanzen, nur so lange festzuhalten vermögen, als es in einem gewissen engen Kreise Raum hat, sind unkultivirt“: so weiß man doch die Grenze zwischen beiden mit Genauigkeit kaum zu bezeichnen. Denn von dem ersten rohen Schriftversuch, von der ersten symbolischen Darstellung, den ersten Knotenstricken, Kerbhölzern, Runenzeichen und Hieroglyphen bis hinauf zur Begriffs- und alphabetischen Schrift; von der frühesten Stamm- oder Gesetzestafel bis zum unendlichen, unerschöpflichen Fachwerke moderner Literatur können unstreitig die mannigfaltigsten Abstufungen gedacht werden, und die Geschichte bezeichnet, weil sie den relativen Maaßstab anlegt, bekanntlich einige Völker geradezu als kultivirte, die keineswegs eine ausgebildete gemeinsame Schriftsprache, noch weniger eine Literatur besaßen.

Dieser dritte Gegensatz bestätigt übrigens den ersten ebenso wie der zweite. Denn so wie ein christliches Volk nicht gedacht werden kann ohne ein geordnetes Staatsleben, oder richtiger, so wie ein christliches Volk nicht auf der niedern Stufe des patriarchalischen Wanderlebens verharren kann, ohne das Christenthum aufzugeben: so setzt jedes christliche Staatsleben auch nothwendig mindestens eine gewisse Pflege der Kunst und der Wissenschaft, daher eine gebildete Schriftsprache, eine mehr oder minder reiche Literatur voraus, weil gerade der Christ zum Pfleger des geistigen Pfundes der Menschheit besonders berufen ist und dem wahren christlichen Sinne die fanatische Einseitigkeit jenes Muhamedaners

fern bleibt, welcher, wie man sagt, in Einem Buche den Inbegriff aller Wissenswürdigkeit erblickte. —

Diese Uebereinstimmung der im Staats- und Geistesleben der Völker hervortretenden äußeren Merkmale der Kultur mit ihrem spezifischen innerlichsten Kennzeichen, — diese Unzertrennlichkeit der Erscheinungen erklärt leicht, wie man gewöhnlich nur jene äußerlichen Merkmale hervorzusuchen und aufzuzählen, der eigentlichen innerlichen Motive aber nicht zu gedenken pflegt, wenn man die Kulturstufen der Völker betrachtet und bestimmt; sie erklärt, wie man selbst ein Recht zu solchem Verfahren in Anspruch nehmen kann. Und dieses Recht scheint um so begründeter, als Das, was man gemeiniglich „Kultur" nennt, als selbst der Begriff der Kultur vom Heidenthume ausgegangen und von ihm vererbt und übernommen worden ist, — wobei man freilich vergißt, daß die heidnischen Kulturvölker einzig darum als solche erscheinen, weil sie in ihrer Gesinnung einen Theil oder doch eine Ahnung jener Wahrheit aufgenommen hatten, welche erst im Christenthume zur lebendigen und belebenden, und durch dasselbe wieder zur allgemeinern Anerkenntniß gekommen ist. —

§. 34. Ur-Kultur und erworbene — Verwilderung und Entwilderung.

Die letzte Bemerkung führt die Betrachtung zu der bereits mehrfach berührten, allgemeinern Frage, „ob die Kultur — im weitern Wortsinne — als etwas durchaus Erworbenes oder vielmehr als ein theilweise ursprünglich Gegebenes zu betrachten sey," oder mit anderen Worten, „ob die außer aller Kultur stehenden, durchaus rohen, sogenannten wilden Völkerschaften sich noch im normalen Urzustande befinden, die kultivirten dagegen im Laufe der Zeit, mit der weitern und weitern Entfernung von jenem Urzustande, zu mehr und mehr veredelten Menschenhaufen geworden sind. —

Die Beantwortung dieser Frage scheint zwar eine wesentlich historische Aufgabe zu seyn. Allein da den Geographen die Völkerzustände der Gegenwart ohne Zweifel vorzugsweise interessiren, und es für die Beurtheilung dieser Zustände nicht gleichgültig ist, wie jene Frage entschieden wird; da es auch, bei dem Mangel aller positiven historischen Nachweisungen, vorzüglich die Ethnographie ist, welche aus ihren geheimsten Archiven die Dokumente und Beläge für die eine oder die andere Meinung hervorzusuchen hat: so muß jene Frage als eine wesentlich geographische angesehen werden. In dieser Rücksicht mögen darüber wenigstens einige allgemeine Andeutungen folgen. —

Die Ansicht, welche an den dunkeln Anfang aller menschlichen Geschichte die vollkommenste Rohheit setzt, geht von der historischen Beobachtung aus, daß der Uebergang in einen kultivirten Zustand bei mehreren Völkern, bei denjenigen, deren früheste Geschichte darüber wirklich Auskunft gibt, immer ein überaus schwieriger und langsamer Prozeß gewesen, und schließt nun daraus, durch sehr unvollständige Induktion, daß die unbekannte Vorzeit der übrigen Kulturvölker denselben Vorgang, denselben gradativen Fortschritt verhülle; daß auch die unbekannte Zukunft der rohen Völkerschaften sich auf dieselbe Weise entfalten werde. Warum aber die Einen sich rascher, die Anderen langsamer, die Dritten noch gar nicht zur Kultur erhoben haben: dies kann allerdings in vielen Fällen aus geographischen Verhältnissen, in anderen aus nationellen Charakter-Eigenschaften, wenn auch nicht vollständig, erklärt werden. — In der konsequentesten Auffassung dieser Ansicht hat daher die perfektible Menschen-Bestie Jahrtausende gebraucht, um aus dem wilden Urzustande durch alle Abgründe der Thierheit allmählig und mühselig — man begreift nicht mit welchen Mitteln und Apparaten — hinaufzuklimmen zu den höchsten, dem Thiere immer unersteiglichen Gipfeln der Civilisation. Nach diesem Wahn ist also auch die ganze Kultur nur ein Produkt mühsamer Nachahmung, ist der Weltweise nur ein unglaublich potenzirter Waldmensch, nur ein von rohen Liebhabereien und viehischen Gelüsten entwöhnter, ein abgeschliffener Kannibale. —

Die entgegengesetzte Ansicht wurzelt in dem Glauben an die schöpferische Thätigkeit des lebendigen, persönlichen Gottes und damit an eine „Ihm zum Bilde" geschaffene, von Seinem Geiste durchhauchte Menschennatur; an den ursprünglich unmittelbaren Verkehr zwischen dem Schöpfer und Seinem Lieblingsgeschöpf, an das daran geknüpfte Wechselverhältniß von Vaterliebe und kindlicher Verehrung, göttlicher Gesetzgebung und menschlichem Gehorsam und — Ungehorsam. — Diese Ansicht gibt dem Urmenschen, weil sie ihm einen göttlichen Schöpfer gibt, auch eine helle, bewußte Anschauung seiner selbst, Gottes und der Welt, und behauptet, daß diese erst durch den Sündenfall getrübt worden; daß dann die weitere und weitere Entartung und Verwilderung des Menschengeschlechtes eingetreten sey, welche, je nach der Verschiedenheit der mitwirkenden Motive, die Einen mehr, die Anderen minder ergriffen, jene an die Grenze der Thierheit geführt, diese, welche eine dunkle Erinnerung an das verschwundene höhere Daseyn bewahrt, minder entwürdigt habe; — daß die Einen in fortschreitender Verwilderung sich immer weiter von dem Urzustande entfernen, den Anderen dagegen, durch Gottes Gnade, der Rückweg gezeigt worden sey, auf

20*

welchem sie nun, unter rastloser Anstrengung, unter der Möglichkeit mancher neuen Abirrung, der verlorenen Wiedervereinigung mit dem göttlichen Urquell zustreben. — Nach dieser Ansicht zerfallen daher die Nationen der Erde zunächst in rückschreitende und vorschreitende, und jene wiederum in solche, die bereits das Ende ihres Weges, die vollkommene Verwilderung, erreicht zu haben scheinen und in solche, die minder schnell versunken sind, und — begünstigt durch glückliche äußere Umstände und den schwachen innern Nachhall einer seligen Vorzeit — sich ein gewisses Maaß von ursprünglicher Menschenwürde bewahrt haben. —

Wir erkennen auf den ersten Blick in jener ersten Annahme den innern Widerspruch mit den Lehren des Christenthums und den Angaben der heiligen Schrift. — Nach der andern der Religion nicht widersprechenden Ansicht sind dann unter den vorschreitenden Nationen eben die neueren, die umgekehrten oder bekehrten, die christlichen Kulturvölker, unter den rückschreitenden alle heidnischen Völker zu verstehen, von denen die meisten als vollständig verwildert, die übrigen aber als in der Verwilderung begriffen anzusehen sind. — Doch die Geschichte bestätigt diese Ansicht ebenfalls. Denn wenngleich das klassische Alterthum gewisse Kulturblüthen in einer von der modernen Civilisation bisher noch kaum erreichten Frische und Schönheit entfaltet hat: so ist doch eben dies — ich meine dies etwaige theilweise Zurückbleiben der modernen gegen die antike Kultur — nur eine Folge jener, in den Tendenzen alles Heidenthums liegenden und darum auch wirklich hereingebrochenen Katastrophe des Verfalles, welche auch die edelsten, stolzesten Gebilde des klassischen Zeitalters nicht verschont hat. Und wenngleich diese Tendenz zum Versinken sich in christlichen Nationen ebenfalls unleugbar wiederholt, so geschieht dies doch wiederum nur deshalb und nur dann, weil sie und wann sie in ihrer Gesinnung aufhören, christliche und damit zugleich vorschreitende Völker zu seyn. Denn die Tendenz des Versinkens ist überhaupt eine ganz allgemeine, durch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur bedingte. Bei den sogenannten wilden Völkerschaften tritt sie nur deshalb entschiedener und deutlicher hervor, weil kein Gegengewicht, keine Steigerung des moralischen und intellektuellen Elements das Hinabrollen zum Abgrunde verhindert. Wo daher bei Kulturvölkern dies Gegengewicht schwächer wird, da sinken sie von ihrer Höhe in Bedeutungslosigkeit und Vergessenheit hinab, wenngleich ihre frühere Größe in anderen Völkern — wiewohl durch die verschiedene nationelle Eigenthümlichkeit dieser ihrer Erben nothwendig modifizirt — vielleicht gesteigert fortleben mag.

Diese freilich keineswegs allgemein herrschende, doch allein christliche Anschauungsweise widerspricht übrigens dem Weltverstande durchaus nicht so entschieden, daß eine Ausgleichung der Meinungen schlechthin unmöglich würde. Man muß sich zuvörderst nur erst darüber verständigen, was man eigentlich meint, wenn man behauptet, der Urmensch sey keineswegs jenes rohe, thierartige Geschöpf gewesen, als welches sich heute der verwilderte darstellt. Es wäre allerdings eine lächerliche, eine sinnlose Behauptung, wenn man aufstellen wollte, der Urvater Adam sey in den Wegen dieser Welt so bewandert, ja bewanderter gewesen, als der heutige Kulturmensch. Nur wenn die Kultur allein in Aeußerlichkeiten gesucht wird und nicht in dem innerlichsten Heiligthume des Menschen: nur dann kann überhaupt ein solcher Mißverstand aufkommen. — Der Urmensch soll, nach der hier vertretenen Ansicht, allerdings nicht als ein (in dem gemeinen Wortverstande) civilisirtes, kultivirtes Geschöpf gedacht werden; eben so wenig aber als ein in thierischer Dumpfheit die Wälder durchirrender Halbaffe, als jene alle thierische Wildheit überbietende, ihres Gleichen fressende Bestie, in welcher die entgegengesetzte Ansicht das Urbild des Menschen erblickt: sondern vielmehr als das aller bestialischen Rohheit unfähige, reine, in den Künsten und Kenntnissen dieser Welt unerfahrene und ungeübte, zugleich aber dazu reich befähigte, vernunftthätige, mit aller geistigen Klarheit, mit heller, sinnlich ungetrübter Weltanschauung, mit dem lebendigen Gefühle für das Göttliche und Sittliche ausgestattete Kind Gottes, als der Prototypus des zur höchsten Vollendung strebenden Kulturmenschen, im höhern Sinne dieses Worts.

Für diese Ansicht zeugt die allen Völkern der Erde gemeinsame Tradition von einem verlorenen Paradiese, einem verschwundenen goldenen Weltalter, welchem nach der poetischen Vorstellungsweise verschiedener, historisch unverbundener Nationen, eine stufenweise Verschlechterung (das silberne, eherne, eiserne Weltalter der Griechen) gefolgt seyn soll; für sie spricht die an jene dunkele Erinnerung geknüpfte Hoffnung einer einstigen Wiederkehr jenes goldenen Zeitalters und selbst die allen nicht ganz versunkenen Völkern eigenthümliche, wenngleich mannigfach modifizirte und nationell verunstaltete Sage eines im Dunkel der Urzeit stattgehabten unmittelbaren Verkehrs des Menschen mit der Gottheit. Sie erhält ihre weitere Begründung durch die nothwendige Annahme der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts,[1]) so wie durch die fast unleugbare Existenz einer vorhistorischen Kultur.

---

[1]) Vergl. das 4. Kapitel des 1. Abschnittes.

„Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische," sagt in dieser Beziehung eine sehr entscheidende Stimme,[1]) „muß schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen seyn, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist." — Der immer deutlicher hervortretende Zusammenhang aller Sprachen scheint die Verbreitung der Nationen von Einem Punkte aus und zugleich die so ganz verschiedene Ausprägung eines uranfänglich gegebenen, gemeinsamen menschlichen Ur-Typus als ein höchst wahrscheinliches und, glauben wir der Schrift, als ein unwidersprechliches Faktum hinzustellen. — Weil nun die weitere und weitere, offenbar sehr langsame und allmählige Entfernung der Menschheit von jenem Urzustande außerhalb der bekannten Geschichte liegt, weil sie ihr nothwendig vorangegangen ist, haben wir darum ein Recht, sie gänzlich wegzuleugnen? —

Von dieser dunkeln Vorgeschichte des Menschengeschlechts sprechen auch jene räthselhaften Spuren und Denkmale, denen der Forscher in den verschiedensten Gegenden der Erde begegnet, die den gegenwärtigen Bewohnern derselben gar nicht angehören, ja, vermöge ihres gesunkenen Zustandes, ihnen gar nicht angehören können, da sie von einer Kultur Zeugniß ablegen, die ihnen meist völlig fremd, aber vielleicht erst fremd geworden ist. — Dahin gehören z. B. die räthselhaften Felsen-Inscriptionen von Maypures, Atures und im Guyana-Hochlande, auf die A. v. Humboldt zuerst aufmerksam gemacht und über die neuerdings R. Schomburgh berichtet hat.[2]) Dahin gehören verschiedene andere Bilderschriften in Mexiko ꝛc., so wie die höchst merkwürdigen und vielsagenden kolossalen Trümmer der alt-amerikanischen Kulturwelt, welche in den Einöden von Peru und Mexiko, in den Wüsten Hoch-Californiens und den Urwaldungen von Guatemala, S. Salvador, Nicaragua, Honduras und Yukatan früher oder später und erst ganz neuerlich in großer Zahl und in ungeheuern Dimensionen aufgefunden worden sind.[3]) — Dahin gehören ferner: die von

---

[1]) W. v. Humboldt a. a. O. S. XXI.

[2]) Zweiter Brief des Hrn. R. Schomburgh an Hrn. A. v. Humboldt, abgedruckt in H. Berghaus Geograph. Almanach für 1840.

[3]) Zu vergl. über diese Materie: die Werke v. Clavigero, de Pauw, A. v. Humboldt (Vues des Cordillères & monuments des peuples indigènes &c.), Temple (Travels in various parts of Peru — 1830), A. d'Orbigny (Voyage dans l'Amérique méridionale &c. — 1834), Cabrera (Description of the ruins of Palenke — 1822 und Antiquities of Mexico — 1830, 7 Vol.), F. v. Waldeck (Voyage pittoresque & archéologique dans les provinces d'Yucatan — 1838), C. Nebel (Voyage pitt. & archéologique dans le Méxique — 1840), Stephens (Incidents of travels in Central-America &c. — 1841 und Incidents of travels in Yucatan — 1843), J. Russel

R. Schomburgh auf St. Domingo entdeckten interessanten Alterthümer,[1]) die merkwürdigen alten Erdwälle Nord-Amerika's,[2]) die sogenannten cyklopischen oder pelasgischen Mauern auf den Inseln und in den Küstenländern des Mittelmeers, die dem Druiden-Kultus zugeschriebenen, zwar rohen, aber theilweise ungemein kolossalen Felsenbauten in Groß- und Klein-Britannien ꝛc., unter denen die räthselhaften sogenannten „wackelnden Steine" um so merkwürdiger sind, als sie in vollendeterer Form auch in Mexiko sich finden; die zahlreichen Grabhügel, welche unter dem Namen „Tschudengräber" in den Steppenflächen Ost-Europa's und Nord-Asiens, zum großen Theil in kaum bewohnbaren, viel weniger kultivirten und seit historischen Zeiten auch niemals von gesitteten Völkern bewohnten Gegenden gefunden werden, und unter verschiedenen anderen Benennungen auch in den nord-amerikanischen Ebenen vorzukommen scheinen u. A. m. —

Wenngleich die Entstehung mehrerer dieser alten Monumente, namentlich die pelasgischen und druidischen, in die Anfänge unserer Geschichte — wie allgemein angenommen wird — hineinragt; wenn auch — wie Sachkundige behaupten — die amerikanischen Denkmale, deren Trümmer jetzt zum Theil in der Einsamkeit fast unbewohnbarer Wüsten und undurchdringlicher Urwälder gefunden werden, erst in historischen Zeiten und zwar — wie Bartlett, unter Squier's Beistimmung, meint[3]) — durch dieselben Völker entstanden sind, welche heute noch auf und neben jenen Ruinen hausen: so bleibt doch die Kulturentfaltung, denen jene

---

Bartlett (The progress of Ethnology, an account of recent archeological, phil. and geograph. researches in various parts of the globe &c. — 1847); und Brantz-Meyer (Mexico, Aztec and Republican &c. — 1852) — das prachtvolle Sammelwerk des Lord Kingsborough (auf der Berliner Bibliothek) — so wie die Nachrichten, welche über die Forschungen und Entdeckungen, die E. G. Squier, Bartlett, Stephens, Simpson, Walker, J. v. Sivers, Mendez, J. J. v. Tschudi u. A. in jenen Ländern gemacht haben, in Gumprecht's Zeitschrift ꝛc. (I. S. 161 ff., 310 ff., II. S. 417 ff., III. S. 77 ff., 135 ff., 310 ff.) und in den Monatsberichten der Berliner Geograph. Gesellschaft (neue F. I. S. 267 ff. u. VIII. S. 15 ff.) mitgetheilt worden sind. —

[1]) Vergl. Froriep's Tagsberichte 1852 Nr. 421.

[2]) Washington Irving, Astoria II. S. 66. Ausführliches darüber in Assall's Nachrichten über die früheren Einwohner Nord-Amerika's und ihre Denkmäler, gesammelt und herausgegeben von Fr. J. Mone, 1827, und E. G. Squier and Davis, Ancients monuments of Mississippi-Valley, so wie dessen Observations on the aboriginal monuments of the Mississippi-Valley (1847) u. desselben Antiquities of the State of New York &c. (1852).

[3]) Vergl. Gumprecht's Zeitschr. III. S. 137, 142 ff.

Denkmale ihren Ursprung verdanken, so räthelhaft als zuvor, und zwar um so mehr, als uns daraus deutliche Anklänge an fremde Kulturkreise entgegentönen, während wir doch den historischen Zusammenhang leider nicht nachzuweisen vermögen. Sind die wunderbaren Bauten Mittel-Amerika's — wie Bartlett will — in der That Werke der direkten Vorfahren der sie heute umwohnenden schwachen, noch immer halb civilisirten Volksreste, so sprechen sie nur um so lauter für die Existenz einer vorhistorischen Kultur und für die den vorchristlichen Völkern natürliche Tendenz zum Verfall und zum Aufgeben des ihnen eigenthümlich gebliebenen höhern Gesittungszustandes. Denn wenn die von den spanischen Eroberern in Peru und Mexiko vorgefundenen herrschenden Stämme — welche, wie ihre hieroglyphischen Tafeln darthun, erst im siebenten und beziehungsweise zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Anahuak aufgetreten sind — die Kultur, von der jene Ruinen sprechen, nicht dorthin verpflanzt, sondern dieselbe oder — wie man meint — sogar eine höhere bereits vorgefunden haben: so sind auch die darin vorkommenden, bereits oben [1]) erwähnten Uebereinstimmungen mit den Vorstellungen anderer, räumlich sehr fern liegender Kulturkreise nur um so überraschender; so zeugen sie um so bestimmter für den einstigen Zusammenhang aller Völker der Erde und für eine Kulturentfaltung in jener Urzeit, in welcher der Mensch, nach der pantheistischen Ansicht, noch auf der Grenze der Thierheit herumgeirrt seyn soll.

Daß man überhaupt nur zu geneigt ist, die Thatsachen des Völkerlebens als für sich stehend und nicht in ihren natürlichen gegenseitigen Verbindungen und Beziehungen zu einander und zur gesammten Menschheit aufzufassen: das ist auch die Ursache, warum gewisse, vollkommen feststehende Erscheinungen für diese allgemeinere Auffassung noch immer ohne Resultat geblieben sind. — Eine der auffallendsten Erscheinungen dieser Art ist die merkwürdige Verbreitung der malayischen Völker über ungeheuere ozeanische Räume, ohne daß — wie schon oben bemerkt wurde [2]) — der gegenwärtige tief gesunkene Gesittungszustand der meisten dieser Völker auch nur die Möglichkeit einer solchen Verbreitung denkbar macht. — Erwägt man überdies die vollkommene Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung der Sprachen, Sitten, Gewohnheiten, der religiösen Vorstellungen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche namentlich bei allen Südsee-Völkerschaften von Neu-Seeland bis zu der Sandwich-Gruppe und zur Oster-Insel, auf dem

[1]) Vergl. §. 15. dieses Abschnittes S. 223 ff.
[2]) Vergl. §. 16. dieses Abschnittes S. 228 ff.

ungeheuern Raume von 70 Breiten- und 130 Längengraden beobachtet worden ist: so erscheint nichts unzweifelhafter, als der einstige, durch höhere Gesittung vermittelte innige Zusammenhang dieser Völker. — E. E. Meinicke[1]) hat dies aus ihren Sagen und Liedern, wie aus der eben erwähnten allseitigen Uebereinstimmung, sehr wahrscheinlich gemacht und zugleich den Verfall, in dem sich ihre Religionen, Sprachen, Sitten und Staatsverfassungen seit lange befinden, und die unerhörte, auf einigen Inseln sogar mit Selbstausrottung drohende sittliche Versunkenheit dieser begünstigten Naturkinder auf's unwiderleglichste dargethan. Und dennoch sind es gerade diese Insulaner, in denen Forster u. A. das Urbild des paradiesischen Menschen zu erblicken wähnten, ein seitdem oft wiederholter Irrthum, der zur Verbreitung falscher Ansichten über den Urzustand und die Entwickelung des Geschlechts in unbekannter Vorzeit wesentlich mit beigetragen hat. —

Von dieser dunkeln Vorgeschichte und der in derselben einst stattgehabten engern Verbindung der Menschheit sprechen außerdem gewisse Sitten und Gebräuche, die sich in den entferntesten Gegenden der Erde, auch bei anderen Nationen wiederfinden, die ebenso niemals in irgend einer nachweisbaren Verbindung mit einander gestanden haben. Ist man aber nicht im Stande, gewisse ethnographische Erscheinungen, die einem gesellschaftlichen Zustande, wie ihn etwa blos die Landes-Physik hätte natürlich erzeugen müssen, ganz fremde sind, zu erklären, so ist man auch gezwungen, darin die Spuren eines frühern, nun durch innere und äußere Bedrängniß theilweise ganz vernichteten Bildungszustandes, so wie einer frühern Gemeinsamkeit gegenwärtig in jeder Weise getrennter Völkerzweige zu erkennen. Denn es ist nicht blos das Menschliche überhaupt, was sich darin abspiegelt, sondern vielmehr etwas ganz Bestimmtes und Einzelnes, was scheinbar weder durch innere, noch durch äußere Motive begründet ist. — Dahin gehört unter Anderm die Sitte der Beschneidung, welche sich nicht blos bei Juden und Muhamedanern, nicht blos bei orientalischen, auch nicht blos bei solchen Völkern findet, denen sie sich etwa durch klimatische, Gesundheits- oder Reinlichkeits-Rücksichten natürlich aufgedrungen hat, welche vielmehr auch in anderen, so viel wir wissen, von jeder historischen Uebertragung unberührten Ländern, z. B. auch auf den Südsee-Inseln und dem Festlande von Australien, wiedergefunden worden,[2]) obgleich sie daselbst schwerlich durch klimatische Verhält-

---

[1]) Die Südseevölker ꝛc.

[2]) Meinicke, Südseevölker S. 39 und das Festland Australien II. S. 183.

nisse geboten seyn dürfte. — Dahin gehört auch der Gebrauch des Gürtels, der bekanntlich bei allen antiken und modernen Kulturvölkern in eine symbolische Beziehung zu den Epochen der Pubertät und Jungfräulichkeit gebracht wird, und bei allen Kleider tragenden Völkern offenbar auch in einer ganz natürlichen Beziehung zu beiden steht, der aber auch bei nunmehr ganz rohen und versunkenen, fast nackend gehenden Stämmen noch eine ähnliche Bedeutung behalten hat, z. B. bei den Buschmännern, vielen anderen afrikanischen und amerikanischen Stämmen, bei den Neuholländern und anderen australischen Wilden,[1]) bei denen er von den Jünglingen mit dem Beginn der Mannbarkeit, von den Mädchen bis zu ihrer Verheirathung getragen wird. —

Wenn wir hier die zu weit abführende Aufzählung ähnlicher Partikularitäten, welche nicht allein auf einen urgeschichtlichen Zusammenhang der heute äußerlich wie innerlich ganz getrennten Völker, sondern auch auf eine einstige Kultur-Gemeinsamkeit hinzudeuten scheinen, unterbrechen: so können wir doch nicht unterlassen, schließlich noch der in letzterer Beziehung merkwürdigen Aehnlichkeit zu gedenken, welche sich in der Civilisation der — obgleich theilweise räumlich isolirten und historisch unverbundenen — Kulturvölker unseres höchsten historischen Alterthums ausspricht, und welche — wie die Sagen der Mexikaner und Inka's auf einen vorhistorischen Zusammenhang mit den kultivirten Nationen des Nachbar-Kontinents — auf ein gemeinsames, im Dunkel der Urgeschichte verhülltes Kultur-Centrum hinweiset, welches wohl nirgend sonst wo, als im innern Asien gesucht werden muß. —

Dann erscheinen die späteren, die historischen, bereits nationell gesonderten Brennpunkte der indischen und semitischen, der chinesischen und japanischen, der mexikanischen und peruanischen, der ägyptischen und griechisch-europäischen Kultur nur als gerettete, aber merkwürdiger Weise über alle Theile der Erde verbreitete Trümmer aus dem ersten allgemeinen Schiffbruche der Menschheit; dann erscheinen diese verschiedenen Kulturvölker als die alleinigen Träger des Lichtes, die in einer rohen, finstern Vorzeit, während die Nacht um sie her immer dichter und dunkeler geworden, allein noch einen matten Schimmer desselben bewahrt haben. Und dies erklärt, wie die Einen sich auf das entschiedenste gegen die feindliche, versunkene Mitwelt abschließen, und dann auf merkwürdige, krystallinische Weise in sich verhärten und versteinen, — wie die Anderen entweder, von der rings umher mehr und mehr zunehmenden Verwilderung und Entartung

---

[1]) Meinicke, Festland Australien II. S. 180.

angesteckt und überwältigt, in sich selbst auslöschen und in der die großen Massen der Menschheit umhüllenden Dunkelheit verschwinden, oder auch, durch Erweiterung ihrer geistigen Sphäre, neue Völkerelemente in ihre Kreise ziehen, neues Leben entzünden und pflegen. — Und diese letzteren und ihre Erben sind es, welche dann, vom geographischen Standtpunkte der Gegenwart aus, als die kultivirten Völker der Erde erscheinen, welche, nachdem der auch sie bedrohenden allgemeinen Verderbniß durch Christum Einhalt geschehen, durch Seinen Geist vor eigener Verwilderung geschützt, als die Träger des göttlichen Lichtes, als Diejenigen erscheinen, welche die Sorge für die Entwickelung der erlöseten Menschheit übernommen haben. —

Wenden wir — diese Betrachtung fortsetzend — das Vorstehende auf die durch die oben erwähnten Racen-Unterschiede von einander getrennten größeren Völkerkreise an, so ergibt sich:

1) Die afrikanischen oder — richtiger — die Neger-Völker sind, so weit unsere historischen Nachrichten gehen, bis jetzt nie und nirgend zur selbstständigen höhern Entfaltung eigenthümlicher Kulturzustände gediehen und selbst die ihnen räumlich nahe gebrachten höheren Gesittungs-Phasen der alten Aegypter, wie der modernen Europäer, haben ihre Wellen, wie es scheint, niemals belebend und gestaltend über die dunkele äthiopische Welt ausgebreitet. —

2) Auch die malayischen Völker sind in historischen Zeiten nirgend zu eigenthümlichen Kulturzuständen gelangt; aber sie haben einerseits, so weit sie dem Gesittungskreise der indischen Welt räumlich nahe standen, an den Evolutionen derselben Theil genommen, und zeigen andererseits, selbst in der ozeanischen Isolirung vieler ihrer Glieder, deutliche Spuren einer vorhistorischen Kultur, deren Untergang innerlich durch die jeglichem Heidenthum eigenen deprimirenden Tendenzen, äußerlich durch unbekannte physische Revolutionen des Erdballs herbeigeführt zu seyn scheint.

3) In der amerikanischen Welt ragen ähnliche, großartigere Entfaltungen eines eigenen oder durch Uebertragung angeeigneten Kulturlebens bis in die historische Zeit. Aber dessen Kreise umfassen nur einen beschränkten Theil der amerikanischen Menschheit; bei der Mehrzahl ihrer Völker finden sich nur wenige Spuren eines ehemaligen höhern Zustandes, aber sie widersprechen, wie überall, der Annahme primitiver Wildheit.

4) Die turanische Race hat in mehreren der ihr angehörigen Völker einen ganz eigenthümlichen Kultur-Aufschwung genommen, während einzelne andere Glieder dieser Familie sich seit lange an dem Kulturleben der indisch-atlantischen Völker betheiligen,

auf dessen neuere Ausprägung sie einen nachweisbaren, oft gewaltthätigen Einfluß ausgeübt haben. Allen übrigen turanischen Nationen ist die Tendenz zur Verwilderung eigen, welcher auch die eigenthümlich entwickelten Kulturvölker dieser Race in soweit entgegen gehen, als es ihr historisch gewordenes oder werdendes Daseyn erlaubt.

5) Der indisch-atlantischen Race ist früher und später die Mission geworden, dieser Tendenz der Entartung mehr oder weniger Einhalt zu thun. Ihre Völker erscheinen in der Geschichte zu allen Zeiten als die Kulturträger und Kulturbringer. Dennoch ist auch bei ihnen die Neigung zum Verfall und zur Entartung vielfältig zu bemerken. Aber so viele dieser Völker auch nach und nach in unhistorisches Dunkel versinken, immer treten neue Kultur-Entwickelungen bei anderen, bisher mehr oder minder rohen Völkern dieser Race hervor, welche sich des verschleuderten Erbes bemächtigen, und neue Blüthen und Früchte daraus zu entfalten fähig sind.

In wiefern diese Fähigkeit mit ihrer primitiven Naturanlage und der Physik ihrer besonders gestalteten Heimathländer zusammenhängt, wird die fernere Betrachtung der verschiedenen Völkerkreise deutlich zu machen haben.

Dritte Abtheilung.

Politische Geographie.

(Dritte Lehrstufe.)

Zweites Buch.

Allgemeine Völkerkunde.

Dritte Abtheilung.

Politische Geographie.

Zweites Buch.

Allgemeine Völkerkunde.

Vierter Abschnitt.

Verbreitungs-Sphären.

Erstes Kapitel.

Vorbemerkungen.

§. 1. Eingang und Anknüpfung.

Nachdem in den vorangehenden Abschnitten die allgemeinen Gesichtspunkte und Gesetze angedeutet worden sind, aus welchen und nach welchen die nun folgenden ethnographischen Thatsachen zu betrachten und zu beurtheilen sind: so darf erwartet werden, daß dieselben auch als innerlich verbundene Theile Eines Ganzen, nicht als Einzelnheiten erscheinen; so ist zu hoffen, daß die zahlreichen Figuren des großen Gemäldes, welches die Menschheit darstellt, selbst in der hier folgenden, freilich nur dürftigen Skizze, nicht als einzelne Erscheinungen, sondern als eng verbundene Glieder und zusammengehörige Theile der gesammten Völker- und Menschenwelt; — daß sie nicht nur an dem richtigen Platze, sondern auch in dem richtigen Lichte auftreten werden; — daß folglich auch das ganze Gemälde, von den gewählten Standpunkten aus, sowohl im Ganzen als im Einzelnen nicht nur vollständig zu übersehen, sondern auch richtig zu verstehen seyn möge. —

Wir sahen uns am Ende des vorigen Abschnitts zu der Annahme einer uralten, hier mehr und mehr verlorenen und vergessenen, dort höchst mannigfaltig modifizirten Kultur veranlaßt; wir sind zugleich auch genöthigt, ein uraltes Kultur-Centrum anzunehmen, von welchem aus dann die Kultur, wenngleich in den vielfältigsten Schwingungen und Richtungen, bald in engeren, bald in weiteren Sphären sich verbreitet und hier diese, dort jene Form angenommen hat. Dies führt uns zugleich wieder auf das End-Resultat des ersten Abschnitts, auf die Einheit des Menschengeschlechts, somit zugleich auf die Annahme eines uranfänglich engen

und beschränkten und dann sich allmählig mehr und mehr erweiternden Wohnsitzes der Menschheit. Diese Annahme einer allmähligen Ausbreitung des wachsenden Geschlechts über den Erdboden ist freilich mit der entgegenstehenden Ansicht einer uranfänglichen thierischen Dumpfheit und Beschränktheit des Menschen nicht zu vereinigen; deshalb haben Diejenigen, welche von dieser Ansicht ausgehen, vollkommen Recht, wenn sie meinen, eine solche allmählige Ausbreitung und weitere und weitere Entfernung von dem Ursitze könne nicht statt gefunden haben, da es einmal unbegreiflich sey, wie das junge, unerfahrene, menschlich unentwickelte Geschlecht die mannigfaltigen, aus der Physik der Erde erwachsenen Schwierigkeiten hätte überwinden sollen, um in die entferntesten, isolirtesten Lokale zu gelangen, und in den ungünstigsten, feindlichsten zu gedeihen, — da ferner auch die Erfahrung zeige, daß ganz rohe Völker eine entschiedene Neigung verriethen, auf einem bestimmten Boden festzuwachsen, nicht aber sich durch fortgesetzte Wanderzüge aus einer befreundeten Natur in eine fremde zu verpflanzen. —

Wenngleich wir nun freilich durchaus nicht im Stande sind, weder über die Veranlassung noch über die Ausführbarkeit und Ausführungs*weise* solcher Wanderungen mit diplomatischer Sicherheit zu berichten; wenngleich wir ebenfalls nur als wahrscheinlich *annehmen*, daß jener alte Ursitz der Menschheit im innern Asien zu suchen sey: so müssen doch in dunkeler, vorhistorischer Urzeit jene Wanderungen nothwendig ausgeführt, dieser Ursitz theilweis verlassen worden seyn, wenn wir nicht zu der fabelhaften und wissenschaftlich gar nicht zu begründenden[1]) Annahme von Autochthonen zurückkehren wollen, welche die Menschen überall, gleich den Pilzen, aus dem Schlamme des Bodens emporschießen läßt. — Mit dem Anfange unserer sogenannten „Weltgeschichte" finden wir freilich bereits fast überall, unter allen Breiten, menschliche Bewohner; aber wie viele Jahrtausende hindurch die Erde sich bis dahin vielleicht schon in ihrer jetzigen Gestalt durch den Weltraum geschwungen haben mag — wer kann es bestimmen? Wer weiß von den Veränderungen zu berichten, die den Menschen und seinen Wohnsitz seit dem Beginne der Dinge betroffen haben? — *Weil* wir nichts davon wissen, *weil* unsere Chroniken davon schweigen, *weil* unser schwacher Menschengeist auch durch Kombination jene große Lücke nicht auszufüllen vermag: sind wir darum zu der Annahme berechtigt, hinter dem dunkeln Vorhange, der den Anfang unseres Geschlechtes verbirgt, sey nichts verborgen, als dieser Anfang selbst? —

---

[1]) Vergl. §. 28. des 1. Abschnittes.

§. 2. Ureinwohner und Eingewanderte.

Es ist also offenbar in ganz relativer Weise, wenn man diejenigen Völker als „Ureinwohner" eines Landes bezeichnet, welche dasselbe seit dem Beginn der Geschichte bewohnt haben; dies ist also eine Bezeichnung, welche sich blos auf unsere beschränkten historischen Kenntnisse bezieht, weshalb es sich denn wohl ereignen mag, daß mit einer Erweiterung unseres Gesichtskreises auch das eine oder das andere Volk aufhört, ein Urvolk zu seyn, und mit Bezug auf ein bestimmtes Land in die Kategorie der „Eingewanderten" übergeht, daß auf solche Weise in einem und demselben Lande oft nachweisbar zwei, drei, ja vier verschiedene jüngere Bevölkerungs-Schichten auf einer ältern, der Urschicht — d. h. eben nur derjenigen, deren Einwanderungsgeschichte uns ganz fremd geblieben ist, und die allein darum als „Autochthonen" angesehen werden — aufgelagert erscheinen. Diese verschiedenen Bevölkerungen eines und desselben Landes, welche unter roheren Verhältnissen wirklich oft noch schichtenweise über und neben einander bestehen, unter entwickelteren aber nicht selten so innig mit einander verschmolzen sind, daß ein ganz neues Volk als Resultat solcher Mischung hervorgegangen; — diese verschiedenen Bevölkerungen, welche wie die einander folgenden, jagenden Wogen des Ozeans nach und nach über denselben Strand hingerollt sind: sie eben deuten selbst sehr bestimmt auf eine lange, weit über unserer Geschichten Anfang hinaufreichende Kette ähnlicher Bevölkerungen, auf eine lange, lebendige, vorhistorische Bewegung des Völker-Ozeans, auf ein wechselndes, drängendes, treibendes Fluthen und Schwellen, Brechen und Verrinnen der Völkerwogen. Denn es gibt keinen haltbaren Grund, warum diejenigen Erscheinungen, welche uns durch die Geschichte aufbehalten worden sind, erst in der späten Weltepoche, in welcher die Geschichte aus dem schmalen, trüben Bächlein der Tradition zu dem breiten Strome motivirter Erzählung angewachsen ist, hätten beginnen sollen. So wie die Völkerwanderung, welche in unsere „Weltgeschichte" als eine Epoche machende Begebenheit hineinschreitet, ohne Zweifel viel früher begonnen hat, als unsere Chroniken davon sprechen; so wie diese Völkerwanderung, streng genommen, auch heute noch keineswegs als beendet anzusehen ist, da nur die Art der Wanderung eine andere geworden, da sie sich unter unseren Augen ohne Unterbrechung, bald langsamer, bald schneller, durch friedliche und kriegerische Kolonisationen und Uebersiedelungen fortsetzt: — so hat wahrscheinlich auch in jener langen Nacht einer unbekannten Vorzeit ein lebhaftes, unausgesetztes Hin- und Herfluthen der Menschheit statt gefunden; man begreift kaum, wie es anders hätte seyn können. —

Darum muß die Verbreitung der Menschheit im Allgemeinen, die Bevölkerung des Erdkreises, die Vertheilung der verschiedenen Haupt-Varietäten des Geschlechts, der Sprach- und Völkerstämme, sogar die Verbreitung religiöser Vorstellungsweisen — insofern diese Begebenheiten nicht in unsere kurze historische Zeitspanne fallen — als eine Folge jener großen vorhistorischen Schwingungen des Völkerkreises angesehen werden, wenngleich wir freilich nicht nachzuweisen vermögen, in welcher Weise jene Begebenheiten sich entwickelt haben, wenngleich wir mitunter diese Weise kaum zu ahnen, viel weniger darzuthun vermögen. Sie bleiben um so räthselhafter, als sie sich, wie das ungeschriebene, aber leserliche Buch der Natur verkündet, an große terrestrische Revolutionen geknüpft und durch dieselben mit entwickelt haben, — als neben diesen, das äußere Geschick umgestaltenden Revolutionen auch Umwälzungen statt gefunden haben, vermöge deren sich der Mensch innerlich eben so von dem ursprünglichen geistigen Mittelpunkte entfernt hat, als äußerlich von dem centralen Ursitze seines Geschlechtes, — vermöge deren er hier festgewachsen ist an den Boden, der ihn nährt, unterworfen ist der Natur, die ihn knechtet, während er dort noch einen größern Antheil an der ihm gebührenden Herrscherrolle bewahrt und deshalb auch äußerlich geltend gemacht hat. —

Nach diesen kurzen Andeutungen, welche die merkwürdige, ja wunderbare Vertheilung und Verbreitung des Menschengeschlechts, nach seinen mannigfaltigen Racen, Völkern und Stämmen, keineswegs erklären, nur einleiten sollen, gehen wir zu den verschiedenen geographischen Verbreitungs-Sphären selbst über. —

Zweites Kapitel.

Von der geographischen Vertheilung und Verbreitung der Haupt-Varietäten des Menschengeschlechts.

§. 3. Die indisch-atlantische (kaukasische) Varietät.

Wenn wir uns erinnern, daß die große Verbreitungsfähigkeit des Menschen als eines jener Privilegien angesehen werden muß, welches ihn über die Menge der anderen, mehr oder minder am Boden, an einer bestimmten Natur haftenden Geschöpfe emporhebt, welches seine größere Selbstständigkeit, sein innerliches Uebergewicht auch äußerlich bekundet: so erscheint es ohne Zweifel sehr bedeutungsvoll, ob er dieses sein Herrenrecht ausübt oder nicht, ob er hier, in dem einen Zweige seines Geschlechts, sich über die ganze

weite Erde verbreitet, dort, in dem andern, gleich dem Thiere, gleich der Pflanze, an der Scholle haftet, die ihn geboren hat und ernährt. —

In dieser Beziehung steht die indo-atlantische Varietät allen übrigen voran. Sie hat die größte Verbreitungs-Sphäre gewonnen. Ihre Wohnplätze reichen vom bengalischen, persischen und arabischen Meerbusen quer durch ganz Vorder-Asien, nordwärts bis an den südlichen Rand des hinter-asiatischen und den nördlichen des vorder-asiatischen Hochlandes, westwärts bis zum Mittelmeere; — sie breiten sich dann nordwestwärts über den Kaukasus, südwestwärts über die Landenge von Suez in die beiden benachbarten Erdtheile aus, umgeben die Gestade des Mittelmeeres, und werden in Afrika von der Sahara begrenzt, während sie ganz Europa bis zu den äußersten West-Enden am atlantischen Ozean und nordwärts bis zu den Gestaden des Eismeeres einnehmen.

Diese große und überdies merkwürdig von Osten gegen Westen ausgedehnte Verbreitungs-Sphäre, welche man seit lange als das Mutterland der indisch-europäischen Menschheit bezeichnen kann, ist aber bedeutend erweitert worden durch Kolonisationen in den verschiedensten Richtungen. Ostwärts wurden solche am ganzen Nord-Fuße des hinter-asiatischen Hochlandes, im Herzen des mongolischen Verbreitungsgebietes, gegründet, — westwärts die weiten Räume des Ozeans in allen Direktionen durchschnitten, und damit die Söhne dieses Stammes über den ganzen Erdkreis verbreitet. Hier haben sie zunächst die Gestadeländer des atlantischen Ozeans eingenommen, welcher, nachdem das Mittelmeer lange und ausschließlich diese Rolle gespielt, ein zweites, erweitertes, ein ozeanisches Verkehrsbecken dargeboten. Namentlich hat die Kolonisation auf der atlantischen Seite Amerikas eine große Verbreitung gewonnen, während sie zugleich nicht blos auf der gegenüberliegenden Küste Afrikas Fuß gefaßt, sondern auch an der Süd-Spitze dieses Kontinents eine größere Ausdehnung erlangt hat. Von der Ost-Seite Amerikas aus ist dann ebenfalls, mit Ueberschreitung des Cordilleren-Kammes, auf den westlichen Küsten des neuen Kontinents eine neue Heimath gewonnen, und überhaupt die ganze neue Welt dergestalt mit europäischen Elementen durchdrungen worden, daß ihre Urbewohner fast wie Fremdlinge, die fremden Einwanderer dagegen überall als die gestaltenden, herrschenden Stämme erscheinen. Aehnliches ist in den Gestadeländern und auf der Inselwelt des indischen Ozeans versucht worden, und zwar mit minderm Glück auf den ost-afrikanischen Küsten, mit größerm auf vielen Inseln des austral-asiatischen Archipelags.

Am verschlossensten, noch verschlossener als die Gestadeländer Ost-Afrikas, sind den Völkern dieser allverbreiteten Varietät dagegen bisher die Küsten Ost-Asiens geblieben; hier sind allein im hohen Norden, in Verbindung mit den bereits erwähnten sibirischen, Anfänge europäischer Kolonisationen entstanden, während die gesegneteren Gestade mittlerer und tropischer Breiten, so auf dem Kontinente wie auf den vorliegenden japanischen und chinesischen Archipelagen, alles Fremdartige bisher beharrlich zurückwiesen; neuerdings scheinen indeß auch hier die Schranken fallen zu wollen. — Desto unbeschränkter erscheint die Kolonisations-Fähigkeit der australischen Inselwelt, und wenn sie bisher von den Einwanderungen des meerdurchschweifenden, überall heimischen kaukasischen Stammes nur wenig assimilirt worden ist, so liegt dies doch einerseits nur an der großen Entfernung der Mutterländer, andererseits aber und noch mehr an der Richtung der Interessen; denn wie wenig jene hinreicht, dem Kolonisations-Drange der Europäer Einhalt zu thun, beweiset die neuerlich mit reißender Schnelligkeit wachsende Bevölkerung der Ansiedelungen, welche auf der Südost- und in unseren Tagen auch auf der Süd-, West- und Nord-Seite des australischen Kontinents versucht worden sind, u. a. m. —

Die Ursachen dieser merkwürdigen Verbreitungslust und Verbreitungsfähigkeit, welche sich in keiner andern Menschen-Varietät wieder finden, sind im Allgemeinen in den dieser Race vorzugsweise zukommenden Temperaments-Eigenschaften zu suchen. [1]) — Es ist im Allgemeinen der aus diesen sich ergebende vernünftig-ermäßigte und geleitete, den Europäer auszeichnende Thätigkeitsdrang, welcher sich hier als Kolonisations-Drang gestaltet, und die große Ausbreitung, zugleich aber auch die Weltherrschaft der europäischen Menschheit begründet hat. — Es ist noch mehr die vorschreitende, jede nationale Abschließung verschmähende, zur Universalität hinstrebende, die Vereinigung der Menschheit bezweckende Tendenz des Christenthums, welche sich in dieser Erscheinung offenbart. — Aber außer diesen allgemeinen Ursachen wirken noch zahlreiche andere besondere mit, die nicht hier, wo es sich blos um die allgemeinste Auffassung der Thatsachen handelt, sondern erst später erörtert werden können.

§. 4. Die äthiopische Varietät.

So wie die indisch-atlantische und die äthiopische Varietät sich, in Betreff ihrer leiblichen Bildung, scheinbar als schneidende Kontraste gegenüberstehen, so zeigt sich auch ein ähnlicher Gegensatz in

[1]) Vergl. §. 22. des 1. Abschnittes.

Rücksicht ihrer Verbreitung. Denn während sich jene fast über den ganzen Erdkreis ausgedehnt, hat diese, haben die Bewohner des abgeschlossensten Kontinents auch die engste, abgeschlossenste Verbreitungs-Sphäre. Die afrikanische Race nimmt nicht einmal den heimischen Erdtheil ganz ein. Im Norden wird sie durch das Sandmeer der Sahara von Stämmen west-asiatischen Gepräges getrennt, im Westen und Osten durch die Fluthen des für sie noch unzugänglichern Ozeans begrenzt; im Süden gibt sie ihre eigenthümliche Bildung theilweise auf, und spielt durch mannigfaltige Abstufungen der Körperform in die Eigenthümlichkeiten anderer Racen hinüber, so daß man versucht worden ist, die Anwohner der Süd- und Südost-Küste (Hottentotten, Bidschuanen und Kaffern) für Fremdlinge auf diesem Boden zu halten, [1]) wenngleich ihre Einwanderung weit vor den Anfängen historischer Ueberlieferung statt gefunden haben müßte

Die Beschränkung des Verbreitungsbezirks der Neger liegt großentheils in der eigenthümlichen, abgeschlossenen und abschließenden Physik ihres heimathlichen Bodens, noch mehr aber in dem gänzlich unfreien, durchaus sinnlichen Naturell dieses Menschenstammes begründet, — weniger in seiner individuellen körperlichen Ausrüstung, da seiner glücklichen Körper-Konstitution schon gedacht und der praktische Beweis seiner Verbreitungsfähigkeit durch die gewaltsamen Experimente des Menschenhandels, durch die Zwangs-Kolonisationen der Neger in Westindien, überhaupt unter allen Himmelsstrichen Amerikas und in den meisten jener Länder, auf die der Europäer sich ein Herrenrecht angemaßt, geliefert worden ist. Aber wenn die Erweiterung der Verbreitungs-Sphäre bei der kaukasischen Menschheit als ein Produkt förderſamer Tendenzen angesehen werden muß, als ein Merkmal ihrer Entwickelung: so erscheint solche hier als das deutlichste Zeichen der Entwürdigung. Denn die Neger gehen nur wie eine Waare aus ihrem Vaterlande, wie jene Thiere, jene Pflanzen, deren glückliche Organisation Uebersiedelungen gestattet, und dem Spekulationsgeiste ihrer Besitzer eine eigene Quelle des Wohlstandes eröffnet. —

§. 5. Die turanische oder mongolische Varietät.

Der weite Ursitz des sogenannten mongolischen Stammes ist, soweit unsere Nachrichten reichen, stets der Nord-Osten von Asien gewesen; er hat sich diesen Kontinent so mit dem indisch-europäischen getheilt, daß dem letztern die kleinere, aber glücklicher ausgestattete,

---

[1]) Vergl. Link, die Urwelt und das Alterthum ꝛc.; auch Prichard a. a. O. I. S. 217 ff. 295. II. S. 288 ff.

ihm die größere, aber meistentheils wüste Hälfte zugefallen ist. Im äußersten Südosten liegt seine Grenzmark und der Uebergang zu den malayischen Völkerschaften auf der hinter-indischen Halbinsel und den Eilanden des asiatischen Archipelags. Im Nordwesten, an der europäischen Landgrenze, umschwärmen turanische Völkerschaften die öden Ufer des kaspischen und schwarzen Meeres und die Einsamkeit der uralischen Waldgebirge, als die letzten westlichen Vorposten ihres Stammes; im Norden haben sie in den eisigen Steppen des Polarkreises eine dürftige Verbreitung gefunden. Ueberhaupt ist also der Turanier, und dies ist eine charakteristische Erscheinung, meist auf die armseligste, dürftigste Natur angewiesen; denn außer den glücklichen chinesischen Stufenlandschaften sind ihm nur die breiten, hohen, kalten Gegenden Hinter-Asiens, sind ihm nur die Polar-Enden der Erde zu Theil geworden. Und wenn man auch in Zweifel bleiben mag, ob die Polarvölker in Asien, Europa und Amerika in den turanischen Stammbaum gehören, welches Morton aus physiologischen Gründen sehr wahrscheinlich gemacht, oder ob die übrigen Varietäten näher mit ihnen verwandt sind: so ist es doch anerkannt, daß sie in ihrer platten Physiognomie, in der Verschrumpfung ihrer verkürzten Gestalt vorzugsweise den Stempel mongolischen Gepräges tragen. Wann und wie sich indeß diese Stämme von der Urheimath ihrer Varietäten getrennt haben mögen, liegt freilich im tiefen Dunkel einer fernen, vorhistorischen Zeit. Aber auch davon abgesehen, bleibt es merkwürdig, daß sich die turanische Verbildung größtentheils im Verein mit einer stiefmütterlichen Natur findet, um so merkwürdiger, als, wie oben gezeigt worden, der Einfluß der letztern keineswegs als die einzige bedingende Ursache der erstern angesehen werden darf. Dies zeigt sich schon darin, daß dort, wo Völker dieser Varietät, wie in China und Japan, seit Jahrtausenden eine glückliche, reiche Heimath gefunden, ihre eigenthümliche Körperbildung und Geistesrichtung dennoch unverändert dieselbe geblieben ist.

Die Turanier sind nicht ganz ohne den Kolonisations-Drang und die Wanderlust, vermittelst deren die Völker kaukasischer Race eine so merkwürdige Verbreitung gefunden haben; aber es liegt, wie oben erörtert, [1]) in der Art jenes Dranges, jener Wanderungen ein ganz anderes Motiv, und deshalb sind auch die Folgen ganz andere geworden. Denn wo sich innerhalb der Verbreitungs-Sphären der benachbarten Varietäten turanische Abkömmlinge finden, wie in Europa an den Ufern der Theiß und mittlern Donau, an den Gestaden des baltischen und schwarzen Meeres rc., da sind

---

[1]) Vergl. §. 25. des 1. Abschnittes.

auch die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten fast verwischt und verschmolzen, und selbst wo diese, wie in Ost-Indien und bei den chinesischen Kolonisten des östlichen Archipelags, bisher deutlich festgehalten worden sind, zeigt sich dennoch höchstens ein vorübergehender, keineswegs ein von ihnen ausgehender gestaltender Einfluß, durch welchen sich alle übersiedelten europäischen Stämme eine blühende Fort-Existenz in jeder von ihnen gewonnenen neuen Heimath gesichert haben. —

§. 6. Die amerikanische Varietät.

Die amerikanischen Ureinwohner, mag man sie nun als einer besondern oder der turanischen Varietät angehörig betrachten, zeigen jedenfalls dieselbe, ja eine noch größere Abgeschlossenheit der Verbreitung als diese. Sie sind einzig und allein auf dem Einen Kontinente, wenngleich hier von der schmalen Süd-Spitze bis zum breiten Nord-Ende, anzutreffen. Auf den westindischen Inseln sind sie fast erloschen, und in der nördlichen Kontinental-Hälfte aus dem weiten Raume südwärts des St. Lorenz- und ostwärts des Mississippi-Stromes bis auf geringe Reste verdrängt. Ueberhaupt nimmt sowohl ihre Zahl als ihre Verbreitungs-Sphäre ab. — Niemals, so weit wir darüber urtheilen können, und so lange sie den Erdtheil bewohnen, ist von ihnen, von hier aus, ein Uebersiedelungsversuch in andere Erdräume gemacht worden. Selbst ihre Sagen beziehen sich entweder nur auf Einwanderungen von Außen her oder auf Migrationen innerhalb der Grenzen ihres Erdtheils. Seit unserer Bekanntschaft mit ihnen sind auch die letzteren von ihnen niemals im größern Maaßstabe vorgenommen worden. Sie scheinen daher noch mehr als die asiatischen Turanier an dem Boden zu kleben, während sie ihr schwächeres, minder dauerbares Naturell auch vor jenen zwanghaften Uebersiedelungen geschützt hat, durch welche die Neger ihrer Heimath entrissen wurden. —

Die Eigenthümlichkeit, die Gestalt des neuen Kontinents tritt und trat überdies größeren Wanderungen hemmend entgegen; denn die verhältnißmäßig geringe Ausdehnung von Westen nach Osten, die Existenz einer hohen, der großen nord-südlichen Lagerung des Erdtheils folgenden Alpenkette gestattete nur geringe Oszillationen in Ländern gleicher Breite, gleichen Klimas und Natur-Charakters. Wanderungen von Norden gegen Süden, oder umgekehrt, konnten aber nur dann ohne Verzichtleistung auf alles bisher Gewöhnte ausgeführt werden, wenn sie längs des Anden-Kammes von einer Hoch-Terrasse zur andern erfolgten. Trotz der damit verknüpften Schwierigkeiten, die nur von geistig entwickelten Völkern überwunden werden mochten, haben dergleichen dennoch und zwar von der Mitte

des siebenten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, also in einer nicht zu fern liegenden Periode, in großem Maaßstabe statt gefunden. [1]) —

§. 7. Die malayische Varietät.

Nur an zwei Punkten, auf der Halbinsel Malakka und am siamesischen Meerbusen, in der Landschaft Champa, haben eigentliche Malayen feste kontinentale Wohnsitze; ihre wirkliche Heimath sind die Gewässer und Inseln des indischen Ozeans von Madagaskar bis zu den Philippinen. In sofern man indeß die ganze australische Bevölkerung unter dem Namen „Malayen" vereinigt, ist ihnen außerdem der neuholländische Kontinent und jene im O. und N. O. desselben ausgebreitete Inselwelt des großen Ozeans zu Theil geworden, deren fernstes östlichstes Glied uns unter dem Namen der Oster-Insel bekannt geworden.

Dem Raume nach ist dies, ohne Zweifel, eine sehr ansehnliche Verbreitung einer der Zahl nach keineswegs bedeutenden Völkergruppe, denn ihr Gebiet dehnt sich solchergestalt vom 64° O. L. bis zum 93° W. L. und vom 20° N. B. bis zum 50° S. B., also in westöstlicher Richtung durch mehr als 200 Längen-, in der entgegengesetzten über 70 Breitengrade aus. Allein dieser ungeheuere Raum bildet größtentheils eine unermeßliche Wasserwüste, aus welcher nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Kontinent und eine beschränkte Zahl von Inseln, Oasen gleich, einsam hervortreten. In dieser heimathlichen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze, in dieser dadurch nothwendig bedingten Zersplitterung des malayischen Stammes zeigt sich daher dasselbe exzentrische Streben, dieselbe divergirende Tendenz, welche sich, wie oben bemerkt, [2]) in dem Bildungsgesetze ihrer körperlichen Organisation, so wie in ihren vorherrschenden Temperaments- und Charakter-Anlagen ausspricht; zeigt sich zugleich ein scharfer Gegensatz zu der strengen Abgeschlossenheit der äthiopischen Verbreitungs-Sphäre: ein Gegensatz ozeanischer und kontinentaler, peripherischer und koncentrischer Tendenzen. —

§. 8. Rückblicke.

Nach den eben erörterten Daten gewahrt man nun, wie die indisch-europäische Varietät vorzugsweise, d. h. in ihrer eigentlichen Heimath, sich diagonal von Osten gegen Westen durch die Mitte der alten Welt verbreitet, — wie die afrikanische die

---

[1]) Vergl. Clavigero, Geschichte von Mexiko I. S. 80 ff. und A. de Humboldt, Essai politique sur la Nouvelle Espagne I, p. 346 etc.

[2]) Vergl. §. 12. u. 27. des 1. Abschnittes.

centralen Gegenden des abgeschlossensten Erdtheils füllt, — wie die mongolische den Polarkreis auf allen Seiten umlagert, und von diesem aus durch Nord-Ost-Asien mit schmaler und schmaler werdendem Gebiete den tropischen Ozean erreicht, — wie die amerikanische die vorherrschende Meridian-Ausbreitung ihres Kontinents theilt, und wie die malayische auf dem ihr angewiesenen ozeanischen Gebiete in endlose Weiten aus einander fließt. —

Man nimmt ferner wahr, daß jede der beiden letzteren Varietäten (Amerikaner und Malayen) von allen übrigen ozeanisch geschieden erscheint, während sich jene ersteren überall auf langen Linien berühren, doch so, daß allein die indisch-europäische Varietät mit den beiden anderen (der mongolischen und äthiopischen) in unmittelbare Nachbarschaft tritt, diese letzteren beiden dagegen durch die europäische von einander geschieden werden.

Man bemerkt, endlich, wie die Aethiopier, vermöge ihrer einförmigen Heimath, durchaus einartigen, aber kontinentalen, — wie die Malayen, ungeachtet ihrer großen Verbreitung, fast eben so einförmigen, aber ozeanischen Natureinflüssen unterworfen sind, — wie die Amerikaner, im Widerspruche mit ihrer einartigen Körperbildung, zweimal alle Klimate durchlaufen, — wie die Turanier mit der breiten Basis ihres Gebietes an den polarischen Gewässern wurzeln, und nur mit einer schmalen südlichen Verlängerung an gesegneteren Himmelsstrichen Theil nehmen, — wie die indo-atlantischen Völker sich in ihrer diagonalen west-östlichen Verbreitungs-Sphäre auf einer längern Linie ausdehnen, als selbst die Amerikaner, wie ihnen vorzugsweise Länder gemäßigter Klimate zum Eigenthum geworden sind, während sie auf der einen Seite den Polarkreis nur eben berühren, auf der andern aber über den nördlichen Wendekreis hiausgreifen, und noch am Leben der tropischen Welt Theil nehmen. —

Aehnliche Divergenzen ergeben sich in größerer Zahl, wenn man die Betrachtung in anderen Richtungen fortsetzt. In der Verbreitungs-Sphäre der mongolisch-amerikanischen Völker liegen die größten Boden-Kontraste, die kolossalsten Erhebungen, die ungeheuersten Flächen der Erde fast immer unmittelbar neben einander. Zugleich haben diese, wenn man die polarischen Gestade abrechnet, eine zum Areal ihres Gebietes verhältnißmäßig kurze Küstenlinie inne, und die Bewohner sind daher vorzugsweise als kontinentale Hochgebirgs- und Steppenvölker zu charakterisiren. Die kürzeste Meergrenze aber hat die äthiopische, die längste die malayische Varietät erhalten; jener ist zugleich das ihr fehlende Tiefland durch ein Sandmeer, dieser durch den Ozean nicht ersetzt worden. — Wenn daher die Heimath beider nur einseitig,

wenngleich auf entgegengesetzte Weise, entwickelt erscheint: so zeigt dagegen die Verbreitungs=Sphäre der sogenannten kaukasischen Menschheit einen Formenreichthum, der alle Kontraste der Bodengestalt, der Erhebung und Verflachung, des Festen und Flüssigen in sich vereinigt, und zugleich durch Entwickelung mannigfaltiger Uebergangsstufen unter sich vermittelt und ausgleicht. Das Hochgebirge bildet hier nicht scheidende Grenzwände, das Tiefland wird hier nur in beschränkter Ausdehnung zur Steppe oder zur Wüste, das in zahlreiche Binnenbecken, Busen und Buchten aufgelöste Meer verliert hier seine abschreckende Unermeßlichkeit, und die zahlreichen Enden und Spitzen gesonderter, aber nicht geschiedener Länder streben einander, als verbindende Glieder Eines harmonischen Organismus, entgegen. Ueberall daher hier Aufgeschlossenheit ohne australisches Zerfließen, Individualisirung der einzelnen Lokale ohne afrikanische Abgeschlossenheit, reiche Ausbildung der verschiedensten Bodenformen, ohne die Starrheit ost=asiatischer oder amerikanischer Kontraste; überall dieselbe harmonische Ermäßigung der Naturgewalten, welche sich in der Vermittelung der Formen eben so deutlich ausspricht, als in der Ausgleichung der klimatischen Extreme. —

Diese verschiedene Ausprägung der Wohnsitze mußte nothwendig mitbedingend werden für die körperliche wie für die geistige Ausprägung der Bewohner. Welchen Einfluß sie aber, unter gleichzeitiger Mitwirkung anderer Agentien, darauf geübt, dies ist im Allgemeinen bereits angedeutet worden, und wird künftig noch näher erörtert werden. —

Drittes Kapitel.

Von der Vertheilung der Lebensweisen.

§. 9. Verbreitungs=Sphären der angesiedelten Völker.

Nach den eben vorangeschickten Andeutungen ist einer jeden der genannten großen Hauptgruppen der Menschheit ein eigenthümlich gestalteter Verbreitungsbezirk zugefallen. Der eine wird durch kontinentale Abgeschlossenheit, der andere durch ozeanische Isolirung, ein dritter durch die Häufung und Steigerung, ein vierter durch die Abwesenheit und Ausgleichung aller physischen Gegensätze charakterisirt. Es kann daher nicht überraschen, wenn einer jeden Haupt=Varietät des Menschengeschlechts auch eine gewisse Lebensweise vorzugsweise eigen ist, wenn sich eine große Uebereinstimmung zwischen den Verbreitungs=Sphären der Men=

schen-Racen und der Lebensweisen ergibt, — um so weniger, als auch, wie bereits früher bemerkt, die Lebensweise der Völker keinesweges allein durch die Physik ihrer Heimath, sondern eben sowohl durch ihre nationellen Eigenthümlichkeiten bedingt wird.

Der indisch-europäische Menschenstamm ist vorzugsweise der Stamm der ackerbauenden, der angesessenen, der Kulturvölker. Seine Heimath fällt daher auch vorzugsweise, wenngleich nicht ausschließlich, in die Verbreitungs-Sphäre des Ackerbaues und der festen Ansiedelungen. — Aber während durch ihn die Bodenkultur an die fernsten Enden der Erde, in seine entlegensten Kolonien getragen worden ist, ist sie in einem großen Theile seiner Urheimath unentwickelt geblieben, in den Hintergrund getreten, oder gänzlich verloren gegangen, — und selbst die Gegenden der muthmaßlichen ersten Heimath des gesammten Menschengeschlechts und aller Kultur gehören zum Theil nur noch sehr zweifelhafter Weise in die Sphäre der angesiedelten Völker. Wenn wir daher den Verbreitungs-Bezirk der angesiedelten Völker bestimmen wollen, so müssen wir zunächst im Allgemeinen zwar die Wohnsitze der indisch-europäischen Menschheit dahin rechnen, sodann aber einerseits gewisse Länder ihrer Verbreitungs-Sphäre davon trennen, andererseits dagegen auch gewisse andere, dem turanischen Menschenstamme zugehörige Länder hinzufügen. —

Zu jenen würde man im Allgemeinen alle südwärts des 35° N. B. liegenden asiatischen und afrikanischen Länder der kaukasischen Verbreitungs-Sphäre rechnen müssen, wenn sich nicht gerade hier, im Süden dieses Parallels, die alten Kultur-Centra Vorder-Indien, Syrien und Aegypten vorfänden, und wenn nicht die glücklicheren Gegenden der persischen, arabischen, armenischen und natolischen Terrassen-Landschaften, so wie einige nord-afrikanische Küstenstriche ebenfalls dem Kulturgebiete angehörten. — Zu diesen sind dagegen die von Völkerschaften turanischer Varietät bewohnten chinesischen Ebenen und Terrassen-Landschaften, die chinesischen und japanischen Inseln, die luftigen, felsumwallten tibetanischen Hochthäler, die von mongolisch-malayischen oder hindu-chinesischen Stämmen bevölkerten unteren Stufenländer Hinter-Indiens, nebst wenigen anderen, dem turanischen Verbreitungsbezirke angehörigen, Oasen-gleichen Lokalen zu rechnen, in welchen sich, mit Hülfe glücklicher Naturverhältnisse, kleine Kultur-Centra, in Mitten weiter, nur von schweifenden Nomaden bewohnter Landräume gebildet haben, wie z. B. in den Hochthälern von Yarkiang und Kaschgar, in den turkestanischen Thalausgängen von Khokand und Khodjend am Jaxartes, von Bokhara und Balkh und in der Oxus-Oase von Khiwa.

Ueberall erblicken wir daher, wie bereits im vierten Kapitel des zweiten Abschnittes angedeutet worden, die festen Ansiedelungen zwar vorzugsweise auf solchen Landräumen, deren natürliche Beschaffenheit von allen extremen Natureinflüssen frei ist; in solchen Lokalen, welche daher die gedeihliche Entwickelung der Menschheit besonders begünstigen: allein zugleich sehen wir auch hier wiederum, wie die Natur nicht allein das bestimmende Moment ist, wie der ethnographische, der nationelle historische Einfluß den geographischen, den physischen nicht selten überwunden hat, wie auch Länder, deren Physik ursprünglich nicht dazu einlud,[1]) der Verbreitungs-Sphäre der festen Ansiedelungen einverleibt, wie andere hingegen davon ausgeschlossen worden sind, deren günstige Natur sie wesentlich dafür bestimmt zu haben scheint. —

Diese Bemerkung bestätigt sich auch durch die auf dem Wege der Kolonisation bewirkte Erweiterung der Ansiedelungs-Sphäre. Fast überall nämlich, wo sogenannte kaukasische Völkerstämme sich in fremden Weltgegenden niedergelassen haben, sind die von ihnen eingenommenen und kolonisirten Länder — wenn sie derselben nicht etwa schon vorher angehörten — auch der Verbreitungs-Sphäre fester Ansiedelungen, eines auf Bodenkultur gegründeten Daseyns einverleibt worden, und diejenigen kolonisirten Gegenden, bei welchen dies noch nicht geschehen, deren eingewanderte Bevölkerung vorläufig noch andere Interessen verfolgt, werden ihr doch, wo die lokalen Naturverhältnisse es irgend gestatten, künftig ohne Zweifel einverleibt werden.

Auf solche Weise sind bekanntlich große Theile Amerikas mit in das Kulturgebiet hineingezogen worden, und zwar nicht allein solche, auf deren Bodenaus schließlich eingewanderte Kolonisten den Urwald umgeschlagen, die wilde Vegetation zerstört und Pflanzungen von Kulturgewächsen angelegt haben, sondern auch solche, wiewohl leider eben nicht ausgedehnte Gegenden, deren einheimische Bevölkerung — durch das Beispiel der fremden Neusiedler weniger gestärkt und angefeuert, als durch ihre Uebergriffe gezwungen — nationelle Trägheit und Vorurtheile abgestreift und den Pflug, das Grabscheit, statt des Jagdspeers, des Bogens zur Hand genommen haben. Auf die eine oder die andere, ganz vorzüglich aber auf die erstere Weise sind, durch wirklich riesenhafte Kolonisationen, fast die Ost-Hälfte Nord-Amerikas, nämlich die mittleren Gegenden dieser Kontinental-Hälfte von der Mündung des St. Lorenz bis zum Mississippi-Thale, — sind die Inseln West-Indiens und ebenso ansehnliche, doch minder zusammenhängende

---

[1]) Vergl. §. 19. des 2. Abschnittes.

Landstriche Süd-Amerikas der Sphäre der festen Ansiedelungen einverleibt worden. Dies mochte noch leichter geschehen, wo — wie in Mexiko und Peru — die neuen Kolonisationen auf alte Kulturzustände gepfropft wurden, wenngleich mit der Ausbreitung der ersteren die Pflege der letzteren, wie nicht zu leugnen, fast aufgegeben worden ist. —

In Afrika, in Australien, wo es zwar, dem Wortsinne nach, angesessene Nationen, aber eigentlich keine einheimischen Kulturvölker (im engern Sinne des Wortes) gibt, ist die durch Kolonisation bewirkte Erweiterung der Sphäre kultivirter Ansiedelungen den Schritten der Europäer gefolgt, aber bis jetzt noch zu keiner großen Bedeutung gediehen, und Asien hat durch europäische Kolonisten nur im Norden, in der sibirischen Leere, am Nord-Fuße des ost-asiatischen Hochlandes, an den Gebirgsausgängen, an den Strömen des großen Tieflandes sporadische Ansiedelungen erhalten; im Südosten des Kontinents fanden sich von jeher überall alte Kulturen vor, und das Innere des Erdtheils weiset bis jetzt beharrlich jede fremde Einwirkung zurück. —

§. 10. Verbreitungs-Sphären der Nomaden.

So wie, nach dem Vorigen, die indisch-europäischen Völker vorzugsweise den angesiedelten Theil der Menschheit bilden, so können die sogenannten mongolischen vorzugsweise für Nomaden gelten, wenngleich — wie oben angeführt — der südöstliche Theil ihres Gebietes in die Sphäre fester Ansiedelungen gehört. Zugleich ist auch die nomadische Lebensweise, wie bereits erwähnt, ursprünglich nur auf der östlichen Landveste heimisch, weil die westliche von Hause aus in der dazu erforderlichen Ausstattung mit Hausthieren äußerst beschränkt war.

Die turanische Verbreitungs-Sphäre ist vorzugsweise das Gebiet der Steppen, der Holzarmuth, der orographischen und klimatischen Kontraste. Dies erklärt, warum sie großentheils zugleich auch Nomaden-Gebiet geworden ist. — Nur der Nomade mag der vertilgenden Kälte des Winters, der versengenden Dürre des Sommers ausweichen, indem er, je nach dem Bedürfnisse, seine Heerden weiter südwärts oder weiter nordwärts, von der kalten Gebirgshöhe ins geschützte Thal, aus der heißen Ebene zum kühlern Gebirgsscheitel treibt. Der Ackerbauer würde allerdings die Steppe bearbeiten und mit Samen bestreuen können, vielleicht, daß sie ihm an günstigen, minder dürren Stellen eine Erndte brächte; aber was schützt ihn, den an die Scholle Gebundenen in dem holz- und wasserarmen Lande, gegen die Unbilden der Jahreszeit, denen er nicht entfliehen kann? — Es braucht gesteigerter Kulturver-

hältnisse, weiterer Schritte der Entwickelung, um durch künstliche Mittel zu ersetzen, was die Natur unmittelbar versagt, — den fehlenden Regen durch wohl und sparsam berechnete Bewässerungsanlagen, — die Bretterhütte, das Blockhaus durch gemauerte Gebäude, — das mangelnde Brennholz durch dem Erdinnern abgewonnene oder aus der Ferne bezogene Surrogate u. s. w. Wo aber dies Alles fehlt, wo es die Natur nicht unmittelbar darbietet: da darf man von einem rohen Volke nicht erwarten, daß es seine ersten Bedürfnisse auf überlegte, planvolle Weise herbeischaffen werde, blos um in einen andern Zustand, eine neue Lebensweise überzugehen, deren Vorzüge ihm jedenfalls noch sehr zweifelhaft erscheinen müssen. —

Auf solche Weise hat allerdings die Natur jener Gegenden in gewisser Weise zum Voraus die Lebensweise der Bewohner disponirt. Aber außerdem weiset den Turanier seine nationelle Naturanlage auf die nomadische Lebensweise hin, wie aus dem oben Angeführten,[1]) wie weiter unten klar wird. —

Die Verbreitungs-Sphäre der Nomaden nimmt somit den bei weitem größten Theil von Asien ein. Denn es gehört denselben einmal das ganze turanische Asien, mit alleiniger Ausnahme der chinesischen und jener im vorigen Paragraphen genannten, sporadischen Kultur-Landschaften, — dann aber auch der ansehnliche, zur indo-atlantischen Verbreitungs-Sphäre gehörige, doch nur auf dem geringeren Raume von festen Ansiedlern bewohnte Landstrich im Süden des 35° N. B., zwischen dem Indus, dem rothen und mittelländischen Meere an. — Desto kleiner ist das Gebiet der Nomaden in Europa, wo nur die äußersten Südost- und Nord-Grenzen von Nomadenstämmen, und zwar von turanischen, umschweift werden. — In Afrika ist zunächst das ganze nördliche Kontinental-Drittel, oder der weite Landraum im Norden etwa des 15° N. B., oder auch einer vom untern Senegal zur Straße von Bab el Mandeb gezogenen Linie der Verbreitungs-Sphäre der Nomaden hinzuzurechnen, wenn man die Kulturgegenden am untern Nil und kleinere unzusammenhängende Landstriche auf der Nordwest-Seite des großen Atlas und am Mittelmeere davon ausnimmt. —

Auf solche Weise ergibt sich, daß der Verbreitungsbezirk der Nomaden jenen breiten Gürtel großer Wüsten und Steppen in sich faßt, welcher die ganze alte Welt in westöstlicher Richtung vom atlantischen bis zum stillen Ozean quer durchschneidet, zugleich von Westen gegen Osten in Terrassen-Absätzen höher und höher aufsteigt (Sahara, syrisches und arabisches, persisches, mongolisches Wüsten-

---

[1]) Vergl. §. 25. des 1. Abschnittes.

Plateau), und sodann in Asien mit den kaspisch-aralischen und sibirischen Tiefsteppen und Wüsten, nordwärts so ungeheuere Räume einnimmt. Auf solche Weise stellt sich ferner heraus, daß, während die festen Wohnsitze der ackerbauenden Völker einen breiten, vom chinesischen bis zum atlantischen Meere, in der Richtung von O. S. O. gegen W. N. W. ausgedehnten Gürtel bilden, die nomadischen Länder, umgekehrt, in der vorherrschenden Richtung von O. N. O. gegen W. S. W. entfaltet sind, so daß sich beide Bezirke auf den breiten Landverengungen zwischen dem persischen Meerbusen und dem kaspischen See, dem kaspischen See und dem schwarzen Meere kreuzen und durchschneiden, woher es denn auch kommt, daß diese letzteren Gegenden weder der einen, noch der andern Verbreitungs-Sphäre ausschließlich angehören, sondern beiden gemeinsam sind. —

Außer diesem großen, der nomadischen Lebensweise zugefallenen Gebiet erhält dasselbe noch durch die Länder der süd-afrikanischen Nomadenvölker eine sehr bedeutende Erweiterung. Wie weit diese eigentlich hierher zu rechnen sind, ist indeß, wegen der unvollkommenen Bekanntschaft mit dem Innern jenes Erdtheils, nicht mit Sicherheit zu bestimmen; aber wir wissen, daß die Bewohner sowohl der Küstengegenden, als des innern Landes vorzugsweise Hirtenvölker sind, wenngleich diese, in Folge einer günstigern Landes-Physik, nicht überall in solchem Maaße zu einem schweifenden Leben genöthigt seyn mögen, als die asiatischen Nomaden.

Es ist schließlich noch der modernen amerikanischen Nomaden zu gedenken, welche sich dort seit der Einführung der europäischen Hausthiere in den weiten Grasmeeren der Pampas u. s. w., wiewohl im Zusammenhange mit dem Kulturleben der benachbarten Küstenländer, aus allerlei Volk gebildet haben. — Interessanter ist das weniger bekannte kulturhistorische Phänomen, daß wie Philippi beobachtete,[1] mehrere früher ackerbauende Stämme von Süd-Chile, seit der Vermehrung des eingeführten europäischen Rindviehs, zu Nomaden geworden sind. —

§. 11. Verbreitungs-Sphäre der wandernden Jäger und Fischer.

Die sogenannten „jüngeren" Erdtheile, Australien und Amerika, sind — mit den eben erwähnten unbedeutenden Ausnahmen — ohne eigentliche Nomaden. Zwar hat sich in Amerika, mit der Uebersiedelung europäischer Stämme und ihrer Hausthiere, auch in den weiten Prairien am Mississippi und Missouri eine Art von Heerdenzucht gebildet; aber diese hat eine wesentlich andere

---

[1]) Monatsberichte d. Berl. Geograph. Gesellschaft; neue F. VII. S. 308.

Bedeutung. Das Jagd- und Kriegsleben der betreffenden eingebornen Stämme hat dadurch eine Bereicherung, aber keineswegs eine Veränderung erfahren; es kann daher auch mit dem Hirtenleben auf den asiatischen Steppen nicht in eine Klasse gestellt werden.

Amerika und Australien sind vielmehr das Erbtheil der jagenden und fischenden Wanderstämme; denn fast überall, wohin nicht fremde Kolonisten eine andere Lebensweise gebracht haben, sind Jagd und Fischfang die Hauptnahrungsquellen, wenngleich die reiche Vegetation der glücklicheren Gegenden das Daseyn zum Theil sicherstellt, wenngleich auch hie und da, wo Klima und Boden solchem Beginnen günstig sind, ein kleines Maisfeld bestellt werden mag. — Nur die Nachkommen der alten Kulturvölker Mittel-Amerikas und Perus haben den Ackerbau nicht ganz aufgegeben; einige derselben betreiben ihn sogar in größerer Ausdehnung und in Verbindung mit gewissen traditionellen Industriezweigen. Aber dies sind, im Hinblick auf die Gesammtheit der Urbewohner, eben so unerhebliche Ausnahmen, als die Ansiedelungen der schwachen Reste einiger ehemaligen Jägervölker, welche innerhalb der weiten, von Kolonisten europäischen Stammes überflutheten Länder sich mit dem Aufgeben des Jägerlebens kleine Asyle zu erhalten gewußt haben. —

Wenn oben für Nord-Amerika die Grenzlinie im Allgemeinen bestimmt werden konnte, auf welcher sich Ansiedler und Wanderer begegnen, so ist dieselbe doch eine durchaus wandelbare, von dem lebhaftern oder langsamern Fortschritte der Kolonisationen abhängige. In noch höherm Grade ist dies in Mittel- und Süd-Amerika der Fall. Soll man daher jene Grenzen zwischen den Wanderstämmen und den Ansiedlern, den Jägern und den Ackerbauern hier ebenfalls bestimmen: so muß man mehr die vertikalen als die horizontalen Dimensionen, mehr die physischen und klimatischen Eigenschaften als die räumliche Ausdehnung des Kontinents in Erwägung ziehen. Nämlich den Ansiedlern gehören einmal — zufolge des mit der Kolonisation der Fremden nothwendig verbundenen Bestrebens, die neue Welt an die alte zu knüpfen — die Küsten, welche heutigen Tages nur noch etwa vom Parallel der la Plata-Mündung (35° S. B.) südwärts im unbestrittenen Besitze der einheimischen Wanderstämme geblieben sind; sodann herrschen die Ansiedler auch zum größern Theil vor in den unteren und mittleren Gebirgs-Regionen (den Tierras templadas) Süd- und Mittel-Amerikas bis hinauf zu jenen Höhen, auf denen, unter dem warmen Himmel dieser Zonen, das Gedeihen der Kulturpflanzen noch gesichert ist. — Aber neben ihnen existiren in besonders günstigen tropischen Lokalen rein vegetirende Völkchen von untergeordneter Bedeutung und zugleich fast überall die ureingebornen

Jägerstämme, deren eigentlicher, aber kaum unbestrittener und ausschließlicher Verbreitungsbezirk nur noch die weiten Savannen im Innern des Kontinents, die Urwälder der Ebenen oder die unzugänglicheren Gebirgsreviere umfaßt, — und selbst diese nur so lange, als das Interesse der stärkeren Ansiedler es gestattet. —

Fast dasselbe gilt von dem australischen Kontinent. Das Gebiet seiner Wanderstämme muß nothwendig in dem Maaße zusammenschrumpfen, als die Kolonisationen fester Ansiedelungen rings um seine Küsten nach Innen an Ausbreitung gewinnen. Auf solche Weise ist die nahe Van Diemens-Insel bereits völlig von den Wanderstämmen geräumt und ausschließlich von Ansiedlern in Besitz genommen worden; Aehnliches wird auch ohne Zweifel auf Neuholland sich ereignen, sobald sein räthselhaftes Innere sich einst weiter erschließen und dem fernern Fortschreiten der Kultur günstige Bahnen verheißen sollte. —

Afrika hat, mit Ausnahme des schwachen Tribus der Buschmänner oder Saabs, kein eigentliches Jägervolk und selbst dies ist nur darum so zu nennen, weil es zu ohnmächtig ist, um sich in Besitz von Hausthieren zu setzen. Alle übrigen Afrikaner betreiben Jagd und Fischfang nur als Nebengeschäft. Dasselbe ist von den Polarvölkern Asiens und Europas zu sagen, welche, selbst wo diese Nahrungsquellen eine größere Bedeutung haben, dennoch durch den Besitz von Hausthieren zugleich den Charakter von Hirtenvölkern erhalten haben. —

§. 12. Rückblick.

Faßt man das Vorangeschickte kurz zusammen, so ergibt sich: daß für die blos vegetirende oder pseudo-paradiesische Lebensweise nur die australische Inselwelt und vielleicht einige unbekannte Länder des innern Afrikas und Amerikas übrig bleiben; — daß der kaukasische Menschenstamm vorzugsweise, doch nicht ausschließlich der angesiedelte, der mongolische eben so der nomadische, daß die amerikanischen und neuholländischen Völkerschaften die jagenden und fischenden genannt werden müssen; — daß Europa fast nur von angesessenen Völkern bewohnt, Asien zwischen angesessenen und nomadisirenden, Amerika zwischen angesessenen und jagenden (fischenden) Völkern ungleich getheilt ist; — daß der Norden und der Süden Afrikas, mit Ausnahme einiger, räumlich nicht bedeutender Kulturgegenden, von Nomaden bewohnt wird, während die Mitte dieses Erdtheils, soweit sie bekannt geworden, sich in einem Entwickelungs-Prozesse, in einem Zwischenzustande befindet, dessen eigenthümliche, durch Einwirkungen von Außen nur wenig gemilderte Rohheit das Heraus-

bilden irgend einer bestimmten Lebensrichtung und den Uebergang zum Kulturleben ungemein zu erschweren scheint; — daß endlich Australien, und zwar sowohl sein Kontinent, als zum Theil seine Inselwelt, begonnen hat, sich der Verbreitungs-Sphäre kultivirter Ansiedelungen einzuverleiben, während es doch, der Hauptmasse nach, sich noch in den Kreisen der rohesten Lebenszustände, des Schweifens und pseudo-paradiesischen Vegetirens, befindet.

Auf solche Weise ist das für die Kultur, für den Fortschritt gewonnene Gebiet der Erde freilich unverhältnißmäßig beschränkt. Hunderte von Stämmen hält noch das übermächtige Bedürfniß in den Fesseln einer harten oder erschlaffenden Natur, wo jeder Gedanke des engen Geistes der unmittelbaren Gegenwart angehört; Millionen ziehen stumpf, gleich Wandervögeln, in beschränkten Kreisen über einen Boden, dem sie keine Segnung abgewinnen; Millionen werden geboren, pflanzen sich fort und sterben, ohne, wie das Thier, von dem ersten Schrei bis zum letzten Seufzer, ein anderes Empfinden und Bedürfen, ein anderes Vergnügen und Leiden gekannt zu haben, als das leibliche. Und diese innerlich erstorbenen, nur noch in den niedrigsten vegetativen Erscheinungen, nur noch — um im Bilde zu bleiben — in Laub und Reisern, nicht in Blüthen und Früchten fortlebenden Zweige jenes großen Baumes, mit dem wir die Menschheit verglichen haben,[1]) überschatten den bei weitem größten Theil des Erdkreises! — Wie klein erscheint dagegen das Gebiet, auf welchem sich höhere Entwickelungen, höheres Leben entfaltet und entzündet haben! Wie ansehnlich sind die Räume, auf denen dieses höhere Leben wieder erloschen oder doch im Erlöschen begriffen ist! — Vergleichen wir nun die Räume, auf denen unsere kurze historische Zeitspanne ein solches Erlöschen und Absterben gesehen, mit denjenigen, auf welchen sie ein neues Aufflammen, eine Wiederbelebung des geistigen Funkens beobachtet hat: so stellt sich in extensiver Hinsicht nur ein sehr unbedeutender Fortschritt heraus. Aber zugleich darf nicht vergessen werden, daß dagegen in intensiver Beziehung eine merkliche Steigerung der Menschheit, eine größere und größere Erweiterung der Kultur-Sphäre nicht zu verkennen ist. —

Fragen wir die Geschichte, so ist es fast nur der vom Südost-Ende Asiens bis zu den West- und Nord-Küsten Europas ausgegossene Völkerstrom, fast eben nur derjenige, den man mit dem Namen des indisch-europäischen bezeichnet, welcher dieser Sphäre angehört, in welchem sich edelere Keime geregt, in welchem höhere Tendenzen zur Anerkennung gekommen und höhere Bestrebungen

---

[1]) Vergl. §. 1. des 1. Abschnittes.

lebendig geworden sind, — und wie gering erscheint nun dieser Völkerstrom und sein Gebiet im Vergleich mit der ganzen Menschheit und der ganzen Erde! — Aber wie viel kleiner ist noch, innerhalb dieser beschränkten Sphäre, der Kreis, in dem sich wirklich eine höhere geistige Entwickelung, ein geistiger Fortschritt zeigt, um so mehr, als sich auch höhere Tendenzen niemals gleichzeitig überall in dieser ganzen Völker-Sphäre geltend gemacht haben. — Um wie viel kleiner ist endlich noch der Bereich, in welchem sich ein bewußtes sittliches Streben, als die höchste Blüthe des menschlichen Daseyns, kenntlich macht! — Sehen wir daher, wie auf der größern Mehrheit des Geschlechts tiefe Nacht ruht, in welcher der in kümmerlicher Dürftigkeit geborenen, ohne alle geistige Anregung erwachsenen Menge — die geistig verschlossen, leiblich verunstaltet, sittlich erstorben, und thierisch, fast nur vegetabilisch fortwuchert — jedes Licht, jeder leitende Schimmer verloren gegangen; wie die Civilisation, wie die Geschichte nur eine beschränkte Sphäre umfaßt, wie die Kultur innerhalb dieser Sphäre nur immer in kleinen Kreisen hin- und herwogt, wie endlich die höhere, die sittliche Bildung nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl belebt: so bemerken wir doch zugleich, daß jene Civilisation, jene historische Existenz, diese Kultur und sittliche Entfaltung sich vorzugsweise in denjenigen Völkerkreisen bewegt, deren äußeres und inneres Leben diesen Erscheinungen entspricht; daß jeder Fortschritt, jede weitere Entfaltung, jede Ausdehnung des Kulturgebietes, sich wesentlich an diese Völkerkreise knüpft, die nicht nur kraft der Art ihres äußern Lebens, sondern noch mehr durch die Weise ihres innern Seyns, ihres religiösen Lebens eine Bürgschaft des weitern Gedeihens in sich tragen.

Sehen wir nun, in wiefern die betrachteten Verbreitungs-Sphären mit der Ausdehnung der verschiedenen Religionskreise übereinstimmen. —

Viertes Kapitel.

Von der Verbreitung der Hauptreligionen.

§. 13. Die heidnischen Religionen.

Es ist bereits oben mehrfach ausgesprochen worden, daß alle heidnischen Religionen in einem nothwendigen Zusammenhange mit der ganzen Eigenthümlichkeit der Völker, die als ihre Träger erscheinen, gedacht werden müssen, daß sie einen entschiedenen Bodengeschmack haben, und daß sich daraus eben ihre große Mannigfaltigkeit erklärt. — Daraus folgt, daß keine derselben eine Weltverbreitung zu erlangen vermochte, daß alle in bestimmte enge Kreise gebannt blieben, über welche sie nicht hinaus konnten. Und die

Art dieser Beschränkung ist oben ebenfalls bereits angedeutet worden, in sofern gewisse Formen des Heidenthums als solche bezeichnet wurden, die gewissen Völkerkreisen ausschließlich oder doch vorzugsweise entsprächen. — Das Brahmanenthum und der Dualismus sind auf diese Weise als die ausgezeichnetsten Reste des in der sogenannten kaukasischen Menschheit noch fortlebenden Heidenthums, — ebenso das Buddhathum und das Schamanenwesen als die vorzüglichsten Religionsformen der turanischen, der Fetischdienst als die der äthiopischen Heiden dargestellt worden u. s. w. — Da nun zugleich die in dieser Beziehung noch beizubringenden Einzelnheiten am schicklichsten bei der Betrachtung der verschiedenen Völker und Völkergruppen ihren Platz finden; da auch die Verbreitungs-Sphären des Christenthums und des Islams die — so zu sagen — natürlichen Verbreitungs-Sphären der verschiedenen heidnischen Religionen begrenzen und mitbestimmen: so bleibt über die letzteren nur noch wenig hinzuzufügen.

Das in mannigfaltige Sekten zerfallene Brahmanenthum beschränkt sich auf die vorder-indische Halbinsel, wo es als die vorherrschende, keineswegs aber als die ausschließliche Religionsform erscheint, wie künftig deutlich werden wird. Es reicht hier westwärts nicht einmal bis zum Indus, sondern nur etwa bis zum Thurr,[1]) ostwärts wenig über den untern Brahmaputra hinaus, und begegnet nordwärts, jenseit des Tarai, auf den unteren Gehängen des Himalaya sehr bald buddhaistischen Sekten. —

Viel unbedeutender noch ist die Verbreitungs-Sphäre der wenig zahlreichen Anhänger des Feuerdienstes, der Parsen oder — wie sie von ihren muhamedanischen Verfolgern genannt werden — der Guebern. In ihrer Urheimath sind sie fast ausgerottet; nur wenige zersprengte Familien haben in den verborgensten Schlupfwinkeln der Randgebirge von Iran, namentlich des Süd-Randes, ein unsicheres Asyl gefunden. Von ihnen weiß man wenig.[2]) — Bekannter sind die parsischen Kolonien in Vorder-Indien, vorzüglich auf der West-Küste dieser Halbinsel (in der Präsidentschaft Bombay) und am Fuße des Kaukasus, auf der West-Seite des kaspischen See's, bei den räthselhaften Feuern der Halbinsel Baku,[3]) die von ihnen als Manifestationen des Ormuzd verehrt werden. —

[1]) Vergl. Abtheilung II. S. 262. (3. Aufl. S. 231.)

[2]) Nach den neuesten von Petermann, dem wohlbekannten Durchforscher Vorder-Asiens, eingelaufenen Nachrichten sind von demselben neue und wichtige Aufschlüsse über diese interessanten Abkömmlinge der alten Perser zu erwarten, deren Zahl nicht so unbedeutend seyn soll, als bisher angenommen wurde.

[3]) Vergl. Abtheilung II. S. 237. (3. Aufl. S. 210.)

Der Buddhaismus hat sich auf den Süd-Gehängen des Himalaya, in den breiten Thalebenen der hinter-indischen Halbinsel, auf den Inseln des malayischen Archipelags, selbst auf Ceylon theils mit brahmanischen, theils mit muhamedanischen, in Tibet, China, Japan u. s. w. mit den eigenthümlichen heidnischen Elementen dieser Länder vielfältig gemischt, so daß er in seiner ganzen Reinheit vielleicht nirgend mehr auf der Erde vorhanden ist. Dennoch ist er höchst wahrscheinlich verbreiteter, als irgend eine andere heidnische Religionsweise. Nach der Vertreibung der Buddhaisten aus Indien ist Ceylon, später Tibet ihr heiliges Land geworden, und von dort wie von hier aus scheint auch in der That ihre weitere Verbreitung ausgegangen zu seyn. Gegenwärtig ist das Buddhathum in seinen verschiedenen Ausprägungen die vorherrschende Religion auf dem ganzen großen Hochlande Hinter-Asiens, so wie in den anliegenden Stromlandschaften Hinter-Indiens und Chinas. Ebenso hat es sich über die japanische und malayische Inselwelt verbreitet, scheint indeß in der letztern das nationale Heidenthum nicht überall völlig durchdrungen, sich hier und da mit brahmanischen Vorstellungen vermischt zu haben, und endlich durch muhamedanische Einwirkungen wiederum großentheils verdrängt worden zu seyn, so daß es nur noch auf der kleinen Insel Bali herrschend geblieben ist.[1]) — Auch im Norden und Nordwesten des hinter-asiatischen Hochlandes, in den angrenzenden Steppengegenden Sibiriens und Turans hat Buddha zahlreiche Anhänger gefunden; selbst über die europäische Landgrenze im Süden des Ural sind sie vorgedrungen, und soweit hier mongolische Nomaden umherschweifen, soweit ist auch der Buddha-Kultus, wenngleich nicht ausschließlich, verbreitet. —

Wo aber außerdem noch Völker turanischer Race hausen, da sind sie Anhänger des Schamanenthums, wenn sie nicht zum Islam oder etwa zum Christenthume bekehrt worden sind.

Die Verbreitung der afrikanischen, amerikanischen und australischen Heiden ergibt sich aus den folgenden Paragraphen von selbst, da ihnen die heimathlichen Erdtheile in soweit ganz angehören, als sie nicht durch die Ausbreitung des Kreuzes oder des Halbmondes in andere Kreise hinübergezogen worden sind. —

§. 14. Das Judenthum.

Eine eigenthümliche Verbreitungs-Sphäre kann bekanntlich dem Judenthume nicht zugesprochen werden. Dennoch ist es nach seinem Verfalle fast über die ganze Erde ausgebreitet worden,

---

[1]) W. v. Humboldt a. a. O. I. S. 97.

während es zur Zeit seiner höchsten Blüthe auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt war. —

Die Juden leben zerstreut in kleinen Gemeinden fast unter allen angesiedelten Völkern der Erde und nur unter diesen, am zahlreichsten unter den christlichen und muhamedanischen. — Von diesen häufig unterdrückt, von den meisten verachtet, und von vielen aus der nähern Gemeinschaft verwiesen, haben sie eben so entschieden, ja in gewisser Weise entschiedener als zuvor, den innern Gegensatz bewahrt, der ihre Eigenthümlichkeit begründet und ihre Nationalität, wenngleich nicht in ursprünglicher Reinheit, so doch in ursprünglicher Abgeschlossenheit, erhalten hat. —

In Europa, und zwar in Ost- und Mittel-Europa, sind sie am zahlreichsten; in einzelnen Ländern Nord- und Süd-Europas, namentlich auf der hesperischen und skandinavischen Halbinsel, fehlen sie jedoch fast gänzlich. — In Asien sind sie unter den meisten angesiedelten Nationen fast eben so verbreitet; sie bilden hier in Arabien, Indien und, soll man halb verbürgten Nachrichten und Anzeichen glauben, auch in unbekannten, noch von keines Europäers Fuße betretenen Gegenden des chinesischen Hochlandes abgesonderte, sogar in gewisser Weise unabhängige Gesellschaften, deren Existenz theilweise nicht erst von der Zerstörung Jerusalems, sondern schon aus den Zeiten des Exils datiren dürfte. — In Afrika findet sich, mindestens seit eben so alter Zeit und in ähnlicher Verfassung, der jüdische Stamm der Falaschas auf dem Hochlande von Habesch, und vielleicht birgt, wie unbestimmte Sagen und die Namen der Berglandschaften Jakoba und Adamova anzudeuten scheinen, auch das räthselhafte Innere dieses unaufgeschlossenen Kontinents Trümmer jenes merkwürdigen Volkes, dessen Mitglieder übrigens auch auf dem größten Theile des afrikanischen Küstensaumes, namentlich auf dem nördlichen, und in allen christlichen oder muhamedanischen Kolonien zerstreut sind. — Nach Amerika, besonders nach Nord-Amerika, sind sie ebenfalls den Kolonisationen der Europäer gefolgt; doch ist ihre Zahl hier verhältnißmäßig viel geringer, als in der sogenannten alten Welt. — In Australien dürften endlich nur Wenige, und auch hier nur in den Kolonien der Europäer, heimisch seyn. —

§. 15. Das Christenthum.[1])

Indem wir zu der Betrachtung der geographischen Verbreitung des Christenthums übergehen, muß es zunächst auffallen,

[1]) Eine Karte der Religionsverbreitung im Baseler Missions-Magazin. 5. Jahrg.

daß diese keineswegs der Lage seiner Urheimath entspricht. Obgleich die letztere Asien angehört, ist das Christenthum doch gerade diesem Erdtheile seit vielen Jahrhunderten fast gänzlich entfremdet, und muß ihm größtentheils erst von Außen her wieder zugeführt werden. Obgleich in der Mitte der alten Welt, in einer dreien Erdtheilen fast gleich benachbarten Gegend entstanden, ist es doch bekanntlich nur auf einem derselben, aber auf diesem fast ausschließlich herrschend geworden. Obgleich dieser Erdtheil endlich der kleinste von allen, so hat er sich doch zum gebietenden und gestaltenden gemacht; — das Christenthum aber hat, vermöge seiner anregenden, belebenden, förderndun Tendenzen, sehr wesentlich, ja vorzugsweise zu diesem Resultat geführt.

Dieser extensiv geringste, intensiv bedeutendste Erdtheil — Europa — nicht die Urheimath, aber das wahre Vaterland des Christenthums, hat nur noch an seinen äußersten Südost-, Ost- und Nord-Grenzen eine geringe Zahl heidnischer oder muhamedanischer Bewohner: im nördlichen Theile der griechischen, auf der taurischen Halbinsel, an den Küsten des asofschen Meeres, am Kaukasus, in den Steppen an der untern Wolga, am Süd-Fuße und auf den waldigen Höhen des Ural, an der untern Petschora, auf der lappländischen Halbinsel (Kola) und den lappischen Gebirgen der skandinavischen. Aber in allen diesen Gegenden ist das Christenthum im Wachsen, wird der Islam, wird das Heidenthum mehr und mehr verdrängt, wohnen bereits Getaufte neben und unter Ungetauften. —

Mit Ausnahme der politisch unbedeutenden, hinsichtlich der Anhängerzahl schwachen älteren christlichen Partheien in Asien und Afrika, stammt die christliche Bevölkerung der außereuropäischen Erde von Europa her, ist die Bekehrung der Heiden von diesem selbst erst durch asiatische Missionen bekehrten Erdtheile ausgegangen. —

Bevor wir jedoch auf die Verbreitung des Christenthums weiter eingehen, scheint es angemessen, die verschiedenen Ausprägungen desselben ins Auge zu fassen. —

Da namentlich die christliche Religion jener bestimmten, engen Relation auf irgend ein Volk entbehrt, welche bei allen heidnischen Religionsformen charakteristisch ist: so ist schon hier der Ort, von den verschiedenen christlichen Religions-Partheien zu sprechen, welche in der Zeit (historisch) geworden, und darum im Raume (geographisch) von Bedeutung sind, während die verschiedenen Modifikationen der einen oder der andern heidnischen Religion, weil sie nationelle Modifikationen sind, auch am

zweckmäßigsten und natürlichsten bei der Darstellung der heidnischen Völker selbst berührt werden. —

Zwar gibt es nur Ein Christenthum, und es sollte daher auch nur Eine, nicht verschiedene christliche Kirche geben, da jede Partheiung nur unter der nothwendigen Voraussetzung möglich ist, daß der wahre Geist und Sinn der christlichen Lehre entweder von dem einen oder dem andern Theile gewichen, oder vielleicht von keinem in seiner ganzen Reinheit bewahrt worden sey. In dieser Spaltung liegt daher offenbar die ausgesprochene Tendenz des Rückschrittes und — in sofern solche Trennung, solche Entfernung von der Urlehre nur mittelst der Trübung des christlichen Bewußtseyns möglich ist — die Annäherung an das Heidenthum, welches jedem Lande, jedem Klima, jedem Volke besondere Götter, besondere Heilige und besondere Religionsmeinungen nicht nur gestattet, sondern aufdringt. —

Eine so inhaltreiche, ja unerschöpfliche Materie, wie es die Geschichte der zahllosen dogmatischen Meinungen ist, welche sich in der christlichen Kirche geregt und bewegt haben, kann hier indeß nicht berührt, noch weniger aber der vermessene Versuch gemacht werden, über den Werth oder Unwerth der verschiedenen Gepräge des Christenthums ein kurzes und eben darum in den meisten Fällen einseitiges Votum abzugeben, um damit etwa auf die Bedeutung derselben für das Leben der Völker und die Entwickelung der Menschheit hinzuweisen. Es muß selbst auf die beschränkte Aufgabe einer vollständigen Aufzählung aller verschiedenen christlichen Religions-Partheien verzichtet werden, da es für unsere Zwecke genügt, diejenigen unter ihnen zu kennen, welche durch ihre größere Verbreitung oder durch besondere Verhältnisse von geographischem Interesse sind. —

Wir schweigen daher von den älteren, der Kirchengeschichte angehörigen, kirchlich erloschenen Sekten der Ebioniten und Nazaräer, der Montanisten, Novatianer, des in sich mannigfach getheilten Gnostizismus und Manichäismus der älteren Antitrinitarier, Subordinatianer, Monarchianer, Donatisten, Arianer u. s. w. — Wir erwähnen der bekannten ältern, aus administrativen Rücksichten fast nothwendig gewordenen Theilung der christlichen Kirche in die morgenländische, abendländische und afrikanische, weil sich darin anfänglich zwar kein kirchlicher Gegensatz, doch aber der Keim verschiedener kirchlicher Sitte und theologischer Richtungen bemerklich gemacht hat, woraus dann, als Dünkel und Selbstsucht an die Stelle apostolischer Einfachheit und Glaubenstreue getreten, sich bleibende Spaltungen erzeugt haben. —

Auf solche Weise sind, durch den (monophysitischen) Streit über die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur Christi, zuerst (im 5. Jahrhundert) die Nestorianer und ein Jahrhundert später die monophysitischen Partheien der Kopten, Armenier und Syrer oder Jakobiten für immer von der allgemeinen Kirche getrennt worden. — Asien und Ost-Afrika beherbergen heute die durch die gewaltsame Ausbreitung des Islam zersprengten Trümmer der von ihnen gegründeten besonderen Kirchen. — Die Nestorianer sind, unter dem Namen chaldäischer Christen, vorzugsweise in Mesopotamien, dann aber auch, in zerstreuten Gemeinden, in Klein-Asien und zahlreicher in Vorder-Indien verbreitet, wo sie Thomas-Christen genannt werden. — Die Kopten leben in geringer Zahl in Aegypten und Nubien, ungestärkt durch den nach ihrer Losreißung versuchten Anschluß an die seit dem 4. Jahrhundert in Habesch gegründete, aber seitdem fast vergessene und völlig versunkene abyssinische Kirche, deren im 17. Jahrhundert beabsichtigte Regeneration und Wiedervereinigung mit der abendländischen völlig fehlgeschlagen ist. — Die unter dem Namen der Jakobiten bekannten syrischen Christen sind weit und breit über das Morgenland versprengt, und werden häufig mit den Nestorianern verwechselt.[1]) — Die National-Kirche der Armenier hat sich unter allen diesen Sekten am lebendigsten und freiesten erhalten. Außer ihren zahlreichen wegen ihres Fleißes, ihrer Wohlhabenheit und Friedensliebe selbst von den muhamedanischen Unterdrückern geschonten Anhängern im Lande, dessen Namen sie tragen, trifft man solche in einzelnen Gemeinden oder als reisende Handelsleute auch in den meisten muhamedanischen und in vielen christlichen Ländern, namentlich den ost-europäischen, doch auch in Indien, selbst in Amerika. — In neuester Zeit[2]) hat sich die armenische Kirche der griechisch-russischen genähert, während bereits früher eine Parthei der Armenier in eine gewisse kirchliche Gemeinschaft mit den abendländischen Katholiken getreten ist. Die Brüder des armenischen Klosters der Mechitaristen zu S. Lazaro in den Lagunen von Venedig haben seit lange einen gelehrten Verkehr ihres Vaterlandes mit der occidentalischen Christenheit unterhalten. —

---

[1]) Von geringerer Bedeutung sind die Maroniten, die sich einst, unter einem eigenen Patriarchen, in ein Kloster des Libanons eingeschlossen, später einen streitbaren Volksstamm um sich versammelt, und sich endlich, wiewohl unter eigenen Bedingungen, der abendländischen Kirche wieder unterworfen haben.

[2]) Seitdem das Kloster Etschmiadzin, der Sitz ihres Oberhauptes (Katholikus), i. J. 1828 an Rußland gekommen.

Nach der Absonderung dieser ketzerischen National-Kirchen der Perser (Nestorianer), Syrer, Armenier und Aegypter; nach der Zertrümmerung dieser, so wie der orthodoxen afrikanischen Kirche durch den siegenden Islam; nach der durch verschiedene politische und persönliche Ursachen, aber unter dogmatischen Vorwänden, immer weiter und weiter auseinander gehenden Trennung der morgenländischen oder griechischen und der abendländischen oder römischen (lateinischen) Kirche, ist endlich (seit 1054), ungeachtet mehrfältiger späterer Wiedervereinigungsversuche, eine unheilbare Spaltung daraus geworden, welche um so bedeutender ist, als sie die große Masse, nicht, wie die vorgenannten Sekten, bloße Splitter der Christenheit betrifft. —

Die größere östliche Hälfte des christlichen (europäischen) Erdtheils ist nach dieser Spaltung der griechischen, die kleinere, aber bewohntere westliche Hälfte der abendländischen Kirche geblieben. Eine von der Insel Korfu zur Kronstädter Bucht gezogene Linie konnte früher als ungefähre Grenze betrachtet werden. Nachdem die letztere, durch die im 17. und 18. Jahrhundert, unter Beibehaltung griechischer Kirchenbräuche, geschehene Vereinigung der darum sogenannten unirten Griechen mit der römisch-katholischen Kirche, einigermaßen verrückt worden ist, scheint es, als würde diese Parthei in unseren Tagen, wenigstens großentheils, der griechischen Kirche wiederum einverleibt werden. —

Bekanntlich ist es nun nicht bei jenem ersten großen Zwiespalt der Kirche geblieben. — Zwar hat die von ihren Anhängern — gleich der römischen — auch die „katholische," lieber noch die „orthodoxe" genannte griechische Kirche in dogmatischer Hinsicht nur geringe Bewegungen erfahren, aber die politischen Verhältnisse haben ihren, mindestens äußerlichen, Zerfall herbeigeführt. — Der unter dem Einflusse des türkischen Großherrn erwählte und fungirende Patriarch zu Konstantinopel durfte auf die Geistlichkeit christlicher Länder keinen Einfluß üben. Daher hat sich (seit 1589) die russische und, seit Errichtung des griechischen Königthums, auch die griechische National-Kirche von der allgemeinen äußerlich abgesondert. — Ob die Wiedervereinigung dieser äußerlich getrennten Theile unter russischem Supremat statt finden soll oder nicht: das ist bekanntlich eine der großen Fragen, welche die jetzige politische Welt bewegen. —

Viel bedeutender aber sind die Spaltungen, welche in der abendländischen Kirche statt gefunden haben. — Nachdem die (seit 1160 entstandenen) Waldenser unterdrückt und in wenige abgelegene Gebirgsthäler zurückgedrängt, die Hussiten (Taboriten und Calixtiner oder Utraquisten) seit 1420 aber, in Folge

langer blutiger Kämpfe, ausgerottet oder mit der herrschenden Kirche wieder verschmolzen, oder in der nur noch unbedeutenden Sekte der böhmischen und mährischen Brüder geduldet, weil fast vergessen worden: ist die abendländische Christenheit, ein Jahrhundert später, in die beiden großen Partheien der Katholiken und Protestanten zerfallen, und dieser große Gegensatz dauert bis auf den heutigen Tag fort. — Zugleich hat der Protestantismus, der römischen Kirche gegenüber, verschiedene Gestalten gewonnen. Seit seinem Entstehen unterscheidet man Lutheraner, Calvinisten und Zwinglianer, und bezeichnet die letzteren beiden ausschließlich als Reformirte, wiewohl dieser Name, dem Sinne und den Absichten des Protestantismus gemäß, alle seine verschiedenen Partheien umfaßt. Man unterscheidet ferner die anglikanische oder bischöfliche (Hoch-) Kirche, welcher sich zugleich die calvinistische Parthei der die schottische Kirche bildenden Presbyterianer oder Puritaner (in ihrer schärfsten Ausprägung Independenten genannt) eben so schroff gegenübergestellt, als beide dem Katholizismus. Aus dem wohlgemeinten Versuche, Lutheraner und Reformirte und somit die Mehrzahl der Protestanten zu vereinigen, ist endlich, weil er nicht allgemein gelungen, noch eine zahlreiche protestantische Religions-Parthei mehr entstanden, nämlich die der unirten evangelischen Kirche.

Aber außer diesen Haupt-Partheien des Protestantismus sind noch zahlreiche Sekten (Dissidenten, Dissenters) zu nennen, welche sich von jenen bald feindlicher, bald freundlicher losgesagt haben, — nämlich von der reformirten (calvinistischen) Kirche: die anfänglich (1535) fast ausgerotteten, gleich darauf als Mennoniten und später (seit 1630) als Baptisten aufgetretenen Wiedertäufer, die Unitarier (seit 1553) und Socinianer (seit 1562), die Arminianer oder Remonstranten (seit 1610) u. m. a.; — von der lutherischen: die Gichtelianer oder Engelbrüder (seit 1700), die Brüder oder Herrnhuter (seit 1722) u. e. a.; — von der englischen Kirche: die Freunde oder Quäker (seit 1649) und die Methodisten oder Wesleyaner (seit 1729), ferner die Jumpers, Shakers u. v. a. unbedeutendere Partheien. —

Der römischen Kirche, die den Anspruch macht, die katholische, d. i. die allgemeine, rechtgläubige, und daher auch die „allein selig machende" zu seyn, ist eine solche Zerspaltung, wie sie über die protestantische gekommen, von vorn herein unmöglich, weil jeder entschiedene Widerspruch nothwendig zum Protestantismus hinüberführt. Alles, was sich daher feindlich gegen ihre Einheit geregt, ist von ihr als ketzerisch ausgestoßen, als protestantisch auf-

gegeben worden. Wo sich daher auch — wie in Frankreich die gallikanische — eine besondere National-Kirche gebildet: da ist doch die Absonderung mehr politischer als kirchlicher Natur, und die Sekte der Jansenisten oder Schüler des heiligen Augustin, die nur in einem protestantischen Lande (den Niederlanden) ein eigenes Kirchenwesen bilden durfte, ist, da sie sich selbst zur römischen Kirche rechnet, und ihr Oberhaupt anerkennt, von dieser nur verworfen, nicht losgerissen. —

Wenn der Osten Europas den Anhängern der griechischen Kirche gehört, so haben sich Katholiken und Protestanten, seit der Reformation, so in die West-Hälfte getheilt, daß jene die südlichen, die verschiedenen Fraktionen des Protestantismus dagegen die mittleren und nördlichen (nordwestlichen) Länder einnehmen. Doch finden hierbei mannigfaltige Modifikationen statt, und diese Gruppirung bedingt keineswegs eine strenge Scheidung. — Entschieden und ganz ungetheilt gehört der katholischen Kirche nur die hesperische und italienische Halbinsel, so wie ihre Nachbarinseln; die protestantische herrscht dagegen in den Gestadeländern zwischen der Rhein- und Weichselmündung, so wie in Großbritannien sehr bestimmt vor, noch entschiedener auf den skandinavischen und dänischen Halbinseln und Inseln, doch ganz ausschließlich vielleicht nur auf Island. Die Ost- und Nord-See werden auf allen Seiten und in allen ihren Theilen von Protestanten umwohnt; nur am Eingange des Kanals und an der Weichselmündung berühren römisch-katholische, an der Newamündung griechische Kirchenangehörige die Süd- und Ost-Gestade dieser Meere. Dagegen bleiben die Protestanten, bis auf wenige, nicht sehr zahlreiche Partheien und Kolonien (am Golf von Lion, auf Malta und einigen Punkten der pontischen Küste), den Gestaden aller Theile des Mittelmeers fern. Auf der Ost-Seite des bothnischen, finnischen und rigaischen Busens grenzen und verschmelzen sie mehr und mehr mit den Anhängern der griechischen Kirche; zugleich aber haben einzelne Gemeinden weit im Innern der großen sarmatischen Ebene eine Heimath gefunden. — Die römischen Katholiken haben sich auch im Norden Europas in mehreren Gegenden in großer, ja in vorherrschender Zahl behauptet, so auf Ireland, im Gebiete der Weichsel und der rechten Nebenflüsse der obern und mittlern Oder, am frischen Haff und an der Passarge. In den mittleren Gegenden des Erdtheils herrschen sie im obern Elb-, im obern und mittlern Donaugebiet, mit Ausnahme des Mündungslandes auch an den Ufern des Rheins und im Westen dieses Stromes entschieden vor, wenngleich sich in allen diesen Gegenden auch protestantische Bewohner, namentlich auf den Gebirgen, in nicht geringer Zahl vorfinden. —

Die nähere Ausführung dieser flüchtigen Umrisse der Religionsvertheilung in Europa an eine geeignetere Stelle verweisend, überschauen wir jetzt die Verbreitungs-Sphäre, welche das Christenthum von hier aus auf der außer-europäischen Erde gewonnen hat. —

Außer den erwähnten Trümmern der nestorianischen und monophysitischen Kirchen, die — gleich den kleineren protestantischen Sekten — mehr für die Zeit, in welcher, als für den Raum, auf welchem sie entstanden und kümmerlich fortleben, charakteristisch sind, die daher mehr eine historische, als geographische Bedeutung haben; — außer diesen alten Ueberresten des Christenthums finden sich in Asien und Afrika nur junge Keime desselben, welche, durch den Eifer der europäischen Christenheit gepflanzt, erst von der Zukunft ihr Gedeihen und Wachsen zu erwarten haben, wenngleich unter mannigfachen, aus der nationellen Starrheit und Abgeschlossenheit aller orientalischen, aus der geistigen Stumpfheit und Gleichgültigkeit der afrikanischen Völker fließenden Hindernissen. —

Diese Keime sind hier und eben so in den anderen Erdtheilen theils unmittelbar durch Missionen, theils durch die Kolonisationen christlicher Völker gepflanzt worden; doch großentheils sind jene Missionen erst durch diese Kolonisationen möglich geworden. Wir finden daher das Christenthum in allen Kolonien der Europäer, und zwar nicht blos bei den Kolonisten und ihren Nachkommen, sondern häufig auch in einem größern oder kleinern Kreise mehr oder minder aufrichtig und innerlich bekehrter Eingeborener wieder.[1])

Auf diese Weise ist der größte Theil von Amerika, sind namentlich alle jene Gegenden, in denen europäische Kolonisten oder eingeborene Völker feste Ansiedelungen gegründet haben, der Herrschaft des Kreuzes einverleibt worden, so daß nur die unwirthbaren Steppen und Urwälder des Innern, die Länder der Süd-Spitze (i. S. des 35 oder 36° S. B.), die West-Küste und das Innere der californischen Halbinsel, die im N. des 40° N. B. gelegenen Länder der West-Küste Nord-Amerikas, die eisigen Gegenden des räthselhaften Nordens und wenige andere Küstengegenden fast ganz ohne jene Keime christlicher Missionen oder christliche Kolonisationen geblieben sind. Doch finden sich selbst hier, z. B. an den erstarrten West-Gestaden Grönlands (seit 1721) und des nordwestlichen Küsten-Archipelags, die Anfänge der letzteren und mit ihnen zugleich die ersten Keime des Christenthums. —

---

[1]) Ueber die Fortschritte der Missionen in den verschiedenen Erdtheilen finden sich in den späteren Abschnitten einige nähere Daten.

Von diesen Kolonisationen ist zugleich in den meisten Fällen die Konfession mitbestimmt worden. Aus diesem Grunde gehört der christliche Norden Amerikas, südwärts etwa bis zum Red River (Mississippi) vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, den verschiedenen Partheien und Sekten der protestantischen, — das christliche Süd-Amerika, eben so Mexiko, auch West-Indien, der römisch-katholischen Kirche an. — Aus diesem Grunde sind auch die christlichen Kolonisationen in Afrika, namentlich an der Süd-Spitze des Erdtheils, vorzugsweise der Ausbreitung des protestantischen, besonders des calvinistischen und herrnhutischen Bekenntnisses günstig gewesen, und Aehnliches ist überall geschehen, seitdem Seefahrt und Handel vorzugsweise an protestantische Nationen übergegangen sind. — Während in Süd-Asien die eifrigsten Bemühungen der Glaubensboten (sowohl katholischer als protestantischer) nur geringe Erfolge erzielen, da die Abgeschlossenheit indischer und chinesischer Kulturweise, da die Unbändigkeit der malayischen Völker die Bekehrungen ungemein erschwert; während auf dem Kontinent von Australien, aus anderen Ursachen, nur wenige Einzelne für die Lehre Christi gewonnen wurden, hat sie bei den mongolisch-buddhaistischen oder schamanischen Völkern Nord-Asiens, zu denen sie gedrungen, und noch mehr bei den insularischen Kindern der Südsee, weniger bei den Malayen des indischen Ozeans, eine bereitwillige Aufnahme gefunden. Methodistische und andere Missionäre haben (seit 1795) auf Tahiti, den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln, andere protestantische, mehr noch katholische Missionen, auf den Philippinen und Molukken, auf Java, Neu-Seeland u. s. w., das Evangelium mit größerm oder geringerm Erfolge, seit längerer oder kürzerer Zeit gepredigt, so daß mehrere dieser Inseln, namentlich die Sandwich- und Gesellschafts-Inseln der Verbreitungs-Sphäre des Christenthums gänzlich einverleibt worden sind, und auf anderen, besonders auf den Philippinen und Molukken, die Zahl der Getauften sehr beträchtlich ist.

Außerdem sorgt der für die Ausbreitung des Christenthums reger und reger gewordene Eifer — der sich sowohl in öffentlichen Maaßregeln, als in der zu diesem Zwecke statt gefundenen Stiftung freier Vereine von Privaten [1]) ausspricht — daß die Hoffnung der

---

[1]) Die bedeutendsten dieser Vereine sind bekanntlich zu London (1795), Boston (1810), Basel (1816) und Berlin (1823) gestiftet worden. Aelter sind die zahlreichen methodistischen und herrnhutischen Missionen, so wie die 1622 zu Rom errichtete Congregation de propaganda fide, welche ebenfalls fortgesetzt thätig ist; dasselbe gilt von anderen katholischen, namentlich den französischen Missionen. (Vergl. auch: Kurze Uebers. d. gegenwärt. Zust. aller evangel. Missionen ꝛc. Berlin 1828.)

einstigen Vereinigung und geistigen Gemeinschaft der Menschheit in einer Zeit nicht zu Schanden werde, welche der inneren Spaltungen und Zerwürfnisse leider so viele hat. —

§. 16. Der Islam.

Von seinem Stammlande Arabien aus hat sich der Islam bekanntlich mit reißender Schnelligkeit westwärts bis zu den Säulen des Herkules, durch ganz Nord-Afrika und Sudan bis zu den Küsten von Senegambien, ostwärts durch Persien und Indien bis zu den Sunda-Inseln und Philippinen ausgebreitet; auf friedlicherm Wege hat er selbst in China eine Menge von Anhängern gefunden.[1]) Aber seine Fortpflanzung in nördlicher Richtung ist, ungeachtet seines ungestümen Fanatismus, durch den Gegendruck der christlich-europäischen Völker, so wie durch den Widerstand der Natur beschränkt worden, so daß er in Europa — die Steppenländer des kaukasischen Isthmus abgerechnet — nur auf der taurischen und griechischen Halbinsel heimisch geblieben ist, und hier kaum noch die untere Donau im Norden und den Golf von Volo im Süden erreicht, während seiner Ausbreitung in Asien durch die Unwirthbarkeit sibirischer Steppen Grenzen gesetzt worden sind. Den westlichen Kontinent hat er nicht erreicht, und die Australwelt in ihren nordwestlichsten Gliedern nur eben berührt. Westlich vom Meridian von Ferro, östlich von dem der Philippinen dürften sich nur wenige einzelne Bekenner des Koran finden.

Mit Ausnahme seiner arabischen Urheimath gibt es indeß innerhalb dieser ganzen, weiten Verbreitungs-Sphäre kaum ein Land, wo der Islam die ausschließliche Religion ist. Ueberall sonst finden sich Stämme, welche sich entweder dem Schwerte des Propheten in abgelegenen Schlupfwinkeln zu entziehen, oder durch schmiegsame Unterwerfung eine sklavische Fortdauer in der alten Religionsweise zu erlangen wußten. So in ganz Vorder-Asien, Nord- und Ost-Afrika; in Indien und wahrscheinlich auch auf der griechischen Halbinsel blieben die Muhamedaner stets in der Minderzahl. —

So wie das Christenthum, so hat auch der Islam die große Mehrzahl der Anhänger in der Verbreitungs-Sphäre des indo-atlantischen Menschenstammes gefunden. Allein während das Christenthum zugleich nur in der Verbreitungs-Sphäre der angesiedelten Völker wurzelt, umfaßt der Islam zugleich eine große Menge von Nomaden, namentlich alle Nomaden indo-atlantischen Stammes. Auch ist ihm eine größere Zahl von Mongolen und

[1]) Vergl. Huc, l'Empire chinois etc. II. 230 etc.

Negern, vielleicht auch von Malayen, beigetreten, als dem Christenthume. Dennoch ist (vergl. §. 27) die Anzahl der Muhamedaner bedeutend kleiner, als die der Christen. —

Wenn endlich diese letzteren der Einheit des Bekenntnisses leider ermangeln, welche zu wünschen wäre, so haben sich auch die Anhänger des Propheten seit seinem Tode höchst feindselig und sehr mannigfaltig gespalten und getheilt, obgleich solche Trennungen, bei der oben [1]) dargelegten Dürre des Dogmas, kaum anders als auf persönlichen Interessen beruhen können, und in der That auch beruhen. — Die auf solche Weise entstandenen beiden Haupt-Partheien sind die Sunniten, welche des Propheten Schwiegervater Abubekr und dessen Nachfolger Omar für seine wahren Erben und Stellvertreter halten, — und die bei weitem minder zahlreichen Schiiten, welche Muhameds Schwiegersohn Ali dafür ansehen, und überdies die Sunna — einen aus mündlicher Ueberlieferung hergeleiteten Nachtrag zu den im Koran aufbewahrten Aussprüchen und Dichtungen des Propheten — nicht anerkennen. — Diese schon in ihrem Beginn unheilbare Spaltung ist dadurch noch bedeutender geworden, daß die vorzugsweise über die West-Hälfte (i. W. des Meridians des Zareh-See's) des iranischen Hochlandes verbreiteten Schiiten alt-persische Sagen, Dichtungen und dualistische Meinungen mit den muhamedanischen Vorstellungen auf eigenthümliche Weise vermischt haben. — Außer diesen beiden Haupt-Partheien zählt man noch gegen 70 verschiedene kleinere Sekten, unter denen die in der Mitte des arabischen Hochlandes wohnenden Wahabis (Wahabiten oder Wechabiten), welche den Koran als ein heiliges Buch anerkennen, aber jede Verehrung des Propheten verwerfen, die nennenswertheste bilden. —

Fünftes Kapitel.

Von der Klassifikation und Verbreitung der Haupt-Sprach- und Völkerstämme.

§. 17. Eingang.

Die Vertheilung und Spaltung des Menschengeschlechts in Racen, Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen unmittelbar mit einander zusammen. Die geistige Individualität der einzelnen Nationen muß in dem Maaße und der Weise ihrer sprachbildenden Kraft sichtbar

[1]) Vergl. §. 20. des 3. Abschnittes.

werden, weil zwischen dem Sprachbaue und jeder andern intellektuellen Thätigkeit, wie bereits oben bemerkt, [1]) ein unleugbarer Zusammenhang besteht. Und dieser liegt, wie W. v. Humboldt sich ausdrückt, [2]) vorzüglich „in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache, in dem Akte der Verwandelung der Welt in Gedanken, dergestalt einflößt, daß er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet."

Aber so wie die geistige und die leibliche, die innere und die äußere Natur im einzelnen Menschen und in ganzen Nationen nicht als unverbundene, für sich bestehende Erscheinungen gedacht werden können: so begründet und bezeichnet auch der eigenthümliche, in den Sprachen sich verkündende Genius nicht blos eine geistige, sondern in der Regel auch eine leibliche, bald deutliche und nahe, bald entferntere Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Völker und Völkerfamilien. — Wenn man jedoch die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, so geschieht zwar wohl die Erklärung des Baues der einen aus der andern mit größerer oder geringerer Leichtigkeit; es tritt aber auch, nach des eben genannten Forschers tiefsinniger Bemerkung, der Fall ein, daß Sprachen wahrscheinlich verwandter Völker durch eine wirkliche Kluft von einander getrennt erscheinen: eine Kluft, welche allerdings häufig, doch keineswegs immer und mit Nothwendigkeit, eine wirkliche genetische Geschiedenheit voraussetzt. Wie nämlich „Individuen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen," bisher ungekannten, von allem Bekannten und Verwandten abweichenden „Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen" und ertheilen können: [3]) so kann dies auch in Betreff der Sprachbildung durch ganze Nationen geschehen, und dieser Umstand, diese Möglichkeit beeinträchtigt und schmälert — neben anderen historischen Ursachen — die Sicherheit sehr wesentlich, mit der man übrigens die ethnographische Sonderung und Gruppirung der Nationen durch das Mittel der Sprache zu bewerkstelligen hoffen darf. — Wenngleich daher die Genealogie der Sprachen von der der Völker wohl zu unterscheiden ist, so dürfen beide doch nicht von einander getrennt werden, indem die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Sprachen in der Regel die sichersten Fingerzeige für oder gegen die genetische Verwandtschaft der Völker verspricht. —

Diese innere Schwierigkeit erhält ihre ganze Bedeutung durch die äußere, daß die Sprachen selbst bisher nur zum geringsten

---

[1]) Vergl. §. 5. des 3. Abschnittes.
[2]) A. a. O. S. LI.
[3]) W. v. Humboldt a. a. O. S. LI.

Theile so genau erforscht sind, um über ihre Verwandtschaft oder Verschiedenheit ein Urtheil abgeben zu können. Selbst die aus den Forschungen unserer gelehrtesten Idiomographen, hinsichtlich der Klassifikation, Gruppirung und Scheidung der vorzüglichsten Sprachen, geschöpften allgemeinsten Resultate geben in vielen Fällen allein nur eine ungefähre, keineswegs eine zuverlässige Auskunft. —

Dennoch ist diese unsichere Auskunft mehrentheils die einzig mögliche, um über die Familienähnlichkeit oder genetische Abweichung verschiedener Nationen eine Meinung zu gewinnen, und die Ansicht, welche aus der in der Sprachbildungsweise sich verkündenden Geistesverwandtschaft auf die Stammverwandtschaft Schlüsse zieht, ist jedenfalls tiefer begründet, als diejenige, welche sich — bei übrigens unbekannten Völkergruppen — blos auf äußerliche Verhältnisse, auf körperliche Merkmale, Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit des Wohnplatzes, der Lebensgewohnheiten u. s. w. stützt. — Daraus erklärt sich großentheils das lebendige Interesse, welches sich an die höheren philologischen Bestrebungen und idiomographischen Forschungen der neuesten Zeit knüpft, — ein Interesse, welches selbst Laien theilen, in sofern sie davon Aufschlüsse über das dunkele urzeitliche Geschick unseres Geschlechtes oder den Verwandtschaftsgrad der verschiedenen Völkerfamilien erwarten. Dieses Interesse, dem leider nicht selten nur phantastische etymologische Spielereien [1]) statt begründeter Thatsachen geboten worden sind, beabsichtigt vor allen Dingen eine wohlgeordnete Klassifikation und Gruppirung der Sprachen und Völker, und ist in sofern wesentlich geographisch, wie es in diesen und anderen Beziehungen zugleich historisch und linguistisch ist. [2]) —

§. 18. Ursprüngliche Einheit der Sprachen.

Nachdem sich die Sprachforschung lange auf die Nachweisung oft blos scheinbarer, häufig ganz zufälliger Laut-Aehnlichkeiten verschiedener Sprachen beschränkt; nachdem sie später, mit der beginnenden Kenntniß der grammatikalischen Formen, jene vermeintlichen Aehnlichkeiten zum Theil wieder verworfen hatte; nachdem auf solche Weise zunächst die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit einleuchtend geworden, alle Sprachen der Erde auf eine bestimmte

---

[1]) Vergl. darüber unter Andern Wiseman a. a. O. S. 13 u. ff., oder Balbi a. a. O. p. XXIII sqq.

[2]) Ueber die Schwierigkeiten, welche einer Klassifikation der Sprachen vom sprachwissenschaftlichen Standtpunkte entgegenstehen und über die Grundsätze, nach welchen eine solche zu versuchen ist, vergl. man: H. Steinthal, Die Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee (Berl. 1850) — vornehmlich S. 23 — 82.

Ursprache zurückzuführen und auf diese Weise ihre vorausgesetzte Verwandtschaft nachzuweisen: — hat die fortgesetzte tiefere Forschung dennoch zu einem ganz ähnlichen Resultate geführt. —

Die Aehnlichkeit, und zwar nicht blos die entfernte einzelner Wörter, sondern die überraschende der Stammwörter, der Wortbildung, der grammatikalischen Formen und der Sprachbildungsgesetze überhaupt; diese Aehnlichkeit, welche die neuere empirische Forschung zwischen scheinbar ganz verschiedenen Sprachen und räumlich wie historisch getrennten Völkern, welche die philosophische Sprachbetrachtung sogar zwischen allen menschlichen Sprachen aufzufinden und nachzuweisen versucht hat, hat auch dem alten, durch die kaum zu bezweifelnde genetische Einheit des Menschengeschlechts, durch die biblische Ueberlieferung von vorn herein begründeten Glauben an die Verwandtschaft aller Sprachen eine neue, eine wissenschaftliche Stütze gegeben. Und indem man von der Fortsetzung jener Forschungen weitere Aufschlüsse erwartet, scheint man durch das bereits Gewonnene zu der Hoffnung berechtigt, daß die ferneren empirischen Resultate die bereits vorliegenden bestätigen werden. —

So wie es nicht mehr in der Aufgabe neuerer genetischer Forschungen über unser Geschlecht liegt, irgend eine der Haupt-Varietäten desselben für die Ur-Race zu erklären, von der vermeintlich alle anderen abstammen; so wie es vielmehr, nach den neueren physiologischen Resultaten, angemessen erscheint, sich die vorhandenen, die Sonderung der Varietäten zwar bedingenden, aber die Einheit des Geschlechts nicht anfechtenden körperlichen Verschiedenheiten als aus einer diese alle prototypisch in sich tragenden Urform erst nach und nach durch zunehmende Divergenz, als aus dunkelen zwar, doch ohne Zweifel gesetzmäßig wirkenden, den prototypischen Anlagen des Urmenschen entsprechenden Ursachen entstanden zu denken:[1]) so erscheint es auch als die Aufgabe der neueren linguistischen Forschungen, die aus der Verschiedenheit der Sprachen sich ergebende Divergenz der geistigen Richtungen als von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgegangen und als verschiedene zwar, doch gesetzmäßige, d. h. der gemeinsamen menschlichen Sprachidee entsprechende, nach einem gemeinsamen, nur mehr oder minder entwickelten Prinzip ausgebildete Typen eines und desselben Ur-Typus auch empirisch nachzuweisen. Danach wird es aber höchst wahrscheinlich, daß die jetzigen Hauptsprachen der Erde sich aus einer mit der Ur-Race verschwundenen Ursprache

[1]) Vergl. Kap. 4. des 1. Abschnittes.

herausgebildet haben; daß sie in Bezug auf diese zwar Töchtersprachen, in gegenseitiger Beziehung aber vielmehr Schwestersprachen genannt werden müssen.[1]) —

Mit dieser Annahme stimmt die Ueberlieferung der Schrift, stimmen manche andere traditionelle Andeutungen sehr wohl überein. So wie sich von mehreren, gegenwärtig geschiedenen einzelnen Sprachen eines und desselben Stammes die einstige Uebereinstimmung und das allmählige, von Jahrhundert zu Jahrhundert weitere und weitere Auseinandergehen historisch nachweisen läßt: so würde sich, wenn unsere sogenannte Weltgeschichte längere und ältere Zeiträume umfaßte, wahrscheinlich auch die allmählig zunehmende Divergenz und eben so die einstige Uebereinstimmung verschiedener Sprachstämme darthun lassen. —

Die ursprüngliche Einheit oder vielmehr die allgemeine, auf diese Einheit hinweisende, aus der Allgemeinheit der Sprachbildungs-Prinzipien und der grammatischen Beziehungen hergeleitete Verwandtschaft aller Sprachen ist daher eine Hypothese, welche von den ausgezeichnetsten Forschern nicht bekämpft, von mehreren sogar geradezu ausgesprochen worden ist.[2]) —

§. 19. Sprach- und Völkerverwandtschaften.

Die Sprachen haben für den hier vorliegenden Zweck vorzugsweise eine ethnographische Bedeutung. Ihre Klassifikation ist uns wichtig, weil vorzugsweise diese die Gruppirung der Völker bedingt, weil die Sprachen — ungeachtet der anomalen Erscheinung, daß Völker verwandte Sprachen sprechen, und dennoch ganz verschiedenen Racen oder Stämmen angehören[3]) — die entferntere oder nähere Verwandtschaft der Völker am sichersten andeuten. —

Deshalb ist es für unsere Zwecke auch nicht von unmittelbarer Bedeutung, wenn Fr. v. Schlegel[4]) alle Sprachen in ein-, zwei- und dreisylbige getheilt wissen will, — wenn dagegen A. Remusat das Nicht-Vorhandenseyn einsylbiger Sprachen darzuthun versucht,[5])

---

[1]) Ueber diese Materie vergl. man: Balbi, Atlas ethnographique I. p. 1—14; Wiseman a. a. O. §. 2—12.

[2]) Man sehe: Fr. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Inder (1808); Klaproth, Asia polyglotta (1823) S. IX; auch Mémoires de l'académie de St. Petersbourg, Vol. 5.

[3]) Vergl. Balbi, Atlas ethnographique p. LXXXI ff. Dieser Fall scheint jedoch nur dann einzutreten, wenn Völker, die ihre Sprache festhalten, nach und nach, durch Beimischung fremden Blutes, ihre ursprünglichen Racen-Merkmale verlieren und andere annehmen.

[4]) Philosophie der Geschichte I. S. 207 ff.

[5]) Mines de l'Orient, III. p. 279.

und wenn W. v. Humboldt[1]) tiefsinniger behauptet, alle Sprachen seyen von einsylbigen Wurzeln ausgegangen: — nicht diese Untersuchungen, sondern ihre Resultate, die Klassifikationen der Sprachen sind es, welche das Interesse der Völkerkunde in Anspruch nehmen. —

Man unterscheidet zunächst todte und lebende Sprachen: Bezeichnungen, die sich durch sich selbst erklären. — Man stellt, ferner, sogenannten Ursprachen abgeleitete oder Töchtersprachen gegenüber. In sofern aber alle Sprachen von einer einzigen verschwundenen, oder vielmehr in mehrere, scheinbar gänzlich geschiedene Stämme übergegangenen Ursprache herzuleiten sind, würden sie sämmtlich als Töchtersprachen zu betrachten seyn; man meint aber noch etwas Anderes, wenn man Ur- und Töchtersprachen unterscheidet. Man versteht nämlich unter den ersteren alle diejenigen, welche sich, nach dem gegenwärtigen Standpunkte unserer linguistischen Kenntnisse, nicht aus anderen direkt herleiten lassen, welche daher einen eigenthümlichen Stamm von Wurzelwörtern und eine selbstständige, von der aller übrigen (nicht abgeleiteten) abweichende Wort- und Sprachbildungsweise haben; — unter Töchtersprachen dagegen solche, deren Wurzeln jenen Ursprachen entnommen, deren Sprachbildungsgesetze aus jenen entlehnt zu seyn scheinen. Man nennt nun unter diesen diejenigen, deren Wurzeln und Formen auf mehrere Ursprachen zugleich hinweisen, gemischte Sprachen, wiewohl bei ihnen mehrentheils der Fall eintritt, daß dennoch von einer der zum Grunde liegenden Sprachen das vorwaltende Gepräge ausgegangen ist.

Auf diese Weise sind die genannten Bezeichnungen allerdings sehr relativ. Es hängt häufig allein von der nähern Erforschung ab, um eine bis dahin für eine Ursprache geltende zu einer Töchtersprache zu stempeln. — Auf der andern Seite hat die nähere Bekanntschaft mit mehreren der sogenannten Ursprachen auch erkennen lassen, daß sie, ungeachtet ihres Reichthums an eigenthümlichen Wurzelwörtern und einer von allen übrigen in gewissem Grade abweichenden Sprachbildungsweise, dennoch gewisse Aehnlichkeiten, sowohl in den Wurzeln als den Sprachgesetzen, mit einander gemein haben; daß sie verwandt sind, ohne daß man doch die eine aus der andern abzuleiten, ohne daß man ihnen, unter den vorhandenen Sprachen, eine gemeinsame Mutter aufzufinden im Stande wäre. Diese Sprachen bilden dann, mit Einschluß der von ihnen abgeleiteten Töchtersprachen, Das, was bereits oben[2]) eine Sprach-

---

[1]) A. a. O. S. CCCXCII ff.

[2]) Vergl. S. 152.

familie genannt wurde. Auf ähnliche Weise entsteht der weitere Begriff eines Sprachstammes oder Sprachreiches.[1]) —

Unsere bisherige mangelhafte Kenntniß der Sprachen verstattet indeß keineswegs eine den wahren Eintheilungsgründen ganz entsprechende allgemeine Klassifikation derselben; dies ist bisher kaum bei einem einzigen Sprachstamme mit einiger Vollständigkeit thunlich geworden; bei mehreren der übrigen bleiben wir sogar zweifelhaft, ob sie, ob die scheinbar selbstständigen Sprachstämme nicht vielleicht bloße Familien eines und desselben Stammes, ob scheinbar gesonderte Familien nicht dennoch bloße Abtheilungen eines größern Sprachkreises, ob sie nicht bloße Familienglieder sind. — Ueberhaupt ist aber, wie der tiefste Forscher in diesem Fache versichert,[2]) an eine genügende Klassifikation der Sprachen zur Zeit noch gar nicht zu denken, und dies ist bei den hier dargebotenen Umrissen wohl zu beachten. Die Materie liegt vor der Hand noch so chaotisch da, daß es, um nur alle die zweifelhaften Punkte und Thatsachen von ihrer literarischen Seite ins rechte Licht zu setzen, eines eigenen Werkes bedürfte.[3])

§. 20. Schriftsprachen und Idiome.

Die Schwierigkeit der Klassifikation ist natürlich bei denjenigen Sprachen am bedeutendsten, welche auf die alleinige Verbreitung durch flüchtige Laute beschränkt sind, denen die Verkörperung durch die Schrift gänzlich mangelt; es kann nicht Wunder nehmen, daß diese am längsten unbekannt, und daher am schwierigsten richtig einzuordnen sind. Sobald man sie näher zu erforschen anfängt, werden diese Idiome auch nothwendig zu Schriftsprachen erhoben. Die Schwierigkeit ihrer Erforschung und Klassifikation wird durch die ihnen vorzugsweise inwohnende Neigung noch vergrößert, sich in eine Unzahl von scheinbar ganz verschiedenen Sprachen, von Dialekten und Mundarten zu spalten, die oft bis zur Unkenntlichkeit aus einander gehen, weil mit der Schrift das Band fehlt, welches den gemeinsamen Grund-Typus festhält, und

---

[1]) Règne ethnographique bei Balbi a. a. O. p. 6 ff.

[2]) W. v. Humboldt a. a. O. S. CCCLVI ff.

[3]) Eine Uebersicht derselben gewährt das genannte Werk von Wiseman (S. 6—69); — H. Steinthal gibt (Vergl. Klassifikation der Sprachen etc. S. 82) eine systematische Uebersicht der Hauptsprachen („als die Entwickelung der Sprachidee") nach der aus der mehrern oder mindern Vollkommenheit des ihnen zum Grunde liegenden Prinzips und der ihnen eigenen Form hervorgehenden Stufenfolge der Entwickelung. Von Interesse, weil auch auf diesem Wege die — gar nicht beabsichtigte — verwandtschaftliche Gruppirung der Völker (vergl. §. 22.) im Wesentlichen bestätigt wird.

auf eine geordnete, allen Sprachverwandten zugängliche Weise entwickelt und fortbildet.[1]) — Zugleich werden solche Idiome viel leichter aufgegeben und vertauscht, als Schriftsprachen,[2]) und auch dies vermehrt einerseits die Schwierigkeiten der ethnographischen Gruppirung, in sofern die Sprachen — und andererseits die Unsicherheit der linguistischen Klassifikation, in sofern die Völker dabei als Wegweiser dienen sollen. —

Ein solcher Sprachentausch, oder das Aufgeben, mindestens die gänzliche Umgestaltung des ursprünglichen Idioms findet, wie die Geschichte lehrt, fast immer statt, wenn zwei Völker von ungleicher Kultur sich freundlich oder feindlich berühren und in Folge dieser Berührung gegenseitig durchdringen, in welchem Falle das minder kultivirte, am wenigsten literarische Idiom, mag es dem Sieger oder dem Besiegten angehören, ganz oder theilweise untergeht.[3]) — Solcher Beispiele gibt es sehr viele, aber in den meisten Fällen sind sie nur unvollkommen oder gar nicht historisch aufbewahrt worden. Dann spricht höchstens die Sage von solchen Völkern, als verschwundenen. Dennoch sind sie nicht verschwunden, sondern nur ihr Name, ihre nationale Existenz; mit dem Aufgeben ihrer Sprache sind sie in anderen Völkern gewissermaßen begraben worden, während doch ihr Blut, ihre Nachkommenschaft in diesen mit fortlebt, oft sogar nicht ohne das ursprüngliche Gepräge derselben wesentlich modifizirt zu haben. —

Wenn aber ein Volk sich bis zur Schriftsprache entwickelt hatte, und im Besitze einer Literatur war, als es seine nationale Existenz einbüßte, und wenn die Fluth der Zeit nicht etwa alle seine literarischen Werke, die Denkmale, in denen seine nationale

---

[1]) Wenn sich z. B. der schweizerische Aelpler und der deutsche Küstenbewohner heute kaum mehr verstehen, so wird doch die gänzliche Entfremdung ihrer Dialekte vorzugsweise durch die beiden gemeinsame hochdeutsche Bibel rc. verhindert. —

[2]) Dies erinnert an die bekannten Thatsachen, daß Kinder (nicht schreibende) viel leichter ein fremdes Idiom plaudern lernen, als Erwachsene, und daß ungebildete, unter verschiedenen Nationen umherschwärmende Abenteurer zuletzt, statt ihrer halb vergessenen Muttersprache, ein höchst buntes Gewälsch im Munde führen. Es wäre zu erwägen, ob die frühe Schriftgelehrtheit unserer Jugend nicht die Leichtigkeit, eine fremde Zunge sprechen zu lernen, verringere. Völker, die bis jetzt noch nicht übermäßig durch den Schulzwang inkommodirt werden, sind — wie Juden, Polen und Russen — berühmt wegen ihres Sprach-Talentes, welches man, bei den genannten slavischen Nationen, gewiß mit Unrecht, einseitig durch die von ihren Muttersprachen gesteigerte Zungenfertigkeit zu erklären vermeint. —

[3]) Die Römer besiegen die Gallier, und die Sprache dieser letzteren ändert sich fast gänzlich; die Germanen besiegen sie ebenfalls, und ändern an ihrer Sprache fast nichts.

Eigenthümlichkeit sich verkörpert, verschlungen hat: dann bleibt dem Forscher die Möglichkeit, seine Trümmer aufzufinden, und den Einfluß wahrzunehmen, den diese auf die Ausbildung und Gestaltung der gegenwärtigen Völkerzustände ausgeübt, wenn auch selbst — wie bei dem räthselhaften Zend-Volke — sein nationaler Name, seine geographische Verbreitung nicht mehr mit Bestimmtheit sollten ausgemittelt werden können. —

§. 21. Sprachen- und Völkernamen.

Mit solchem Untergehen oder Verschwinden der Völker, mit dem Sprachentausch ist zugleich gewöhnlich ein Namentausch verbunden, und dies führt die Betrachtung zu einer andern nicht unbedeutenden, der richtigen ethnographischen Klassifikation entgegenstehenden Schwierigkeit. — Die Willkührlichkeit und Unrichtigkeit der meisten gebräuchlichen Volksnamen ist notorisch. Die große Mehrzahl ist aus Mißverstand, Haß und Verspottung entstanden, und sehr wenige Völker werden so genannt, wie sie sich selbst nennen, auch wenn man die aus der Zungenverschiedenheit folgende absichtlose Verstümmelung oder verstümmelte Uebertragung in eine fremde Sprache nicht mit hierher rechnen will. [1]) In China wechseln Provinzen und Städte mit jeder neuen Dynastie ihre Namen, und auch sonst findet — wie an anderen Beispielen leicht zu zeigen wäre — wenngleich minder absichtlich, plötzlich und grundsätzlich, ein ähnlicher Namenwechsel statt, so daß gewisse Namen mit der Zeit mehr und mehr verschwinden, statt ihrer dagegen andere aufkommen. — Die meisten der unverstümmelten eigenen Volksnamen bezeichnen entweder blos den genetischen, bald blos äußerlich, bald innerlicher und tiefer aufgefaßten Unterschied des Menschen, [2]) im Gegensatz sowohl zu anderen Geschöpfen als zu anderen Völkern, [3]) oder sie beziehen sich auf irgend eine National-Gottheit, auf die Abstammung von irgend einem Erzvater oder Helden, [4]) auf irgend einen mehr oder weniger eingebildeten National-Vorzug, [5]) auf die

---

[1]) Vergl. über diese Materie: Balbi a. a. O. p. XXVII sqq., XC und 62; auch Kriegk a. a. O. S. 89 ff.

[2]) Wie „Nenetsch" (Leute), „Khassowo" (Menschen), die Namen, die sich die Samojeden geben, während „Samojede" Menschenfresser bedeuten soll.

[3]) Wie im Polnischen „Cloviek" (der Mensch), davon, wahrscheinlicher noch von Słova (das Wort), Słovak (der Slave), im Gegensatze einerseits zu den Thieren, andererseits zu dem deutschen Nachbar, der „Niemiec", d. i. „Stummer", der das Wort, die Sprache ebenfalls nicht hat, genannt wird, wogegen dieser „Słovak" in „Slave" und Sklave verstümmelt hat.

[4]) Hebräer, Israeliten, — Deutsche, Osmanen, Usbeken ꝛc.

[5]) Franken, d. i. Freie; Gallu (Gallier), d. i. die Starken.

Lage oder die Natur des heimathlichen Wohnplatzes,[1]) die heimathliche Lebensweise[2]) u. s. w. — Ihre Kenntniß begünstigt und erleichtert die ethnographische Gruppirung, wogegen die zahllosen Verstümmelungen, Spott- und Spitznamen, welche statt ihrer in die Ethnographie übergegangen sind,[3]) vielfältige Verwirrungen und Irrthümer herbeigeführt haben. Da man sogar die eigentlichen Namen sehr vieler Völkerschaften noch gar nicht einmal kennt, sondern nur die willkührlichen, die ihnen Zufall oder übler Wille angeheftet haben, so entbehrt man auch des schwächsten Anhaltpunktes für ihre ethnographische Klassifikation, den die Sprache geben kann, und ist genöthigt, auf äußerliche Merkmale zurückzugehen. —

§. 22. Gruppirung der Haupt-Sprach- und Völkerstämme.

Mit Uebergehung einiger anderen, die ethnographische Klassifikation erschwerenden Umstände,[4]) kommen wir nunmehr auf die Zahl und Gruppirung der Völker und Sprachen. — Daß beide nicht mit Genauigkeit zu bestimmen sind, geht indeß schon aus dem Vorangeschicktem hervor. — Adelung und Vater[5]) zählten 3064 Sprachen und Mundarten, Balbi[6]) nimmt etwa 2000 verschiedene Sprachen an, und weiset deren 860 in mehr als 5000 Dialekten nach,[7]) läßt es aber mit Recht dahingestellt, ob sich jene Zahl nicht durch eine nähere Erforschung vieler bis jetzt kaum dem Namen nach bekannter Sprachen auf eine kleinere reduziren dürfte. —

---

[1]) Pole, das Feld, die Ebene, davon Polak, im Gegensatz von Krabak (Kroat), d. i. Gebirgsbewohner; Navarrese, von Navarra, d. i. ebene Gegend am Gebirge (W. v. Humboldt, Ueber die Urbewohner Hispaniens 2c. S. 15.); Normänner, Isländer, Niederländer 2c.; Po morźe, d. i. am Meere, davon Pommern u. s. w.

[2]) Heiduk, d. i. Räuber; Beduine, d. i. Nomade 2c.

[3]) Vergl. Balbi a. a. O. p. XXXII ff.

[4]) Dahin gehört z. B., wenn bei einigen Völkern Schrift- und Volkssprache verschieden sind; wenn bei anderen nicht nur die Wahl vieler Wörter, sondern auch der ganzen Sprechweise sich nach dem Stande und dem Geschlechte des Sprechenden sowohl, als des Angesprochenen richtet, so daß z. B. der Mann sich ganz anderer Wörter und Formen bedienen muß, als das Weib, daß der Vornehmere zum Geringern und dieser zu jenem, das Weib zum Manne und umgekehrt in ganz anderen, scheinbar ganz verschiedenen Ausdrücken spricht, als über dieselbe Sache mit seines Gleichen. (Balbi a. a. O. p. 41; W. v. Humboldt a. a. O. I. S. 49 ff.)

[5]) Mithridates (Berlin 1806 — 1817).

[6]) A. a. O. Discours prélim. p. LIX.

[7]) A. a. O. Introduction p. 60, Atlas p. XLII sqq.

Diese Sprachen sind sehr ungleich vertheilt. Ihre Zahl und Mannigfaltigkeit wächst, wie es scheint, mit der räumlichen oder geistigen Isolirung und Versunkenheit der Völker. In einigen Gegenden der Erde findet sich daher eine sehr große Einartigkeit der Idiome auf weiten Räumen, in anderen ist eine große Zahl von Sprachen auf einen relativ kleinen Erdfleck zusammengedrängt, wie am Kaukasus, an der Küste von Neu-Californien, in den Ebenen am Orinoco und Marañon ꝛc. — Von jenen 860 Sprachen gehören 53 nach Europa, 153 nach Asien, 115 nach Afrika, 117 nach Australien und 422 nach Amerika, so daß dieser letztere, fast am schlechtesten bevölkerte Erdtheil, der sprachreichste zu seyn scheint, wiewohl die meisten seiner Idiome nur etwa von je 15000 bis 20000 Menschen gesprochen werden;[1]) — so daß die schwachen, zusammen kaum 8 Millionen zählenden Wanderstämme der amerikanischen, sibirischen und neuholländischen Ebenen 500 — 600, die 264 Millionen Europäer aber nur 53 verschiedene Sprachen reden. — Neuere, namentlich Humboldt's Forschungen haben indeß angefangen, die Stammverschiedenheit der amerikanischen Völker und Sprachen zweifelhaft, ihre Familienähnlichkeit dagegen wahrscheinlich zu machen. Bis jetzt kann übrigens weder hier, noch auf dem australischen Kontinente, noch in Afrika an eine motivirte und vollständige Gruppirung der Sprach- und Volksstämme gedacht werden. —

Die nachfolgenden, theils Prichard, theils Balbi entlehnten, theils nach W. v. Humboldt's Ansichten entworfenen, übersichtlichen Klassifikationen der Sprachen und Völker der Erde zeigen noch keineswegs die vollkommene Uebereinstimmung mit der Eintheilung der Menschheit nach Varietäten, welche man zu erwarten gewissermaßen berechtigt ist. Wäre dies, so würden wir, je nachdem wir Blumenbach oder Cuvier folgen, fünf oder drei große Menschen- und Sprachstämme aufzuzählen und in diese die verschiedenen Volks- und Sprachenfamilien racenweise einzureihen haben. Daran ist aber um so weniger zu denken, als die Klassifikation nach Racen selbst noch äußerst unsicher ist und es auch, wegen der Unbestimmtheit und des Ineinanderfließens der Racen-Merkmale stets bleiben wird. — Dagegen zeigt sich die hier hervortretende Inkongruenz zwischen den Resultaten der vorliegenden anthropographischen und idiomographischen Forschungen selbst als sehr bedeutungsvoll, indem sich daraus vielleicht künftig, nach der genauern Erforschung und der daraus gewonnenen Reduktion der Racen- und Sprachverschiedenheiten, ein neuer, schlagender Beweis für die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts ableiten läßt. —

---

[1]) Balbi a. a. O. Introduction, p. 62.

Dürften wir hier den von W. v. Humboldt[1]) und neuerdings von Steinthal[2]) u. A. gegebenen Andeutungen über die aus den inneren Gesetzen der Sprachbildung entspringende Sprachverschiedenheit folgen, so würden wir zunächst nur drei große Sprachreiche zu unterscheiden und in diese die große Mannigfaltigkeit der einzelnen Sprachen und Völker einzureihen haben. — In sofern nämlich die Bildungsweise aller bekannten Sprachen vornehmlich dadurch charakterisirt wird, ob dem Worte, nach dem Bedürfnisse der wechselnden Rede, durch innere Veränderung desselben auch eine wechselnde Bedeutung gegeben wird; — oder ob zu diesem Zwecke, statt der innern eine äußere Veränderung statt findet, so daß dem Stamme des Wortes, dessen Sinn abzuändern oder näher zu bestimmen ist, gleichsam neue, ihm ganz fremde Laute und Sylben äußerlich anwachsen, ihm mehr oder weniger angefügt (agglutinirt) oder einverleibt werden; — oder ob drittens, dem Bedürfniß der Rede weder durch innere Abwandelung der Wörter noch durch äußerliche Anfügung, sondern lediglich dadurch genügt wird, daß den unwandelbaren Wörtern durch Beisetzung von anderen eben so unveränderlichen und die dadurch bedingte strenge Aneinanderfügung der Worte genügt wird: — in sofern entstehen drei Sprachklassen, nämlich Sprachen, die durch Flexion oder Anbildung (Beugung) — oder durch Agglutination oder Anfügung die grammatischen Beziehungen der Satztheile ausdrücken und — solche, denen alle Formen dafür fehlen, und die diesem Mangel durch logische Wortfügung abzuhelfen suchen. — Diese drei Klassen unterscheiden sich für das Ohr zugleich durch den innigern oder schwächern Zusammenhang der Laute, aus denen sie bestehen.

Da indeß die zwischen beiden extremen Endpunkten der Sprachbildungsweise in der Mitte liegenden Sprachen im Allgemeinen nichts mit einander gemein haben, als die negative Eigenschaft, weder dem einen noch dem andern jener durch die größte Vollkommenheit und Unvollkommenheit ihrer Bildungs-Prinzipien charakterisirten Sprachreiche anzugehören: so ist die erwähnte Dreitheilung jedenfalls sehr unbestimmt. Dies ist um so mehr der Fall, als es unter jenen in der Mitte liegenden Sprachen einerseits mehrere gibt, bei denen das Prinzip der Agglutination nur mit geringer Intensität wirkt, weshalb sie den formlosen Sprachen ganz nahe stehen, während andererseits bei einigen anderen die Agglutination zur wirklichen Einverleibung wird, und bei noch anderen sogar eine schwache Neigung zur Flexion bemerkbar ist, weshalb es in

---

[1]) A. a. O. S. CXXXV ff., S. CCCXLII ff.
[2]) Klassifikation etc. S. 72 ff.

manchen Fällen schwierig ist, die dadurch erzeugten künstlichen Bildungen von wahren grammatikalischen Formen zu unterscheiden.[1])

Man hat daher sprachwissenschaftlich auch wohl, neben den erwähnten drei Reichen noch ein viertes abgetheilt, in welches diejenigen Sprachen eingereiht werden, bei denen die Agglutination zur Einverleibung geworden;[2]) es ist indeß damit nur eine der vielen Zwischenstufen bezeichnet, welche sich zwischen den genannten beiden Extremen der Sprachbildungsweise finden, ungefähr eben so, als wenn man in physiologischer Beziehung neben den indo-atlantischen, äthiopischen und turanischen Menschen noch einen amerikanischen unterscheidet, während es doch in der Wirklichkeit eine unendliche Zahl von Uebergangsformen und Farben gibt, die sämmtlich zwischen den Extremen der Racen-Typen vorgefunden werden.— Dieser Vergleich läßt sich noch in anderm Betracht fortsetzen. Wenn es richtig ist, daß — wie Steinthal anführt[3]) — in geschichtlicher Zeit niemals Fortentwickelungen von der unvollkommenern zur vollkommenern Sprachbildungsweise statt gefunden, daß mithin niemals formlose Sprachen zu agglutinirenden, oder agglutinirende zu flectirenden sich vervollkommnet hätten: so würde damit den die Sprachbildungsweise der Völker bestimmenden inneren Prinzipien dieselbe Unwandelbarkeit zugesprochen werden müssen, welche den die Geschiedenheit der Racen bedingenden Naturgesetzen eigen ist.— Welch ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Intensität jenes urzeitlichen Impulses, durch welchen einst die Völker äußerlich wie innerlich für immer von einander gesondert worden sind! —

In dem eben besprochenen extremen Gegensatze stehen die durch Flexion und grammatische Ausbildung zu einem vollkommenern Sprachbau gelangten indisch-europäischen, und die durch Starrheit und Isolirung der Worte charakterisirten Sprachen des südost-asiatischen oder chinesischen Stammes. — Da wir, hinsichtlich der übrigen, auf weitere linguistische Eigenthümlichkeiten nicht eingehen können, so begnügen wir uns, die folgende, nach den bewährtesten sprachlichen und ethnographischen Resultaten entworfene, allgemeinste Klassifikation darzubieten, um damit die Haupt-Sprach- und Volksstämme der Erde, so wie ihre Verbreitung auf derselben vorläufig zu bezeichnen und abzugrenzen. —

I. Der südost-asiatische, chinesisch-japanische oder transgangetische Volks- und Sprachstamm, welchem die Südost-Ecke des hinter-asiatischen Hochlandes, und, mit Ausnahme

---

[1]) Steinthal, Klassifikation etc. S. 80.
[2]) Ders. a. a. O. S. 49.
[3]) Ders. a. a. O. S. 77.

der Halbinsel Malakka, alle Küstenländer vom bengalischen Busen (ostwärts der Ganges-Mündung) bis Korea (einschließlich), so wie der japanische und chinesische Archipelag angehören.

II. Der malayisch-australische Stamm dehnt sich, so weit man darüber urtheilen kann, über die ganze Verbreitungs-Sphäre der gleichnamigen Varietät aus. —

III. Der afrikanische Sprachstamm umfaßt die mittleren und südlichen Länder des kontinentalen Afrikas vorherrschend, und in sofern sie nicht dem indisch-europäischen Stamme zugefallen sind auch die nördlichen.

IV. Der tatarische oder mongolische Stamm, der über ganz Ost- und Nord-Asien, südwärts bis auf den Nord-Rand von Iran und die Quellgebiete des gelben und blauen Flusses und westwärts bis zum Ural, sodann um die West- und Nord-Ufer des kaspischen und asofschen Meeres und (doch nicht ausschließlich) über den größten Theil der klein-asiatischen und griechischen Halbinsel, so wie an den Nord-Küsten Afrikas sporadisch verbreitet ist.

V. Der uralische oder ugrische, auch tschudische oder finnische Stamm, der den Ural auf seinen beiden Gehängen, die arktischen Küsten Asiens und Europas westwärts bis zur Mezen-Mündung, die lappische Halbinsel und den lappischen Kjölen, so wie die ost-bothnischen und finnischen Golf-Gestade, auch (doch nicht ausschließlich) die ober- und nieder-ungarische Ebene und das transsylvanische Hochland einnimmt. —

VI. Der amerikanische Stamm ist vielleicht nur auf dem gleichnamigen Kontinent zu finden; doch scheinen Sprachverwandte desselben auch die Tschuktschen-Halbinsel Asiens, vielleicht auch Kamtschatka und die Kurilen einzunehmen; es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß die nähere Erforschung eine Verwandtschaft mit tschudischen (namentlich den eigenthümlichen samojedischen) Idiomen ergeben werde,[1]) so daß, da der sprachliche Zusammenhang der tatarischen und tschudischen Völker überhaupt deutlicher geworden, die Verwandtschaft der turanischen und amerikanischen Varietät vielleicht auch auf linguistischem Wege dargethan werden könnte. —

---

[1]) Vergl. Prichard Researches etc. II. p. 353. Steinthal (Klassifikation etc. S. 82) unterscheidet aus dem sprachwissenschaftlichen Standpunkte dreizehn Haupt-Sprachstämme, deren mehrere gleichwohl in einigen wesentlichen Eigenthümlichkeiten einander sehr nahe stehen, dergestalt, daß die Zahl der Haupt-Sprachstämme füglich auf sieben, ja auf sechs reduzirt werden könnte. Diese Klassifikation ist hier in so weit berücksichtigt, daß die Reihenfolge der Haupt-Sprachstämme von der größern oder geringern Vollkommenheit des Sprachbaues bestimmt worden ist, eben darum steht der südost-asiatische Sprachstamm, als der unvollkommenste, voran.

VII. Der indisch-europäische (arische) Sprachstamm, der fast genau mit der sogenannten kaukasischen Varietät zusammenfällt, ist über Vorder-Indien, den größten Theil des iranischen Hochlandes, Mesopotamien, Syrien, Arabien, ganz Nord-Afrika, wiewohl nicht ausschließlich, vorzüglich über ganz Europa (mit Ausnahme der mongolischen Kolonisationen), so wie über alle diejenigen Theile der Erde verbreitet, in welche Völker kaukasischen Stammes gedrungen sind. Namentlich finden sich zahlreiche Elemente desselben in den Verbreitungs-Sphären des malayischen, afrikanischen und besonders des amerikanischen Stammes. —

Dieser allgemeine Ueberblick zeigt, daß sich in Asien fünf und vielleicht sechs, in Europa und Afrika drei verschiedene Sprachstämme begegnen, daß Amerika und Australien, mit Ausnahme der europäischen und sonstigen Kolonisationen, aber einartig bevölkert sind.—

§. 23. Anmerkungen über Schriftweisen und graphische Mittel.

Keines dieser großen Sprachreiche ist ganz ohne alle graphische Mittel, ohne eine mangelhaftere oder ausgebildetere Schrift, wenngleich dieselbe freilich nicht immer das Eigenthum aller zu den genannten Sprachstämmen gehörigen Familien und Völker geworden ist. —

Es ist verschiedentlich, namentlich durch W. v. Humboldt[1]), auf den Zusammenhang, auf die Wechselwirkung aufmerksam gemacht worden, welche zwischen den Sprachen und deren Eigenthümlichkeiten einerseits und den ihnen gemäßen Schriftweisen andererseits statt findet.— „Das tönende Wort ist eine Verkörperung des Gedankens, die Schrift eine des Tons. Ihre allgemeine Wirkung ist, daß sie die Sprache festheftet, und dadurch ein ganz anderes Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort blos im Gedächtniß eine bleibende Stätte findet." Es ist aber zugleich unvermeidlich, daß sich nicht irgend eine Wirkung der Schrift und der besonderen Schriftzeichen dem von der Sprache auf den Geist ausgeübten Einflusse beimischen sollte. Dergestalt wird die Uebertragung des zuerst durch den Laut für das Ohr und dann durch die Schrift für das Auge deutlich gemachten Gedankens, nach Maßgabe der Art wie dies geschieht, dem Geiste sehr verschiedene Richtungen geben. Umgekehrt wird aber auch die Schriftweise selbst ursprünglich durch die Eigenthümlichkeit der Sprache mit bestimmt, wenngleich im Fortgange der Entwickelung eine unvollkommenere Schrift

---

[1]) Vergl. dessen Abhandlung „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau" (Berlin 1826), abgedruckt in W. v. Humboldt's gesammelten Werken, VI. S. 526—561.

mittelst Uebertragung durch eine vollkommenere verdrängt werden mag. Dennoch läßt sich in einzelnen Fällen nachweisen, daß die vollkommenere Schrift (durch Buchstaben) gewissen Sprachen weniger angemessen sey, als die aus ihrem eigensten Wesen naturgemäß hervorgewachsene, unvollkommenere, ja daß jene dem Sprach-Genius geradezu widerstrebe. —

Die roheste Art, um Thatsachen und Erinnerungen durch das Auge, mittelst Zeichen, vor die Seele zu rufen, erkennen wir in der bekannten, lediglich zur Ergänzung des Gedächtnisses bestimmten Einrichtung der Kerbstöcke oder Kerbhölzer, die fast überall gebräuchlich ist, wo eine vollkommenere Art der Aufzeichnung nicht allgemein geläufig geworden ist. Wir finden dieselbe namentlich bei allen nordischen Völkern vom fernsten Hoch-Asien bis zu den letzten West-Gestaden Europas allein oder neben der Schrift, ja auch in Amerika, und es ist wahrscheinlich, daß sie oder etwas Aehnliches bei allen rohen Völkerschaften, auch bei denen, von welchen es noch nicht geradezu beobachtet worden ist, im Gebrauch sey; denn das Bedürfniß muß nothwendig überall zu solchem Schrift-Surrogat führen. —

Fast eben so roh, doch vervollkommnungsfähiger sind die Knotenstricke oder Knotenschnüre, die man bei tatarischen Völkern Hoch-Asiens sowohl als bei vielen Völkern Amerikas gefunden hat. Ursprünglich wohl lediglich mnemonisch (wie der Knoten im Schnupftuche), scheinen dieselben besonders bei den alten Kulturvölkern Amerikas, namentlich bei den Peruanern, durch Anwendung verschiedener Farben und verschieden geschlungener Knoten, in hohem Grade vervollkommnet worden zu seyn, so daß man diese Knotenschnüre (Quippus) auch wohl, freilich uneigentlich, eine Knotenschrift genannt hat. Denn zu einem wirklichen Gedankentausch waren sie schwerlich geeignet. Zu ihrem Gebrauch scheinen vorausgegangene subjektive Verabredungen über die Natur der durch sie zu bewirkenden Mittheilung unerläßlich gewesen zu seyn, so wie es denn auch zu ihrer künstlichen Entzifferung eigener Ausleger und zur Aufbewahrung der daraus für die verschiedenen Verwaltungszweige gebildeten Archive verschiedener, mit dem besondern Schlüssel der betreffenden Knotenschrift vertrauter Beamten bedurfte.[1]) —

Man unterscheidet,[2]) außer den Kerbhölzern und Knotenstricken, vier verschiedene Hauptarten von Mitteln, die dem Zwecke, durch sie Gedanken und Worte körperlich vor das Auge und durch

---

[1]) Vergl. W. v. Humboldt a. zuletzt a. O. S. 555 ff.

[2]) Vergl. Balbi a. a. O. Introduction, p. 69 sqq., wo sieben Klassen unterschieden werden.

das Auge vor die Seele zu führen, in höherm oder geringerm Grade entsprechen, nämlich:

1. Die Bilderschrift, welche dieser Absicht indeß gleichfalls nur auf rohe und unvollkommene Weise genügt, indem sie nur gestattet, durch Zeichnung oder Malerei irgend ein Faktum auf unvollkommene Weise aufzuzeichnen und mitzutheilen. Natürlich muß jede Bilderschrift „durch Anregung der Anschauung des wirklichen Gegenstandes die Wirkung der Sprache stören.“ Die Anschauung, die die Sprache verlangt, heftet sie an die vermittelst des Tones gebundene Wortform. Wenn sich aber „das Bild zum Schriftzeichen aufwirft, so drängt es unwillkührlich dasjenige zurück, was es bezeichnen will, das Wort.“ Das an die Stelle des letztern tretende Bild wirkt natürlich nach allen seinen Beschaffenheiten, also zerstreuend auf den Geist, während das Wort nur eine einzige Vorstellung, aber scharf und bestimmt vor die Seele ruft, wie dies dem Zwecke der Sprache gemäß ist. — Die Bilderschrift unterscheidet sich dadurch von der sogenannten Knotenschrift, daß sie, durch sich selbst verständlich, des Schlüssels zum Verständniß der Zeichen nicht bedarf, durch welche letztere an das zu Bezeichnende nur erinnert, nicht es selbst gibt und darstellt. Beide aber gehen in einander über, sobald die Bilderschrift gleichfalls zu sinnbildlichen Zeichen greift und ihre Darstellungen anfangen, eine symbolische Bedeutung zu bekommen. Erst dann wird sie zugleich wichtiger und geeigneter zum Ideen-Ausdruck und verwandelt sich dann allmählig in

2. Symbolische Charaktere oder die Hieroglyphen-Schrift, welche nicht mehr die rohen Bilder der besprochenen Gegenstände, sondern gewisse andere konventionelle Zeichen für ganze Begriffe und Sätze anwendet. Man nimmt an, daß die Mehrzahl dieser Zeichen aus Bildern entstanden sey, und in der That kommen auch wirkliche, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit erkennbare Bilder unter den Hieroglyphen vor, namentlich unter den mexikanischen. — Was die Bedeutung dieser Schriftweise anbelangt, so ist es einleuchtend, daß sie zwar eine größere Fülle und Mannigfaltigkeit des schriftlichen Ausdrucks gestattet, als die bloße Bilderschrift, zugleich aber, wie diese, zu wörtlichen Mittheilungen wenig geeignet ist. Wohl scheint eine symbolische Schrift, welche bloße Begriffe bezeichnet, recht eigentlich die Idealität der Sprache zu befördern, weil sie, ohne den Geist durch wirkliche Bilder abzuziehen, ihn rein auf den Gedanken lenkt. Dennoch wirkt auch sie gerade der idealen Natur der Sprache entgegen, in sofern diese es nicht mit den abgezogenen Begriffen der äußern und innern Welt, sondern mit dieser Welt selbst und den für die Mannigfaltigkeit ihrer

Erscheinungen und Verhältnisse durch die Sprache gefundenen hörbaren Gedankenzeichen zu thun hat. —

Ueberdies setzt ihr Gebrauch, wie der der Knotenschnüre, den Besitz eines Schlüssels, und zwar eines viel künstlichern, voraus, ohne den sie für den Uneingeweihten unlesbar bleibt. Deshalb hat sie auch wohl nirgend einen allgemeinern Gebrauch gefunden, sondern als Geheimschrift lediglich für Priester und Gelehrte gedient und den gleichzeitigen Gebrauch einer alphabetischen Vulgär-Schrift (wie im alten Aegypten) weder ausgeschlossen noch überflüssig gemacht. —

Mit dieser symbolischen Schrift, hinsichtlich der Entstehung und Bedeutung, nahe verwandt ist

3. die Begriffsschrift, die man Sylbenschrift genannt hat, in sofern der Prototypus derselben, die chinesische Schrift, ausschließlich einsylbige Worte wiederzugeben hat. — Sie besteht aus sehr zahlreichen, ursprünglich bildlichen oder symbolischen, aber meist sehr abgekürzten und daher das erste Symbol nur sehr undeutlich nachahmenden Grundzeichen für die systematisch geordneten Hauptbegriffe, aus denen dann, mittelst mehr oder minder wesentlicher Abänderungen, die Zeichen für die untergeordneten Nebenbegriffe abgeleitet sind. Dazu kommen aber zahlreiche andere, gleichfalls systematisch geordnete Zeichen für die Anfangs- und End-Artikulationen und die Wortbetonung. — Somit ist diese Schrift keineswegs eine reine Begriffsschrift; sie entspricht vielmehr unmittelbar nicht nur dem Sinne der mündlichen Rede, sondern auch in gewissem Grade den Lauten derselben. Dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von anderen blos symbolischen Begriffsschriften; dadurch erhält sie auch zuerst den Charakter einer wahren Schrift, der einer rein nach Begriffen gebildeten Zeichenschrift, wie W. v. Humboldt[1]) dargethan, nothwendig fehlen muß. — Der Werth dieser zunächst die Begriffe und demnächst auch die Laute bezeichnenden Schrift ist indeß schon deswegen beschränkt, weil die Kenntniß ihrer für jedes Wort verschiedenen Zeichen, die sämmtlich von dem Gedächtniß festgehalten werden müssen, einen großen Aufwand von Fleiß und Anstrengung voraussetzt, und daher nur Wenigen, nur etwa den Gelehrten und den der Bedrängniß des alltäglichen Lebens enthobenen Klassen geläufig seyn kann. Sodann aber ist eine solche Schrift auch nicht blos wegen dieser ihrer Schwierigkeit unbeholfen, sondern auch als Lautschrift so unvollkommen, daß ihre Kenntniß und ihr Verstehen noch keineswegs den Gebrauch und das Verständniß der mündlichen Sprache ergibt. Dieser Mangel

---

[1]) A. zuletzt a. O. S. 532 ff.

bewirkt den freilich nur sehr relativen Vorzug, daß sie auch für andere Sprachen wohlgeeignet ist und für mehrere, wenngleich unter manchen, durch deren Unvollkommenheiten hervorgerufenen Modifikationen, auch wirklich angewendet wird. — Ihr Hauptmangel besteht endlich darin, daß sie dem Gedächtniß die Hauptrolle in den geistigen Bestrebungen der sie gebrauchenden Völker zutheilt, was nothwendig einen die Seele fesselnden und verödenden Einfluß auf dieselben ausüben muß, während die Anregung, welche die geistige Thätigkeit aus der vollkommenern Schriftbezeichnung erhält, erhalten soll, die Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken nicht nur befördert, sondern auch dem natürlichen Reichthum derselben jede Fessel abstreift.[1]) —

4. Die Buchstabenschrift, oder die Schrift vermittelst eigener, für die einzelnen Laut-Elemente der Wörter und Sylben einer Sprache erfundenen Zeichen, ist von allen jenen, den vorhergehenden Schriftklassen anklebenden Mängeln frei. Ihre Vorzüge entsprechen der größern Vollkommenheit derjenigen Sprachen, für welche sie erdacht worden ist. Ihr vortheilhafter Einfluß auf diese und damit auf die geistige Entwickelung der Völker, die sich ihrer bedienen, ist schon in dem Vorangeschickten angedeutet und von W. v. Humboldt in der oben citirten Abhandlung ausführlich dargelegt worden. — Da sie, vermöge ihrer Eigenthümlichkeit, fähig ist, in der Zusammenstellung ihrer Zeichen sowohl die Gedanken als die diesen entsprechenden, bestimmten Laute der Sprache darzustellen: so gibt sie unmittelbar den Eindruck, den ganzen Wortlaut der mündlichen Rede; das Auge des Lesers empfängt durch sie wirklich und fast genau Dasselbe, was das Ohr des Hörers durch die artikulirte Sprache aufzufassen vermag. — Da indeß jene Zeichen blos konventionell sind, so haben die meisten Hauptsprachen auch besondere Alphabete. Die merkwürdigsten oder verbreitetsten derselben sind: die babylonische und persepolitanische Keilschrift, die indischen Dewanagari-, die phönizisch-syrisch-arabischen, die verschiedenen europäischen Alphabete, zu welchen letzteren auch die alte Runenschrift zu rechnen ist.

In die erste der vier Schriftklassen gehören alle verwilderten Völker, sofern sie überhaupt Schrift haben, und sich nicht mit anderen Behelfen begnügen; in die zweite die alten Kulturvölker Aegyptens und des amerikanischen Sprachreichs. Die des sinisch-japanischen bedienen sich größtentheils der Begriffs- und Sylbenschrift,

---

[1]) Vergl. W. v. Humboldt, a. zuletzt a. O. und A. Rémusat bei Balbi a. a. O. Introduction, p. 73 ff. Auch W. Williams a. a. O. I. 2, Kap. 10.

die tatarischen theils dieser, theils der Buchstabenschrift, die indisch-europäischen ausschließlich der Buchstabenschrift. — Die Völker der dritten Schriftklasse zeichnen beim Schreiben mit dem Pinsel senkrechte, die der vierten mit Rohr-, Vogel- oder Stahlfedern wagerechte Zeilen; jene wie diese schreiben entweder von der Rechten zur Linken,[1]) oder umgekehrt,[2]) oder so wie man pflügt, von der einen Seite zur andern und wieder zurück (en boustrophédon), die Furchenschrift, welche z. B. auch bei den älteren Griechen im Gebrauch war. —

Zur Vervollständigung dieser allgemeinsten Uebersichten gehen wir jetzt zu den betreffenden Zahlenverhältnissen über.

Sechstes Kapitel.

Zahlenverhältnisse.

§. 24. Vorbemerkung.

Nach der übersichtlichen Bezeichnung der Gebiete, in denen sich die verschiedenen Racen, Lebensweisen, Religionen, Sprach- und Völkerstämme ausgebreitet, scheint es zunächst von Interesse, die Anzahl der Menschen kennen zu lernen, welche diesen Verbreitungs-Sphären angehören, woran sich dann die Bevölkerungsverhältnisse der einzelnen Erdtheile auf ganz natürliche Weise anschließen.

Es sind jedoch in dieser Beziehung alle bisherigen Ermittelungen ungemein schwankend und unsicher. Selbst von einigen europäischen Ländern hat man noch keine zuverlässigen und bis auf die Gegenwart fortgesetzten Volkszählungen; selbst hier muß man daher mehr oder minder auf Schätzungen und Wahrscheinlichkeits-Berechnungen fußen, und fast bei allen außer-europäischen Ländern ist man ganz allein auf dies unsichere Mittel beschränkt. —

Daher kann es auch nicht Wunder nehmen, wenn die Einwohnerzahl der Erdtheile, wenn die gesammte Menschenzahl so höchst verschieden angegeben wird. — Während Malte Brun z. B. die letztere für das Jahr 1835 auf höchstens 657, Balbi für das Jahr 1828 auf 737 Millionen berechnet, nehmen Andere, offenbar

---

[1]) Chinesen, Japaner, Türken, Afghanen, Perser, Araber, Juden und Syrer.

[2]) Wie die Mandschu, Mongolen, Kopten, Abyssinier, Hindu, Tibetaner, Siamesen, Armenier und alle heutigen Europäer.

zu hoch, für die Gegenwart die Gesammtsumme von 1000 Millionen an.[1])

Die folgenden Zahlen können daher, bei solchem Stande der Dinge, offenbar keinen Anspruch auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit machen; doch sind sie das Resultat sorgfältiger und genauer Erwägungen. Auf diese Versicherung muß sich die Rechtfertigung der nachfolgenden Zahlen-Uebersichten beschränken, da eine ausführliche Darlegung der Mittel und Wege, auf welchen diese Resultate gewonnen wurden, ohne Zweifel einen den Zwecken dieser Schrift ganz unangemessenen Raum einnehmen würde. —

§. 25. Zahlenverhältnisse der Varietäten.

Nimmt man die

Gesammtbevölkerung der Erde = 964 Millionen

an, so sind darunter (in runden Zahlen)

In	Europa:	Asien:	Afrika:	Amerika:	Australien:	Summa:	
Kaukasier:	253	197	24	25,6	0,25	500	Mill.
Mongolen:	11	309	—	—	—	320	"
Neger:	—	1	91	9	—	101	"
Amerikaner:	—	—	—	13,5	—	13,5	"
Malayen:	—	13	5	—	2,00	20	"
Mischlinge:	—	—	—	9,5	—	9,5	"
Summa:	264	520	120	58	2,25	964	Mill.

Erläuterungen: 1) Es sind in den vorstehenden, wie in den unten folgenden Uebersichten den vier ersten Erdtheilen die benachbarten Inseln hinzugerechnet worden, folglich der japanische, chinesische und malayische Archipelag zu Asien, der westindische 2c. zu Amerika, Madagaskar 2c. zu Afrika u. s. w.

2) Die Bastard-Bevölkerung ist blos für Amerika besonders angegeben worden, weil sie für diesen Erdtheil charakteristisch geworden ist; den übrigen fehlen zwar Mischlinge verschiedener Racen keineswegs, aber ihre ohne Zweifel geringere Zahl ist mit einiger Sicherheit nicht zu ermitteln. —

3) Unter „Kaukasiern" sind hier, wie immer, wo dieser Name sonst noch in seiner allgemeinern Bedeutung vorkommt, die indo-atlantischen oder iranischen, unter „Mongolen" ebenso die turanischen Völker verstanden worden.

---

[1]) In A. Balbi, Allgemeine Erdbeschreibung 2c. 3. Aufl. (Pesth 1842) I. S. 42, findet sich eine Zusammenstellung von verschiedenen, außerordentlich von einander abweichenden Schätzungen dieser Zahl.

Nach der vorstehenden Uebersicht verhalten sich die verschiedenen Racen, der Zahl nach, und zwar

die Amerikaner zu den Malayen, Negern, Mongolen, Kaukasiern
$= 1:1\frac{1}{2}, = 1:7\frac{1}{2}, = 1:24, = 1:37;$

die Malayen zu den Negern, Mongolen, Kaukasiern
$= 1:5, = 1:16, = 1:25;$

die Neger zu den Mongolen, Kaukasiern
$= 1:3, = 1:5;$

die Mongolen zu den Kaukasiern
$= 1:1\frac{1}{2}.$

§. 26. Lebensweisen.

	In Europa:	Asien:	Afrika:	Amerika:	Austral.:	Summa:
Angesiedelte:	263	458	36	48,5	0,5	806 Mill.
Nomaden:	1	50	20	—	—	71 „
Wand. Jäger u. Fisch.:	—	3	—	9,5	—	12,5 „
Pseudo-paradies. Völk.:	—	9	64	—	1,7	74,7 „
Summa:	264	520	120	58	2,2	964 Mill.

Erläuterung: Diese Zahlen sind, namentlich die Asien und Afrika betreffenden, wenig mehr als bloße Schätzungen, da unsere Unkenntniß von den Völkerzuständen, besonders im innern Afrika und im Innern der großen Sunda-Inseln — abgesehen von der Unsicherheit aller solcher Zahlenannahmen überhaupt — jede Auskunft dieser Art äußerst zweifelhaft macht. —

§. 27. Religionen.

Wahrscheinlich gibt es

	in Europa:	Asien:	Afrika:	Amerika:	Australien:	Summa:
Christen:	255,5	13,2	6	46	0,5	321,2 Mill.
Juden:	2,6	1,7	1	0,1	—	5,4 „
Muhamedaner:	5,3	80,2	35	—	—	120,5 „
Heiden:	0,5	425	78	11,9	1,7	517,1 „
Summa:	264	520	120	58	2,2	964 Mill.

Es verhält sich also die Anzahl der

Juden zu der der Muhamedaner, Christen, Heiden
$= 1:22,34 = 1:59,76 = 1:97,60;$

der Muhamedaner zu der der Christen, Heiden
$= 1:2,67 = 1:4,29;$

der Christen zu der der Heiden
$= 1:1,60.$

Von der obigen Zahl der Christen gehören:

	In Europa:	Asien:	Afrika:	Amerika:	Australien:	Summa:
Morgenl. Sekten:	0,57	10,90	4,50	—	—	15,97 Mill.
d. Griech. Kirche:	59,13	0,58	—	—	—	59,71 „
d. Röm.-Kath.:	138,34	1,15	1,00	25,70	} 0,50	166,20 „
d. Protest. Kirch.:	57,46	0,58	0,50	20,30		79,34 „
Summa:	255,50	13,21	6,00	46,00	0,50	321,22 Mill.

Die heidnischen Religions-Partheien vertheilen sich dagegen ungefähr in folgender Weise:

	In Europa:	Asien:	Afrika:	Amerika:	Australien:	Summa:
Brahman. Sekten:	—	140	—	—	—	140,0 Mill.
Buddhaist. Sekten:	0,2	275	—	—	—	275,2 "
Schamanen u. and. asiat. Heiden:	0,3	10	—	—	—	10,3 "
Fetisch-Diener:	—	—	78	4,4	—	82,4 "
Amerikanische:	—	—	—	7,5	—	7,5 "
Austral. Heiden:	—	—	—	—	1,7	1,7 "
Summa:	0,5	425	78	11,9	1,7	517 Mill.

Auch diese Angaben beruhen fast nur auf Schätzungen, denen andere, sehr abweichende entgegenstehen. In Hase's Kirchengeschichte [1]) werden nur 60 Millionen Brahmanen und nicht mehr als 200 Millionen Buddhaisten angegeben, Rougemont [2]) nimmt 116 Millionen Brahmanen und 230 Millionen Buddha-Diener an, Klaproth berechnet die Zahl der letzteren [3]) nur zu 192 Millionen, Bohlen [4]) dagegen zu 295 Millionen; Björnstjerna [5]) zählt sogar 200 Millionen Brahmanen und 380 Millionen Buddhaisten. — Nimmt man die von W. Williams [6]) mitgetheilte Volkszählung von China für das Jahr 1812 als zuverlässig an, so dürfte die oben für die Buddhaisten angegebene Zahl der Wahrheit nahe kommen. —

§. 28. Haupt-Sprach- und Völkerstämme.

Die Haupt-Sprach- und Völkerstämme sind ungefähr in folgender Weise über die Erde vertheilt:

	In Europa:	Asien:	Afrika:	Amerika:	Australien:	Summa:
Südost-asiat. Stamm:	—	303,3	—	—	—	303,3 Mill.
Austr.-malayisch. "	—	18,7	4,0	—	2,0	24,7 "
Aethiopischer "	—	—	91,0	9,0	—	100,0 "
Hoch-asiatischer "	2,6	49,4	1,0	—	—	53,0 "
Uralischer "	9,0	4,0	—	—	—	13,0 "
Amerikanischer "	—	—	—	13,5	—	13,5 "
Ind.-europäisch. "	252,3	144,25	24,0	35,5 [7])	0,2	456,25 "
Summa:	264,	520,	120,	58,	2,	964 Mill.

---

[1]) Zweite Aufl. Leipzig 1836. S. 607.

[2]) Geographie des Menschen (A. d. Franz. v. Hugendubel 1839) I. S. 16.

[3]) Nouv. Journal Asiat. V. p. 307, 308.

[4]) A. a. O. I. S. 307.

[5]) A. a. O. S. 78.

[6]) A. a. O. I, S. 194.

[7]) Hier sind die Mischlinge ($9\frac{1}{2}$ Mill.) den ind.-europ. Völkern zugerechnet worden, weil sie großentheils ihre Mundarten sprechen, und nicht füglich anders klassifizirt werden konnten.

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß die Größe der angegebenen Zahlen keineswegs der Größe der bezüglichen Verbreitungs-Sphären entspricht, wie vorzugsweise durch die verhältnißmäßig enge Sphäre des zahlreichen südost-asiatischen Stammes, durch die sehr weite des schwachen hoch-asiatischen und die noch weitere des noch schwächern amerikanischen und australischen dargethan wird.

§. 29. Bevölkerungsverhältnisse überhaupt.

Nach dem Vorangeschickten beträgt etwa die Bevölkerung

Asiens,	Europas,	Afrikas,	Amerikas,	Australiens
0,539	0,274	0,124	0,060	0,002

der angenommenen Gesammt-Bevölkerung der Erde. — Da sich die absolute Volkszahl *Asiens*, nach dem Vorstehenden, verhält zu der

von Europa, Afrika, Amerika, Australien

= 520 : 264 : 120 : 58 : 2, oder etwa

= 260 : 132 : 60 : 29 : 1,

so ergibt sich auch ferner, daß sich in dieser Beziehung verhält

	Australien,	Amerika,	Afrika,	Europa,	Asien
	1				
zu Amerika	= 1 : 29	1			
= Afrika	= 1 : 60	1 : 2,02	1		
= Europa	= 1 : 132	1 : 4,55	1 : 2,20	1	
= Asien	= 1 : 260	1 : 9,00	1 : 4,33	1 : 1,97	1
zur östl. Halbkugel	= 1 : 454	1 : 15,66	1 : 7,56	1 : 3,44	1 : 1,74
= Erde	= 1 : 482	1 : 16,62	1 : 8,03	1 : 3,65	1 : 1,85

Fassen wir dagegen, außer der absoluten, auch die *relative Bevölkerung* der Erde und ihrer verschiedenen Haupttheile auf, so erhalten wir, mit Bezug auf die [1. Abtheilung der Grundzüge ꝛc. S. 35] [1]) angegebenen Flächenausdehnungen, daß durchschnittlich

in Australien,	Amerika,	Afrika,	Asien,	Europa
12 — 13,	87,	220,	589,	1571, —

daß in den drei Erdtheilen der alten Welt . . . 566,

daß auf der östlichen Halbkugel 516,

daß auf der Erde überhaupt etwa 398

Menschen auf 1 □Meile *Landes* wohnen und leben.

Folglich verhält sich in Betreff der *relativen* Bevölkerung

Australien zu Amerika, zu Afrika, zu Asien, zu Europa

ungefähr = 1:7, = 1:18, = 1:49, = 1:130;

Amerika zu Afrika, zu Asien, zu Europa

= 1:2,5, =1:6,8, = 1 : 18;

Afrika zu Asien, zu Europa

= 1:2,7, = 1 : 7;

Asien zu Europa

= 1:2,6.

---

[1]) S. 29 der 2. Aufl.

Die nähere Betrachtung und weitere Verfolgung dieser Verhältnisse bietet ohne Zweifel noch mehrere anziehende Gesichtspunkte dar. — Wenn nämlich aus dem Vorstehenden die Bevölkerungsdichtigkeit der verschiedenen Erdtheile im Ganzen hervorgeht, so dürfte es doch vielleicht noch interessanter seyn, auf ähnliche Weise die absolute und relative Bevölkerung der verschiedenen Verbreitungs-Sphären innerhalb der verschiedenen Erdtheile, so wie (in einer andern Beziehung) innerhalb der verschiedenen Klimagürtel und physischen Regionen nachzuweisen und darzustellen, da sich jedenfalls zwischen den Racen, Lebensweisen, Religionen und Sprachstämmen, zwischen den durch die geographische und physische Lage und die Oberflächengestaltung bestimmten klimatischen und Boden-Regionen einerseits, und der Bevölkerung nach Zahl und Dichtigkeit andererseits gewisse Wechselbeziehungen herausstellen würden. — Zur Zeit fehlen indeß fast noch alle Data zu einer in diesem Sinne redigirten Zusammenstellung; das Wenige, Aphoristische, was sich in solcher Beziehung etwa beibringen läßt, findet weiter unten einen schicklichern Platz. —

Fünfter Abschnitt.

Ethnographische Uebersichten.

Erstes Kapitel.

Die südost-asiatischen oder sinisch-japanischen Völker und Sprachen.

§. 1.

A. Chinesische Völker und Sprachen.

Diese eigenthümliche Völkerfamilie ist in den kolossalen Stufenländern, denen sie den Namen gegeben hat, heimisch; außerdem aber, wenngleich keineswegs ausschließlich, über den Scheitel des hinter-asiatischen Hochlandes, durch die Mongolei und bis an die West-Grenzen der kleinen Bucharei und ebenso über Theile der Lieu-Kieu-Inseln, Formosa und Hainan verbreitet. Auch auf allen Inseln und Festlandsküsten des chinesischen, sundischen und indischen Meeres finden sich zahlreiche Kolonien von Chinesen; neuerdings haben solche selbst den Weg nach den Küsten von

Kalifornien und Neuholland gefunden. — Ihre Sprache wird gelesen in dem weiten Länderraume, der sich von dem West- und Nord-Rande des hinter-asiatischen Hochlandes nordostwärts durch die Mandschurei bis nach Kamtschatka, ostwärts bis Korea, Japan und zu den Philippinen, südwärts bis zur Straße von Malakka und bis Java ausdehnt. Die chinesische Sprache ist daher für ganz Hinter-Asien nicht nur die allgemein verbreitete Schrift-, sondern auch die Verkehrssprache, deren Verständniß hier den Austausch zwischen den Völkern verschiedenen Stammes bedingt. — Man unterscheidet, außer zahlreichen Dialekten,

1. die alt-chinesische Sprache (Ku-wan), die Sprache des Wu King oder der klassischen Schriften und Monumente, die nicht mehr Volks-, sondern nur noch Schrift- und Gelehrtensprache und auch vielleicht nie etwas anderes gewesen ist, und
2. die neu-chinesische Sprache (Kuan-Hoa), die Umgangssprache der gebildeten Chinesen, des Hofes und der Beamten, weshalb sie auch Hof- oder Mandarinen-Sprache genannt wird. Sie hat sich zwar ebenfalls zur Schriftsprache erhoben, ist jedoch, als solche, bei den auf Gelehrsamkeit und höhere Bildung Anspruch machenden Klassen ungebräuchlich. Auch einige andere Dialekte werden geschrieben, aber nur von ungelehrten Leuten im gewöhnlichen Verkehr.[1])

§. 2.

B. Die indo-chinesischen, oder die Völker und Sprachen der hinter-indischen Halbinsel, der andamanischen und nikobarischen Inseln.

Diese Familie zerfällt ethnographisch, wie ihr Vaterland geographisch, in mehrere natürliche Abtheilungen:

1. Oestliche, oder Gruppe der Anam-Völker und Sprachen am Busen von Tonkin und auf dem ganzen südöstlichen Theile der östlichen Halbinsel Hinter-Indiens, mit Ausnahme der Küstenlandschaft Champa (oder Tsiampa, i. O. der May-Kaung-Mündung). Viele verschiedene Stämme und Mundarten; aber Schrift- und Gelehrtensprache ist die chinesische, namentlich im Osten und Nordosten des Verbreitungsbezirks. — Die vorzüglichsten Völker dieser Gruppe sind:

---

[1]) Vergl. §. 23. des 4. Abschnittes. — Eine populäre Schilderung der chinesischen Sprache und Literatur lese man bei W. Williams, a. a. O. I. 1. S. 449 — 589.

a) die Tonkinesen,
b) die Cochinchinesen,
c) das Cambodja-Volk.

Wahrscheinlich gehören auch hierzu die Miao tse,[1]) d. h. die theilweise noch unbezwungenen Bergvölkerschaften des Sine-Schan und des daranstoßenden chinesischen Alpenlandes, von denen man freilich nicht viel mehr weiß, als daß sie da sind. —

Die hinter-indischen, vornehmlich die Anam-Sprachen, sind die unentwickeltsten und formlosesten, die es überhaupt gibt. Sie bestehen aus lauter einsylbigen Wurzeln und haben gar keinen Bau; ihr Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falls, weil alle grammatischen Beziehungen und Scheidungen fehlen.[2])

2. Westliche Gruppe:
a) Siamesen am untern Menam;
b) Laos am mittlern May-Kaung und Thalayn;
c) Birmanen[3]) am obern Menam und mittlern Thalayn und zerstreut im ganzen westlichen Theile dieser Gruppe;
d) Peguaner oder Moan am untern Thalayn und Irawaddy;
e) Ruk'heng-Barmanen in Arrakan.

Die heilige und Gelehrtensprache der Völker der westlichen Gruppe ist das Bali.[4]) Ihre Umgangssprachen, deren Verwandtschaft mit dem Chinesischen zweifelhaft ist, haben den Einfluß des Bali, der Sanskrit-Sprachen überhaupt erfahren, und, wo sie sich zu Schriftsprachen erhoben, Alphabete adoptirt, die dem Dewanagari sehr ähnlich sind. Dies gilt namentlich von der Ruk'heng-Sprache. Mehrere dieser Sprachen, vorzüglich die peguanische, haben eine reiche Literatur.

Außer den angeführten Sprachen noch eine große Zahl von Idiomen, die sämmtlich als sehr unbekannt anzusehen, und meist ohne Schrift sind.

§. 3.

C. Die koreanische Familie.

Die Völker und Sprachen derselben sind noch unbekannter als die vorigen. Daher ist die Verwandtschaft mit dem chinesischen

---

[1]) D. h. „Kinder des Bodens.“ (Vergl. W. Williams a. a. O. I. 1. S. 33.

[2]) Vergl. Steinthal a. zuletzt a. O. S. 85.

[3]) Richtiger Barmanen, da sie sich selbst „Mranma“ oder „Mramma“ nennen, was „Byamma“ ausgesprochen wird. (W. v. Humboldt, Kawi-Sprache, S. CCCL.)

[4]) Vergl. §. 31. dieses Abschnittes.

Stamme noch weniger zu bestimmen. Mehrere Zweige dieser Familie gehören zu den verschwundenen Völkern. Die heutigen Koreaner scheinen ein Gemisch, in dem chinesische, mandschurische und japanische Elemente unverkennbar sind. Sie sollen viele chinesische Wörter in ihre Sprache aufgenommen und ebenso die chinesische Schrift für den wissenschaftlichen Gebrauch adoptirt haben, während für den Verkehr eine alphabetische Schrift im Gebrauche ist, was vielleicht auf ihren mandschurischen Grund-Typus hindeutet. —

§. 4.

D. Die japanische Familie.

Nach Einigen sind die japanischen Völker gar nicht verwandt, nach Anderen, nicht nur vermöge der Volks-, sondern auch der Sprachthümlichkeit verschwistert mit den chinesischen. Jedenfalls scheint dieser über die japanische Inselreihe, die Lieu-Kieu-Gruppe, den Süden von Karafta (Tarakai) und die südlichen Kurilen verbreitete Familie, ungeachtet sie chinesische Kolonisationen in sich aufgenommen hat, eine gewisse Absonderung von allen vorgenannten, eine Entfremdung von der Stammesthümlichkeit eigen zu seyn, da ihre Sprache keineswegs ganz ohne Flexion ist, während doch auf der andern Seite nicht nur eine Menge chinesischer Wörter, sondern auch die chinesische Syntax in die japanische Sprache übergegangen seyn soll. Auch ist die chinesische Schriftsprache die Gelehrtensprache der Japaner, deren Literatur mit der chinesischen wetteifert. Im Verkehr wird die japanische Sprache mit modifizirten neu-chinesischen Charakteren geschrieben, da ihr eine eigenthümliche Schriftweise fehlt. —

Zweites Kapitel.

Der australisch-malayische oder ozeanische Stamm.

§. 5. Vorbemerkung.

In der Verbreitungs-Sphäre dieses Stammes wohnen, wie schon weiter oben erwähnt, neben braunen und bräunlichen Völkerschaften, die man gewöhnlich unter dem Kollektiv-Namen der malayischen (im weitern Sinne) zusammenzufassen pflegt, die schwarzen oder schwärzlichen Horden der Negritos, — von denen es vorläufig dahingestellt bleiben muß, ob sie genetisch oder sprachlich mit jenen verwandt sind. — Beide Schattirungen finden sich theilweise dicht neben einander, häufig auf einer und

derselben Insel, wo dann die dunklere in der Regel die schwächere, geknechtete, ins Innere der Gebirge zurückgescheuchte, die hellere aber die herrschende und civilisirtere Völkerschaft ist. Auf solche Weise sind, mit Ausnahme von Java und Sumatra — woselbst die Negritos gegenwärtig zwar verschwunden, doch wahrscheinlich einst ebenfalls heimisch waren,[1]) — fast alle Inseln vom 11° S. B. bis zum 19° N. B. und von Madagaskar bis Neu-Guinea, so wie merkwürdiger Weise auch die Landschaften der Halbinsel Malakka im gemeinsamen Besitz beider Sub-Varietäten. Der dunkelern gehören dagegen Neu-Holland, so wie die innere australische Inselreihe von Neu-Ireland bis Neu-Kaledonien und einige Inseln der Karolinen-Gruppe ausschließlich, — der hellern, wiewohl hier und da dunkeler gefärbten ebenso die weite Inselwelt der Südsee ostwärts bis zum Oster-Eilande und nordostwärts bis zur Sandwich-Gruppe. —

Es darf jedoch nicht übersehen werden, wie gewöhnlich geschieht, daß diese verschiedenfarbigen Bewohner Australiens keineswegs in einem bestimmten, unverbundenen Gegensatze der leiblichen Bildung stehen; man hat nur die Extreme vor Augen, wenn man von zwei oder gar drei verschiedenen „Racen" spricht, aber wahrscheinlich gar nicht mit verschiedenen, in sich homogenen Völkermassen zu thun. „Höchst wahrscheinlich," sagt W. v. Humboldt in dieser Beziehung,[2]) „sind sowohl die negerfarbigen, als die olivenfarbigen Menschen, wenn man die Verschiedenheit ihres organischen Baues im Einzelnen untersucht, wieder von verschiedener Herkunft." In der That scheinen neuere Beobachtungen diese Meinung zu bestätigen, wie weiter unten in der Erläuterung über die Negritos dargelegt ist. —

Das unleugbare, schon früher vielfältig beobachtete Vorhandenseyn mannigfaltiger, in Hautfarbe, Haarwuchs, Bau und Physiognomie allmählig in einander übergehender Abschattungen gibt offenbar der Möglichkeit eines gemeinsamen Urzusammenhanges beider Extreme Raum. Von der linguistischen Seite ist jedoch in dieser Beziehung vorläufig weder eine verläßliche Bejahung noch eine bestimmte Verneinung zu erwarten. — Zwar knüpft die Gleichförmigkeit der Sprachen zwischen den braunen Völkern, ungeachtet ihrer so außerordentlich merkwürdigen Zersprengung, wirklich ein allgemeines Band, welches in einzelnen Fällen allerdings auch schwärzliche, den Negritos körperlich sehr ähnliche Stämme mit umfängt. Ob dies aber nicht am Ende auch

---

[1]) W. v. Humboldt Kawi-Spr. II. S. 214.
[2]) A. a. O. II. S. 211.

die Negritos überhaupt mit umschließt, wie aus einigen schwachen Anzeichen gefolgert worden ist: — darüber fehlt zur Zeit noch jede positive Auskunft, weil man die Sprachen der dunkelen Völker noch nicht genugsam kennt.[1]) Jene, die helleren Stämme, waren, seit sie mit Europäern in Berührung getreten, im Allgemeinen zutraulich und zugänglich, durch mancherlei liebenswürdige Eigenschaften anziehend und interessant, und von jeher, wenigstens zum Theil, auf eine merkwürdige und eigenthümliche Weise kultivirt; diese dagegen scheu, wild, jeder Berührung mit Fremden abhold, und großentheils auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung. — Jene sind daher, was Sitte, Sprache und somit auch die Stammverwandtschaft betrifft, mehr oder minder bekannt geworden, während diese, in allen den genannten Beziehungen, bis heute in dem frühern räthselhaften Dunkel verharren. —

Wir müssen darum hier zunächst jene unbekannten, in jedem Betracht dunkelen Völker und Sprachen aussondern, und die Klassifizirung der australischen Völkerschaften auf die bekannteren, hellfarbigen beschränken. —

§. 6.

Malayisch-polynesische Völker.[2])

1. Westliche Familie, Malayen im engern Sinne, von Madagaskar bis zu den Philippinen.
   a) Eigentliche Malayen, ureinheimisch in der Landschaft Menangkabar auf Sumatra (neben den verwandten Völkerschaften der Batta's, Lampoags, Atschinesen 2c.); eingewandert auf der Halbinsel Malakka und in der Küstenlandschaft Champa und zerstreut auf allen Inseln und Küsten des indischen Ozeans, wo sie überall als Handelsvolk verbreitet sind und ihre Sprache als Handelssprache bekannt ist.
   b) Philippinische Malayen, mit vier Schwestersprachen, unter denen die Tagalische (die der Tagalos) die bekannteste und verbreitetste. Dies ist zugleich die ausgebildetste und reichste des ganzen Stammes.
   c) Javanische Malayen auf Java und den kleinen Nachbar-Eilanden. Mehrere verwandte Sprachen und Dialekte,

[1]) Ueber die unzulänglichen Nachrichten, welche über die Sprachen der Neu-Holländer und Papuas bekannt geworden sind, vergl. man: C. E. Meinicke, Festland Australien II. S. 211 ff.

[2]) Ueber die Bedeutung der Ausdrücke: „Malayische" — „Polynesische Sprachen und Völker", so wie über ihre Klassifizirung vergleiche man W. v. Humboldt a. a. O. II. S. 207—335.

mehr oder weniger mit Sanskrit-Elementen versetzt. Eine besondere Hof- und Höflichkeitssprache (Basa-Krama), mehrere Volkssprachen in verschiedenen Dialekten, — das ausgestorbene, durch literarische Denkmale erhaltene Kawi. (Nach W. v. Humboldt eine malayische Sprache, die den Einfluß des Sanskrit erfahren hat.) [2])

d) Madekassische oder Malekassische Malayen, in allen Theilen von Madagaskar, mit einer einzigen, nur in Dialekte zerfallenen Sprache.

Außer diesen vier, genauer bekannt gewordenen Zweigen der west-malayischen Familie

e) Sunda- und Molukken-Malayen mit vielen verschiedenen Volksnamen, unter denen die der Dayak auf Borneo, der Bimas auf den kleinen Sunda-Inseln, der Bugis, Makassaren ꝛc. auf Celebes die nennenswerthesten sind. — Unter den verwandten Sprachen dieser unbestimmten Gruppe ist die der Bugis auf Celebes am bekanntesten. Sie bildet, wie W. v. Humboldt meint, ein Mittelglied zwischen der west-malayischen und der

2. Oestlichen, der Polynesischen, der Familie der Südsee. — Zu dieser gehören höchst wahrscheinlich alle die zahlreichen Völkchen, welche auf der sogenannten äußern australischen Inselreihe, so wie auf den Marianen, den Sandwich-Inseln, auf Neu-Seeland und (vielleicht) auf den Hebriden wohnen. Die Sprache der Fidji-Inseln bildet vielleicht eine andere sprachliche Vermittelung zwischen der östlichen und westlichen Familie, so wie sich auf den Hebriden vielleicht die verwandtschaftliche Verknüpfung der erstern mit den unbekannten Negrito-Sprachen findet. Diejenigen Südsee-Völker, die man, aus sprachlichen Gründen, gegenwärtig bereits als ganz unzweifelhaft zusammengehörige Familienglieder bezeichnen kann, sind die Völker

a) des Freundschafts- oder Tonga-Archipelags,
b) von Neu-Seeland,
c) der Gesellschafts- und
d) der Sandwich-Inseln, deren Sprachen so nahe verwandt sind, daß man sie für Dialekte Einer Sprache gehalten hat: eine Meinung, die sich, so weit sie die Idiome der letztgenannten beiden Gruppen betrifft, auch vielleicht behaupten läßt. —

---

[1]) A. a. O. II. S. 188 ff.

§. 7. Erläuterungen.

1. **Ueber die bekannteren malayischen Sprachen und Völker.** — Die malayischen Sprachen haben sämmtlich ein an Lauten beschränktes Alphabet, ihr Sylbenbau ist einfach und die Mehrsylbigkeit der Wörter gewöhnlich. „In der verbundenen Rede bleiben die Grundwörter in sofern ganz unverändert, als ihnen weder durch Anheftung, noch durch Beugung eine Veränderung widerfährt." Wenn sie auf diese Weise weder entschieden zu den Flexions-, noch zu den Agglutinations-Sprachen gehören, und ihre Bildungs-Methode, ihr Mangel an Deklination und Konjugation, an den hauptsächlichsten grammatischen Mitteln — durch welche in anderen Sprachen das Verständniß der Rede bedingt wird, — sie zu der Weise der chinesischen Sprache hinüberzieht: so unterscheiden sie sich doch von dieser dadurch, daß die grammatischen Veränderungen, weniger durch den Gebrauch von Partikeln, nicht sowohl durch eine strenge Wortfügung und die scharfe charakteristische Sonderung und Scheidung der einzelnen Wörter des Satzes, als vielmehr durch Verbindung der Wörter, mittelst vor-, nach-, oder zwischengesetzter nüancirender Affixa, zum Theil auch durch Sylben-Verdoppelung, auf eine sehr künstliche und sinnvolle Weise angedeutet werden. Sie bilden somit, wenn man blos die Sprachbildungs-Methode im Auge hat, die Vermittelung sowohl zwischen dem finischen und sanskritischen, als zugleich zwischen diesen beiden und dem amerikanischen Sprachbau, — so wie die malayischen **Völker** selbst, und zwar nicht allein wegen der geographischen Lage ihrer Wohnsitze, sondern auch wegen ihrer physischen Eigenthümlichkeit, zwischen der mongolischen, indisch-atlantischen und amerikanischen Varietät in der Mitte stehen, und zugleich sehr bestimmt auf die Verwandtschaft mit der Neger-Race hindeuten. —

Einer andern Eigenthümlichkeit dieser Sprachen muß noch gedacht werden, weil sie zugleich für den Volks-Charakter bezeichnend ist. So beschränkt nämlich die Zahl der Laute in diesen Sprachen, so unermeßlich ist dagegen der Wortreichthum derselben. Sie haben für einen und denselben Begriff immer eine Menge von gleichbedeutenden Ausdrücken, so daß sie — wie sie wirklich bei irgend einer Veranlassung, z. B. einem Unglücksfalle, beim Tode eines Fürsten u. s. w., zu thun pflegen — alle auf ein gewisses Ereigniß hindeutenden und bisher vorzugsweise im Gebrauch gewesenen Wörter verbannen können, ohne dadurch zu neuen Wortbildungen gezwungen zu seyn. — Es liegen nämlich diesen, schon in ihrem jetzigen Zustande, wie W. v. **Humboldt** sich ausdrückt, so alterthümlich erscheinenden Sprachen sichtbar frühere, zum Theil

wieder untergegangene Dialekte zum Grunde. Dies sind die sogenannten „heiligen Sprachen“ der Tahitier, der Bugis u. a., die jetzt, wie das Kawi, durchaus unverständlich sind, aber doch einst gesprochen worden seyn müssen.

Die Südsee-Sprachen haben keine eigenthümliche Schrift, daher auch keine Literatur; sie waren und sind nur Volkssprachen, wenngleich nicht ohne Traditionen und Lieder. Dasselbe gilt von der madekassischen. Jene wie diese haben erst durch Fremde Alphabete erhalten. Dagegen haben oder hatten die west-malayischen großentheils eigenthümliche, doch mit dem Dewanagari zusammenhängende Alphabete, und die malayische, die Bugis-, vorzugsweise die javanischen Sprachen haben eine sehr reiche Literatur, die um so merkwürdiger ist, als indischer Geist und indische Bildung auf dieselbe sichtbar eingewirkt, ohne jedoch ihre Eigenthümlichkeit verwischt zu haben. —

2. Ueber die Kollektiv-Namen der Australier. — Es herrscht in Bezug auf die Kollektiv-Benennung der Australier fast dieselbe Verwirrung, als hinsichtlich der Tataren und Mongolen. Seitdem man eine eigene malayische Race angenommen hat, ist es gebräuchlich geworden, alle Australier „Malayen“ zu nennen, und dies läßt sich auf eine gewisse Weise, wenn auch nicht direkt, vermöge der äußerlichen physiologischen Kennzeichen und Merkmale, rechtfertigen; es werden dadurch mindestens neue, widernatürliche Subdivisionen verhütet, die endlich eben so wenig erschöpfend befunden werden dürften, als die älteren Racen-Eintheilungen. — Der Name „Malaye“ bezieht sich indeß ursprünglich ganz allein auf die braunen Bewohner der Halbinsel Malakka. Es ist aber erwiesen,[1]) daß diese Völkerschaft — die eigentlichen Malayen — dort und noch viel später in die Landschaft Champa eingewandert ist, ursprünglich aber nur in Sumatra wirklich heimisch war. Obwohl nun diese eigentlichen Malayen blos eine einzelne, und zwar eine sehr bestimmt und charakteristisch ausgeprägte, ethnographische Erscheinung bilden: so ist ihr Name doch gewiß nicht allein darum zum Kollektiv-Namen geworden, daß sie, wegen der geographischen Lage ihrer Heimath, unter allen malayischen Völkerschaften am längsten und frühesten bekannt geworden sind, — sondern vielmehr darum, daß sie den lebendigsten, nachbarlichen Verkehr sowohl mit den Stammesgenossen als mit anderen Völkern unterhalten; daß sie, durch ihre Unternehmungslust und Rastlosigkeit, ihren Handelsgeist und kriegerischen Sinn, in die ganze Inselwelt des indischen Ozeans, den sie fortwährend und

[1]) Marsden bei W. v. Humboldt a. a. O. II. S. 217.

in allen Richtungen, als Handelsleute, Krieger oder Seeräuber, durchschwärmen, eine lebendige, frische Bewegung gebracht haben, — wie die eigentlichen Mongolen einst in die vielgliedrige, unbewegliche Masse des tatarischen Stammes; — daß sie daher auf allen Küsten heimisch sind, überall ihre Kolonien haben, und so in der That das gemeinsame, das nothwendige Bindemittel für alle verwandten, erst durch sie zu einer homogenen Masse verschmelzenden Völkerschaften jenes Inselmeeres geworden sind. — Diese allseitige Verbreitung der eigentlichen Malayen reicht jedoch nicht über den indischen Ozean hinaus; es erscheint daher, auch abgesehen von linguistischen Motiven, vollkommen gerechtfertigt, wenn man die Bewohner dieses westlichen Theiles der asiatisch-australischen Inselwelt, den man eben darum auch den „malayischen Archipelag" genannt hat, als eine besondere Familie betrachtet, und sowohl von den unvermischten Negritos-Völkerschaften des australischen Kontinents und seiner Nachbar-Inseln, als von den Insulanern der Südsee sondert. Auf solche Weise lassen sich dann auch „Malayen", „Australier", „Polynesier" im engern Sinne unterscheiden, wenngleich jede dieser Benennungen bisher freilich für den ganzen „ozeanischen" Stamm auch als Kollektiv-Name gebraucht worden ist.[1]) Als solcher ist daher von den Franzosen die Benennung „Ozeanier" eingeführt worden, die jedoch wiederum den Vorwurf der Unbestimmtheit nicht ganz von sich ablehnen kann. — Aus sprachlichen Gründen dehnt W. v. Humboldt den Namen „Malayen" über die ganze Südsee aus, und es ist nicht zu leugnen, daß wenn einst der zweifelhafte linguistische Zusammenhang aller braunen und Negritos-Völkerschaften nachgewiesen werden sollte, der Name „Malayen", als Kollektiv-Benennung, allen übrigen vorzuziehen wäre, weil er mit der Bezeichnung des Racen-Charakters zusammenfällt; er wäre jedenfalls passender, als manche andere gebräuchliche Kollektiv-Benennungen, bei denen ein solches Zusammenfallen nicht statt findet. —

3. Ueber die Negritos, die sogenannten Austral-Neger. — Auch über die Benennung der dunkeler gefärbten australischen Stämme herrscht einige Verwirrung und zwar um so mehr, als man es hier mit genetisch, wenn nicht verschiedenen, so doch gesonderten Völkern zu thun zu haben scheint. — Die bereits früher dargelegte Unangemessenheit des Namens „Austral-Neger" als Kollektiv-Bezeichnung für alle dunkel gefärbten australischen Völkerschaften tritt noch deutlicher hervor, nachdem die genauere Be-

[1]) Ueber die Bedeutung dieser Namen in linguistischer Beziehung vergl. man den §. 2. des 3. Buches bei W. v. Humboldt, Kawi-Sprache etc.

obachtung einerseits ergeben hat, daß der vermeintliche Neger-Typus kaum bei einem der betreffenden Völker mit größerer Bestimmtheit zu bemerken ist, und daß andererseits ein gleichzeitiges unverkennbares Hinüberspielen der körperlichen Eigenthümlichkeiten aller und des sprachlichen Gepräges einiger dieser Stämme in die sogenannte malayische Menschheit ihnen höchstens eine Zwischenstellung zwischen dem Neger und dem Malayen anweiset. — Der von Marsden und Crawford als Gesammtbezeichnung eingeführte Name „Negritos" ist jenem in sofern vorzuziehen, als er nicht allein „kleine Neger", sondern auch „Negerartige" oder „Negerähnliche" bedeuten kann. — Man hat aber auch die Namen einzelner dieser schwärzlichen Völker irrthümlicher Weise oft auf sie alle übertragen und sie allesammt z. B. Papuas oder auch wohl Alfurus oder Haraforas genannt. —

Diese Namen gehören indeß, wie neue Beobachter gefunden haben, wesentlich verschiedenen Völkerhaufen an. Ob einem derselben die Neuholländer, welche man auch häufig ausschließlich Australier genannt hat, hinzuzuzählen sind, ist kaum noch eine offene Frage. Eben so wahrscheinlich ist es, daß die andere mit den malayischen Madekassen verwandtschaftlich zusammenhängt. Ueber diese beiden Punkte bleibt unten das Erforderliche beizubringen. —

Die Papuas (d. h. Küstenbewohner) und Arfaki (d. i. Bergbewohner), wie sie sich in Neu-Guinea selbst nennen, sind ein im Allgemeinen schwärzliches Volk, dessen Haut jedoch zuweilen auch das schwarzgelbe, ja das broncefarbige Kolorit der Malayen und Südsee-Insulaner hat, und dessen dichtes, starres Haar nicht eigentlich wollig, aber auch nicht schlicht, sondern auf eigenthümliche Art gekräuselt ist, und in großen, bald steif und sonderbar aufgebundenen, bald lang herabfallenden, nicht selten roth oder gelb gepuderten Locken getragen wird. Nur einige Stämme, zu denen die Tasmanier, die ausgerotteten Bewohner von Van-Diemens-Insel gehört haben mögen, sollen wirklich wolliges Haar haben. Von anderen Stämmen (auf Neu-Guinea) wird erzählt,[1]) daß ihr Haar nicht über die ganze Kopfhaut gleichmäßig, sondern büschelförmig (etwa wie bei einer Bürste) vertheilt sey. — Die Schilderung ihrer sonstigen Körperlichkeit fällt einigermaßen verschieden aus, je nach dem Beobachter und dem Beobachtungsort, zeigt indeß keineswegs die supponirte Identität mit dem Neger-Habitus.[2]) — Diese eigentlichen Papuas bewohnen den

[1]) Vergl. Froriep, Tagesberichte für 1852. Nr. 153.

[2]) Vergl. Lesson und Garnot, Mémoire sur les Papouas in den Annales des Sciences nat. X. p. 95 bei Prichard a. a. O. I. S. 299 ff. 351 ff.

Norden von Neu-Guinea und die benachbarte west- oder inner-australische Inselreihe von Neu-Ireland bis zur Louisiade und zur Salomons-Insel einschließlich. Nur auf der erstgenannten großen Insel haben sie Mitbewohner, sowohl unzweifelhaft malayischen als auch eines ihnen zwar ähnlichen, doch andern Stammes.

Außer den ächten Papuas gibt es Stämme und zwar auf den Süd-Küsten von Neu-Guinea und den benachbarten kleinen, unter dem Aequator liegenden Inseln, welche jenen wohl äußerlich im Allgemeinen gleichen, aber nachweisbar aus einer Mischung von Papuas mit braunen Malayen und Alfurus entstanden seyn sollen, wie von Quoy und Gaimard behauptet wird.[1]) — Diese und ähnliche Vermischungen sind aber um so wahrscheinlicher, als noch jetzt die hellen Völkerschaften des malayischen Archipelags auch in unseren Tagen fortfahren, auf allen Küsten desselben Kolonien zu gründen, sobald heimische Uebervölkerung oder Handels-Interessen dazu einladen.[2]) In ähnlicher Weise mögen auch in unbekannteren Zeiten Mischungen entstanden seyn, welche die Verwischung ursprünglich typischer und sprachlicher Verschiedenheiten zur Folge gehabt haben. — Wahrscheinlich sind es derartige, aus solchen Vermischungen hervorgegangene schwärzliche Zwischen-völkerschaften, welche die Inseln Timor, Ende, Tanna (in der Gruppe der neuen Hebriden) und Neu-Kaledonien bewohnen, welche aber Crawford[3]) geradezu für eine eigene Race erklärt, mit welchem Recht muß vorläufig noch dahingestellt bleiben, da die Untersuchungen darüber noch lange nicht geschlossen sind. —

Nicht zu verwechseln mit den ächten Papuas, aber vielleicht den ebenerwähnten Zwischen-Typen nahe stehend, sind andere mehrentheils dunkel gefärbte Stämme mit grobem, schlichtem Haar, welche einige Gebirgsgegenden, die Südost-Küste und das ganze Innere Neu-Guineas, so wie die wildesten und unzugänglichsten Schlupfwinkel fast des gesammten austral-asiatischen Archipelags, ja die Gebirgsgegenden der Halbinsel Malakka und selbst, wie Lesson meint, das Innere Madagaskars bewohnen. Dieselben sind aber unter sehr verschiedenen Benennungen bekannt geworden. Von den Papuas auf Neu-Guinea werden sie Endamenes, auch Mairassis, von den Spaniern auf den Philippinen Negros[4])

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. I. S. 298.

[2]) Vergl. Walter M. Gibson's Bericht über die zahlreichen Auswanderungen von der Insel Bali nach den Süd-Küsten von Neu-Guinea in Gumprecht's Zeitschrift II. S. 241 ff.

[3]) Crawford, History of the Indian Argipelagus (London 1830)

[4]) Zum Unterschiede von den braunen Völkern jener Inseln, den „Indios."

oder Negritos del Monte, von den Malayen des Festlandes Samangs oder Bilas genannt; auf den Sunda- und Gewürz-Inseln heißen sie Alfurus (Alfourous, Alfuers) oder Harafo-ras, auf Madagaskar Virzambern (Virzimbern) oder Ovales.[1]) — Alle diese Namen scheinen, vergleicht man die körperlichen Eigenthümlichkeiten, sich sämmtlich auf denselben Volksstamm oder doch sehr nahe verwandte Volksstämme zu beziehen. Lesson[2]) rechnet auch die Neuholländer oder Australier (im engern Sinne) hieher, da sie den auf der nördlichen Seite der Torres-Straße wohnenden, der Schifffahrt kundigen[3]) Endamenen aufs unverkennbarste gleichen, nicht aber die wollhaarige Race von Van-Diemens-Insel, welche vielmehr dem Papua-Stamme anzugehören scheint. —

Diese physiologischen Aehnlichkeiten sind bis jetzt, wegen unserer Unkunde, durch sprachliche nicht zu bestätigen. Daß aber der jetzige Gesittungszustand dieser Völkerschaften ihre weite und wunderbare transozeanische Verbreitung nicht nur nicht erklärt, sondern geradezu undenkbar macht, ist nicht überraschender, als die wunderbare Uebereinstimmung, die sich zwischen den Sprachen, Sitten, politischen und religiösen Einrichtungen der Südsee-Insulaner findet, und deutet eben nur wiederholt die große Lücke in der Urgeschichte unseres Geschlechts an, deren bereits mehrfach gedacht wurde. —

Die vorstehende Erörterung bestätigt, was oben (§. 24) bereits angedeutet wurde, nämlich die Vielgestaltigkeit der malayischen Völkerfamilien und den Ungrund der Annahme, nach welcher zwei durchaus geschiedene Racen die Länder und Inseln Australiens bevölkern sollen. Es sind deren, nach dem Obigen, wenigstens drei, und diese gehen in Betreff ihrer körperlichen Eigenthümlichkeiten deutlich in einander über. Denn wenn auch unter den Südsee-Insulanern sehr dunkelgefärbte, ja — wie die Neu-Seeländer — fast schwarze Stämme vorkommen; wenn auch die ächten Papuas zuweilen braun, ja broncefarbig sind; wenn zwischen den Papuas und den Endamenen und Australiern keine so wesentlichen Unterschiede bestehen, daß man sie verschiedenen Varietäten einreihen müßte, so gewinnt W. v. Humboldt's Bemer-

---

[1]) In welchem Zusammenhange die dunkelen, wie man gemeint, negerartigen Völkerschaften, welche im Innern von Formosa, in gewissen Gebirgsgegenden Vorder-Indiens und auf den Andamanen hausen, mit den Endamenen oder Alfurus stehen, ist ebenfalls noch problematisch.

[2]) Lesson et Garnot, Mémoire sur les Tasmaniens, sur les Alfourous et sur les Australiens, in den Annales des Sciences nat. X. p. 149, bei Prichard a. a. O. I. S. 304.

[3]) Vergl. Froriep, a. zuletzt a. O. (S. 37), wo die an der Torres-Straße wohnenden Stämme Neu-Guineas, aber „Papuas“ genannt werden, was dem glaubwürdigern Berichte Lesson's widerspricht.

kung ihre volle Geltung wieder, wonach die Endamenen oder Alfurus — und somit auch die eigentlichen Australier — nur verwilderte malayische Stämme sind, die nur durch die Bedrängniß und Entartung, in der sie leben, der Neger-Race ähnlich werden, der sie dennoch nicht angehören.[1]) — Noch ist aber eines andern wichtigen Umstandes zu gedenken, nämlich der von Lesson erwiesenen physiologischen Identität der Papuas und der Madekassen,[2]) worauf wir in der folgenden Erläuterung kommen. —

4. Ueber die malayische Qualität der Madekassen (Madegassen, Malgaschen, Malaschen). — Vielleicht findet sich auf Madagaskar eine deutlichere Verknüpfung der braunen und schwarzen Malayen, als die gemeiniglich als Gegensätze aufgefaßten beiden Farben anderswo zu gestatten scheinen. — Auf dieser großen Insel wohnen nämlich — außer einer verhältnißmäßig geringen Zahl von arabischen Kolonisten — gleichfalls Schwarze und malayisch Braune vielfältig neben einander; ja es finden sich hier nicht blos, wie auf Neu-Guinea, Repräsentanten aller drei vorgenannten Typen, sondern auch vielfältige Mischlings-Racen, deren Herkunft freilich kaum mit Sicherheit zu bestimmen ist. — Die Nähe von Afrika scheint es wahrscheinlich zu machen, daß die schwarzen Madekassen wahre Neger, keine Negritos sind, und das Vorkommen brauner Stämme auf dieser Insel hätte nichts Befremdliches, da auch in Afrika solche vorkommen, da solche namentlich in Süd-Afrika und selbst auf der gegenüberliegenden Küste des Kanals von Mozambique anzutreffen sind. — Gegen die Annahme einer direkten Verwandtschaft mindestens der braunen Madekassen mit den Afrikanern muß indeß ein sehr erheblicher Umstand geltend gemacht werden. Ihre Sprache, und zwar nicht nur die der braunen, sondern auch die der schwarzen, ist nämlich, nach W. v. Humboldt's Forschungen, rein malayisch, kein Gemisch von malayischen und afrikanischen Elementen, sondern mit dem eigentlichen Malayischen und Tagalischen eben so verwandt, als die Südsee-Sprachen.[3]) Auch bildet die Verschiedenheit der Farben „keine Verschiedenheit der Sprachen, sondern höchstens der Dialekte. Alle Bewohner Madagaskars sprechen, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden, dieselbe Sprache." — Unter diesen Umständen fragt es sich, ob eine in sehr hohem Alterthume stattgefundene Uebersiedelung brauner malayischer Völkerschaften nach Madagaskar dort die gänzliche Verdrängung, das „spurlose" Verschwinden der

---

[1]) W. v. Humboldt, Kawi-Sprache, I. S. V.
[2]) Vergl. Prichard a. a. O. I. S. 299 ff. 351 ff.
[3]) W. v. Humboldt, Kawi-Sprache, II. S. 214, 217, 326.

Sprache eines dort etwa vor den Malayen oder nach ihnen eingewanderten afrikanischen Negerstammes zur Folge gehabt habe, — oder ob die madekassischen Schwarzen vielleicht malayische Negritos sind, wodurch dann die bisher sehr zweifelhafte Sprach- und Stammverwandtschaft der dunkelgefärbten Australier und Papuas, mit den eigentlichen Malayen nicht ganz unwahrscheinlich werden würde. —

Nun ist aber, wie schon erwähnt, die körperliche Aehnlichkeit der endamenischen und australischen Stämme mit den madegassischen Virzambern oder Ovales und der australischen Papuas mit den anderen vielnamigen, theils schwärzlichen, theils braunen madegassischen Völkerstämmen augenscheinlich, und die Uebereinstimmung mancher Sitten, ungeachtet der Verschiedenheit des Gesittungszustandes, gar nicht zu verkennen. Auch hat eine Vergleichung der Schädelformen[1]) der Neu-Seeländer, Tasmanier und Alfurus mit denen der an der Madagaskar benachbarten Mozambique-Küste wohnenden Afrikaner einerseits zwar eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit, andererseits aber auch eine nähere Aehnlichkeit zwischen den Schädeln der drei ersten Stämme ergeben, obgleich die Neu-Seeländer unzweifelhaft zu der malayischen, die Tasmanier, wie die Papuas überhaupt, vermeintlich zu der afrikanischen Race gehören. — Hiernach scheint es allerdings angemessen, alle Völker des großen und indischen Ozeans als Stammverwandte, und die dunkelern Racen als Uebergangsformen zu betrachten, mittelst deren die malayische und afrikanische Menschheit mit einander verschmolzen werden. — Die nähere Betrachtung der letztern wird ergeben, daß auch bei ihr sich dergleichen Uebergangsformen finden, und damit von Neuem darthun, daß solche Verschmelzung der Typen ganz allgemein ist, durch alle sogenannten „Racen" hindurchgeht, und damit die behauptete Einheit des Menschengeschlechts, die auch durch andere Erscheinungen bestätigt wird, zur Evidenz erhebt. —

Drittes Kapitel.

Der afrikanische Stamm.

§. 8.

A. Die Gruppe der süd-afrikanischen Völker und Sprachen.

Auf der Süd-Hälfte des einförmigen afrikanischen Kontinents, nordwärts etwa bis zum Aequator, wohnen — wie neuere Forschungen ergaben — nur zwei Völker-Familien, nämlich:

---

1) Vergl. Prichard a. a. O. I. S. 351 ff.

I. Die kleine, wie es scheint, erlöschende der Hottentotten-Völker, welche aus physiologischen wie linguistischen Gründen zerfällt in:

a) Die Saabs oder Baroas, von den Europäern Bosjesmans oder Buschmänner genannt, unbedeutende, höchst entartete Jäger-Horden, welche vorzugsweise an den linken Zuflüssen des obern Nu-Gariep und in den Wüsten nordwärts des untern Oranje-Stroms, im Quellgebiet des großen Fischflusses, umherschweifen;

b) die Quaiqua (Quaiquae) oder eigentlichen Hottentotten, welche sich in mehrere Stämme theilen. Die namhaftesten sind:

aa) Südliche (christliche) Hottentotten auf der äußersten Süd-Spitze des Kontinents, neben und unter den europäischen Kolonisten, nordwärts etwa bis zu den Nieuweveldts-Gebirgen und zur Scheitel-Terrasse;

bb) Koraqua (Korana), ein erlöschender Tribus, neuerdings nordwärts über den Oranje-Strom gedrängt, wohnt in der Mündungsgegend des Ky-Gariep und hordenweise in einigen anderen Gegenden;

cc) Namaqua, zu beiden Seiten des untern Oranje-Stroms bis zur Meeresküste;

dd) Griquas, auf der Scheitel-Terrasse zu beiden Seiten des mittlern Oranje-Stroms, Nachbarn einerseits der Korana und Bidschuanen, andererseits der europäischen Kolonisten und der Kaffern — ein kräftiges Bastard-Völkchen, entstanden aus der Vermischung von Hottentotten mit Kaffern. —

II. Die große süd-afrikanische Völker-Familie, welche in zahlreichen Gliedern und Zweigen ganz Süd-Afrika erfüllt, von dem beschränkten Verbreitungs-Bezirk der Hottentotten nordwärts bis zum Aequator, ja, wie man glaubt, bis zum Süd-Rande des abyssinischen Hochlandes einer-, und — wie Kölle's Untersuchungen neuerdings dargethan — bis zum mittlern Quorra (10° N. B.) andererseits. Die Unbekanntschaft mit den Völkern im Innern Mittel-Afrikas macht die Nord-Grenze ihrer Verbreitung im Innern noch zweifelhaft. Doch scheinen sie den Nord-Rand von Hoch-Afrika nur an der westlichen Ecke, in der mittlern Stufen-Landschaft des Quorra zu erreichen. In welcher Weise sie sich das unbekannte Scheitelland im Innern mit den mittel-afrikanischen oder äthiopischen Völkern getheilt haben, erhellt zur Zeit noch nicht deutlich. Auf der Ost-Seite des

Kontinents breiten sie sich nordwärts vielleicht bis zum Süd-Rande von Habesch, unzweifelhaft aber bis über den Quilimantsi (Quilimance) und den Aequator hin aus.[1]) —

So unverkennbar indeß die sprachliche Familien-Verwandtschaft aller in diesem weiten Kontinental-Raum bekannt gewordenen Völker auch seyn mag: so wenig gestattet jedoch bis jetzt der Grad unserer Kenntnisse eine die Verwandtschaftsgrade bezeichnende Gruppirung derselben. Denn stehen sich gleich die Sprachen einzelner dieser Völker so nahe wie etwa das Dänische und Englische, die der Anderen nur etwa wie das Lateinische und Griechische: so ist bei noch Anderen nur eine allgemeine Familien-Aehnlichkeit ersichtlich. Die nachfolgende Gruppirung konnte daher der geographischen, der den Wohnplätzen entnommenen Motive nicht entbehren, wenngleich die Resultate der sprachlichen Forschung dabei möglichst berücksichtigt wurden. — Außerdem aber stehen diese sprachlich verbundenen Völkerschaften zum Theil in einem auffallenden Gegensatz der leiblichen Bildung, indem die Einen der Neger-Race nahe zu stehen, ja ihr anzugehören scheinen, während die Anderen kaum einen Anflug des ihr eigenen Typus haben. Diese Kontraste auf der einen und jene Uebereinstimmungen auf der andern Seite erschweren ohne Zweifel in hohem Grade die Lösung der Frage nach dem genetischen Zusammenhange dieser Völker, um so mehr, als wir ihre Geschichte nicht kennen und daher den Einfluß derselben auf ihren sprachlichen Zusammenhang nicht zu ermessen vermögen. — Wir unterscheiden indeß:

1. Oestliche, Kaffern- oder Sitschuana-Völker, welche den weiten Raum der Scheitel-Terrasse im Osten und Südosten der Kalahari-Wüste und die Gebirgs- und Wüsten-Terrassen des Ost-Randes, soweit solcher nicht von den Hotten-

[1]) Nähere Auskunft über diese große Völker-Familie, ihre Verbreitung und sprachliche Verwandtschaft gibt Gumprecht in den M. Ber. der Berliner Geogr. Gesellschaft n. F. VI. S. 142 — 191, nachdem Ritter, auf Marsden's u. A. Beobachtungen gestützt, und Prichard (a. a. O. II) darüber schon früher sehr bestimmte und umfassende Andeutungen gegeben hatten. Gumprechts sehr gründliche und gelehrte Arbeit enthält die vollständigste Nachweisung aller bis dahin bekannten, das vorstehende Resultat bestätigenden Quellen. — Ganz neuerdings hat die Ethnographie von Afrika eine sehr wesentliche Bereicherung erfahren durch S. W. Koelle, Polyglotta Africana etc. (London: Church Missionary House 1854, fol.), der eine danach von A. Petermann entworfene Sprachen-Charte der Tropengegenden Afrikas beigegeben ist. Diese überaus wichtige Erscheinung bestätigt und erweitert nicht allein die merkwürdige sprachliche Uebereinstimmung aller südafrikanischen Völker, sondern verbreitet auch ein neues Licht über die Stammverwandtschaft der Neger-Völker Mittel-Afrikas. —

totten besetzt ist, innerhalb der oben bezeichneten Grenze bewohnen. Sie zerfallen in:

a) Die vorherrschend braunen und langhaarigen West-Kaffern oder Bidschuanen (Beetjuanen), die man auch nach ihrer Sprache Sitschuana-Völker im engern Sinne nennen kann, Völker, welche, großentheils im Besitz einer eigenthümlichen Kultur, durchaus kontinentale Wohnsitze haben, und mit keinem ihrer Zweige bis an den Ozean reichen. Sie bewohnen das hohe Scheitelland im Innern und die oberen Hoch-Terrassen des östlichen Gebirgsrandes von Hoch-Afrika; nordwärts dehnen sich ihre Zweige — doch vielleicht nicht mit Ausschluß anderer (unbekannter) Stämme — bis zu dem großen Binnensee N'yassi, ja bis jenseit desselben aus. — Die Bidschuanen bestehen aus vielen Völkerschaften. Wir unterscheiden darunter:

aa) Südliche oder eigentliche Bidschuanen an den nördlichen Quellflüssen des Oranje-Stroms; unter ihnen sind zu merken: die Bassutos auf der obern Terrasse des Nu-Gariep; die halbcivilisirten Matabile (Mateebeylai) und Murutsi auf den oberen Hoch-Terrassen im Süden des Wendekreises, etwa um 25 oder 26° S. B. und 45° O. L.

bb) Nördliche Bidschuanen, unter denen die Ackerbau, Gewerbe und Handel treibenden Macquinis (Macquaima) und Mahalasely, die wegen ihrer Schönheit und hellen Hautfarbe interessanten Mabungo oder Wambungo[1]) am Nord-Ufer des N'yassi-Sees, die Wakamba[2]) auf den südlichen Vor-Terrassen der vermeintlichen Schnee-Alpen des Ost-Randes (c. 3° S. B.) vorzugsweise merkwürdig erscheinen. —

b) Kaffern-Völker im engern Sinne, theils braun, theils schwärzlich und schwarz, ja (in den roheren Stämmen) neger-

---

[1]) Zum Verständniß der oft wechselnden Namen der Kaffern- und Sitschuana-Völker diene Folgendes: „Wa" vorgesetzt bezeichnet hier den Plural, „Ma" oder M' den Singular, „U" das Land, „Ki" hat eine adjektive Bedeutung. Daher: Makamba ein, Wakamba alle oder mehrere Bewohner des Landes Ukamba und Kikamba die Sprache oder sonst eine dem Lande und seinen Bewohnern zukommende Eigenschaft. In ähnlicher Weise beziehen sich die Namen „Mabungo" und „Wambungo," „Kosa" und „Amakosa" 2c. auf die Einheit oder Mehrheit. (Vergl. Gumprecht a. a. O.)

[2]) Bericht des Missionär Krapf in d. M. Ber. der Berliner Geogr. Gesellsch. N. F. VIII. S. 195 ff.

artig, vorherrschend mit wolligem Haar, — längs der Ost-Küste vom Kaplande bis über den Aequator hinaus, sowohl im flachen Küstenlande als auf den Terrassen des Randgebirges, theilweise auch auf dem Scheitel des Plateaus. — Ihre vorzüglichsten Stämme sind:

aa) Eigentliche Kaffern,[1]) verschiedene meist nomadische Tribus an der Natal-Küste und auf den benachbarten Gebirgs-Terrassen:

Amakosa und Amaponda im Küstenlande; Tambuki, Amatembu u. a. auf den mittleren; die mächtigen und kriegerischen Amazulu (Sulu) auf den oberen Gebirgsstufen, im N. der vorigen und im O. der südlichen Bidschuanen.

bb) Negerartige Kaffern, im N. des Wendekreises an den Küsten Sofala, Mozambique und Zanguebar, unter denen die nennenswerthesten:

die Marawi am Süd-Ende des N'yassi-Sees; — die Nyamban in dem „Monomotapa" genannten Lande, im S. W. des untern Zambeze; —

die Macua oder Macuana auf den Gebirgsvorstufen der Küste Mozambique, im N. des Zambeze (Cuama), ein zahlreiches in viele Stämme zerfallendes Volk, unter denen die wegen ihrer Häßlichkeit verrufenen M'iao (Monjou), die Veiao (Sing. Muntu), wie die vorigen am O.-Ende des N'yassi- (Nyassa-) See's; die Meto, im O. der vorigen, auf der untern Bergstufe der Mosambique-Küste und — im S. der Meto ebendaselbst — die menschenfressenden Mazimba zu merken; —

die Matatan (15° S. B.) i. N. des untern Zambeze; —

die Suaheli (Sowhelians), die sich im Küstenlande Zanguebar vom Mündungslande des Quilimantsi bis zum Aequator ausbreiten, theilweise Muhamedaner und im Besitz einer gewissen Kultur, aber nicht nur mit allen

---

[1]) Der Name „Kaffer" oder richtiger „Kafir" ist bekanntlich kein wirklicher Volksname; er ist von den muhamedanisch-arabischen Kolonisten der Ost-Küste daher allen heidnischen Stämmen ihres Bereichs beigelegt worden. Da die Europäer die der Kap-Kolonie zunächst wohnenden zuerst kennen lernten und jene Bezeichnung anfänglich für einen Volksnamen hielten, so hat man sich gewöhnt, nur diese südlichen Stämme der Natal-Küste vorzugsweise, ja ausschließlich „Kaffern" zu nennen.

Völkerstämmen umher, sondern auch mit den fernsten Kaffern- und Bidschuanen-Stämmen, ja sogar mit den ihnen überdies an Farbe und Gestalt ähnlichen nördlichsten Kongo-Völkern sprachlich ganz nahe verbunden sind.

Die nördlich vom Aequator bis zum K. Guardafui und bis zur Straße Bab el Mandeb hausenden Völker — unter denen besonders die schönen und schwarzen Somaulis (Somal)[1]) an der Küste Aden und die wilden und räuberischen Giaggas (Gallas) oder Schaggas,[2]) deren Horden von den Süd-Grenzen des abyssinischen Hochlandes bis südwärts des Quilimantsi durch die Wildnisse des Innern schweifen, die hervorragendsten sind — scheinen, wie Krapf glaubt, demselben großen Volks- und Sprachstamme anzugehören, dessen Mitglieder hier nur zum geringern Theile aufgezählt werden konnten. Zwischen diesen beiden Völkern und den Dankali (Danakil) und anderen am rothen Meere wohnenden Stämmen ist Prichard geneigt, gleichfalls eine sprachliche Verwandtschaft anzunehmen.[3])

2. Westliche Völker-Familie von Süd-Afrika — Völkerschaften, welche gleichfalls mit den Sitschuana-Völkern in so naher sprachlicher Verwandtschaft stehen, daß man, ungeachtet ihrer schwärzlichen Farbe und ihres Wollenhaars, nicht umhin kann, sie den Kaffervölkern auch genetisch verwandt zu glauben. Zu ihnen gehören:
   a) die negerartigen Dámarás (Dambaras) oder wohl richtiger Ovaherero, wie sie sich selbst nennen, die nach Capitain Alexander Neger und nicht, wie früher angenommen wurde, Hottentotten seyn sollen, nach Barrow[4]) und Archbell[5]) aber in sprachlicher Beziehung zu den Sitschuana-Völkern gehören;
   b) die Völker von Nieder-Guinea, an den Küsten von Benguela und Kongo, auf den ostwärts anliegenden Gebirgsstufen des West-Randes von Hoch-Afrika und auf den angrenzenden Scheitellanden des unbekannten Innern. Nach Kölle's Polyglotta zerfallen dieselben in drei Gruppen oder Zweige:

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 168 f.
[2]) Ebendas. S. 165 ff.
[3]) A. a. O. II. S. 167—170.
[4]) Ebendas. II. S. 291.
[5]) Vergl. Gumprecht a. zuletzt a. O. S. 162.

aa) Bunda-[1]) Völker, zu denen die Pangela (Benguela) — Ngola (Angola) — Songo (im Innern um 12° S. B. und 37° O. L.); — die Ruunda oder Mulua (Milua), ein weit verzweigtes, mächtiges Volk tief im Innern (um 7° S. B. und 40° O. L.); — die Lubalo, im S. der vorigen, (etwa 42° O. L.); — die Kisamas, ebenfalls im Innern u. s. w. gehören. Ob die gleichfalls im Innern des Westens von Süd-Afrika hausenden Giaggas zu dieser Völkergruppe zu zählen; ob sie mit den Giaggas von Ost-Afrika (s. oben) verwandt sind; ob endlich der Name „Giagga" oder „Galla" nicht etwa blos, wie Krapf andeutet, eine Kollektiv-Benennung für alle räuberischen, wilderen und roheren Stämme ist: dies Alles ist noch zweifelhaft. —

bb) Oestliche Kongo-Völker, zu denen, nach Kölle, die Kasands (Cassandschi) im Innern um 9° S. B. und 36° O. L., — die Nyombe i. N. der vorigen, — die Sunde (4° S. B.) am mittlern Zaire und vielleicht auch die unbekannten, mit dem Namen „Anziko" bezeichneten Völker,[2]) die am obern Zaire und in und jenseit der Sierra Cumplida wohnen, gehören.

cc) Westliche Kongo-Völker, die schwärzlichen, theilweis nur dunkelbraunen, nicht selten rothhaarigen Völkerschaften im N. des Coanzo, an den Küsten Kongo, Kakongo, Loango und Mayumba, unter denen Kölle die Mimbona (5° S. B.) und Kabenda (i. N. der Coanzo-Mdg.) nennt, zu denen Gumprecht auch die unter dem Aequator und nordw. desselben an der Küste wohnenden M'pongwe rechnet, welche die fast unter derselben Breite, aber an der fernen Ost-Küste heimischen Suaheli verstehen sollen.

c) Die Moko-Völker, der dritte Zweig der westlichen Völker-Familie von Süd-Afrika, der indeß, wie der vierte, weit über den Aequator hinaus und bis in die Mitte des Kontinents sich ausbreitet. Kölle unterscheidet sprachlich zwei Gruppen, die nach ihren Sitzen

aa) Biafra- und

---

[1]) Dieser Name wird als Kollektiv von Gumprecht a. a. O. gebraucht, nicht von Kölle.

[2]) Vergl. Gumprecht a. zuletzt a. O. S. 155.

bb) Tschadda- oder Benue-Völkerschaften genannt werden können. —

Die ersteren, schwächeren, wohnen i. N. der M'pongwe; die anderen, vielnamigeren breiten sich von der Biafra-Bucht, zwischen 0° und 5° N. B. einerseits bis tief ins unbekannte Innere, andererseits nordwärts bis zum mittlern Tschadda oder Benue (Quorra), also über das sogenannte Hochland der Amboser und bis zu der Landschaft Adamowa aus. Ihre bisher fast durchgängig unbekannten zahlreichen Namen werden hier übergangen. —

d) Die Atam-Völker, nach Kölle zwei Gruppen, deren eine i. O. des untern, deren andere zwischen 8 und 10° N. B. zu beiden Seiten des mittlern Quorra wohnt. Aus jener sind die Udom, Eafen und Mbofan, aus dieser die Kamuku und Basa anzuführen. —

§. 9.

B. Nigrizische oder mittel-afrikanische Völker und Sprachen.[1])

Die zu dieser Völkergruppe gehörenden Nationen, welche, wie man glaubt, in sprachlichem, und augenscheinlich in nahem genetischen Zusammenhange mit einander stehen, scheinen, mindestens in ihren westlichen Zweigen, mit den Kongo-Völkern und dem gesammten süd-afrikanischen Stamme sprachlich nicht, oder doch nur entfernt verbunden zu seyn, wiewohl eine weitere Erforschung auch hier vielleicht noch Resultate zu erwarten hat, die den von Prichard angenommenen linguistischen Zusammenhang aller afrikanischen Nationen darthun dürften. — Die hier gruppirten Völker, welche von der Biafra-Küste und von dem Busen von Guinea nordwärts sich ausbreiten bis zum Saume des großen Sandmeeres und von dem senegambischen Küstenlande ostwärts bis zum abyssinischen Hochlande, werden gemeiniglich als die eigentlichen Neger-Völker angesehen, und dennoch ist gleich das erste, vorwaltendste und wichtigste der hier aufgezählten Völker — die Fellan — ein helleres, dem mehrere Merkmale des Neger-Typus fehlen und das sich selbst für „weiß" ausgeben soll. — Nicht alle diese Völker, bei deren Gruppirung wir vorzugsweise Kölle folgen, sind indeß sprachlich klassifizirt, weßhalb auch hier geographische Motive für ihre Eintheilung nicht entbehrt werden können. —

1. Westliche Nigrizier, worunter diejenigen Völkerschaften verstanden werden, welche von der senegambischen Küste ostwärts bis zum untern Quorra verbreitet sind.

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. Kap. 4 und 5.

a) Niger-Delta-Völkerschaften, die nach ihrem vorzüglichsten Tribus auch Benin-Völker zu nennen sind.

b) Ober-Guinea-Völker an der gleichnamigen Küste vom Niger-Delta westwärts bis Liberia und auf den benachbarten Vor-Terrassen des Kong-Gebirges; sie zerfallen in:

aa) Aku-Igala-Völker an der östlichen Niger-Mündung, auf den östlichen Terrassen des Kong und herab bis zur Benin- und Sklaven-Küste;

bb) Dahomey- oder Popo-Völker, i. W. der vorigen; wahrscheinlich sind hierher auch die Ardrah- und Foy-Neger zu rechnen;

cc) Kru- oder Liberia-Völker, i. W. von K. Palmas, auf der Pfeffer-Küste und den anliegenden Berglandschaften.

c) Senegambische Völker.

aa) Sierra Leone-Völkerschaften;

bb) Eigentliche Senegambier, zu denen sprachlich auch verschiedene Völkerschaften an der Sierra-Leone-Küste und auf den benachbarten Gebirgs-Terrassen gehören, die zwischen Stämmen der Gruppe d) wohnen; außerdem die Filham i. S. des untern Rio grande und die von diesen nur dialektlich verschiedenen Fulup zwischen dem untern Rio grande und Gambia, und — wahrscheinlich auch — die Jolof (Dscholoffen) oder Wolof i. S. des untern Senegal, so wie m. a. minder bekannte Völker. —

d) Nordwestliche Hoch-Sudan-Völker.

aa) Nördliche Gruppe: Mandingo-Völker, zu welchen vornehmlich die Mandingo- oder Mande-, Kankanka-, Toronka- u. a. Stämme in den Gebirgs-Kantonen zu beiden Seiten des obern Djoliba und des obern Bafing, so wie die Kabunga, d. i. die Mandingo von Kabu, i. S. des mittlern Gambia, entfernter auch die Bambarra, am Austritt des Djoliba aus dem hohen Sudan, gehören.

bb) Südliche Gruppe: Mende und Mano u. m. a. verwandte Völkerschaften auf den Gebirgshängen i. N. u. N. O. der Liberia-Küste, zwischen 6 u. 9° N. B. u. zw. 5 u. 11° O. L.

Die Sprache der Mandingo, welche als Handelsleute, Handwerker und Priester über ganz West-Nigrizien verbreitet sind, ist in diesem Theil des Kontinents,

neben den übrigen Idiomen, gebräuchlich, und vermittelt den Verkehr zwischen den vielsprachigen Völkerschaften.

e) Nordöstliche Hoch-Sudan-Völker — in den Gebirgs-Kantonen zwischen 9 u. 13° N. B. u. zw. 15 u. 21° O. L. — Zu ihnen sind wahrscheinlich auch die weiter südlich, i. N. der Goldküste wohnenden bekannteren Völker der Aschanti (Asante), vielleicht auch die Inta, i. N. der letzteren, und die Akim, Aquapim, Assin, Fanti u. a. Tribus der Goldküste zu rechnen, die nicht zur Gruppe b) gehören. — Ob auch die im N. O. von den Aschanti wohnenden mächtigen Mosi, deren Barth[1]) gedenkt, hierher zu zählen sind, ist noch dunkel. —

f) Niger-Tschadda- oder Nupe-Völker, am Zusammenfluß des Quorra und Tschadda und an dem erstern aufwärts bis zum 10° N. B., zwischen Völkerschaften der Atam-Gruppe (s. oben S. 397).

2. Oestliche Nigrizier oder Völker von Central-Afrika.

a) Tumbuktu- oder Timbuktu-Volk, worunter die verschiedenen Neger-Stämme verstanden werden, welche am obern Theile des mittlern Stromlaufes des Djoliba wohnen, und deren sprachliche Klassifikation noch nicht genau festgestellt ist.

b) Die Fellan (Fellatah) oder Fulah, auch Pula[2]) genannt, das merkwürdigste aller nigrizischen Völker, welches nicht blos in Central-Afrika als Eroberer und Kulturbringer eine hervorragende Rolle spielt, sondern auch in West-Nigritien, wo es seine Urheimath zu haben scheint, innerhalb der Wohnsitze der Gruppen c) und d) verbreitet ist. Seine noch nicht genügend klassifizirte Sprache ist daher weit verbreitet und hat für Central-Afrika eine ähnliche Bedeutung,

---

[1]) Vergl. Gumprecht, Zeitschr. II. S. 374 u. 385

[2]) Nach Kölle. Vergl. außerdem über die Fellan: C. Ritter, Erdkunde, I. S. 345 ff.; — Prichard a. a. O. II. S. 69 ff., 129 ff., u. R. Wagner ebendaselbst S. 392 ff.; — auch Gumprecht, Zeitschrift ꝛc. II. S. 361 u. 385. — Wenngleich diese Völker in Hoch-Sudan und Senegambien ureinheimisch und weiter verzweigt und verbreitet zu seyn scheinen, als in Central-Afrika, so rechnet Kölle dieselben doch aus sprachlichen Motiven zu den central-afrikanischen, woraus folgt, daß ihre Idiome den west-nigrizischen entschieden fern stehen. Dies führt auf die alte, von Mollien beigebrachte Tradition zurück, nach welcher die Pula aus dem alten Numidien stammen, von wo sie, gleich den Joloffen, durch die Sarazenen vertrieben seyn sollen. (Vergl. Ritter a. a. O. S. 475 f.)

wie die Mandingo-Sprache für West-Nigrizien; sie zerfällt in mehrere Dialekte:

aa) Pula (Fuladsi, Fulani, Fulata) von Futa-Dsalu (Djallon), im Quellbezirk des Basing; —

bb) Senegambische Fulah (Pula von Salum),[1]) auf dem rechten Ufer des untern und mittlern Gambia, zu denen auch vielleicht die Völkerschaften von Futa-Toro, auf dem linken Ufer des untern Senegal gehören; —

cc) Fellan von Haussa, welche bei Kölle als „Pula von Goburu (Guber?) und von Kano" aufgeführt werden, und in dem weiten Raume vom obern Yeu bis zum untern Tschadda und von Jauri (von Barth „Alori" genannt) am Quorra bis Yakoba und Adamova als Herrscher und außerdem sporadisch als Kolonisten bis zum Tschad-See und selbst jenseit desselben verbreitet sind.

c) Tschad-Völker und Sprachen.

aa) Buduma auf den Inseln des Tschad-Sees;

bb) Bornu-Völkerschaften, i. W. des Sees; zu ihnen gehört aber auch die Kanem-Völkerschaft i. N. O. desselben;

cc) Pika- oder Fika-Völkerschaften i. S. W. desselben, u. a. m.

Außerdem sind hier einzureihen: die Völkerschaften von Kandin (i. N. v. Kanem), von Bagermi oder Begharmi (i. S. O. des Sees), von Loggun (am mittlern Shary), von Mandara u. s. w. u. s. w., deren Sprachen noch so unbekannt sind, daß an eine Klassifizirung derselben nicht zu denken ist.

d) Nuba-Neger[2]), unter welchem Namen hier die Furi in Dar-Fur, die Fungi in Sennaar, die diesen verwandten riesigen Schilluk und Dinka u. a. schwarze oder schwärzliche Stämme in Nubien, Kordofan und am obern Bahar el Abiad zusammengefaßt werden. In wiefern auch die Schangallas- und Gallas- (Giaggas-) Völker[3]) in der Kolla von Habesch, und rings um dies ganze Alpenland, hieher zu rechnen sind; in wiefern diese Stämme unter einander und mit den oben erwähnten, in den Gebirgs-

---

[1]) Bei Kölle a. a. O.

[2]) Vergl. Ritter a. a. O. S. 246—256; Prichard a. a. O. II. S. 174 ff.

[3]) Ritter a. a. O. S. 140, 160, 170, 175 f., 228 f., 233 f., 246 ff., 263 f.; — Prichard a. a. O. II. S. 165 ff., 173 f.

wildnissen im Hintergrunde der Küsten von Ajan und Zanguebar umherschweifenden Gallas-Horden verwandt sind: das sind Fragen, deren Lösung noch von der Zukunft zu erwarten ist. —

§. 10.

C. Die nord-afrikanischen Völker.

Diese große Völker-Familie bewohnt die Inseln und Küsten-Ränder des großen Sandmeeres nicht nur, sondern auch die langgestreckte Berglandszone, welche jenes Sandmeer im N. und O. von zwei verschiedenen ozeanischen Becken, dem atlantischen und indischen, scheidet, und welche von den luftigen Scheiteln des atlantischen Hochgebirges bis zu denen des äthiopischen, vom K. Bojador und der Straße von Gibraltar bis zu den Schneegipfeln Abyssiniens und zur Meerenge von Bab el Mandeb, wenn auch unzusammenhängend, ausgebreitet ist. — Diesem merkwürdig individualisirten Verbreitungsbezirke fehlt ein natürliches Centrum, oder vielmehr sein natürliches Centrum ist von sehr beschränkter Bewohnbarkeit, und seine einzelnen Theile sind durch die Wüste von einander, noch mehr aber von dem Verbreitungsbezirk des mittel-afrikanischen Völkerkreises geschieden; nur im äußersten Osten vermittelt das abyssinische Hochland und seine äthiopischen Nachbarlande den Zusammenhang mit jenem. — Diese Vermittelung scheint so in ethnographischer, als in geographischer Beziehung statt zu finden, wie weiter unten angedeutet ist. —

Aber ungeachtet jener eigenthümlich peripherischen Zerrissenheit des Verbreitungsbezirkes ergibt dennoch die ethnographische Betrachtung eine überraschende Homogenität der Bevölkerung.

Wir unterscheiden:

1. Aethiopische Völker (im engern Sinne). Zu ihnen gehören:
   - a) die Abyssinier,[1]) welche sprachlich und — doch weniger deutlich — auch stammlich zu zerfallen scheinen in:
     - aa) Amharas, im S. O. des Landes (einschließlich Schoa), vor Alters das herrschende Volk, mit einer eigenen (?) Sprache, die den Einfluß des Semitischen in gewissem Grade erfahren hat.
     - bb) Agows (Ag-oha), im S. W. wie im N. O. von Habesch in mehreren Provinzen vorherrschend und — vorzugsweise als Hirten — durch das ganze Land zerstreut.

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 139 ff.

cc) Nareaner oder Gongas in den gleichnamigen südlichen Landschaften.

Außerdem gehören zu den heutigen Abyssiniern, abgesehen von mehreren unbedeutenderen Völkerschaften, geographisch noch zwei merkwürdige Stämme, die Tigranis und die Falascha's, die aber vielleicht beide anderer, nämlich semitischer Abstammung sind, obgleich die jetzige Vulgär-Sprache der letzteren (siehe unten) ein abyssinisches Idiom ist, und dieser Annahme zu widersprechen scheint. —

b) Die Barabra oder Berberi, von den Arabern „Nuba," „Nubische Beduinen" genannt, die Urbevölkerung — wie es scheint — in Nubien, Dar-Berber, Meroë und an den West-Gestaden des rothen Meeres von den Grenzen Abyssiniens bis nach Ober-Aegypten hinab, in Dongola, Sennaar und Kordofan, wo sie neben arabischen und Negerstämmen wohnen, und sich vielfältig mit ihnen, namentlich mit den Fungi oder Schilluk von Sennaar, vermischt zu haben scheinen. Ihre Eigenthümlichkeiten sind daher hier und da mehr oder weniger verwischt, während ihre in viele Dialekte zerfallende Sprache, wahrscheinlich eine Schwester der abyssinischen und ägyptischen (koptischen), sie von jenen Völkern trennt. — Sie zerfallen in viele sprachverwandte, meist nomadische Tribus, unter denen
   aa) die Bischarin an den Küsten des rothen Meeres und in Dar-Berber,
   bb) die westlichen Nubier am Nil und dessen Ufergebirgen,
   cc) die Dongolawy's in Dongola und
   dd) die Koldagi in Kordofan

die bemerkenswerthesten sind. —

c) Die Aegypter, deren Nachkommen unter dem Namen „Kopten" in dem Lande ihrer Väter noch ziemlich zahlreich,[1]) wiewohl als Unterjochte anzutreffen sind. Die alten Aegypter und ihre koptischen Nachkommen werden zwar, nach ihrem leiblichen Typus, fast einstimmig von allen Physiologen zur indo-atlantischen Race gerechnet: dennoch aber sind sie, wie Prichard überzeugend dargethan hat, ein äthiopisches Volk, dessen physische Eigenthümlichkeiten zugleich die Stammverwandtschaft mit den Abyssiniern und Nubiern augenfällig machen.[2]) — Die durch das

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 174 ff. und 181 ff.
[2]) Ebendas. II. S. 241 ff., 257. Diesen Widerspruch zu erklären, ist weiter unten versucht worden.

Arabische verdrängte, seit dem 17. Jahrhundert in Aegypten erloschene und vielleicht nur noch in einigen abgelegenen Gebirgsthälern von Tunis fortlebende Sprache der Kopten ist die Sprache der alten Aegypter, welche bekanntlich in drei Haupt-Dialekten gesprochen wurde. Sie ist, wie neuere Forschungen unzweifelhaft darthun, ihrem Bildungs-Prinzip und gesammtem Habitus nach, eine afrikanische und nicht, wie man früher, getäuscht sowohl durch einzelne Wortähnlichkeiten und Uebertragungen hebräischer und arabischer Wörter, als durch den indo-atlantischen Typus der Aegypter und Kopten, angenommen hat, eine semitische Sprache.[1]) Ihre spezielle Verwandtschaft mit den Idiomen Nubiens und Abyssiniens ist indeß noch nicht nachgewiesen. —

2. Libysch-atlantische Völker.

a) Oestliche Libyer: die Tibbós (Tibbu). Sie bewohnen alle Oasen und Wüstenränder, vornehmlich die südlichen der im engern Sinne sogenannten „libyschen" Wüste, und zerfallen in zahlreiche Tribus, welche eine besondere, jedoch wahrscheinlich mit den äthiopischen und atlantischen Idiomen verwandte Sprache sprechen; ihre vorzüglichsten Sitze sind die Oasen Bilma (um 19⁰ N. B. u. 32⁰ O. L.) und Borgu (um 21⁰ N. B. u. 38⁰ O. L.).[2])

b) Westliche oder Berbern-Völker. — Eine große Familie zahlreicher, meist nahe verwandter Stämme, welche die Urbevölkerung am Atlas und in allen Küstenländern des Mittelmeeres und der Sahara bilden; welche die kalten Gebirgsthäler des hohen Atlas bewohnen und zugleich die Oasen des glühenden Sandmeeres durchschweifen; welche einst selbst die Wellen des atlantischen Ozeans überschritten und mit ihrem westlichsten Zweige — den nun erloschenen Guanchen — die canarische Inselgruppe bevölkerten und ebenso — wie Hornemann dargethan[3]) — mit

---

[1]) Vergl. darüber Prichard a. a. O. II. S. 219 ff.

[2]) Ebend. S. 22 ff.; — Gumprecht, Monats-Bericht rc. VI. S. 145; Desselb. Geographie von Afrika rc. S. 251, 258 ff., sowie dessen Noten zu seinem u. C. Ritter's Bericht üb. Barth's Reisen in Gumprecht's Zeitschr. II. S. 382 f. 384 f., woselbst auch die über die Tibbo's vorhandenen liter. Notizen vollständig zu entnehmen sind. — Barth (Gumprecht's Zeitschr. II. S. 373 f.) zählt die Tibbo's, die er „Teda" nennt, zu den Bornu-Völkerschaften.

[3]) Langlès, Voyage de Fr. Hornemann dans l'Afrique septentrionale (Paris 1803) S. 37 f., 406.

ihrem östlichsten Zweige, den Siwah's, in der Oase des Jupiter Ammon, unfern von Aegyptens Grenzen gefunden werden: ein Verbreitungsbezirk, welcher 45 Längengrade umfaßt. — Es sind zu unterscheiden:

aa) die Tuariks (Tuerga), ein fast durch die ganze Wüste verbreitetes und für deren ethnographische Verhältnisse vorzugsweise wichtiges Volk. Stämme desselben finden sich in den Oasen Siwah und Fezzan (hier neben einer andern, einer negerartigen Völkerschaft); andere durchschweifen die ganze größere westliche Hälfte der Wüste, von Fezzan westwärts bis zum atlantischen Ozean und südwärts bis zu den Negerländern in Sudan, bis Timbuktu und bis zum Reiche Bornu am Tschad-See; nordwärts breiten sie sich nur über einen Theil des südlichen Vorlandes des Atlas — Biled-ul-Gerid — aus; in den atlantischen Gebirgen sind sie Fremdlinge. — Ihre Sprache — Ertana genannt — wird seit lange mit einer eigenthümlichen Buchstabenschrift geschrieben; es ist eine Berbern-Sprache und nicht in nächster Verwandtschaft mit dem Idiom der Tibbo's, wie man früher vermuthete.[1])

bb) Eigentliche Berbern oder Amazygh (Amazirk), deren zahlreiche, vielnamige Völkerschaften den übrigen größern Theil des weiten Verbreitungsbezirks der westlichen Volksfamilie Nord-Afrika's einnehmen. Die patriarchalische Lebensweise der Berbern erklärt ihre ungemein vielfältige Spaltung und Benennung. — Wir unterscheiden, der Uebersichtlichkeit halber, außer den im östlichen Theil der Wüste hie und da vorkommenden Berber-Stämmen:

Numidische (östliche) Berbern, unter denen die Schowiah oder Kabaylen (Kabylen, Djebali d. i. Bergvölker) im und am kleinen Atlas neuerdings am häufigsten genannt werden, — die Mozabies oder Aith-Emzâb (um 33° N. B. u. 20° O. L.) wegen ihrer weißen Hautfarbe, — die Biscari's (etwa 40 Meilen im S. O. von Algier) wegen ihres an einen Hauptstamm der nubischen Berbern erinnernden Namens, zu merken sind; — sodann

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 18, 22 ff.; — Gumprecht's Afrika S. 250 ff.; — Dessen Zeitschr. II. S. 383; — Dessen Bericht üb. Barth's u. Overweg's Reisen 2c. in d. Mon.-Ber. der geogr. Gesellschaft in Berlin IX. S. 290 ff.

Mauritanische (westliche) Berbern, welche in den marokkanischen Gebirgen des hohen Atlas sich Schuluh (Schelluh, Plural von Schilha) nennen[1]) und unter dem Namen Mauren (Mohren, moros), in viele hundert vielnamige Tribus getheilt, in Biled-ul-Gerid, an den Küsten des atlantischen Ozeans, in den westlichen Oasen der Wüste und im Süden des großen Sandmeeres, in den daran stoßenden Negerländern — zum Theil neben Tuarik-Stämmen — umherschweifen, und sich in mehreren dieser Länder zu Herren gemacht haben.[2])

Die Sprache der Berbern wird vom atlantischen Ozean bis zu den Syrten in vielen, mehr oder weniger mit arabischen Ausdrücken vermischten, im Ganzen aber nur wenig von einander abweichenden Dialekten gesprochen; bei einzelnen Stämmen und in den Städten ist sie indeß, durch den Einfluß des Korans und durch die natürliche Ueberlegenheit der arabischen Bevölkerung Nord-Afrika's, von dem Arabischen verdrängt worden. — Das Berberische wird mit arabischen Buchstaben geschrieben; es ist indeß nicht unwahrscheinlich, daß eigenthümliche Schriftzeichen bei den unbekannteren Stämmen des hohen Atlas im Gebrauch sind.[3]) —

§. 11. Erläuterungen.

1. Ueber die Sprach- und Stammverwandtschaften der Afrikaner. — Die große Unbekanntschaft mit vielen, wenn nicht den meisten Sprachen Afrika's gestattet zwar bisher noch keine klare Uebersicht der Verwandtschafts-Verhältnisse seiner Völker; auch ist die große Mehrzahl der letzteren in unhistorisches Dunkel so tief

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 15 ff.

[2]) C. Ritter (a. a. O. S. 1035) hält die nomadischen Mauren, welche mit den gleichnamigen Städtebewohnern Nord-Afrika's, die eine sehr gemischte Bastard-Race zu seyn scheinen, nicht zu verwechseln sind, für Berbern, obwohl sie, gleich manchen anderen Stämmen dieses Volks, ihre eigenthümliche Sprache mit einer verdorbenen arabischen Mundart vertauscht haben. —

[3]) Unter den berberisch sprechenden Stämmen sind noch die Schahunia, im Auras-Gebirge auf der Ost-Grenze von Marokko, deren Eichwald in seinen naturhistorischen Bemerkungen (S. 356) gedenkt, zu nennen, wegen ihrer weißen Haut, blonden Haare und der ihnen fehlenden Ohrläppchen. Ob darin, wegen dieser Eigenschaften, Nachkommen der Vandalen zu erkennen sind, oder ob jene Eigenschaften, wie Prichard von ähnlichen Fällen behauptet, nur das Produkt natürlicher und krankhafter Verbildung sind, bleibe dahingestellt. —

verhüllt, daß wir eben nur von ihrem Daseyn wissen, ihre räthselhafte Herkunft aber nicht durch geschichtliche Daten nachzuweisen vermögen: dennoch treten schon jetzt mehrere linguistische und physiologische Thatsachen mit Deutlichkeit in ein helleres Licht, welches uns die Ermittelung einiger sicherer und dadurch zugleich die Aufstellung anderer, mehr oder minder hypothetischer Resultate gestattet.

Zu den ersteren gehört vornehmlich die große, der physischen Einförmigkeit des Erdtheils entsprechende Uebereinstimmung seiner ethnographischen Erscheinungen und Verhältnisse. — Mit Ausnahme der bekannten historischen (muhamedanischen und christlichen) Einwanderungen semitischer und europäischer Völker in seine Gestadeländer, und abgesehen von den numerisch wie geographisch unbedeutenden Hottentotten-Völkern der äußersten Süd-Spitze, beherbergt Afrika nur drei große, vermeintlich aborigine Völkergruppen, deren sprachliche und stammliche Homogenität fast nachgewiesen, deren gegenseitige Verwandtschaft aber zugleich in hohem Grade wahrscheinlich geworden ist. — Eine große Stamm- und Sprachgenossenschaft füllt den Süden, und hat mehrere ihrer Glieder bis weit über den Aequator vorgeschoben, eine zweite, zonenartig, die Mitte des Kontinents, und die dritte bevölkert im breiten Norden desselben alle Küsten und Inseln des ungeheuern Binnen-Sandmeers und der umspülenden Ozeane. —

Ueber die sprachliche Homogenität der zu diesen drei großen Familien gezählten Völker ist oben bereits das Erforderliche angedeutet worden. Wenn sich dieselbe noch nicht für alle jene Nationen mit gleicher Sicherheit nachweisen läßt, so ist daran zu erinnern, daß die neuere sprachliche Erforschung Afrika's, seit Vater's und Balbi's Klassifikationen und seitdem Marsden, Hornemann, Seetzen, Venture, Hodgson u. A. auf die Uebereinstimmung vieler bisher für verschiedenartig gehaltener Sprachen hingewiesen, durch Pott's und Kölle's Arbeiten und durch die Beobachtungen Krapf's, Barth's u. a. neuerer Reisenden, deren Resultate zum größern Theile noch zu erwarten sind, so außerordentliche Fortschritte gemacht und die früheren derartigen Hindeutungen C. Ritter's, Prichard's und Gumprecht's so vollständig bestätigt, ja übertroffen hat, daß man fast berechtigt ist, von der fortgesetzten linguistischen Erforschung dieses räthselvollen Erdtheils, in Betreff der allgemeinen Sprachverwandtschaft seiner Bewohner, weitere Bestätigungen mit Sicherheit zu erwarten. —

Von besonderm Interesse würde in dieser Beziehung die Feststellung der gegenseitigen Verwandtschaft und der Verwandtschaftsgrade der drei großen Familien unter einander seyn, welche man bisher nur aus den ihnen gemeinsamen Sprachbildungs-Prin-

zipien und grammatischen Gesetzen abzuleiten vermag. Diese zeigen allerdings in allen drei Familien, so weit sie an einzelnen ihrer Glieder erforscht sind, eine große Uebereinstimmung.[1]) Sowohl im Aegyptischen, als in den minder ausgebildeten und ärmer organisirten Kaffern- und Kongo-Sprachen und ebenso in den Sprachen Mittel-Afrika's erscheinen die grammatischen Verhältnisse des Nomens und Verbums wesentlich vernachlässigt und mangelhaft ausgebildet. In allen drei Sprachen treten Präfixa und Suffixa an die Stelle wahrer Flexion, und dies gilt fast ebenso von dem Verbum, als von dem Nomen. Die Unterschiede im Genus, Numerus und Casus werden im Koptischen, wie in den anderen afrikanischen Sprachen ganz durch Präfixa, Infixa und Suffixa hervorgebracht, und in ähnlicher Weise werden die Beugungen der Verba der zahlreichen Modus und Tempus durch vorgesetzte Sylben gebildet, während die Wurzeln jeder Veränderung unfähig sind. Durch diese Eigenthümlichkeiten werden, wie es scheint, alle afrikanischen Sprachen charakterisirt. — In sofern nun die Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit weniger der Laute, als vielmehr der Sprachbildungsgesetze auf eine Gleichartigkeit nicht blos der geistigen Organisation, sondern damit zugleich auch auf einen stammlichen Zusammenhang der betreffenden Völker hinweiset, erscheinen auch die Nationen Afrika's nicht als Zweige verschiedener, sondern eines und desselben Stammbaumes. —

Hier ist jedoch noch eine andere allgemeinere, für die bestrittene Einheit des menschlichen Geschlechts bedeutende Frage kurz zu berühren, nämlich die noch immer einigermaßen bezweifelte sprachliche Verwandtschaft der Aegypter und Aethiopen überhaupt mit den Semiten, also mit den indisch-europäischen Völkern im Allgemeinen. Wäre diese begründet, wie von mehreren Gelehrten behauptet worden ist[2]), so würde damit zugleich auch von der linguistischen Seite ein wichtiges Beweisstück für die bezweifelte Einheit des Menschengeschlechts beigebracht seyn. Nun haben zwar die Untersuchungen von Jablonski, Lacroze und Michaelis über jene vermeintliche Verwandtschaft dieselbe, wie Prichard geltend macht,[3]) nicht bestätigt, dennoch machen die Untersuchungen des letztern einen uralten Zusammenhang der ägyptischen mit den indischen Nationen aus anderen Gründen höchst wahrscheinlich.[4])

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 221, 228 ff.; auch Steinthal, Classification etc. S. 85 u. 90, und Koelle, Polyglotta etc.

[2]) Vergl. unten §. 40.

[3]) A. a. O. II. S. 219 ff.

[4]) Vergl. ebendas. S. 231 ff., so wie dessen Werk über die Mythologie der Aegypter.

Die Annahme des bestrittenen sprachlichen Zusammenhanges der Aegypter mit den Semiten wird übrigens wesentlich unterstützt durch die, wie es scheint, bisher unbestrittene Meinung, daß die Aegypter, wie die Berbern, und andere nord-afrikanische Völker, nach ihren physischen Kennzeichen, zur indo-atlantischen Race gehören.[1]) Nimmt man aber die Richtigkeit dieser physiologischen Thatsache an, so erscheint es offenbar als ein unbegreiflicher Widerspruch, wenn man die Sprachverwandtschaft dieser Völker mit der indisch-europäischen in Abrede stellt. — Dies führt diese Betrachtung indeß zu einer allgemeinern, nicht allein die Stammverwandtschaft der afrikanischen Völker unter sich und mit anderen außer-afrikanischen Stämmen, sondern die Racen-Verwandtschaft und Racen-Verschiedenheit überhaupt betreffende Erörterung zurück. —

Schon am Schlusse des vorigen Kapitels mußte, im Hinblick auf die australischen Völker, ganz bestimmt auf die Unzulänglichkeit der typischen Verschiedenheiten als Eintheilungsgrund für nationale Trennungen hingewiesen werden. Dieser für die allgemeine Auffassung der wichtigsten ethnographischen Fragen höchst bedeutungsvolle Umstand tritt noch bestimmter bei der Betrachtung der afrikanischen Völker hervor. — Während die Nord-Afrikaner, wie erwähnt, physisch der indo-atlantischen Race angehören, linguistisch aber mit den übrigen Familien Afrika's verbunden sind, gleichen die Süd-Afrikaner den sprachlich zu den Malayen gehörenden Bewohnern Madagaskars in solchem Grade, daß Lesson die letzteren geradezu „Caffro-Madekassen" nennt, ohne daß diese doch mit den übrigen Malayen physisch in einem unvermittelten Gegensatze ständen. — Nun findet sich aber auch innerhalb jeder der drei großen afrikanischen Völkerfamilien in der Farbe und im leiblichen Gepräge überhaupt eine ähnliche Nüancirung wieder, als innerhalb des malayischen Völkerkreises beobachtet ward. Während die südlichen (eigentlichen) Kaffern bald heller, bald dunkeler braun, theilweise fast schwarz sind, bald wolliges, bald nur gekräuseltes Haar haben, in der Regel aber weder den Negerschädel noch die Neger-Physiognomie: sind die Völker der Mozambique-Küste in allen physischen Beziehungen vollständige Neger; gleichwohl sprechen sie mit den Kaffern nicht nur, sondern auch mit den oft langhaarigen, theilweis ganz hellbraunen Bidschuanen dieselbe Sprache.

Auch Prichard[2]) führt daher an, daß die ethnographische Trennung der Neger und Kaffern (also auch der Bidschuanen) weder aus physiologischen, noch aus sprachlichen Grunden zu rechtfertigen

---

[1]) Prichard a. a. O. II. S. 241 ff.
[2]) A. a. O. I. S. 297, II. S. 228 ff., 300 ꝛc.

sey. — Bei einer aufmerksamen Betrachtung erscheinen die Unterschiede der leiblichen Bildung überhaupt, wenn nicht als zufällige, so doch als Ergebnisse ganz anderer Faktoren, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Wenn das Klima, wie Prichard vielfach andeutet, auf die Färbung der Haut unverkennbar einwirkt, so daß Stämme eines und desselben Volkes hier, d. h. in den tiefen, heißen Ebenen der Wüste und tropischer Gestade vollkommen schwarz, dort, auf den luftigen, kühleren Terrassen benachbarter Gebirge aber fast nur gebräunt erscheinen: so ist zwar diese noch nicht erklärte, doch wohl begreifliche, den afrikanischen Nationen, wie es scheint, vorzugsweise eigene Fähigkeit, unter solchen Einflüssen eine dunkelere Färbung anzunehmen und zu vererben, überaus merkwürdig; viel unerklärlicher und viel merkwürdiger erscheint es jedoch, wenn die die ganze Leiblichkeit, nicht blos die Oberhaut betreffende negerartige Verbildung hier den einen Tribus eines Volkes in jeder Beziehung typisch ergreift, dort andere Stämme desselben Volkes aber gar nicht oder nur ganz oberflächlich berührt, wie ein Vergleich der Macuas und M'iao mit den Suahelis, der Gallas mit den Somaulis, der Mandingo- mit der Popo-Race u. v. a. Beispiele beweisen. Eine gewisse Annäherung an den Neger-Typus, mindestens durch die dunkelere Hautfärbung und die Natur des Haarwuchses, findet sich zugleich, als Produkt der den Eingeborenen Afrika's eigenen Variations-Fähigkeit, in einzelnen Stämmen aller, selbst derjenigen afrikanischen Nationen, die man, wie die Aegypter, Abyssinier und Berbern, zur indo-atlantischen Race zu zählen veranlaßt ist. Diese Neigung zur Variation, mindestens in der Farbe, erklärt, wie die schwärzlichen Bassutos in den Stammbaum der Bidschuanen, die blonden Schahunia und die fast weißen Mozabies in den der braunen Berbern kommen; wie die helleren Völker Mittel-Afrika's sprachlich zu den Nigriziern gezählt werden können; sie erklärt die verschiedene Färbung der Kaffern-, Barabra- und Kongo-Stämme, so wie die typische Verschiedenheit, welche man, bei den abyssinischen, nubischen, ägyptischen Nationen, innerhalb einer und derselben Völkerschaft, ja einer und derselben Familie beobachtet hat. — Alle Beobachtungen weisen zugleich darauf hin, daß, abgesehen von den Hottentotten, alle braunen Völkerschaften Afrika's im Allgemeinen die gesitteteren und die ihnen sprachlich beigesellten dunkeleren Stämme die roheren; daß zugleich unter den schwarzen Nationen nur die eigentlich negerartigen als vollkommen verwildert zu betrachten sind, während die körperlich wohl gebildeten, wie die Joloffen, Somaulis, Suahelis u. v. a., sich auf einer gewissen Stufe der Halb-Civilisation

befinden.[1]) — Der ausgebildete Neger-Typus findet sich daher nur bei den rohesten, wildesten, verkommensten Horden des tropischen Afrika's. Bei den übrigen erweckt entweder die Farbe oder die Physiognomie und der Bau Zweifel über den Stammbaum. Die beiden schwärzesten Völker der Erde, die Joloffen und Somaulis, an den äußersten West- und Ost-Enden Afrika's, werden zugleich von Golberry und Lord Valentia als die schönsten, als vollkommen europäisch geformte Menschen geschildert, und Aehnliches berichtet Callié von den Mandingo- und Jenne-Negern. Die Fulah, das weitverbreiteste der sogenannten Negervölker — deren wohlklingende Sprache wahrscheinlich nicht einzeln dasteht, sondern wohl den Idiomen ächter Neger verwandt ist, — sind bald dunkeler, bald heller, zuweilen nur gelblich-braun, häufig schlichthaarig, und! — zählen sich selbst zu den Weißen, indem sie die Neger als untergeordnete Wesen betrachten.[2]) Unter den der kafferischen Sprachfamilie angehörigen Kongo- und Bunda-Völkern finden sich Tribus mit nur grau-brauner Hautfarbe und auffallend viele Individuen nicht mit schwarzem, sondern mit rothem oder röthlichem Haar. Die rings auf allen Seiten von den dunkelsten Negerstämmen umwohnten Nareaner sind, nach Bruce, die hellfarbigsten aller Afrikaner und nicht dunkeler als gebräunte Süd-Europäer. —

Diese Beispiele werden genügen, um die eigenthümliche Variations-Fähigkeit der Afrikaner darzuthun, und zugleich zu zeigen, daß ihre typische Verschiedenheit keineswegs durchgängig durch ihre Abstammung bedingt wird. Man irrt daher, wenn man alle oder mehrere jener helleren Völkerschaften als Glieder der großen indisch-europäischen Stammgenossenschaft betrachtet, weil einerseits die Uebergänge so allmälig sind, daß man zweifelhaft bleiben muß, wo die Grenze zu ziehen sey, — weil andererseits die Sprachgemeinschaft helle und dunkele Tribus mit einander verbindet, und somit auf die

---

[1]) Diese unverkennbare Wechselwirkung zwischen klimatischen und moralischen Einflüssen einerseits und der typischen Ausprägung des Körpers andererseits ist nicht so unbegreiflich, als es auf den ersten Anblick scheint, wenn man sich erinnert, daß auch gewisse Hausthiere, namentlich Rinder, Pferde, Katzen, Schweine, wenn sie verwildern, nach einigen Generationen eine gewisse dunkele Tingirung annehmen und die helleren, bestimmteren Farben der gezähmten Geschöpfe ihrer Gattung einbüßen. Spring u. A. haben bereits auf diese Neigung verwildernder Thiere, eine gewisse fahle, unentschiedene oder Rußfarbe anzunehmen, hingewiesen; es ist daher auch nicht ganz bedeutungslos, wenn wir erfahren, daß die wirklich dunkel-schwarzen Völker selten den vollen Neger-Typus haben, daß dagegen mit dem letztern häufig eine gewisse matt-schwarze Hautfarbe verbunden ist. —

[2]) Ritter a. a. O. I. S. 345 ff., 349.

Richtigkeit der Racen-Scheidungen hinweiset. Diese Sprachverbindung führt aber die libyschen Völker offenbar der afrikanischen, nicht der europäischen Stammgenossenschaft zu. — Denn wenn z. B. sowohl die helleren Kabylen-Stämme des hohen Atlas, als die ihnen sprachverwandten dunkelfarbigen Tuariks, die dunkelrothbraunen (acajoufarbenen), negerartigen Berbern von Sennaar und Dongola zu den Aethiopen und vielleicht,[1]) sammt den schwärzlichen Mauren, zu den Berbern gehören: so beruht doch diese Zusammengehörigkeit eben auf der Sprachgemeinschaft aller dieser Stämme. Und wenn ferner diese Sprachverwandten in beide Racen hinüberspielen; wenn die Mauren durch die Völker von Haussa und Timbuktu und ebenso durch die Fulah in die Neger übergehen; wenn die östlichen Libyer durch die Tuarik's und nubischen Berbern, wie W. Young muthmaßt und Bruce und Browne zu bestätigen scheinen,[2]) mit den Nuba- und Schagga-Negern zusammenhängen; — wenn die Somaulis, wie Ritter mit Seetzen[3]) vermuthet, vielleicht ebenfalls zu den Berbern gehören: — so kann man nicht umhin, eine genetische Verwandtschaft der Libyer und Neger anzunehmen, wenngleich die Extreme beider Sub-Varietäten in der körperlichen Bildung so verschieden erscheinen, daß man sie eben darum verschiedenen Racen zugetheilt hat. — Welch ein merkwürdiges Zwielicht wirft aber diese vielfältige Verschlingung von Sprach- und Stammes-Aehnlichkeiten auf die räthselvolle Frage nach der gemeinsamen Abkunft des gesammten Menschengeschlechts! — Darauf kommen wir unten nochmals zurück.

Auf diese Weise sind daher Süd-, Mittel-Afrikaner und Libyer als eine größere ethnographische Einheit zu betrachten. Ist auch der Beweis dafür zur Zeit noch nicht vollständig zu führen, ist namentlich die linguistische Seite dieses Verhältnisses noch sehr im Dunkel: so erhält doch die Hypothese auch dadurch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit, daß sie von der unter allen Umständen unabweislichen Voraussetzung der Einheit des ganzen Geschlechts gestützt und getragen wird. Und sollte sie einst durch weitere wissenschaftliche Forschungen vollkommen begründet werden, so würde sich aus ihr ein sehr interessanter Beitrag zur Erklärung der Abartung und zum richtigen Verständniß der sogenannten Racen-Verschiedenheiten ableiten lassen. —

---

[1]) Mithridates III. 1. S. 48; Lidmann bei Ritter a. a. O. I. S. 666.

[2]) Ritter a. a. O. I. S. 263, 255.

[3]) Ritter a. a. O. I. S. 165 ff., 558 ff.

2. Ueber die Hottentotten-Völker. — Diese das schmale Süd-Ende des afrikanischen Kontinents bewohnende kleine Völkergruppe bietet ein neues Räthsel dar. — Prichard[1]) hat darzuthun versucht, daß diese — so viel man weiß — weder mit den ihnen benachbarten Kaffern, noch mit irgend einem andern afrikanischen Volke verwandten Stämme in physischer, wie in sprachlicher Beziehung so allein dastehen, daß er sie eben deshalb für eine besondere Varietät zu halten veranlaßt ist. Zugleich erkennt er jedoch mit Knox, Desmoulins u. A. gewisse physiologische Aehnlichkeiten an, welche zwischen den Hottentotten und den zur turanischen Race gehörigen Kalmucken (!) statt finden sollen. Er will indeß (S. 369) daraus nicht den Schluß ziehen, daß diese Süd-Afrikaner deshalb zu den turanischen Völkern Inner-Asiens zu zählen seyen. Gleichwohl weiset er selbst auf mehrere andere übereinstimmende Verhältnisse hin, die jenen Schluß in gewissem Grade rechtfertigen könnten, wenn nicht jene Uebereinstimmungen etwa aus der Gleichartigkeit der äußeren Umstände, des Klima's und der Lebensweise und anderer Einflüsse, unter denen beide Völker seit undenklichen Zeiten gelebt haben, zu erklären sind. —

Die zu den Hottentotten gehörigen Saabs oder Buschmänner hat man früher ebenfalls für eine besondere Race gehalten, da ihre Sprache von den Idiomen der Hottentotten wesentlich abweicht. Es scheint indeß gegenwärtig fest zu stehen, daß dieselbe ein, wenn auch entfernter Dialekt des Hottentottischen ist und die Buschmänner selbst nur sehr verwilderte Schößlinge jenes Stammes sind. — Seitdem eine der Horden[2]) der unzweifelhaft zu den Quaiqua gehörenden Koraqua (Korana) durch den Verlust ihrer Heerden zu der Lebensweise der Buschmänner genöthigt worden und dadurch derselben Verwilderung anheimgefallen ist, welche diese verachtete Race charakterisirt, ist ein deutlicher Fingerzeig gegeben, durch welche Ursache dieselbe einst ebenfalls gezwungen worden seyn mag, das Hirtenleben, welches alle übrigen Hottentotten-Stämme führen, aufzugeben, und mit der bedrängteren, die weitere Verwilderung bedingenden Lebensweise raubender Jägerhorden zu vertauschen. —

---

[1]) A. a. O. I. S. 217 ff. 323 ff. 367 ff. II. S. 288 ff.

[2]) Thompson, Travels in Southern-Africa etc. I. p. 429 ff.

Viertes Kapitel.

Der hochasiatische oder tatarische Stamm.

§. 12.

A. Die tibetanische Völker-Familie.

Sie ist auf dem Himalaya heimisch geworden, nachdem die ersten Stammeltern derselben, wie die Mythe sagt, in Folge theils politischer, theils religiöser Umwälzungen, aus China und Indien in grauer Zeit dorthin gewandert sind, und sich die tatarische Urbevölkerung unterworfen und assimilirt haben. — Dem auf solche Weise entstandenen Mischlingsvolk der Tibetaner, welches sich selbst Bhotiyah oder Bod-gji nennt, und von den Chinesen Thu-fan oder Thu-po, auch K'hiang (d. i. Schafhirten) oder auch Ti (d. i. Hunde oder Barbaren) genannt wird, gehören die weiten Länder Groß- und Klein-Tibet, Butan, Theile von Nepal, Sifan (d. i. das wenig bekannte Quellland des Hoang-Ho) und vielleicht die noch unbekannteren oberen Stufenländer der hinter-indischen Ströme. Die Alpenkette Küen-Lün und die große Wüste scheinen der Verbreitung dieses Volkes gegen N. eben so bestimmte Schranken gesetzt zu haben, als die wilden Gebirgsländer und der Gegendruck der indischen und chinesischen Kulturwelt im S. und O. — Aber es gibt noch zahlreiche tatarische Stämme innerhalb des tibetanischen Verbreitungsbezirks, welche die Beimischung fremder Elemente und die damit verknüpfte Entwilderung noch nicht erfahren haben, die den Völkerschaften von H'lassa, Ladak und Butan mehr oder weniger eine sehr eigenthümliche Gesittung gegeben hat.[1]) —

Nur diese letzteren Volks- und Sprachzweige sind seit Kurzem bekannter geworden. —

Die Sprache von H'lassa oder Lha-Ssa (wie Huc schreibt), der gebildetste der tibetanischen Dialekte, ist Schrift- und zugleich Kirchensprache aller mongolisch-buddhaistischen Völkerschaften Hinter-Asiens, und besitzt ein dem Devanagari ähnliches Alphabet. — Seit den aufopfernden Forschungen Csoma's de Körös weiß man, daß diese Sprache eine sogenannte „tatarische" ist, die den Einfluß der chinesischen in einem solchen Grade erfahren hat, daß

---

[1]) Die Tibetaner nennen ihr Land „Bod" oder „Bod-bha," woraus der Volksname „Bhotiyah" oder „Bod-gji" für die Völker von Tibet und Butan entstanden ist. — Der Name „Tibet" oder „Tübet" ist eine Verstümmelung der oben angeführten chinesischen Benennung „Thu-po".

sie als ein Verbindungsglied zwischen beiden Sprachstämmen betrachtet werden kann.[1]) —

§. 13.

B. Die tatarischen oder mongolischen Völker.

Sie haben dem ganzen Stamme den Namen geliehen, und umfassen die vielnamigen Völkerschaften der Tataren und Mongolen[2]) (im engern Sinne), d. i. jene zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sogenannte Mongolei, die Hoch-Terrassen am Ili, am Kuku-Nor, und, untermischt mit anderen Stämmen, die östlichen Gegenden der hohen Tatarei und Theile des sibirischen und kaspischen Tieflandes bewohnen.[3])

1. Der ost-tatarische Zweig oder die Ost-Mongolen, deren Name auf die Familie, und von dieser auf den ganzen Stamm übergegangen ist, theilen sich in
   a) die Scharra- oder Scharaigol- u. m. a. Völkerschaften ohne gemeinschaftlichen Namen, im Süden der Wüste;
   b) die Khalkha- oder Kalkas-Mongolen im Norden der Gobi, im Westen des mandschurischen Alpenlandes, das mächtigste aller mongolischen Völker, dessen Gebiet sich von N. gegen S. 150, von W. gegen O. an 400 Mln. weit ausdehnt, — u. m. a. verwandte Völkerschaften.
2. Der west-tatarische oder kalmückische Zweig.
   a) Südliche Kalmücken oder Ölöt am Kuku-Nor, im N. desselben und im Süden der Küen-Lün-Kette (vermischt mit Sifans oder Ost-Tibetanern), die westlichen Grenznachbarn der Scharaigol.
   b) Nördliche Ölöt oder Eleuten.
      aa) Die Dsungaren in der Dsungarei; —
      bb) Torgot im Süden des Ili; —
      cc) Eleuten des großen Altai; —
      dd) Russische Kalmücken am untern Don, an der untern Wolga und am Ural.

---

1) Ein Mehreres über die Tibetaner bei Prichard, a. a. O. III. 2. S. 527 ff., wo auch die betreffenden literarischen Nachweise zu entnehmen sind, und bei Huc, Souvenirs etc. II. Chap. 5—10.

2) Keine derselben nennt sich heute wirklich mit dem einen oder dem andern dieser Namen. Ueber die Identität derselben vergleiche man C. Ritter a. a. O. II. S. 274 ff. und die betreffende Anmerkung zu diesem Kapitel.

3) Ueber die Mongolen innerhalb des chinesischen Reichs vergl. Huc, Souvenirs etc. I. 396—431, so wie Prichard a. a. O. III. 2. S. 340 ff.

3. Der nördliche oder burätische Zweig, dessen wenig zahlreiche Mitglieder, die Buräten oder Burjäten, im Osten des Baikal-Sees, in Da-urien und, spärlicher, auch am Nord-Fuße dieses Gebirgslandes verbreitet sind.

§. 14.

C. Die tungusische Völker-Familie[1])

in Ost-Sibirien, dem mandschurischen Alpenlande und, vermöge kriegerischer Kolonisation, auch in China und sporadisch im ganzen chinesischen Reiche.

1. Die Mandschu oder südlichen Tungusen (Tung-hus), das herrschende Volk im chinesischen Asien, dessen alphabetisch geschriebene und grammatikalisch gekannte Sprache jedoch nur in dem heimischen Gebirgslande, und zwar nur bis etwa zum Amur nordwärts, die herrschende ist. — Im N. und im Quellgebiet dieses Flusses, so wie im O. des Baikal-Sees verschiedene mandschurische Völkerschaften mit besonderen Dialekten; unter ihnen werden
   a) die östlichen Stämme der Ewenki und Solon;
   b) die westlichen oder Da-urier (Dahurs) in der gleichnamigen Gebirgslandschaft genannt.
2. Die nördlichen Tungusen (Tungusen im engern Sinne), im östlichen Sibirien, vom Jeneßei längs der obern und untern Tunguska ostwärts bis zum lamutischen Meere, sowohl in der Ebene als im da-urischen und aldanischen Berglande verbreitet; sie theilen sich in viele kleine, besondere, aber mit der Mandschu-Sprache verwandte Dialekte sprechende Tribus.

§. 15.

D. Die türkische Völker-Familie

bewohnt alle westlichen und nordwestlichen Länder des weiten Verbreitungsbezirks dieses Völkerkreises, so wie die Tungusen die östlichen und so wie die Mongolen oder Tataren (im engern Sinne) die mittleren Gegenden desselben einnehmen. Zu dieser türkischen oder west-tatarischen Familie gehört eine sehr große Zahl von Völkern und Völkerstämmen, welche dem Forscher das räthselhafte und interessante Phänomen ganz augenfälliger Körperverschiedenheit, bei unverkennbarer Sprachähnlichkeit, darbieten; und diese letztere Aehnlichkeit ist so groß, daß die überwiegende Mehrzahl, und zwar der

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 309 ff.

bedeutendsten und mächtigsten Völkerschaften, selbst wenn sie durch weite Räume von einander getrennt sind, nur Schwestersprachen, selbst nur Dialekte Einer und derselben Sprache zu reden scheinen. — Wir unterscheiden daher, außer den verschwundenen, oder vielmehr in andere Nationen auf- und übergegangenen historischen Völkern der Chiung-nu oder Hiong-nu (die Deguignes, Klaproth und A. Rémusat für die Stammväter der Hunnen halten), der Seldschucken, der Petscheneren, Avaren, Chazaren[1]) u. s. w., nur drei Zweige oder Gruppen dieser großen Familie:

1. Die Turk-Völker (Thu-khiu) und Sprachen:

   a) Türken (im engern Sinne), Osmanen, Ottomanen oder Osmanli. — Volk und Sprache herrschen, wiewohl nicht überall der Zahl nach, vom untern Euphrat bis zum schwarzen und Mittelmeere, in Europa auf der griechischen Halbinsel, und zwar besonders in Thrazien, Mazedonien und Bosnien, auf Cypern, Kandia und den Nord-Küsten Afrika's (westwärts etwa bis zum mittlern Meridian von Sardinien). — Die Sprache hat sich (wie die aller muhamedanischen Völker) durch persische und arabische Elemente bereichert.

   b) Uiguren,[2]) heute nur noch eine schwache Völkerschaft am obern Tarim, in Ost-Turkestan, welche das reine Alt-Türkische spricht, und seit lange die Buchstabenschrift kannte; einst ein mächtiges Volk, welches die Seldschucken- und Ghasnaviden-Reiche gründete.

   c) Usbeken, herrschend in Turan und West-Turkestan.

   d) Turkomanen, Truchmenen oder Türkmen, ein sehr unbestimmter Name von geringem ethnographischem Werthe. Der Uebersicht, nicht der unbekannten Stammesverschiedenheit halber, unterscheiden wir:

      aa) Oestliche Turkmanen, zersprengte, zahlreichere oder schwächere Schaaren und Stämme der einst in Kiptschack herrschenden Usen oder Chuni, wie Deguignes

---

[1]) Diese scheinen (vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 331 ff. sprach- und stammverwandt mit den Usen oder Kiptschaken (Kumanen), auch mit den Petscheneren (Petschenegen) oder Patzinazi und Bulgaren gewesen zu sein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alle diese Völker, zu denen auch die Avaren gehören, Trümmer der Hunnen-Völker waren, die nicht als ein einzelnes homogenes Volk zu betrachten sind, sondern vielmehr als ein Völkerhaufe theils türkischer, theils mongolischer Abstammung, — in sofern diese beiden Stämme nicht ursprünglich überhaupt gemeinschaftlichen Ursprungs sind.

[2]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 321 ff.

anführt; sie schweifen heute rings um die Ost-, West- und Süd-Gestade des kaspischen Sees, durch die Wüsten von Turan und die Gebirge von Masanderan und Aserbeidjan; auch in weiterer Ferne von jenem Binnenwasser sind sie zu finden: in Khorasan, West-Turkestan, selbst in Afghanistan und Hindustan. —

bb) Westliche Türkmen, im nördlichen Kurdistan, in Syrien und Klein-Asien, selbst in Mazedonien. —

e) Turk-tatarische Völkerschaften, ihrer theilweis mongolischen Körperbildung halber „Tataren" genannt, während ihre Sprache doch ihre nahe Verwandtschaft mit der türkischen Familie zu beweisen scheint. Auch ihre Geschichte beweiset, daß diese Volksreste wohl vorherrschend türkischer Abstammung sind, wenngleich sich ihnen tatarisches oder mongolisches Blut beigemischt haben mag. —

aa) Reste der Kiptschak-Türken, Usen oder Chuni, zu denen vielleicht auch (siehe oben) die Turkmanen, so wie die Kumanen gehören, deren Nachkommen noch in der nieder-ungarischen Ebene unter demselben Namen fortleben, aber ihre Sprache und damit das Wesentlichste ihrer Nationalität aufgegeben haben. — Andere Trümmer dieses Völkerhaufens haben dagegen Sprache und Volksthümlichkeit mehr oder weniger bewahrt. Dies sind die Kumucken an der untern Kuma und am untern Terek; die Nogayen ebendaselbst und am mittlern Kuban; die Kiptschak u. a. im N. des obern Kuban; die Nogayen (Tataren) der Krim und Süd-Rußlands, welche letzteren zwischen Don und Dnjepr und (sporadischer) bis zum Dnjester und bis zur Donau-Mündung hin wohnen.

bb) Wolga-Turk (nach Balbi gleichfalls Kaptschack-Türken, wahrscheinlicher Reste des alt-türkischen Kulturvolks der Bulgaren); mehrere schwache Stämme an der untern Wolga und am Ural, häufig in den dortigen größeren Städten, mit vielen, den Wohnplätzen entnommenen Benennungen; ein schöner Menschenschlag, wie es scheint, ohne mongolische Beimischung, daher „reine Tataren" (d. h. Türken) genannt. —

cc) Uralische Turk-Tataren, am Ural, Tom, Ischim und Tobol, mit vielen verschiedenen, großentheils den Wohnplätzen entnommenen Namen. Am bekanntesten unter ihnen: die Baschkiren oder Baschkurt (wie sie sich selbst nennen), eine sehr gemischte Race, weshalb

sie von Einigen für Verwandte der Ostjaken, also für Finnen[1]) gehalten werden; sie sind an der untern Wolga, an und auf dem Ural und an der Kama heimisch; — die Karakalpaken in der Nähe des Aral-Sees, sind ihre nächsten Verwandten.

dd) Die Kirghisen, Kirgisen oder Kirghis-Kasaken, zum Theil in Turkestan und der Dsungarei, wo sie Kara (d. i. schwarze) Kirghisen und Buruten, auch Koerger genannt werden, — zum Theil im nördlichen Turan und dem südwestlichen Sibirien, mit einem der reinsten türkischen Dialekte, obgleich mit entschieden mongolischer Physiognomie.[2])

ee) Sibirische Turk-Tataren, zwischen dem mittlern Irtysch und dem untern Lauf der obern Angara (Tunguska), mit türkischen, aber mit mongolischen Elementen gemischten Idiomen und mongolischer Bildung, mit vielen verschiedenen, den heimischen Lokalitäten entnommenen Namen. Die bekanntesten: die Barabinzen in der gleichnamigen Steppe; die Teleuten (Telinguten) oder sogenannten weißen Kalmücken am obern Obi; die Sayanen am obern Jeneßei. —

2. Jakuten oder Sochalar[3]) (wie sie sich selbst nennen) an der Lena und ihren mittleren und unteren Zuflüssen, an der Jana und Indigirska, auch an der Kolyma, am Aldan und im Aldan-Gebirge, wo sie die Nachbarn der nördlichen Tungusen sind. Sie bilden, ungeachtet ihrer mongolischen Züge, vermöge ihrer Sprache, den zweiten, den nördlichsten Zweig der großen türkischen Völker- und Sprachen-Familie. — Der dritte ist der

3. Tschuwaschen oder Berg-Tataren im mittlern und südlichen Ural, an der Kama und mittlern Wolga, von denen es jedoch zweifelhaft ist, ob sie nicht vielleicht dem folgenden, dem

---

[1]) Vergl. A. v. Humboldt, Kosmos I. S. 492; — Prichard a. a. O. III. 2. S. 370; — F. H. Müller, der Ugrische Volksstamm, I. S. 141 ff.

[2]) A. v. Humboldt (vergl. Kosmos I. S. 492) sagt, die Kirghisen seyen „ursprünglich ein finnischer Stamm." Vergl. dagegen Prichard a. a. O. III. 2. S. 371 ff.; — auch F. H. Müller a. a. O. I. S. 227 ff.

[3]) Prichard a. a. O. III. 2. S. 379 ff.; — Erman's Reise um die Erde, II.; — v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien ꝛc.

finnischen Stamme angehören; ihre Mundart ist indeß eine türkische.[1]) —

§. 16. Erläuterungen.

1. Anmerkung über die Namen und Stammverwandtschaft der Mongolen, Tataren und Türken. — Dies Kapitel kann nicht füglich geschlossen werden, ohne in der Kürze einige Punkte zu berühren und möglichst aufzuhellen, die zu vielfältigen Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben und noch geben. Dahin gehört die Beantwortung der Fragen:

„Sind die Turk-Völker sämmtlich oder theilweise kaukasischer oder mongolischer Race?“

„Sind Tataren und Mongolen identisch oder Zweige eines und desselben oder zweier verschiedener Stämme?“

Die in dieser Beziehung herrschende Verwirrung ist sehr alt. Im ganzen Mittelalter und bis auf die neuere Zeit werden die Namen „Mongolen“ und „Tataren“, und später „Tataren“ und „Türken“, sowohl von abendländischen als von orientalischen Geographen und Geschichtschreibern theils identifizirt, theils verwechselt, und der Gebrauch, gewisse Völker mit dem einen, gewisse andere mit dem andern Namen zu belegen, ist auf keine Weise fest bestimmt. — Wenn dies auf der einen Seite allerdings auf das Dunkel hinweiset, welches die genetischen Verhältnisse jener Völker umhüllt, so bezeugt es auf der andern Seite doch auch theils ihre Verwandtschaft, theils die Gemeinsamkeit ihrer Schicksale und die daraus hervorgehende Schwierigkeit, sie auf bestimmte Weise zu unterscheiden und zu gruppiren. Es kann daher nicht überraschen, wenn man noch heute über den Stammbaum einiger der wichtigsten historischen Gestalten in Zweifel ist, wenn man die Hunnen bald für ein mongolisches, bald für ein Turk-, bald sogar für ein finnisches Volk; — wenn man die Scythen, mit Niebuhr, für Mongolen oder auch, wie A. v. Humboldt, für Massageten (Alanen), also für ein indo-germanisches Volk[2]) hält; — wenn man die Bestürmung und Eroberung Indiens unter Tamerlan und Babur-Khan einerseits mongolischen und andererseits, wie A. Remusat und Klaproth wollen, türkischen Völkerschaften zuschreibt, u. s. w. —

Durch das Interesse, welches man der sogenannten Racen-Verschiedenheit zugewandt, sind diese Verhältnisse keineswegs aufgehellt, sondern vielmehr ganz außerordentlich verwirrt worden. — Seit Blumenbach, nach einigen ihm vorliegenden Schädeln,

---

[1]) Pallas und Rosen bei Prichard a. a. O. III. 1. S. 358.
[2]) Vergl. Kosmos I. S. 491 (Anmerk. 10).

Tataren und Mongolen sehr bestimmt getrennt, und die ersteren zur sogenannten kaukasischen Varietät gerechnet hat, galten nun die der unmittelbaren Beobachtung der Abendländer sich darbietenden, nicht selten wohlgebildeten und dann dem Urbilde des mongolischen Typus allerdings wenig entsprechenden Türken allgemein für Repräsentanten des tatarischen Stammes, der, wie Pallas behauptete, mit den Mongolen nichts gemein habe, als eine zufällige und entfernte Aehnlichkeit in der Sprache und die häufig übereinstimmende Lebensweise, und diese Meinung ist seitdem vielfältig adoptirt worden. —

Was die Physiologie auf solche Weise bestimmt erklärt, das konnte man durch die neuerdings begonnene eifrige Erforschung der orientalischen Sprachen bestätigt zu sehen erwarten. Aber gerade das Gegentheil ist eingetreten; das Räthsel schien sich dadurch nur noch mehr verhüllen zu wollen. Denn wenn aus dem physiologischen Standpunkte allerdings gewisse, theilweise auch sehr bestimmt ausgeprägte körperliche Verschiedenheiten zur Annahme einer Trennung berechtigen mögen, so weiset die Linguistik und die damit verbundene orientalische Geschichtsforschung dagegen sehr deutlich auf die ursprüngliche Einheit dieser ganzen Völkergruppe hin; auch fallen die vorhandenen physiologischen Unterschiede der einzelnen Völkerschaften keineswegs immer mit den sprachlichen zusammen; es tritt vielmehr sehr häufig der entgegengesetzte Fall ein. Die vorangeschickte Uebersicht erwähnt mehrerer solcher Inkongruenzen. — Völker von entschieden mongolischem Typus, wie die Kirghisen, Baschkiren, Turkmanen, Barabinzen, Jakuten, Teleuten und andere verkommene oder minder gesittete Stämme, reden türkische Idiome, und so gering ist überhaupt der linguistische Unterschied zwischen den einzelnen, durch die Körperlichkeit mannigfach getrennten Gliedern der Turk-Familie, daß der an den Syrten und der an der untern Wolga wohnende Türke sich ohne große Schwierigkeiten verständigen können, während auch die Jakuten und andere türkische Stämme Sibiriens, welche sich seit vielen Jahrhunderten bereits von der Urheimath und den übrigen Gliedern der Familie getrennt haben, den letzteren sprachlich doch noch so nahe stehen, als z. B. die Skandinavier den Deutschen.[1]) — Es fragt sich nun, was über die Abstammung dieser Völker entscheiden soll, ob die Körperlichkeit oder die Sprache. —

Bekanntlich pflegt nur, wenn ein kultivirtes Volk mit einem rohen in innige Berührung getreten ist, von Seiten des letztern ein Aufgeben der eigenen, ein Adoptiren der fremden Sprache

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 387.

statt zu finden; bekanntlich wird aber auch kein Attribut der Nationalität mit größerer Zähigkeit fest gehalten, als die Sprache, und es könnten zahlreiche Beispiele angeführt werden, daß rohe Völkerreste Jahrhunderte lang zwischen kultivirteren, durch politischen, gesellschaftlichen und religiösen Einfluß überlegenen Völkern gewohnt haben, ohne doch in diese gänzlich aufgegangen, ohne das alte, rohe Idiom aufgegeben zu haben, selbst wenn Verachtung und politische Unmündigkeit mit diesem Festhalten verbunden waren. —

Es fragt sich also zuerst, ob in dem vorliegenden Falle ein solches inniges Berühren und Durchdringen kultivirterer, vermeintlich „kaukasischer" Türken- und roher Mongolen-Stämme irgendwo statt gefunden habe; — sodann, ob hinreichende Gründe zu der Annahme vorhanden sind, daß die türkisch redenden Völker mit mongolischer Physiognomie einst wirklich einen solchen Sprachentausch vorgenommen haben; — endlich, ob der ursprünglich iranische Typus der Turk-Völker etwa durch Vermischung mit mongolischem Blut dergestalt umgeschmolzen worden ist, daß die meisten derselben nunmehr ein entschieden turanisches Gepräge haben. —

Der erste Theil dieser Frage muß in sofern bejaht werden, als es feststeht, daß mongolische und tatarische Stämme zu verschiedenen Zeiten an den bekannten großen Kriegs- und Eroberungszügen türkischer Dynasten Theil genommen haben, und daß umgekehrt Turk-Völker den Reichen und Heeren Dschingis-Khans und anderer Mongolen-Fürsten oft in vorwiegender Zahl einverleibt waren. Nach A. Remusat's, auf die chinesischen Annalen gestützten Versicherungen bleibt nicht der geringste Zweifel übrig, daß die Tu-khiu (Türken) des 6. Jahrhunderts und die Hiong-nu oder die Hunnen früherer Zeiten identisch seyen; dennoch wurden und werden die Hunnen als die reinsten Abbilder des mongolischen Typus geschildert. Nach eben jenen Annalen hatten indeß die Hiong-nu in den von ihnen ausgegangenen Stürmen mongolische Stämme überwältigt und mit fortgerissen. — Es ist ferner gewiß, daß die Türken, und zwar vornehmlich die Uiguren und Bulgaren, im Allgemeinen höher kultivirt waren, als alle Mongolen-Völker; daß namentlich die Uiguren, welche schon sehr frühe, wie man glaubt, durch christlichen Einfluß eine eigene Buchstabenschrift und Literatur erhalten hatten, für alle hinter-asiatischen Völker als Kulturträger und Vermittler des gegenseitigen Verkehrs angesehen werden müssen. —

Aus diesen Thatsachen darf indeß keineswegs unbedingt gefolgert werden, daß diese Ueberlegenheit der Gesittung auf Seiten der Türken und jene während der Völkerwanderungen Asiens vor sich gegangenen Einverleibungen mongolischer und tatarischer

Stämme in die Heere und Reiche der Turk-Völker und umgekehrt den fraglichen Sprachentausch für die Einverleibten stets nothwendig herbeigeführt habe. Denn die höhere Civilisation der Uiguren und einzelner anderer türkischer Völkerschaften war schwerlich ein Gemeingut der ganzen, ungemein zahlreichen türkischen Race und noch weniger dem Kulturzustande der Mongolen in einem solchen Grade überlegen, daß sie, bei der Ungebundenheit des Nomadenlebens, das Türken wie Mongolen führten, die letzteren zu einem solchen Tausch hätte nöthigen können. Aber selbst angenommen, ein solcher sey von einigen mongolischen und tatarischen Stämmen so vollständig vollzogen worden, daß sie damit in die türkische Nationalität ganz aufgegangen wären: so waren doch diese den Heeren Attila's, Tamerlan's u. s. w. einverleibten, vermeintlich sprachtauschenden nicht-türkischen Stämme, nach den einstimmigen Zeugnissen aller einheimischen Berichterstatter, so wenig zahlreich,[1]) daß ihre Beimischung den vermeintlich iranischen Typus der türkischen Race schwerlich in so merkbarem Grade hätte umwandeln können, wie nothwendig angenommen werden müßte, wenn man meint, daß die jetzt türkischen Völker mit vorherrschend mongolischem Typus den letztern durch jene Vermischung erhalten hätten, während sie ihr türkisches Idiom unverändert fest hielten.[2]) —

Es ist indeß, bei der Erwägung dieser Verhältnisse, noch ein anderer Umstand von entscheidender Wichtigkeit. — Die Jakuten und einige andere sibirische Stämme tragen den Stempel der turanischen Race so deutlich als irgend ein anderes asiatisches Volk: dennoch reden sie ungemischte alt-türkische Sprachen; dennoch sind sie, so viel man weiß, seitdem sie in unvordenklichen Zeiten in ihren gegenwärtigen Sitzen heimisch geworden, niemals — was auch ihre Religion beweiset — weder mit türkischen noch mit mongolischen Stämmen in eine nähere Berührung gekommen, so daß hier weder an einen Sprachentausch noch an eine Racen-Verschmelzung gedacht werden kann. — Dies eine Beispiel genügt, um sowohl die Hypothese des Sprachentausches, als die Annahme der Racen-Umwandlung unhaltbar zu machen, welche beide ohnehin nach den oben angeführten Umständen bereits als zweifelhaft erscheinen mußten. Wo immerhin der eine oder der andere Vorgang stattgefunden haben mag, jedenfalls hat er nicht in solcher Ausdehnung und Allgemeinheit statt haben können, daß dadurch die vorliegenden Resultate zu erklären wären. —

---

[1]) Vergl. Ritter a. a. O. II. S. 282; — A. Remusat bei Prichard III. 2. S. 426.

[2]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 314—350.

Nach dem Vorausgeschickten wird man daher zugestehen müssen, daß die Turk-Völker durchgängig gleicher Abstammung mit den Tataren und Mongolen, daß sie also turanischer Race sind, und diese Behauptung wird, wie weiter unten zu erörtern ist, nicht blos durch ihre älteste Geschichte, sondern auch durch den Typus ihrer Sprache bestätigt.[1]) — Wo daher einzelne Individuen oder ganze Völkerschaften türkischen Stammes, wie die Osmanen und Wolga-Türken, ein mehr europäisches Aussehen haben, da haben sie ihr ursprüngliches Gepräge verloren. Es ist Thatsache, daß die Osmanen, und zwar nicht blos aus Lüsternheit, sondern vielmehr, wie Ranke besonders lichtvoll hervorgehoben,[2]) aus politischen Rücksichten, die Vermischung mit dem fremden Blute mehr gesucht, als gescheut; daß sie sich durch geraubte Christenkinder und Sklaven ergänzt und verstärkt haben; Thatsache, daß Tamerlan und seine Nachfolger Tausende von Sklaven aus den unterworfenen Ländern Vorder-Asiens fortführen ließen, die muthmaßlich auf die Umwandlung der türkischen Race eingewirkt haben dürften. Ebenso ist nicht zu verkennen, daß auch in Persien und Turkestan die Vermischung der dort heimisch gewordenen türkischen Stämme mit Eingeborenen iranischer Race eine Veränderung der türkischen Physiognomieen, mindestens bei den vornehmeren Klassen, herbeigeführt hat, wie A. Burnes u. a. Reisende ausdrücklich bemerken. — Dennoch reichen diese Ursachen kaum aus, um jene auffallende Umwandlung des ursprünglichen Typus zu erklären. Es ist daher wahrscheinlich,[3]) daß auch die Einflüsse der Lebensweise, des Klimas und der höhern Gesittung darauf einwirkten, dergestalt, daß die Typen der mongolischen Verbildung nun nur noch bei den wilderen und roheren türkischen Stämmen, bei den Jakuten, Kirghisen, Baschkiren u. s. w., zu finden sind, während die kultivirteren Zweige der Familie auch körperlich edler gebildet erscheinen. — Diese Bemerkung, welcher freilich der Typus der chinesischen Völker widerspricht, erinnert an die ähnliche, welche am Schlusse des vorigen Kapitels, in Betreff der typischen Verschiedenheit der Afrikaner gemacht worden ist, und bestätigt die schon früher vielfach angedeutete Unbestimmtheit der Racen-Unterschiede und die Unsicherheit der darauf gegründeten Racen-Eintheilung von Neuem. —

Nach dieser Erörterung frägt es sich nur noch, ob und welch ein Recht die Türken auf den Namen „Tataren“ haben, der ihnen in älterer wie in neuerer Zeit oft beigelegt worden ist; — sodann

---

[1]) Prichard a. a. O. III. 2. S. 423 ff.
[2]) Ranke, Geschichte der Fürsten und Völker 2c. I.
[3]) Prichard a. a. O. III. 2. S. 631.

ob die Namen „Tataren“ und „Mongolen“ zweien verschiedenen Familien dieser Völkergruppe zukommen, oder ob beide durchaus identisch sind. —

Bis zum dreizehnten Jahrhundert war der Name und die Existenz der mongolischen und tatarischen Völker in Europa und ebenso in China fast unbekannt. Fast ebenso war es mit dem der Türken. Die früheren Einfälle und Kämpfe der Hunnen, Bulgaren, Kumanen, Chazaren, Petscheneren und anderer barbarischer Horden sind zwar, wie oben angedeutet, vorherrschend türkischen Stämmen zuzuschreiben; aber deren Stammesähnlichkeit wurde, wenn auch erkannt, doch nicht oder höchstens mit der Sammtbenennung „Hunnen“ bezeichnet. — Seitdem aber der mongolische Dschingis-Khan, mit Hülfe des wenig zahlreichen aber tapfern Mongolen-Stammes der „Tataren“, alle Völker Hinter-Asiens unterworfen, haben er und seine Nachfolger den Namen der „Mongolen“ und „Tataren“, die ursprünglich mit Recht als identisch gebraucht wurden, im Osten wie im Westen berühmt gemacht, wiewohl vorzugsweise durch die Kraft der ihnen unterworfenen türkischen Völker. Von diesen letzteren war aber dabei um so weniger die Rede, als sie, äußerlich von jenen wenig unterschieden, durch ihre mongolischen Herrscher den Namen „Moal“ (Mogul) als einen Ehrentitel schätzen gelernt hatten.[1]) In der Geschichte des Abendlandes erhält daher der Name der Türken erst seit dem historischen Auftreten der Osmanen eine Bedeutung. — Was aber im Besondern den Namen der „Tataren“ anbelangt, so kommt derselbe, nach A. Remusat und Klaproth,[2]) ursprünglich allein der wenig zahlreichen, aber tapfern mongolischen Horde zu, welche zu Dschingis-Khans Zeit an den Ufern des Buyur-Sees, auf den westlichen Vor-Alpen des Khingkan-Oola ihre Heerden weidete, jenen Fürsten zuerst zum Herrn der benachbarten Mongolen- und Turk-Völker machte und dadurch den Grund zu seiner Weltbedeutung legte. Der Name ist also ursprünglich eine Spezial-Benennung für einen einzelnen mongolischen Tribus. — Außerdem aber nannten und nennen auch die Chinesen alle ihnen im Norden wohnenden nomadischen Horden ohne Unterschied „Ta-tse“ oder „Ta-ta“,[3]) was indeß auf den fraglichen europäischen Gebrauch jenes Namens kaum einen nachweisbaren Einfluß ausgeübt haben dürfte. Viel wichtiger ist in dieser Beziehung, daß ältere und neuere abendländische

---

1) Ritter a. a. O. II. S. 275.

2) Bei Prichard a. a. O. III. 2. S. 343, und bei Ritter a. a. O. II. S. 275.

3) Ritter a. a. O. II. S. 275.

Schriftsteller die Benennung „Tataren" theils ausschließlich, wiewohl ohne jede Berechtigung, auf die Turk-Völker anwenden, um sie von den Mongolen zu unterscheiden, theils als Kollektiv gebrauchen, um damit alle asiatischen wilden Völker zu bezeichnen, die seit dem 13. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben. — Diesem letztern Gebrauche entspricht es, wenn A. Remusat,[1]) Klaproth[2]) u. a. neuere Sprachforscher, wiewohl aus linguistischen Gründen, die türkischen und hochasiatischen Völker unter einer Hauptbenennung zusammenfassen, und sie, wahrscheinlich unter dem Miteinflusse jenes alten und unberechtigten Namengebrauchs, „tatarische" nennen. — Ganz allein in diesem linguistischen Sinne sind daher die Türken „Tataren" zu nennen, nicht aber, weil sie ihrer Abstammung nach irgend ein näheres Recht auf den Namen „Tataren" hätten, als die Mongolen; es ist vielmehr gerade umgekehrt. Man hätte sie daher zur Unterscheidung, wenn auch gleich irrthümlich, eben so gut „Mongolen" und diese „Tataren" nennen können. A. v. Humboldt[3]) und Neumann[4]) bezeichnen es daher ausdrücklich als einen Irrthum, wenn z. B. die türkischen Stämme Sibiriens und Süd-Rußlands durch den Volksmund „Tataren" genannt werden, und nach den einheimischen Geschichtschreibern,[5]) die hierin allein entscheiden können, sind Tataren und Mongolen ursprünglich zwei verschiedene, nach Abulghasi von zwei Brüdern abstammende Zweige eines und desselben Volkes, welche Dschingis-Khan vereinigt, dann bekanntlich auch die Turk-Völker mit fortgerissen und auf diese Weise wohl den ersten Grund zu der nachmaligen Namenverwirrung gelegt hat. —

Um nun in dieser Angelegenheit sich vor allen Mißverständnissen zu bewahren, sollte man sich über den fraglichen Namengebrauch vereinigen. Zuerst müßte der Name „Tataren" nicht etwa auf alle der turanischen Race zugehörigen Völker, nicht auf Chinesen und Japanesen, nicht auf die Finnen und die turanischen Polarvölker ausgedehnt, sondern, da er einmal eingeführt, nach der genannten Sprachforscher Vorgange, auf die Völker des tatarischen Sprachstammes beschränkt werden. Der Name „Mongolen" in seiner Kollektiv-Bedeutung bezeichnet, einem seit Blumenbach

---

[1]) Recherches sur les langues tatares etc. Discours préliminaire, p. 37.

[2]) Asia polyglotta, p. 225.

[3]) Kosmos, I. S. 491.

[4]) K. F. Neumann, Völker des südlichen Rußlands &c. (1847) S. 72 ff.

[5]) Ssanang Ssetsen, Gesch. d. Ost-Mongolen, übersetzt von Schmidt, und Abulghasi, Hist. généalog. des Tatares etc. p. 26.

sehr allgemein angenommenen Sprachgebrauche zufolge, die hinter-asiatische Menschen-Race, die wir, mit Prichard, der Unzweideutigkeit halber, lieber die „turanische" genannt wissen möchten, obgleich A. v. Humboldt sich dagegen erklärt.[1]) Da man indeß unter „Mongolen" auch einen bestimmten Zweig der hinter-asiatischen Varietät oder auch des tatarischen Sprachstammes versteht, so würde man wohl thun, diese Bezeichnung allein für diese ethnographische Unterabtheilung zu gebrauchen. —

2. Ueber die Sprachen und Sprachverwandtschaften der hochasiatischen Völker-Familie. — Die neueren Forschungen von Scherer, A. Rémusat, Schott u. A. haben die ältere Meinung Adelungs, welcher die hochasiatischen Völker als sprachlich geschiedene ansah, berichtigt. — Oben ist bereits der entferntern Aehnlichkeit gedacht worden, welche zwischen dem Tibetanischen und den drei anderen großen Sprach-Familien Hoch-Asiens gefunden worden ist. Es scheint zugleich gewiß, daß die Affinität dieser drei letzteren unter einander deutlicher und die Zahl der zwischen ihnen statt findenden Analogieen größer ist, als zwischen ihnen und den Sprachen der Bhotiyahs. Endlich ist auch die Aehnlichkeit zwischen den mongolischen und tungusischen Sprachen ungleich bedeutender, als zwischen diesen beiden einer- und den türkischen Idiomen andererseits. Besonders sind es die von den osmanischen Türken gesprochenen Dialekte, die den Einfluß des Persischen und Arabischen erfahren haben, welche jenen beiden, nur im hintern Hoch-Asien in ursprünglicher Naturwüchsigkeit gesprochenen Sprachen fern stehen, während das Uigurische, die alte, unverfälschte Schrift- und Bücher-Sprache des Turk-Volkes, diesen viel ähnlicher ist. —

Abgesehen von der mehr oder minder zufälligen Laut-Aehnlichkeit, lassen sich die Analogieen in der grammatischen Struktur aller drei Sprachen [2]) in Folgendem zusammenfassen:

a) Die Nomina und Verba haben, streng genommen, keine Flexion. Die Verhältnisse der Nomina nach Genus, Casus und Numerus werden nur durch angehängte Partikeln, oder — wie Steinthal[3]) es ausdrückt — durch umschreibende, den zu bestimmenden Namen beigesetzte „Stoffwörter" bezeichnet. Es handelt sich hier also weder um eigentliche Agglutination, noch um eigentliche Affixa, weil viele solche dem Nomen zur Bestimmung beigesetzte Partikeln nicht eigentlich solche, sondern vielmehr nur als solche gebrauchte, begrifflich selbstständige Wörter sind, die auch

---

[1]) Kosmos, I. S. 383.
[2]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 393 ff.
[3]) Classification etc. S. 86.

ohne die Nomina, denen sie beigesetzt werden, etwas für sich bedeuten. In dieser Beziehung stehen also diese Sprachen nicht nur dem Tibetanischen, sondern auch den südost-asiatischen Sprachen nicht ganz fern, von welchen letzteren sie indeß durch andere Eigenthümlichkeiten getrennt werden.

b) Eine andere höchst charakteristische Eigenthümlichkeit der hochasiatischen Sprachen zeigt sich bei den Verben, deren Wurzel immer der Imperativ ist. Durch Hinzufügung von Partikeln zu dieser Wurzel werden alle Modifikationen, deren diese Verba fähig sind, alle Modi, Personen und Zeiten, die die modernen europäischen Sprachen durch Pronomina, Hülfszeitwörter und Adverbia ausdrücken, hervorgebracht. Nur das Osmanli hat, durch den Einfluß des Persischen und Arabischen, eine scheinbar reiche Konjugation erhalten, welche aber, wie Steinthal meint,[1]) ohne wahre Inflexion der Wurzel, also keine eigentliche Konjugation ist. —

c) Ungeachtet dieses Mangels an eigentlicher Flexion ist die Satzbildung in den tatarischen Sprachen aller grammatischen Logik, so sehr sie deren bei jenem Mangel auch bedürfte, zum Theil gradezu entgegen, indem nicht blos alle Eigenschafts- und Umstandswörter dem dadurch näher bestimmten Worte, sondern auch alle von einem Relativum abhängenden Klauseln dem Relativum selbst vorausgehen, die Präpositionen jedoch, welche ein Nomen regieren, demselben nachfolgen müssen. Diese unlogische Wortfügung unterscheidet diese Sprachen sehr wesentlich von den südost-asiatischen. —

d) Zu dieser Eigenthümlichkeit kommt noch eine, den Mangel an Konjunktionen ersetzende Ueberfülle von Gerundien und Partizipien, wodurch, bei der nationalen Tendenz lange und verwickelte Perioden zu bilden, so seltsam verschlungene Satzbildungen entstehen, daß die Konstruktionen durch Uebersetzung gar nicht wieder zu geben sind. —

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um einerseits die in den hochasiatischen Sprachen herrschenden Bildungs-Prinzipien zu charakterisiren und andererseits die Aehnlichkeit dieser Prinzipien für alle sogenannten „tatarischen" Sprachen darzuthun. — Diese Aehnlichkeit, verbunden mit den Thatsachen ihrer Geschichte und der erörterten physischen Familien-Aehnlichkeit, gestattet ohne Zweifel den berechtigten Schluß, daß die oben aufgezählten Völker allesammt in einem nähern Verwandtschaftsverhältniß zu einander stehen, als man auf historischem Wege mit Sicherheit nachzuweisen vermag, wiewohl ihre mythische Urgeschichte in dieser Beziehung manchen bestätigenden Fingerzeig gibt. —

[1]) Classification etc. S. 87.

Wenn wir, bei dem hohen Grade physischer Uebereinstimmung, welche zwischen diesem hochasiatischen und dem südost-asiatischen Völkerkreise unverkennbar statt findet, so eben auch eine gewisse, besonders durch die tibetanische Sprache vermittelte sprachliche Analogie zwischen beiden angedeutet haben: so scheint sich auf diesem Wege die verwirrende Vielheit und Mannigfaltigkeit der ethnographischen Erscheinungen mehr und mehr zu verringern; die verschiedenen Gestalten ordnen und gruppiren sich, und die Lösung des großen Räthsels, welches die allgemeine Verwandtschaft der gesammten großen Menschenfamilie verhüllt, wird immer wahrscheinlicher. —

Ein fernerer Schritt zu diesem Ziele ist der vergleichenden Linguistik auch in Betreff des im folgenden Kapitel ins Auge zu fassenden Völkerkreises gelungen, indem Rask, Schott und Kellgren die sprachliche Verwandtschaft desselben mit dem eben betrachteten unwiderleglich erwiesen haben: ein Resultat, welches für jenes Ziel um so bedeutungsvoller ist, als die auf diese Weise sprachlich verbundenen sogenannten „altaisch-uralischen" Völker sämmtlich, wie man annimmt, der turanischen Race angehören. —

Fünftes Kapitel.

Der uralische oder ugrische, tschudische oder finnische Stamm.[1])

§. 17.

A. Die Familie der finnisch-uralischen Völker, meist nur aus schwachen Völkerresten bestehend, deren Vorfahren einst in grauen Zeiten im nördlichen Theile des alten Kontinents ein weites, doch großentheils unwirthbares Ländergebiet bewohnten, aus dem sie in Europa durch germanische und slavische, in Asien durch türkische und tatarische Nationen so weit verdrängt sind, daß ihnen nur noch die entlegensten Küstensäume des baltischen und polarischen Meeres, so wie die unzugänglichsten Einöden der nordischen Gebirge und Steppen Europa's und Asiens übrig geblieben sind. — Nur einem ihrer Zweige, den Magyaren, ist es gelungen, durch siegreiche Waffen eine neue gesegnete Heimath und eine histo-

---

[1]) Prichard a. a. O. III. 1. S. 300 gebraucht auch den in den skandinavischen Sagen vorkommenden Namen „Jotunen" oder „Jotnen" als Kollektiv-Bezeichnung für die finnischen Völker. — Vergl. übrigens: F. H. Müller, Der Ugrische Volksstamm ꝛc. (Berlin, 1837.)

risch bedeutende, von der europäischen Civilisation mit umfaßte Existenz zu gewinnen.

1. Die eigentlichen Finnen oder Jotunen.[1])
   a) Nördlicher Zweig: Lappen, Finnar oder Sabmelads, auch Samay-adana (d. i. Sumpfbewohner) genannt, auf dem lappischen Kjölen und auf Kola.
   b) Südlicher Zweig: die baltischen Finnen, Finnländer (Finlanzi) oder, wie sie sich selbst nennen, Suomen, Samen, Suomalaiset (d. h. Moor- oder Fenn-Anwohner), zwischen dem baltischen und dem weißen Meere. Man unterscheidet:
      aa) West-Finnen oder Tawasten, am finnischen Golf und an der Ost-Seite des bothnischen Busens;
      bb) Esthen (Rahwas), Liven und (?) Kuren an den Süd-Gestaden des finnischen, zu beiden Seiten des rigaischen Busens und südwärts bis zur kurischen Nehrung.[2])
      cc) Karelier und Ingern (Ischores der Russen), an der Kronstädter Bucht, am Ladoga-See, überhaupt im östlichen Finnland und in Ingermanland;
      dd) Kwänen (Kajanen) oder — wie sie sich selbst nennen — Kainu-laiset, im nördlichen Finnland. Kolonien derselben an den Fjorden und in den Thälern des lappischen Kjölen.

   Andere Kolonisten dieses Volkes sind in ganz Skandinavien zerstreut, haben jedoch meistentheils Sprache und nationale Eigenthümlichkeit aufgegeben.

2. Tschuden-Völker (im engern Sinne). — Sie bewohnten einst vorherrschend das ganze nördliche Rußland südwärts bis auf die Waldai-Höhe und den Uwalli, vom Peipus- oder Tschuden-See im W. bis zum Ural-Geb. im O.; heute finden sich die schwachen Ueberbleibsel dieses weit verbreiteten, wenn auch nicht zahlreichen Volkes an der mittlern Wolga und ihren Nebenflüssen.
   a) Bjarmier (Permier) oder nördliche Tschuden.
      aa) Eigentliche Bjarmier; fast verschwunden. Sprache und Nationalität behaupten sich als schwache Trümmer nur noch an der obern Kama, an der Tschussowaja und (?) im Wolchonski-Walde. — Zu ihnen gehören

---

[1]) F. H. Müller a. a. O. I. S. 481—516.

[2]) Daß diese, mit Ausnahme der Esthen, sehr schwachen Völkerschaften sprachlich zu den Finnen gehören, ist durch Sjögren's unten citirte Schrift erwiesen; über ihre körperliche Aehnlichkeit mit denselben vergl. Prichard a. a. O. III. 1. S. 340 ff.

die ihnen benachbarten, an den Ufern der Wytschegda und Suchona wohnenden Syrjänen, die sich, wie die Bjarmier, Komimurt nennen, und von diesen nur dialektlich geschieden sind. —

bb) Wotjäken oder Voti, wie sie im Altslavischen benannt werden, oder Uhdmurd (d. i. Gastfreie), wie sie sich selbst nennen, — neben den Wogulen- und Tataren-Stämmen an der Wjätka, untern Kama, an der Bjelaja und am obern Jaik. Die Vermischung der Wotjäken und Tscheremissen mit Tschuwaschen hat die sogenannten Teptjären erzeugt, welche tschudisch sprechen und, wie die der Herkunft nach tschudischen, aber türkisch sprechenden Metscherjäken, in den Bezirken der Baschkiren leben.

b) Tschudische Bulgaren oder Wolga-Tschuden.

aa) Tscheremissen, auf der linken Seite der Wolga, an der untern Kama und Wjätka[1]) (neben Wotjäken) und zwischen Sura und Wolga, neben den

bb) Mordwinen[2]) (Morduinen), die in den Wäldern des Obtschei-Syrt an der obern Sura wohnen.

3. Ugrische (Jugorische) oder Ungrische Völker.

a) Oestliche Ugrier oder Ungern, die nächsten Sprachverwandten der Madjaren. Nur zwei schwache, barbarische Völkchen, die sich gemeinsam Mansi nennen, nämlich

aa) die Wogulen, die zerstreut im Ural und zu beiden Seiten dieses Gebirges,[3]) vornehmlich zwischen der Wytschora (Kama) und Tschussowaja einerseits, und der Konda (Irtysch), der Soswa (Ob) und Wogulka (Soswa) andererseits heimisch sind, und deren nächste Verwandte und Nachbarn

bb) die ugrischen oder obischen Ostjaken, am untern und mittlern Ob[4]) und am untern Irtysch sind, die sich selbst As-jach oder Tju-Kum (d. i. Moormänner) nennen sollen, und mit den samojedischen und jenetzeiskischen Ostjaken nicht zu verwechseln sind.

b) Madjaren (Magyaren), Westliche Ugrier oder Ungaren, vorzüglich in den ungarischen Ebenen, doch auch in Transylvanien; weniger zahlreich in den übrigen Kar-

---

[1]) Pallas, Voyage en Sibérie etc. VII. p. 24.
[2]) Pallas u. Erman, bei Prichard, III. 1. S. 357 f.
[3]) Vergl. F. H. Müller, a. a. O. I. S. 162 ff.
[4]) Vergl. F. H. Müller, a. a. O. I. S. 300 ff.

parthengegenden, in der Bukowina und im Westen des Sireth, in der Moldau — das wichtigste Volk des ganzen Stammes. Sprachlich sind die unter ihnen wohnenden türkischen und slavischen, doch heute nur ungrisch sprechenden Völkerreste der Kumanen und Jazygen in sie übergegangen.

§. 18.

B. Die samojedische Familie ist längs den arktischen Küsten Europa's und Asiens von der Mezen-Mündung ostwärts bis zur Jana, und außerdem in isolirten Gruppen südwärts bis in das dsungarische und sayanische Gebirgsland verbreitet.

1. Nördliche Samojeden oder Khassowo.[1])
   a) Eigentliche oder Ugrische Samojeden, am Mezen, an der Petschora, am untern Ob und jenseit des letztern Stromes an der Küste bis zur Jeneßei- und Lena-Mündung. Zwei Hauptstämme: Laghe und Vanuta, die in viele kleine Horden mit verschiedenen Dialekten zerfallen. —
   b) Ostjakische Samojeden, von den benachbarten ugrischen Ostjaken Jergan-jach genannt, an den rechten Nebenflüssen des Ob, auch am Jeneßei, zwischen und neben tungusischen Tribus und den eigentlichen (jeneßeiskischen) Ostjaken; einige dieser sogenannten ostjakischen Samojeden-Völkerschaften dehnen sich nordwärts auch bis zur Eisküste aus, und berühren dieselbe z. B. am obischen und tasischen Busen. —
2. Südliche Samojeden.[2])
   a) Soyoten oder Soyeten, die Nachkommen der alten Tubinzen, an der Südwest-Spitze des Baikal-Sees, im Quellbezirk des Jeneßei und im sayanischen Erzgebirge.
   b) Sayanische oder Chinesische Soyeten oder Samojeden (Uriangkhai), zerstreut neben Völkerschaften tatarischen Stammes in den Thälern des Altai. —

§. 19.

C. Ost-sibirische Völkergruppe.

1. Jeneßeiskische Ostjaken oder Jeneßeier,[3]) mehrere schwache Tribus zu beiden Seiten des Jeneßei und seiner sibirischen Nebenflüsse, so wie an den benachbarten des Ob.

---

[1]) Vergl. F. H. Müller a. a. O. I. S. 312 ff. und Prichard a. a. O. III. 2. S. 441 ff.

[2]) Nach Strahlenberg und Klaproth der Urstamm des gesammten Volkes. Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 449 ff.

[3]) Erman, Reise um die Welt 2c. II. S. 37 ff.

2. Jukagiren oder Andon-Domni, ein schwacher Volksrest am Eismeere, zwischen der Jana und Kolyma — eine erlöschende Völkerschaft.[1])
3. Kamtschadalen oder Itelmen, auf Kamtschatka,[2]) ebenfalls im Erlöschen.
4. Kurilier oder Ainos,[3]) auf der Süd-Spitze von Kamtschatka, auf den kurilischen Inseln, in den nördlichen Gegenden von Karafta (Tarakai), so wie auf dem gegenüberliegenden Gestade des Festlandes und am untern Amur. Die südlichsten Glieder dieser Völkerschaft in den nördlichen Gegenden von Jeddo.
5. Tschuktschen,[4]) richtiger Tscha-uk-thu, nächst den Ainos das kräftigste und wichtigste Polar-Volk N.O.-Asiens. Zu demselben gehören sprachlich auch die Korjäken, welche, im O. der Jukagiren, im N. der Tungusen und Itelmen, zwischen dem penschinskischen Busen und dem Anadyr und an der obern Kolyma wohnen. Im N. des Anadyr bis zur Behrings-Straße und jenseit derselben leben die eigentlichen Tschuktschen, deren amerikanische Sprachverwandte weiter unten zu nennen sind. —

§. 20. Erläuterungen.

1. Ueber die Klassifikation der finnisch-uralischen Völker. — Faßt man zunächst die sprachliche Verwandtschaft dieser Völker-Familien ins Auge, so scheint es zweifellos,

a) daß die Jotunen, die Tschuden und die Ugrier, oder die drei Hauptabtheilungen der finnisch-uralischen Völker unter einander nahe verwandt sind, welche Einwendungen gegen diese Thatsache auch und zwar theils von dem linguistischen, theils von dem physiologischen Standpunkte erhoben werden mochten;

b) daß die bei diesen Hauptabtheilungen eingereiheten Völker, nämlich die Lappen und Ostsee-Finnen, die Bjarmier und Wolga-Tschuden, so wie die östlichen und westlichen Ugrier (Mansi und Madjaren) einander sprachlich näher stehen, als jene Hauptabtheilungen selbst;

---

[1]) Prichard a. a. O. III. 2. S. 459 ff.

[2]) Ebend. S. 461 ff.

[3]) Krusenstern, Reise um die Erde, bei Prichard ebend. S. 466; Ritter a. a. O. IV. S. 444 ff., Sieboldt, im Nouv. Journal Asiat. VII.

[4]) Cochrane, Fußreise nach Ochotzk, bei Prichard a. a. O. III. 2. S. 471 ff.; — v. Wrangel, Reise ꝛc. II. S. 28 ff.

c) daß die Tschuden — sprachlich, wie geographisch — das verbindende Mittelglied bilden zwischen den Jotunen und Ugriern einerseits, so wie zwischen diesem ganzen Sprach- und Völkerstamm und dem hoch-asiatischen andrerseits, indem die im vorigen Kapitel angedeuteten Sprachbildungsgesetze des sogenannten tatarischen Stammes mit den sprachlichen Prinzipien, die in dem finnisch-uralischen walten, zahlreiche Analogien darbieten. —

Die gegen diese Resultate erhobenen Einwürfe können hier nur berührt, nicht gewürdigt werden. —

J. L. von Parrot[1]) bestreitet, daß die Finnen einen eigenen Volksstamm bilden, daß sie zu den Tschuden gehören, und bezweifelt überhaupt die selbstständige Existenz der mit diesem letztern Namen bezeichneten fast verschwundenen Völker, indem er diese, so gut als die baltischen Finnen und viele andere Völker, für Verwandte oder Familienglieder des großen keltischen Stammes[2]) hält, gegen welche auffallende Behauptung Schlözer,[3]) Adelung,[4]) Lehrberg,[5]) Sjögren[6]) u. A. zu hören sind. — Nach Prichard, Adelung und Balbi werden auch die Esthen und Liwen dem finnischen Stamme zugezählt. Parrot sucht ihre Verwandtschaft mit den lettischen und alt-preußischen Völkerschaften darzuthun, die man jetzt ziemlich allgemein zum indisch-europäischen Stamme zählt.[7]) — Sofern seine Gründe ins Gewicht fielen, so wäre hier einer jener streitigen Punkte auszumachen, die eben, weil sie zweifelhaft sind, weil sich Gründe für die eine wie für die andere Annahme geltend machen lassen, auf eine Verwandtschaft der großen Haupt-Sprach- und Volksstämme unter einander hindeuten, die nach dem gegenwärtigen Stande der allgemeinen Sprachforschung noch als unverbundene Zweige der Menschheit dastehen, wenngleich sie ursprünglich ohne Zweifel auf demselben Baume gewachsen sind. —

Anderweitige Einwendungen gegen jene Klassifikation sind von dem physiologischen Standpunkte aus vorgebracht worden. — Die sprachlich einander ganz nahe stehenden Finnen und Lappen, die wogulisch-ostjakischen Horden und die Madjaren, so

[1]) Versuch über Liwen, Lätten und Eesten (Neue Ausg. Berlin 1839) I. S. 104 ff., 117, 128 ff. — 136.

[2]) Vergl. Kap. 7. dieses Abschnittes.

[3]) Russische Annalen II.; Allgemeine nordische Geschichte 2c.

[4]) Mithridates I.

[5]) Untersuchungen z. Erläuterung der ält. Geschichte Rußlands 2c. bei Parrot a. a. O. I. S. 128 (1816).

[6]) Ueber die finnische Sprache und Literatur (Petersburg 1821), bei F. Müller und Parrot a. a. O.

[7]) Vergl. darüber auch: Sjögren, Bericht 2c. über d. Reste der Liven u. Krevingen in d. Denkschriften d. russ. geogr. Gesellschft. I. S. 453—606.

wie die fast nur dialektlich geschiedenen Wotjäken und Syrjänen, Tscheremissen und Mordwinen u. a. Tribus der tschudischen Völker-Familie zeigen allerdings sehr auffallende körperliche Verschiedenheiten, wie bereits von Strahlenberg geltend gemacht worden ist.[1]) Die kleinen, oft zwerghaften, vorherrschend schmutzig-bräunlichen und schwarzhaarigen Lappen gehören zu derselben Familie mit den blauäugigen, hochgewachsenen, röthlich-blonden Finnen. Jene[2]) spielen zugleich, wie alle Polarvölker, sehr deutlich in den sogenannten mongolischen, die Finnen eben so bestimmt in den indo-atlantischen Racen-Typus hinüber, was Frantzen und später Lehrberg[3]) veranlaßt hat, ihre Verwandtschaft mit sehr einseitigen Gründen zu bestreiten. Man übersah, daß es auch, wie Prichard anführt,[4]) größere und wohlgebildetere Lappen-Stämme mit heller Gesichtsfarbe und gelbem Haar, und umgekehrt Finnen mit dunkelerm Haar, braunen Augen und bräunlicher Gesichtsfarbe gibt. — Ganz ähnliche Verschiedenheiten finden sich innerhalb der tschudischen Familie. Denn während die athletischen Wotjäken u. a. bjarmische Stämme rothhaarig und blauäugig sind, erscheinen die Mordwinen und Tscheremissen theils schwärzlich und mongolisch, theils blond und europäisch. — Nicht minder auffallend ist es, wenn die sich selbst für ein Volk haltenden Tribus der Mansi in dem wogulischen dunkelhaarigen und polarischen Zweige an die Lappen erinnern, während die obischen Ostjaken zwar ebenfalls schwächliche und verschrumpfte Gestalten, aber zugleich vorherrschend röthlich-blonde Haare und helle Augen haben; wenn zugleich die mit beiden sprachlich ganz ebenso wie die Lappen mit den Finnen verwandten Madjaren zwar vorherrschend dunkel von Teint, Haar und Augen, aber zugleich in Gestalt und Gesichtszügen im Allgemeinen europäisch gebildet sind. —

Man muß daher, statt von diesen körperlichen auf genetische Verschiedenheiten zu schließen, vielmehr, wie schon L. v. Buch in Bezug auf die jotunischen Völker bemerkt hat, annehmen, daß Klima und Lebensweise die verschiedenartige Ausprägung eines ursprünglich gleichen Natur-Typus hervorgerufen haben, und dieser Schluß scheint um so gerechtfertigter, als bei den Völkern des malayischen, afrikanischen und hochasiatischen Stammes ähnliche Er-

---

[1]) Ph. J. v. Strahlenberg, Der Nord- und östliche Theil von Europa (Stockholm 1730) S. 93.

[2]) Vergl. F. H. Müller, a. a. O. I. S. 481 ff. und Prichard a. a. O. III. 1. S. 335 ff.

[3]) Ueber die Wohnsitze der Jemen u. s. w. (Petersburg 1826, 4.)

[4]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 1. S. 304 ff.

scheinungen zu der gleichen Folgerung nöthigen. — Auch bei den ost-sibirischen Völkern greift, wie weiter unten bemerkt ist, ein ähnliches Hinüberspielen in zwei verschiedene Racen-Typen Platz, und Aehnliches gilt gleichfalls von den südlichen Samojeden, den Soyoten und ihren zu dem Eise des Pols versprengten nördlichen Brüdern.[1]) — Die Versuchung liegt hier sehr nahe, sich bei diesen Beispielen entschieden für die alte Annahme zu erklären, nach welcher alle Varietäten des Menschengeschlechts durch physische Einflüsse entstanden seyn sollen.[2]) Es ist indeß auch die freilich sehr unwahrscheinliche Möglichkeit nicht schlechthin zu verneinen, daß die ganz unverkennbare sprachliche Verwandtschaft dieser Völker[3]) durch vorhistorische Begebenheiten hervorgerufen sein kann,[4]) ohne daß zugleich nothwendig eine nähere Verwandtschaft des Blutes angenommen werden müßte. —

2. Ueber Schriftzeichen und Kultur-Verhältnisse. Die Bjarmier waren, so viel man weiß, das einzige Volk des ganzen finnisch-uralischen Stammes, welches ein eigenthümliches Alphabet hatte. Das alte Bjarmien scheint ein frühzeitiger Sitz nordischer Civilisation gewesen zu seyn, und den Handel zwischen dem fernen Orient und dem europäischen Norden, namentlich dem skandinavischen, vermittelt zu haben.[5]) Die auf einander folgenden Völkerstürme, welche auch diesen abgelegenen Theilen von Europa neue Bevölkerungen und damit neue politische, Gesittungs- und Handelsbeziehungen gaben, haben diese alt-nordische Kultur vernichtet, und nur die zahlreichen Gräber und Ruinen des alten Bjarma-Landes sprechen noch von dieser verschwundenen Kultur der tschudisch-finnischen Völker, von welcher wir nicht wissen, von wannen sie gekommen und in welchen Lokalen sie sich zuerst geltend gemacht hat. — Ob und welche andere Gesittungszustände höherer Art sich in grauer Vorzeit außerdem noch etwa innerhalb dieses Völkerkreises entwickelt haben mögen; ob und welche der übrigen Völker etwa einst, unter günstigeren Lebensverhältnissen, gelernt haben mögen, ihre Sprachen durch die Schrift zu fixiren: von alle Diesem wissen wir nichts. Sie alle haben sich, sofern sie überhaupt neuerdings, unter dem Einflusse der modernen europäischen Civilisation, die Schrift kennen gelernt, der nach dem Bedürfnisse ihrer Sprachen modifizirten lateinischen oder deutschen Buchstaben bedient. Die Literatur beschränkt sich jedoch, mit Ausnahme der Madjaren und

---

[1]) Balbi, a. a. O. Atlas IX.
[2]) Vergl. §. 24 u. 25 des 1. Abschnittes.
[3]) Vergl. Prichard, a. a. O. III. 1. S. 304 ff.
[4]) Vergl. §. 20 des 4. Abschnittes.
[5]) Vergl. Ph. J. v. Strahlenberg, a. a. O.

baltischen Finnen, bei den meisten übrigen auf die Bibel-Uebersetzung. — Viele dieser Sprachen, namentlich die samojedischen und sibirischen, sind noch niemals geschrieben worden. Sie haben höchstens Kerbhölzer, die allerrohesten Anfänge symbolischer Schriftzeichen.

3. Ueber die Klassifikation der samojedischen und ost-sibirischen Familie. — Die Vokabularien, die man von den samojedischen Sprachen gesammelt hat, beweisen, daß sie, ungeachtet der räumlich weiten Entfernung der Khassowo von den Soyoten, wie schon Strahlenberg geltend machte, eine Familie bilden. Wann jene sich von diesen getrennt und aus der altaischen Heimath zu den Küsten des Eismeeres vertrieben worden sind, das ist mit demselben Dunkel verhüllt, welches die Urgeschichte aller hyperboreischen Völker bedeckt. Wahrscheinlich sind aber auch die Jeneßeier, die Jukagiren u. a. schon erloschene Völkerschaften Sibiriens, gleich den nördlichen Tungusen, einst von dem hohen Gebirgsscheitel Hinter-Asiens, den nördlichen Strömen folgend, herabgestiegen oder herabgedrängt worden, wie ihre Traditionen, wie die Reste gleichsprachiger, samojedischer und jeneßeiskischer Stämme, die man an den Gebirgsausgängen findet oder doch vor Kurzem noch gefunden hat, zu beweisen scheinen. —

So wahrscheinlich solche Wanderungen und Entfernungen aus gemeinschaftlichen Ursitzen und so zweifellos die Verwandtschaft der nördlichen und südlichen Samojeden: so ungewiß ist doch bisher die sprachliche Verwandtschaft der samojedischen und der ost-sibirischen Völker unter einander und mit den finnisch-uralischen Völkern. Zwar haben Klaproth und Gyarmathie aus den bekannten Verzeichnissen eine große Zahl von primitiven Wörtern nachgewiesen, welche die Samojeden einerseits mit den finnisch-uralischen, andrerseits mit den tatarischen und ost-sibirischen Sprachen gemein haben; dennoch läßt sich weder aus dieser, noch aus der Uebereinstimmung mancher Sitten und Gebräuche, welche durch die Gleichheit der bestimmenden Natureinflüsse hervorgerufen seyn kann, mit Sicherheit auf die Verwandtschaft dieser Völker schließen. — Es schien indeß mißlich, die schwachen Tribus des nördlichen und östlichen Sibiriens blos darum zu eigenen Sprach- und Volksstämmen zu erheben, weil über ihren Stammbaum noch nichts Positives ermittelt worden ist, da die Erfahrung gelehrt hat, daß anscheinend eben so verschiedene Sprachen bei näherer Erforschung sich als verwandte erkennen ließen. — Einstweilen blieb daher nichts Anderes übrig, als diese hyperboreischen Volksreste allesammt bei dem finnisch-uralischen Stamme einzureihen, um so mehr als, außer der erwähnten beschränkten sprachlichen Aehnlichkeit, auch in der leiblichen Bildung mehrerer der ost-sibirischen wie der samojedischen Völker eine große

Uebereinstimmung mit den nördlichen und östlichen Gliedern der finnisch-uralischen Familie wahrgenommen wird. — Die Richtigkeit solcher Klassifikation bleibt hier jedoch zweifelhafter als sonst, und es ist möglich, daß eine oder die andere dieser Völkerschaften, nach näherer Erforschung, anderweitig klassifizirt werden muß. —

Es sind namentlich beachtenswerthe Anzeichen vorhanden, welche auf eine Verwandtschaft mehrerer ost-sibirischer Völkerschaften mit amerikanischen hinweisen. Die Jukagiren, Ainos und Tschuktschen, überhaupt die Stämme im O. der Lena sind größer, tapferer und stärker, als die übrigen asiatischen Hyperboreer, und scheinen sich, wie Prichard bemerkt,[1]) in ihren Sitten und ihrem physischen Charakter an die Nord-Amerikaner anzureihen. Auch Cochrane betont diese körperliche Aehnlichkeit mit den Eingeborenen Nord-Amerika's in Bezug auf die Tschuktschen. — Aber auch in sprachlicher Beziehung scheinen sich beide Kontinente näher zu stehen, als gemeiniglich geglaubt wird. Malte Brun[2]) hat bereits Aehnliches angenommen, und zwischen den zu beiden Seiten der Behrings-Straße wohnenden asiatischen und amerikanischen Tschuktschen, deren beiderseitige Idiome Balbi[3]) in die Polar-Familie der Eskimos einreiht, scheint sich eine sprachliche Verwandtschaft ziemlich sicher herausgestellt zu haben. Aehnliches gilt von dem Eskimo-Stamme der Namollos auf der Tschuktschen-Halbinsel und den westlichen Eskimos im O. der Behrings-Straße. Die in Amerika herrschende Sitte des Tätowirens, die übrigens in Nord-Asien nur noch bei den Tungusen vorkommt, findet sich auffallender Weise auch bei den ugrischen Ostjaken. Die Aehnlichkeit der Sitten, Gebräuche und religiösen Vorstellungen dieser letzteren und der amerikanischen Koluschen (Koljuschen) überraschte Erman[4]) dergestalt, daß er einen weitern Zusammenhang dieser Völker als wahrscheinlich andeutet, indem er bei diesem Anlaß sogar an die von Beregzazi vermeintlich nachgewiesene Verwandtschaft des Idioms der Algonkins in Canada mit der Sprache der den Ostjaken verwandten Madjaren erinnert. Auch zeigt das Idiom der ugrischen Ostjaken, wie derselbe Reisende bemerkt, nicht allein Spuren einer Verwandtschaft mit den Mundarten des nordöstlichen Sibiriens, namentlich der Tschuktschen und Kamtschadalen, sondern auch mit den Sprachen der Koljuschen und Azteken (!).

---

[1]) A. a. O. III. 2. S. 441.

[2]) Géographie univ. (Paris 1821) T. V. p. 211 et 212, 227 sqq. (Tableau de l'enchainement géographique des langues Americaines et Asiatiques.)

[3]) A. a. O. Atlas XXXVI.

[4]) A. a. O. I. S. 675.

Nach diesen Fingerzeigen ist vielleicht hier, im äußersten Nordosten der alten Welt, die ethnographische Verknüpfung derselben mit der neuen zu suchen. Es ist daher eine für die Völkerkunde nicht allein, sondern auch für die Urgeschichte der Menschheit ungemein interessante Aufgabe, diesen Anzeichen nachzugehen, und zwar unverzüglich, da die fortschreitende Christianisirung und Russifizirung Sibiriens erwarten läßt, daß die schwachen, ohnehin von den feindseligsten Natureinflüssen bedrohten Völkchen, deren sprachlicher Typus noch zu fixiren ist, nationell erlöschen könnten, bevor jene Aufgabe vollständig gelös't ist. —

Sechstes Kapitel.

Der amerikanische Stamm.

§. 21. Vorerläuterung.

Die sehr merkwürdigen und eigenthümlichen ethnographischen Verhältnisse Amerika's entsprechen den physischen Verhältnissen dieses Erdtheils. — Der durch die Anwesenheit hoher Schneegebirge und wasserreicher, ungeheurer Steppenflächen in allen fünf Zonen des Kontinents vermittelten Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit seiner Naturverhältnisse entspricht die schon mehrfach erwähnte physische, wie die sprachliche Einartigkeit seiner Urbevölkerung. Gleiche oder ähnliche Natureinflüsse scheinen jene überraschende Gleichheit der typischen Formen hervorgebracht zu haben, welche die Amerikaner aller Zonen auf den ersten Anblick als Stammverwandte, als Eine Race erscheinen läßt, während auch das entschiedenste Merkmal der nationellen Individualität, die Sprache, in allen Regionen und Zonen des ungeheuern Kontinental-Raums nach gleichen Bildungs-Prinzipien sich entwickelt hat.

Aber so wie neben jener allgemeinen physischen Einförmigkeit, durch den Reichthum der orographischen, hydrographischen und klimatischen Verhältnisse und Einflüsse zugleich eine unendliche Mannigfaltigkeit der physischen Erscheinungen hervorgerufen wird: so zeigt sich auch, neben der allgemeinen Aehnlichkeit des körperlichen und sprachlichen Gepräges, eine unendlich vielfältige Zerspaltung der sprachlichen und ethnographischen Erscheinungen.

Der Amerikaner begegnet überall, in der ganzen, ungeheuern nord-südlichen Lagerung seines heimathlichen Kontinents, gleichen oder sehr ähnlichen Naturverhältnissen, indem er an den Terrassen des von der Behrings- bis zur Magellhaens-Straße fast ununter-

brochen fortstreichenden Felsenwalles auf- und absteigt; die Verschiedenheit der nirgend fehlenden Alpen-Regionen entspricht überall seinen klimatischen Bedürfnissen und uranfänglichen Lebens-Gewohnheiten. Ein Gleiches gewähren, wenn auch in beschränkterm Maaße, jene gleichförmigen Steppenflächen, die am Fuße jenes Felsendammes in unendlichen Weiten ausgebreitet sind.

Aber so verbindend und verallgemeinernd diese Umstände wirken mögen, ebenso isolirend und zersetzend wirken sie gleichzeitig auf die Völker-Verhältnisse. Das Hochgebirge bildet natürliche Völkerscheiden, die nur durch außerordentliche Anstrengungen ihren isolirenden Einfluß verlieren; noch entschiedener aber bewirkt die Natur der Steppe das peripherische Zerfahren ihrer Bewohner, zumal wo der Mangel an Hausthieren die friedfertige Existenz derselben unmöglich macht, und unendliche Jagd-, Raub- und Kriegszüge die weitere Verwilderung und gegenseitige Entfremdung bedingt. —

So sehr sich daher auch, nach A. v. Humboldt's, Morton's u. A. Ansicht, die Ur-Amerikaner unter allen Breiten und unter den verschiedensten Natureinflüssen körperlich gleichen: so mannigfach sind doch zugleich die ihnen allen gemeinsamen Kennzeichen ausgeprägt. Und so entschieden, nach W. v. Humboldt's Ausspruch, die Gleichheit der Geistesrichtung in allen bekannten amerikanischen Sprachen durch gleiche Bildungs-Prinzipien und grammatische Gesetze sich kund gibt: so zahlreich sind gleichzeitig die Mundarten und Volksthümlichkeiten.[1]) —

Dieses Zerfließen und Zerstäuben der amerikanischen Völkerschaften in unendlich viele, bis zum Erlöschen immer kleiner und kleiner werdende Horden, ist wesentlich durch die Verwilderung bedingt, in welcher sie sich seit Jahrtausenden bewegen. — Eine Wandelbarkeit, einzig in ihrer Art, waltet in diesen Völkern. Weder Sprache noch Sitte, weder Traditionen noch Gewohnheiten sind von Dauer. Eben darum ist es so schwierig, ihre Abstammung und Verwandtschaft festzustellen. Es bedarf nur einer kurzen Zeit, so sind die Traditionen erloschen, die Sprachen, die Sitten, ja selbst die körperliche Bildung verändert. Vor etwa 100 Jahren noch, führt Gutsmuths an, waren z. B. die Puris und Coroados nur Ein Volk, und jetzt schon sind die Abweichungen in Sprache und Sitte sehr groß. Die Coropos, die zu demselben Volke gehörten, haben ihre Sprache seit der Trennung von jenen dergestalt umgebauet, daß beiderlei Horden sich nicht mehr verstehen, und ebenso ist es mit den Sitten und Gebräuchen. — Diese Bemerkung

---

[1]) Vergl. §. 22 des 4. Abschnittes.

gilt gewiß ebenfalls für viele andere Stämme, deren Verwandtschaft sprachlich gar nicht mehr nachzuweisen ist, sofern dabei die Uebereinstimmung der Wurzeln maaßgebend seyn soll. Nur die allen amerikanischen Sprachen zum Grunde liegenden Bildungs-Prinzipien, die in der gemeinsamen Geistesrichtung wurzeln, bleiben und überdauern die willkührlichen Veränderungen der Laut-Elemente, beweisen aber eben darum auch mehr als diese für die gemeinsame Abstammung. —

Auf dieses Auseinanderfallen hat aber auch ohne Zweifel der Umstand eingewirkt, daß die Amerikaner, selbst die sogenannten kultivirten, die eigentliche Schrift nicht kannten, sondern nur Schrift-Surrogate. Schwerlich würde sich, wie W. v. Humboldt bemerkt,[1]) bei anhaltendem Schriftgebrauche, die Verschiedenheit der Ausdrücke der Männer und Frauen, der Kinder und Erwachsenen, der Vornehmen und Geringen erhalten haben, die sich in den meisten amerikanischen Sprachen für dieselben Begriffe und Vorstellungen findet, wenn sie früh — etwa wie die Hoch-Asiaten durch die Uiguren — auch nur in einem ihrer Hauptvölker die Buchstabenschrift kennen gelernt hätten. Und ebenso wenig — kann man hinzusetzen — würde das Zerfallen und Zerfließen ursprünglich gleicher oder nahe verwandter Idiome in verschiedenen Sprachen, deren anfängliche Uebereinstimmung niemals fixirt werden konnte, statt gefunden haben, wenn der Gebrauch der Schrift eine solche Fixirung möglich gemacht hätte. —

Diese äußerst merkwürdige Verschiedenheit der ungemein zahlreichen, von verhältnißmäßig nur wenig Menschen gesprochenen amerikanischen Sprachen besteht in der Verschiedenheit der Wurzeln und der Laut-Elemente. Dagegen stimmen sie, so viel ihrer auch sind, vom Polar-Ozean bis zum K. Hoorn, sowohl in ihren Struktur-Verhältnissen, als auch in einer gewissen eigenthümlichen Verknüpfung der Konsonanten mit den Vokalen, auf eine wunderbare Weise überein. Nur einige Sprachen der ost-sibirischen Völkergruppe stehen ihnen, wie Prichard bemerkt,[2]) in Bezug auf die letztere Eigenthümlichkeit nahe.

Aber ungeachtet dieser allgemeinen Familienähnlichkeit sowohl der Sprachen als der leiblichen Typen, hat die Klassifikation der amerikanischen Völker ihre großen Schwierigkeiten, da unsere linguistischen wie unsere historischen Nachrichten über dieselben höchst mangelhaft sind. Weiter unten folgen einige Erläuterungen, um

---

[1]) Ueber die Buchstabenschrift etc. Gesammelte Werke VI. S. 551.
[2]) A. a. O. III. 2.

die nachstehende Gruppirung zu motiviren, in Betreff welcher jedoch schon hier Folgendes bemerkt wird.

Nach Morton gehörten die alten Kulturvölker Amerika's zu einem gemeinsamen Volksstamme, dem der Tolteken, der, vom Mississippi gekommen, ums Jahr 648 unserer Zeitrechnung in Mexiko eingewandert und dort ein Reich gegründet haben soll, welches bis zum Jahre 1050 bestand, worauf die wilderen stammverwandten Azteken als Eroberer nach Anahuak gekommen seyen und die bis dahin herrschenden Stämme vertrieben hätten, welche hierauf erobernd nach Süden gezogen seyen, und in Peru, siegend und kultivirend, das Reich der Inkas gegründet hätten. —

Auf Grund der mexikanischen Bilderschriften und der von Clavigero u. A. mitgetheilten Nachrichten ist schon früher durch A. v. Humboldt über die vom 6. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts statt gefundenen Wanderungen der amerikanischen Völker Aehnliches mitgetheilt worden.[1]) Danach erscheinen die Tolteken ebenfalls i. J. 648 als Sieger und Kulturbringer in Mexiko, aber erst mehr als fünf Jahrhunderte später, i. J. 1196 n. Ch., die Akolhuen und Azteken, denen andere sprachverwandte Stämme vorangegangen zu seyn scheinen. Die Ueberwältiger der Tolteken, die aus dem unbekannten Lande „Aztlan" gekommenen Azteken, herrschten dann bis zur Ankunft der spanischen Conquistadoren in Anahuak. — Es ist zweifelhaft, in wie weit die eigenthümliche Kulturentfaltung der Mexikaner den Azteken oder ihren Vorgängern zuzuschreiben ist. Neuerdings ist von J. R. Bartlett und Squier[2]) die Meinung geltend gemacht worden, daß die erst im J. 1160 in Mexiko angekommenen Azteken sogar nur noch bloße Trümmer der frühern toltekischen Kultur vorgefunden hätten. Zugleich behaupten diese beiden Forscher, daß jene Kultur eine ureinheimische und gar nicht dahin übertragene sey, indem sie jede Einwanderung aus anderen Kulturgegenden der Erde für eine Unwahrscheinlichkeit, ja für eine Unmöglichkeit erklären. Von anderen dafür angeführten Gründen abgesehen, stützen sie diese ihre Ansicht auf die neuerdings entdeckte oder wieder entdeckte Halb-Civilisation gewisser nicht-aztekischer Völkerstämme an den Süd- und Ostgrenzen Ober-Kaliforniens, welche von ihren merkwürdigen und großartigen, ganze Gemeinden und Dorfschaften beherbergenden Terrassenbauten den Namen der Pueblos-Indianer erhalten haben.[3]) — So unwahrscheinlich

---

[1]) Essai politique sur la nouvelle Espagne I.

[2]) Vergl. Gumprecht's Zeitschrift 2c. III. S. 157.

[3]) „Pueblo" (spanisch) heißt Dorf oder Flecken. Zu jenen Stämmen gehören vorzugsweise die Moqui, Zuñi u. e. a. noch schwächere

es jedoch ist, daß diese weder durch ihre Sprache, noch durch Sitten und Gebräuche, noch auch — wie Jene meinen — durch den Styl ihrer Bauten mit den mexikanischen Kulturvölkern zusammenhängenden Stämme die ihnen eigene Kulturstufe ohne fremdes Zuthun, aus eigener Kraft, inmitten allgemeiner Barbarei und Verwilderung, erstiegen und, ungeachtet ihrer Isolirung und numerischen Schwäche, nicht nur bis auf diese Stunde behauptet, sondern selbst anderen barbarischen Stämmen mitgetheilt haben sollen: so wahrscheinlich ist es auch, daß sich, wie bereits A. v. Humboldt angedeutet, lange vor der toltekisch-aztekischen Kultur-Periode, in dem amerikanischen Völkerleben gewisse Civilisations-Phasen entfaltet haben mögen, von denen sich nur Reste in die Pueblos geflüchtet, während die pyramidalischen Bauten, verschütteten Wasserleitungen und verödeten Städte in den einst mit blühenden Fluren bedeckten Wüsten Neu-Mexiko's und Ober-Kaliforniens die einstige weite Verbreitung einer vor-toltekischen Kultur verkünden, ebenso wie die Monumente des Mississippi-Thales und anderer Gegenden Amerika's, welche, soweit unsere Geschichte hinaufreicht, immer in barbarisches Dunkel gehüllt waren. —

Soviel zur Erläuterung der nachfolgenden ethnographischen Gruppirung, deren Unzulänglichkeit und Unvollständigkeit sich nach dem Vorangeschickten von selbst rechtfertigt. —

§. 22.

A. Die Familie der amerikanischen Polar-Völker.

1. Aleuten, auf der gleichnamigen Inselreihe und der West-Spitze von Aliaska.
2. Tschugatschen, auf der gleichnamigen Halbinsel und im nordöstlichen Theile von Aliaska.
3. Eskimo oder Karalit: viele schwache Horden, die längs der ganzen Polar-Küste Amerika's und auf dem ihr vorliegenden Archipelag zerstreut sind.

Pueblos, im N. des Gila (Colorado) und im Thale und den Seitenthälern des obern Rio del Norte. Andere solche Pueblos oder „Casas grandes" (d. i. große Häuser) liegen verlassen und in Ruinen, und diese Trümmerstätten füllen eine breite Zone, die im W. bis zum untern Colorado, im O. über den Rio del Norte bis nach Texas hinein, und so weit reicht als die Pecos, die Nachkommen der Azteken wohnen. — Zugleich aber hausen in jenen Gegenden, zwischen Jäger- und Räuberhorden, andere halb civilisirte Stämme nicht in „Casas grandes," aber in festen Sitzen, welche, wie die Pimos, Kokomarikopas und Navajoas, sich des gleichen Kulturgrades erfreuen, und dennoch anderen, ja, wie die Navajoas, entschieden barbarischen Stammes sind. —

a) Westliche Eskimo, vom Prinz Williams-Sund bis zur Barrow-Straße.
b) Oestliche oder eigentliche Eskimo, an der Nord-Küste von Labrador und den Gestaden von Baffinsland.
c) Grönländische Eskimo.

§. 23.

B. Westvölker von Nord- und Mittel-Amerika.

1. Toltekisch-aztekische Völker.
 a) Nordwestliche Gruppe vom St. Elias-Berge bis zur Oregon-Mündung.
  aa) Kenaitzen am Elias-Berge.
  bb) Koluschen (Koljuschen) vom Elias-Berge bis zum Norfolk-Sund und der Königin Charlotten-Insel.
  cc) Yukuatl-Völkerschaften auf der Insel Vancouver und den Küsten von Neu-Georgien.
 b) Gruppe von Sonora. Vier schwache Stämme — Opatas, Eudeves, Koras und Tarahumaras — in den Thälern und auf den westlichen Vorterrassen der Cordilleren von Sonora.
 c) Völker von Anahuak, zu denen hier alle übrigen toltekisch-aztekischen Völkerreste Mittel-Amerika's gezählt werden.
  aa) Tolteken.
  bb) Chichimeken.
  cc) Akolhuen.
  dd) Nahuatlaken oder sieben Stämme, zu denen die Azteken (im engern Sinne), die Tlaskalteken, Tepaneken u. s. w. gehören. —

Diese sogenannten aztekischen Völkerschaften sind durch ganz Mittel-Amerika und selbst (sporadisch) in den Grenzgegenden von Neu-Mexiko und Texas zerstreut. Sie herrschen vor auf dem Plateau von Anahuak und dessen nordöstlichen, westlichen, südwestlichen und südlichen Vorterrassen; nordwärts in dem Küstenlande am mexikanischen Busen und auf den östlichen Vorterrassen der Sierra Madre sind sie minder zahlreich.

2. Vor-toltekische Völker von Mittel-Amerika, neben und zwischen der aztekischen und der barbarischen Grenzbevölkerung.
 a) Otomi, vorzugsweise auf der westlichen Küsten-Terrasse, in Mitschoakan (Michoacan), dem alten Kuliakan, der vermeintlich ersten Eroberung der Azteken in Mittel-Amerika; sodann auch im N. von Mexiko.

b) Totonaken, auf der östlichen Vorterrasse von Anahuak.
c) Huaxteken (Huasteken), ein vielgliederiger, weit verbreiteter Stamm, zu dem auch die Maya-Völkerschaften in Yukatan, die Pokontschi (Poconchi) in Guatemala und die erloschenen Alaya, die Ureinwohner der großen Antillen, gehören.
d) Tarasken, neben den Otomi in Michoacan.
e) Sapoteken (Zapotecos), neben Azteken, im N. des Golfs von Tehuantepek.
f) Mixteken, ebendaselbst.
g) Sokes (Zoques), Cendales, Momes u. v. a. Völkerschaften an der Campeche-Bay und auf den nördlichen Vorterrassen der Sierra von Guatemala.

Zu diesen Völkern, von denen nur die bedeutendsten namentlich genannt werden konnten, und die wohl an zwanzig verschiedene, mit dem Aztekischen und unter einander nicht näher verwandte Sprachen sprechen, kommen noch die oben erwähnten halb-civilisirten

h) Nicht-aztekischen Völkerschaften von Sonora, nämlich die Pimos (Pimas), Papayos und Kokomarikopas, so wie die Yumas (am untern Colorado), die für Sprach-Verwandte gelten;[1]) ebenso
i) die sogenannten Pueblos-Indianer oder die Stämme der Moqui, Zuñi (spr. Sunji), Taos u. s. w., deren merkwürdige, immer nur aus einem großen Terrassenbau bestehende Ortschaften zwischen dem obern Colorado und seinen Zuflüssen und dem Rio del Norte in den Distrikten wilder Jägerhorden zerstreut sind. —

3. Völkerschaften der Halbinsel Kalifornien, — schwache und verkommene Horden mit verschiedenen Namen: Kotschimi, Periku, Loretto u. s. w.

§. 24.

C. Atlantische oder Ost-Völker von Nord- und Mittel-Amerika.[2])

1. Paduka-Völker.
   a) Komantschen (Comanches) oder Jetans.

---

[1]) Mühlenpfordt, Schilderung der Republik Mexiko (1844), I. S. 211.

[2]) Vergl. die Arbeit von A. Gallatin im Vol. II. der Archaeologia Americana: Transactions and Collections of the American Antiquarian Society (Cambridge 1836).

aa) Eigentliche Comanchen in Texas, zwischen dem Red River und den östlichen Vorterrassen der Cordilleren von Neu-Mexiko.

bb) Arapahos, in den Quellgebieten des Arkansas, Platte, Rio del Norte und Colorado.

cc) Apatschen (Apachen), weit verbreitete Völkerschaften zu beiden Seiten des mittlern Rio del Norte, und im W. der Sierra Madre bis zum Colorado und zum Gila. Zu ihnen gehören die halbcivilisirten Navajaos (Nabajos) oder „Weber-Indianer," die im Quellgebiet des St. John (Colorado) neben den Moqui wohnen, so wie die Utah (Jutah) am großen Salzsee Timpanogos.[1])

dd) Schoschonen oder Schlangen-Indianer, am obern Oregon und im Quellgebiet des Colorado. Zu ihnen gehören die Saptin oder Nez-percés, die Selisch oder Plattköpfe u. a.

2. Missuri-Oregon-Völkergruppe, eine große Zahl sprachlich unklassifizirter Tribus, welche, neben Nationen der vorigen und der Gruppe 4., vom Arkansas und den Osark-Bergen im Südosten, am Missuri und seinen rechten Nebenflüssen aufwärts bis zu den Felsengebirgen und jenseit derselben am obern Columbia und Frazer-Fluß verbreitet sind. Zu ihnen gehören unter anderen:

a) Die Pawnees (spr. Panis) am Arkansas und Platte-Fluß;

b) die Omahas und Punkas zwischen den schwarzen Hügeln und dem Missuri, im N. des Platte;

c) die Minnetaris am Yellowstone-Fluß;

d) die Krähen-Indianer und Mandans, im N.-W. der schwarzen Hügel, am obern Missuri;

e) die Peagan, zu denen die sogenannten Schwarzfüße und die Blut-Indianer, zwischen dem obern Missuri und obern Saskatschawan, gehören;

f) die Atnah, im W. der Felsengebirge, Nachbarn der Yakuatl-Völker.

3. Die Tschippewäer, im O. der Felsengebirge, am Friedensfluß und im N. des Churchill-Flusses bis zu den Eskimos. Zu ihnen zählen die Biber-, Kupfer- und Haasen-Indianer u. a. hyperboreische Horden.

---

[1]) Nach Prichard sprechen die Apachen und Schoschonen keine Paduka-Sprachen, wohl aber die Utah. —

4. Algonquin- (Algonkin-) Lenape-Völker.
   a) Algonquin oder Wapanachki, vom Churchill-Fluß südwärts bis zu den canadischen Seen. Zu ihnen gehören die Salteaux am Athapeskow, — die Knistenos (Cnisteneaux) oder Krihs (Crees) am Nelson-Fluß und Winnipeg-See, — die Ottowas im Quellgebiet des Missisippi, — die Chippewas am Obern See, — die Algonquins von Canada am Obern und Huron-See u. a. m.
   b) Lenni-Lenape oder Delawaren, einst vom atlantischen Ozean bis zum Mississippi verbreitet. Unter den schwachen Resten der zu diesem Stamme gehörigen Völkerschaften sind zu nennen: die Unamis oder Turtles zwischen dem Hudson und Potomak; — die Lenape am Lorenz-Busen und Connecticut; — die Miami am Illinois; — die auf die W.-Seite des Mississippi verpflanzten Delawaren am Kansas; — die civilisirten Tschirokis, jetzt unweit des Arkansas; — die Tschoktah am untern Mississippi; — die Creek — denen die Seminolen, Natschez, Apalachen u. a. Völkerschaften von Florida sprachlich näher verwandt zu seyn scheinen — in den dieser Halbinsel benachbarten Küstenlanden; — die Mohikans, Narangaset u. a. m.
   c) Irokesen oder Mengwe.
      aa) Fünf (Sechs) Nationen oder eigentliche Irokesen, nämlich: Seneka, Mohawk, Onondagos, Oneidas, Kayugas und Tuskaroras — einst an den Ufern des Ontario-Sees und auf dem benachbarten Berglande, jetzt fast aufgerieben, schwache halbcivilisirte Reste, zerstreut unter der weißen Bevölkerung.
      bb) Huronen oder Wyandots desgleichen; einst mächtig an den Ufern des gleichnamigen und Erie-Sees.
      cc) Dakotah oder Sioux, die mächtigsten und streitbarsten Völkerschaften zwischen dem obern Missuri und Missisippi. Zu ihnen gehören: die Assiniboins zwischen dem Quellgebiet des Missisippi und dem Winnipeg-See; — die Winnebagos am W.-Ufer des Michigan-Sees; — die Tetons am Missuri bis zur Platte-Mündung; — die Osagen im Süden des Kansas, u. a. m.

Diesen voraufgeführten Völkern gehörte einst das weite Ländergebiet von den Küsten des atlantischen Ozeans westwärts bis zum Kamm der Felsengebirge und vom mexikanischen Golf nord-

wärts bis in die Nähe der von den Eskimos bewohnten arktischen Küsten. Seit der Einwanderung der Weißen durch Gewaltthat, List und eigenes Bedürfniß weiter und weiter landeinwärts gedrängt, haben die eingeborenen Völkerschaften nur an den Mündungen des St. Lorenz noch einen Fuß am atlantischen Ozean behalten, und mit Ausnahme der angefochtenen Gebiete einiger schwacher, auslöschender Stämme, ist das ganze Land zwischen dem St. Lorenz und dem mexikanischen Golf, zwischen dem Mississippi und der atlantischen Küste von ihnen geräumt worden. — Nach den Ergebnissen der neuern Sprachforschung sprechen dieselben verwandte Sprachen. Die Grade dieser Verwandtschaft auszudrücken, ist durch die vorstehende Gruppirung versucht worden. —

§. 25.

D. **Nördliche Gruppe von Süd-Amerika**, zwischen den beiden Ozeanen im Westen und Osten, dem Karaiben-Meere im Norden und dem Amazonen-Strome im Süden. Mehr als 200 verschiedene Völkerschaften und Idiome [1]) sind über diesen großen Raum verbreitet, fast alle unbedeutend in politischem und historischem Betracht, die meisten unbekannt in linguistischer Beziehung und in Rücksicht auf die daraus abzunehmende ethnographische Gruppirung, so daß selbst der berühmte Reisende und Begründer der amerikanischen Völkerkunde eine erschöpfende Klassifikation für unausführbar hält. — Wir nennen die **vorzüglichsten** dieser Nationen:

1. Die **Karaiben** oder **Kariben** (Carina, Calibi), — eines der zahlreichsten Völker der neuen Welt und noch jetzt das vorherrschende zwischen dem Orinoco und untern Marañon; einst herrschten sie im ganzen nördlichen Süd-Amerika westwärts bis zum Golf von Darien. Sie zerfallen in viele Tribus mit verschiedenen, doch ähnlichen Sprachen und Dialekten. —

   Die **antillischen** Karaiben sind fast ausgestorben; die **Jari** auf Trinidad sind der letzte schwache Rest derselben.

   Den Karaiben sprachlich mehr oder minder verwandt, daher auch unter einander in näheren oder entfernteren Verwandtschaftsgraden, sind:

2. Die **Arawaken**, neben den Karaiben, im östlichen Guyana; —
3. die **Tamanaken** und **Chaymas**, die sprachlich einander sehr nahe stehen (etwa wie Deutsch und Englisch), obgleich die letzteren auf dem linken Orinoco-Ufer im ehemaligen Neu-

[1]) Nach A. v. **Humboldt**; **Balbi** gibt (Tabl. XXIX. des Atlas) sogar 500 an.

Andalusien wohnen, die ersteren aber auf dem rechten Ufer unter 7° N. B., und beide durch Karaiben-Stämme von einander getrennt sind.[1]) Ihnen und den Karaiben in derselben Weise verwandt sind auch die Kumanagoten, im W. von Cumana.[2]) —

Die Sprachverwandtschaft der nachfolgenden Völker mit den Karaiben scheint undeutlicher und zweifelhafter.

4. Die Guaraunos auf den Inseln des Orinoco-Delta's, zu denen sich das Fischervölkchen der Guaiqueris, an den Küsten von Cumana, zählet.
5. Die Salivi, zu denen die Atures an den Katarakten des Orinoco und die sprachverwandten Quaquas, ebenfalls am Orinoco und sporadisch sowohl land- als seewärts weit versprengt, gehören.
6. Die Ottomaken, Nachbarn der vorigen.
7. Maypures, am obern Orinoco.
8. Yarura, im Norden des untern Meta, in den Ebenen von Casanare.
9. Einhundert und 16 Nationen, an den Golfen von Panama, Darien und Maracaibo, auf den Cordilleren von Neu-Granada und den Anden von Quito, mit 116 verschiedenen (?) Sprachen.
10. Sechszehn Nationen am mittlern Marañon und seinen linken Nebenflüssen mit eben so viel verschiedenen Sprachen, die in 63 Dialekten gesprochen werden. —

§. 26.

E. Peruanische Gruppe.

Sie umfaßt das Hochland der Cordilleren zwischen dem südlichen Wendekreise und dem Aequator, durchkreuzt sich in der Nähe des letztern mit den Gliedern der vorigen, und begegnet in den weiten Ebenen am Ost-Fuße der Anden, am Paraguay und Parana, denen der folgenden Gruppe.

---

[1]) A. v. Humboldt, Reise rc. Buch III. Kap. 9.

[2]) R. Schomburgk (M. Ber. d. Geograph. Gesellschaft zu Berlin, n. F. II. S. 154 ff.) nennt in Guyana noch achtzehn verschiedene, gleichfalls schwache und erlöschende Tribus, darunter die Maipurischanas oder Cortoipityans, die beschuldigt werden, daß sie ihre erschlagenen Feinde verzehren. — Derselben Rohheit werden auch die Carapuchos (spr. Karaputschos) von Peru beschuldigt, die der folgenden Gruppe angehören.

1. Die peruanische Familie, das Volk der Inkas, zu welchem verschiedene, gewaltsam vereinigte Völker gehörten. Das ursprünglich herrschende, die Aymaras, lebt unvermischt in zahlreichen Nachkommen vorzugsweise in den Hochthälern von Süd-Peru. Von den physisch sehr abweichend gebildeten Stämmen der Huankas und Chinchas (spr. Tschintschas) finden sich gleichfalls unvermischte Abkömmlinge in den Seitenthälern des obern Ucayale und den Küstenlandschaften von Nord-Peru.[1]) Außerdem werden in den Anden von Peru noch die Puquiña und Mochica (spr. Pukwinja und Motschika) genannt. — Die herrschende und ausgebildetste Sprache der Peruaner, Quichua (spr. Gwitschua) genannt, wurde einst in dem ganzen weiten Reiche der Inkas, d. i. auf dem ganzen Hochlande, zwischen 1¼° N. und 35° S. B., verstanden, und wird auch heute noch innerhalb des oben angegebenen Verbreitungsbezirkes, besonders in den Anden, nicht allein von der großen Mehrzahl der Eingeborenen, sondern selbst von vielen der übersiedelten Europäer, namentlich von den höheren Ständen, gesprochen. Fünf Dialekte: der reinste, ausgebreitetste, die alte Hofsprache, das Cuzcucano (spr. Kußkußano), d. i. der Dialekt von Cuzco, — der rauheste, ausgeartetste, unreinste, das Quitena (spr. Gwitena), d. i. der von Quito. — Außer dem Quichua in Peru noch einige andere, aber verwandte Sprachen.
2. Nationen am Ucayale und seinen Zuflüssen: sechs Hauptstämme, unter denen der der Panos merkwürdig ist. —
3. Chiquitos- und Moxos-Indianer (spr. Tschikitos und Mochos), im Osten und Norden der Sierra nevada de Cochabamba, an den Quellflüssen des Madeira: neun in viele Tribus getheilte Haupt-Völkerschaften.
4. Völker von Chaco (spr. Tschahko), an den Rändern der großen Chaco-Wüste, auf der rechten (westlichen) Seite des mittlern Paraguay und an seinen Nebenflüssen Pilcomayo und Rio vermejo. An zwanzig verschiedene, in eine große Zahl von Horden getheilte Nationen mit besonderen Idiomen und Dialekten. Zu ihnen gehören die Mbayas oder Guayquiliten, zu denen sprachlich die Tobas und Abiponer gezählt werden, welche letztere indeß, der Mehrzahl nach, auf das linke Ufer des Paraguay übergesiedelt sind.

---

[1]) Vergl. v. Tschudi in d. Mon. Ber. d. geograph. Gesellschaft zu Berlin, I. S. 267 ff.

§. 27.

F. Die brasilianische Gruppe

nimmt den ganzen Osten Süd-Amerika's, von der la Plata-Mündung bis zum Amazonen-Strome, ein. So wie in der nördlichen Gruppe Süd-Amerika's die karaibischen und so wie in der peruanischen die Inka-Völker, so erscheinen hier

1. die Guaranis als die Hauptfiguren in dem mannigfaltigen und doch eintönigen Völkergemälde der angegebenen kolossalen Verbreitungs-Sphäre; ja jenseit ihrer Nord-Grenze, im Norden des Marañon, und westwärts, am Fuße der Anden, finden sich Guarani-Tribus neben Völkerschaften der Nachbar-Gruppen. Man sondert diese vielnamige Völkerschaft in:

   a) Südliche
   b) Westliche } Guarani, zu beiden Seiten, besonders auf dem linken Ufer des Paraguay und Parana; zu ihnen gehören die Payaguas, die dem Paraguay den Namen gegeben haben sollen.[1])

   c) Oestliche Guarani oder Tupi, im brasilianischen Berglande;

   d) Die sprachverwandten Omaguas und Tocantins oder nördliche Guarani, an den Ufern des Marañon und Tocantins.

   Die Guarani-Sprache ist die Verkehrssprache in einem großen Theil von Süd-Amerika, und hat als solche, namentlich in Paraguay, die europäischen Sprachen, selbst bei den Weißen, fast verdrängt.

2. Charrua (spr. Tscharrua), am Uruguay;
3. Guayanas, am Panara und dessen linken Nebenflüssen.
4. Ferner ein und funfzig andere Nationen im O. der Anden, an den rechten Nebenflüssen des Marañon, am Paranahyba, S. Francisco und in den Küstenlandschaften, mit mannigfaltigen, aber unbekannten Sprachen: schwache, unstäte Horden, deren ethnographische Gruppirung unerheblich und zur Zeit auch unthunlich ist. — Oft genannt sind: die Botokuden, an der Küste zwischen 10 und 20 ° S. B. und die Puris, im S. der vorigen. —

---

[1]) Azara bei A. v. Humboldt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden ꝛc. Buch III. Kap. 9. Vergl. dagegen Rengger, Reise nach Paraguay ꝛc. (1835) IV.

§. 28.

G. Südliche Völkergruppe von Süd-Amerika.

1. Puel-tsche (d. i. Ost-Volk) oder Tehuel-het (d. i. Süd-Volk), auf der Ost-Seite der Cordilleren, vom 37° S. B. südwärts bis K. Hoorn.
   a) Patagonen oder nördliche Puel-tsche;[1])
   b) Pescheräh oder Yakanakus, auf Feuerland und an der Magellhaens-Straße.[2])
2. Molu-tsche oder Araukaner,[3]) auf der West-Seite der Cordilleren von Chile und Patagonien; viele kleine Völkerschaften, welche (wie die vorigen) verwandte Sprachen und Dialekte sprechen.
   a) Eigentliche Araukaner oder Molu-tsche, von den Chilenen „Indios llanistos", d. i. Indier der Ebene,
   b) Larquen-tsche, ebenso „Indios costinos", d. i. Küsten-Indianer, genannt;
   c) Pehuen-tsche, eine heerdentreibende Bergvölkerschaft; alle drei im Gebiet von Chile;
   d) Huill-tsche (d. i. Süd-Volk) an der West-Küste Patagoniens, vom 40° S. B. südwärts bis zur Magellhaens-Straße; Nachbarn der Patagonen und Pescheräh. —

§. 29. Erläuterungen.

1. Ueber die Verwandtschaft der amerikanischen und asiatischen Sprachen. — Zwar ist man bisher, wie A. v. Humboldt bemerkt,[4]) mit keiner amerikanischen Sprache bekannt, „welche irgend einer der asiatischen, afrikanischen oder europäischen Zungen

---

[1]) Zu vergl. B. F. Bourne, Life among the giants, or the captive in Patagonia etc. (London 1853) und The giants of Patagonia: Capt. Bourne's account of his captivity among the savages of Patagonia etc. (London 1853).

[2]) Die Sprachverwandtschaft der übrigens in Sitten und Lebensweise sehr verschiedenen Pueltsche-Völkerschaften wird von Prichard und Pöppig behauptet. Capitain Weddel ist der Meinung, die Sprache der Pescheräh verrathe einige Aehnlichkeit mit dem Hebräischen. (Balbi a. a. O. Atlas XXVI). — Die agglutinirten Sylben „tsche", „het" oder „kuang" bedeuten einen Haufen, eine Mehrheit; daher „Molu-tsche" Kriegervolk, „Puel-tsche" Ost-Volk, „Tehuel-het" Süd-Volk, welche beide Namen demselben Stamme, aber von verschiedenen, ihnen im Westen oder im Norden wohnenden Völkern beigelegt werden.

[3]) Zu vergl. de Ginoux, Le Chili & les Araucans etc. im Bull. de la Société de Géogr. 8. Série, III. (1852).

[4]) Vue des Cordilleres, I.

auf eine ausschließliche Weise entspräche"; doch zeigt sich in den Bildungsgesetzen der amerikanischen und asiatischen, vielleicht auch in denen der amerikanischen und sogenannten atlantischen Sprachen eine gewisse Uebereinstimmung, welche — freilich minder deutlich, als die oben berührten monumentarischen und traditionellen Fingerzeige, besonders als die bemerkten physiognomischen und osteologischen Aehnlichkeiten [1]) — auf eine ethnographische Verwandtschaft der Amerikaner mit den Bewohnern anderer Erdtheile, namentlich mit den hinter-asiatischen Völkern, hindeutet.

Die physische Verwandtschaft, welche man bereits früher zwischen den asiatischen und den amerikanischen Eskimo-Völkerschaften bemerkt [2]) und Morton neuerdings überzeugend dargethan hat, beweiset indeß für die allgemeinen Verhältnisse noch sehr wenig, weil man einmal die Idiome der asiatischen nomadisirenden (Rennthier-) Tschuktschen und deren Verwandtschaft mit den sogenannten „ansässigen Tschuktschen", den Namollos (an der Anadyr-Mündung), die man für einen Eskimo-Stamm hält, noch nicht hinlänglich kennt, und weil auch die Tschuktschen, wie Balbi und Gallatin wollen, sich eben sowohl können aus Amerika nach Asien übersiedelt haben, als die amerikanischen Völker aus Asien nach Amerika, wie man aus anderen Gründen anzunehmen Veranlassung hat. [3]) Wenn Prichard die auf der Tschuktschen-Küste Asiens angesiedelten Namollos mit Recht, physisch wie linguistisch, für einen Eskimo-Stamm und zugleich mit Recht für Verwandte der eigentlichen Tschuktschen hält: so scheint die amerikanische Herkunft der letzteren sogar wahrscheinlich. — Die von ihm, auf Grund der von Erman bei den ugrischen Ostjaken Asiens und den Koljuschen Amerikas gesammelten Sprachproben und sonstigen Beobachtungen, ausgegangenen Hindeutungen, versuchen dagegen eine gewisse Uebereinstimmung in den Sprachen, den Sitten und Gebräuchen der ugrischen und sibirischen Völker mit den Koljuschen, [4]) welche ihrerseits wieder sprachlich mit den Azteken verwandt zu seyn scheinen, glaublich zu machen, und ohne Zweifel erscheint diese Andeutung, ungeachtet ihres Alleinstehens, sehr beachtenswerth. — Streng genommen fehlen daher bis jetzt nicht nur historische, sondern auch hinreichende linguistische Gründe für den unmittelbaren stammlichen Zusammenhang der Amerikaner und

---

[1]) A. de Humboldt, Essai politique etc. I. Chap. VI.

[2]) A. de Humboldt, Voyage etc. II. Ch. 9.

[3]) A. de Humboldt, Essai polit. I. p. 374 u. Tableaux de la nature etc. I. pag. 53; Malte Brun, Géographie universelle, V. p. 227 sqq.; Mithridates, III. S. 340. u. M. A.

[4]) Prichard a. a. O. III. 1. S. 363.

Asiaten. Die Versuche, welche von Boturini und mehreren späteren Schriftstellern gemacht worden sind, um die Einwanderung der Amerikaner aus Asien darzuthun, beruhen leider allein auf Hypothesen und Muthmaßungen. —

Gleichwohl ist noch ein anderer Umstand zu berühren, der in gewissem Grade auf eine Verknüpfung der amerikanischen und asiatischen Nationen hindeutet. — Die amerikanischen Polarvölker spielen sehr deutlich und zwar deutlicher als die Masse der Amerikaner in den sogenannten mongolischen oder turanischen Racen-Typus hinüber; sie gleichen namentlich den sibirischen Völkern auf eine sehr frappante Weise. Ihnen fehlt die eigenthümliche Erz- oder Kupferfarbe, welche für die amerikanische Race so charakteristisch ist. Die Haut der Eskimo ist anfänglich gelblich weiß, wie die der Chinesen, und wird erst durch die Einwirkung der Luft, des Rauchs in engen Hütten und andere Zufälligkeiten dunkeler. Auch hat ihre ganze Physiognomie das breite, gleichsam gequetschte Gepräge und ihr Schädel die eigenthümliche Form der hoch-asiatischen Race. Aehnliches gilt in minderm Maaße auch von den Völkern der Nordwest-Küste Amerikas, von den Bewohnern von Sitka und selbst von den Koljuschen, deren gereinigte Haut gleichfalls mongolisch-weiß, nicht aber erzfarben ist.[1]) — Wenn man sich nun erinnert, daß die den amerikanischen Polarvölkern ungemein ähnlichen asiatischen Hyperboreer zum großen Theil in unverkennbarer Verwandtschaft mit den hoch-asiatischen Nationen stehen: so liegt die Vermuthung nahe, daß auch ein Zusammenhang dieser letzteren mit den ersteren statt finden müsse. Aber nicht allein mit diesen, sondern mit den Amerikanern überhaupt, da hinwieder der verwandtschaftliche Zusammenhang der Eskimo mit den übrigen Amerikanern durch den ähnlichen Bau der Sprachen angedeutet zu werden scheint. —

Wenn Morton diese Sprachverwandtschaft aus der fortgesetzten Berührung und der alten Grenznachbarschaft erklärt, so ist dies doch, bei der sporadischen Bevölkerung der Polarwelt und der Lebensweise ihrer Bewohner, kaum ausreichend. Es bleibt vielmehr diese sprachliche Verwandtschaft, bei scheinbarer physischer Geschiedenheit, mindestens eben so räthselhaft, als die ähnlichen Verhältnisse, deren oben in den §§. 7, 11 und 16 dieses Abschnitts gedacht wurde. — Uebrigens muß es vorläufig dahin gestellt bleiben, in wiefern die erwähnte typische Aehnlichkeit eine Verwandtschaft der asiatischen und amerikanischen Racen bezeugt, da wir schon vielfältige Beispiele kennen gelernt haben, daß äußerliche Verschie-

---

[1]) Vater, Mithridates III., 2. S. 218. Marchand, Voyage etc. II. 167, 170, bei A. v. Humboldt, Reise 2c. Buch III. Kap. 9.

denheiten bei verwandten und physische Aehnlichkeiten bei stammfremden Nationen vorkommen. — Daß auch in Amerika sehr mannigfaltige Modelle und Farbenschattirungen bei unzweifelhaft verwandten Stämmen sich finden, ist sogleich zu erwähnen.

2. Ueber die Klassifikation der amerikanischen Völker. — Die schon früher erwähnte, in der That überraschende und von den namhaftesten und scharfsinnigsten Beobachtern, von A. v. Humboldt, Morton, A. d'Orbigny, dem Prinzen M. v. Wied u. A., sehr bestimmt betonte physische Aehnlichkeit fast aller amerikanischen Völkerschaften, deutet sicherlich auch auf einen genetischen Zusammenhang und einen gemeinsamen Ursprung hin. Die dunklere Hautfarbe der Patagonen und der californischen Stämme, die hellere der Miamis, Inkas, und der am Orinoco fast unter dem Aequator wohnenden Guaikas ꝛc.[1]); die kräftige, ja riesige Gestalt einiger und die zarte Leibesbeschaffenheit vieler, namentlich süd-amerikanischer Stämme, und ähnliche Kontraste, beeinträchtigen die beobachtete allgemeine physische und psychische Familienähnlichkeit eben so wenig, als die bei vielen dieser Völker, namentlich den Plattköpfen, Huankas, Botokuden u. a. wahrgenommene Verunstaltung der Schädel und Gesichtszüge. Denn die Abweichungen in der Färbung sind, wie schon früher mehrfach angedeutet, auch hier mehr als Ergebnisse der äußeren Lebenseinflüsse und des Verwilderungsgrades, denn als typische Merkmale zu betrachten.[2]) — Aehnlich verhält es sich mit der größern oder geringern Leibeslänge und der mehrern oder mindern Entwickelung der Muskulatur. Die riesenhaften Patagonen und die verkümmerten, winzigen Pescheräh sind dennoch, wie ihre verwandten Sprachen beweisen, nahe Verwandte, ganz ebenso wie die Finnen und Lappen, die Madjaren und Ostjaken, die Osmanen und Nogayen, die nördlichen und südlichen Samojeden, die Hottentotten und Buschmänner u. s. w. Auch die eigentlichen Karaiben, die Mbayas, Xevantes, Payaguas und andere brasilianische Stämme sind hochgewachsen, während andere, ihnen benachbarte und verwandte Völkerschaften auffallend klein sind. — Die bei den Amerikanern beobachteten kraniologischen Verschiedenheiten aber

---

[1]) A. v. Humboldt, Reise ꝛc. Buch III. Kap. 9.

[2]) Die helle Farbe und die blauen Augen der Boroas in Süd-Chile und der Guayanas am Uruguay, deren Azara (Voyage II. p. 76.) gedenkt, sind schon von A. v. Humboldt bezweifelt worden; die blonden Haare der Lipanis, eines Apachen-Tribus, welche Mühlenpfordt (a. a. O. I. S. 215.) erwähnt, dürften ebenso zu bezweifeln seyn, da dieser Schriftsteller offenbar nicht aus eigener Anschauung spricht.

werden, in vielen Fällen wenigstens, willkührlich erzeugt. [1]) Wenn viele, ja in gewissem Grade alle amerikanischen Völker in den turanischen Racen-Typus hinüber spielen, und wenn dies bei den polarischen, aber auch bei mehreren mittel-amerikanischen Völkern, so wie bei den Botokuden, Coropos, Xevantes u. a. Horden Süd-Amerika's besonders deutlich hervortritt: so zeigt sich bei anderen Völkerschaften ein eben so entschiedenes Hinüberspielen in andere Racen. Die brasilianischen Coroados haben, nach Eschwege, eine entschieden jüdische Physiognomie, die Aymaras, nach v. Tschudi, den Schädel der Guanchen, und mehrere Stämme Nord-Amerika's gleichen mit ihren Adlernasen und gewölbten Stirnen den Europäern. — Alle diese Verschiedenheiten sind indeß ohne Bedeutung, dem Gesammteindruck gegenüber, den alle diese Nationen machen und der, deutlicher als alles Andere, die Gemeinsamkeit ihres Stammbaums bezeugt. —

Darf man daher einerseits aus dieser allgemeinen Familienähnlichkeit, andrerseits, nach W. v. Humboldt's Ansicht, aus der allgemeinen Uebereinstimmung, welche in dem grammatischen Bau und der Sprachbildungsweise der amerikanischen Idiome, so weit sie bekannt geworden, wahrzunehmen ist, auf ihre ursprüngliche Einheit, auf ihre allgemeine Stammverwandtschaft schließen: so sind doch die vorliegenden Resultate der amerikanischen Sprachforschung noch keineswegs ausreichend für die Nachweisung und Bestimmung der Verwandtschaftsgrade, für die Gruppirung der Völker und Sprachen nach Familien, Familienzweigen und Gliedern. Deshalb blieb zum Theil kein anderes Auskunftsmittel, als das geographische, die verschiedenen Völkerschaften nach ihren Wohnplätzen zu ordnen und zu gruppiren, und die Aufhellung über diesen Gegenstand zu erwarten, welche uns von dem gelehrten Herausgeber des reichen W. v. Humboldtschen Nachlasses versprochen worden ist. [2]) —

3. Ueber die Namen der amerikanischen Völker. — Bekanntlich hoffte der Entdecker Amerika's nicht, eine neue Welt, sondern nur die Ost-Küsten Indiens aufzufinden. Er nannte daher die Eingeborenen von Guanahani, einer, wie er glaubte, Indien benachbarten Insel, unbedenklich „Indianer", und dieser Name war auch bereits für die Bewohner der Tierra firma adoptirt, als man

[1]) v. Tschudi a. a. O. S. 271 behauptet von den Huankas das Gegentheil, da er sich überzeugt haben will, daß neugeborene Kinder dieses Stammes die eigenthümliche Schädelform desselben mit zur Welt bringen.

[2]) Buschmann's Vorwort zum 2. Bande des Werkes „Ueber die Kawi-Sprache" ꝛc. S. (XIV).

den großen Ozean und den großen Irrthum entdeckte, der den eingeborenen Amerikanern, dem sogenannten „west-indischen" Archipelag und damit zugleich auch dem modernen „Ost-Indien" ihre uneigentlichen Namen verliehen hat. —

Nirgend ist überhaupt willkührlicher verfahren worden, als in der Benennung der zahlreichen amerikanischen Völkerschaften. Die Menge, die Familienähnlichkeit derselben, die Schwierigkeit ihrer vielsylbigen und einem europäischen Ohre wunderlich klingenden Namen würde selbst aufmerksame Beobachter verwirrt haben, um so mehr Personen, denen wissenschaftliche und ethnographische Interessen sehr fern lagen, und die es bequemer fanden, die Benennung der verschiedenen Tribus, ohne Rücksicht auf ihre etwanige Verwandtschaft, von irgend einer Eigenschaft, einer auffallenden Sitte, einer Lebensgewohnheit, einem Wohnplatze u. s. w. zu entlehnen, als die eigenen Namen zu erforschen, die überdies, wo sie erkundet, häufig verstümmelt wurden, und in dieser Verstümmelung, neben jenen gemachten Namen, in unsere Bücher und Landcharten übertragen worden sind. — Die neueste Zeit hat daher, in der Entwirrung dieses Verhältnisses, eine schwierige Aufgabe zu lösen begonnen. Nachdem indeß A. v. Humboldt über die Ethnographie von Süd- und Mittel-Amerika ein so glänzendes Licht verbreitet hat, scheint die Hoffnung einer künftigen Aufhellung der dunkeln und verwirrten Nomenclatur, der Sprachen- und Völkerverwandtschaften ihrer Erfüllung, wenn auch nicht nahe, so doch gewisser zu seyn, als man jemals erwarten konnte. —

4. Ueber die Schrift der Amerikaner. — Die zum Christenthume bekehrten Völkerschaften der neuen Welt haben, durch den Fleiß der Missionaire oder (wie bei den Cherokees und Mexikanern) Einzelner aus ihrer Mitte, Alphabete und Literatur-Anfänge erhalten, die meist in Uebersetzungen der Bibel, des Katechismus, aszetischer und Schulschriften bestehen. — So wie diese Anfänge die Zukunft jener Völkerschaften aufzuhellen versprechen, so geben andere, ältere Schriften dereinst vielleicht einiges Licht über ihre Vergangenheit. Zum Theil sind sie der Stirn der Felsen eingegraben, wie am Orinoco, bei Maypures und im Guyana-Hochlande, — zum Theil auf Monumenten zu lesen, wie in Mexico, Hoch-Californien und Peru, — zum Theil, wie hier und bei den merkwürdigen Panos, mit überraschender Farbenfrische und einem großen Aufwande von graphischer Kunst auf eigenthümliche Stoffe niedergeschrieben; und wenn sich ähnliche literarische Reste nicht noch bei mehreren anderen Völkern erhalten haben, so liegt dies zum Theil nur daran, daß sie ihre Zeichen auf Baumrinde und Holztafeln einzugraben pflegen. — Quippus und ähnliche Schrift-

Surrogate gebrauchen sehr viele, selbst der rohesten Völkerschaften. — Jene ureinheimischen Schriftzeichen sind bildlich; nur bei den Panos sollen sich hieroglyphische Charaktere neben der Bilderschrift vorfinden, was bekanntlich auch von einigen mexikanischen Bilderschriften behauptet wird. — Es ist, beiläufig bemerkt, auffallend, wenn nicht ein Fingerzeig für die dunkele Vorzeit der amerikanischen Menschheit, daß die Bilderschrift und ihre weiteren Fortbildungen zur Hieroglyphen- und Begriffs-Schrift vorzugsweise in den Küstenländern zu beiden Seiten des großen Ozeans vorgefunden werden. —

Siebentes Kapitel.

Der indisch-europäische, arische oder iranische Stamm.[1])

§. 30.

A. Indische (Sanskrit-) Völker und Sprachen.

1. Sanskrit, vielleicht einst — wie man glaubt etwa bis kurz vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung — Volkssprache im größten, d. h. nördlichen Theile von Vorder-Indien, gegenwärtig als solche erloschen oder doch fast erloschen,[2]) aber noch immer die religiöse, Gelehrten- und Bücher-Sprache der brahmanischen Völkerschaften; sie hat eine reiche Literatur und wird mit dem Devanagari- (Nagari-) Alphabet geschrieben. (Sanskrita heißt „Vollendet," und die Sprache führt diesen Namen,

---

[1]) Ueber die Verwandtschaftsgrade der Völker und Sprachen dieses Stammes vergleiche man: Jones in den Asiat. Researches I.; Fr. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Inder; A. W. Schlegel, Indische Bibliothek 3. Heft; die Schriften von Bopp; Klaproth, Asia polyglotta; Adelung, Mithridates; Prichard, Balbi, Wiseman a. d. a. O. ꝛc. Eine vollständigere Literatur über diesen Gegenstand findet sich bei Dorn, Ueber die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes (Hamburg 1827) S. 91—135. Außerdem sind noch zu nennen: J. v. Görres, Die Völkertafel des Pentateuch. I. Die Japhetiden und ihr Auszug aus Armenien (Regensburg 1845), u. Dessen, die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien (München 1845); beide Werke in 4. und mit Karten; — Rask, Ueber das Alter und die Echtheit der Zend-Sprache.

[2]) Nach A. Burns sprechen die Siah-Posch auf dem Hindu-Kuh noch einen Dialekt der alten Sanskrit-Sprache. (Monats-Berichte d. Berliner Geograph. Gesellschaft I. 1 ff.)

in Rücksicht ihres reichen, harmonischen, kunstvollen und dennoch einfachen Baues, mit vollem Rechte.)

2. Bali oder Pali, eine Schwestersprache des Sanskrit, die Sprache Gautama's und seiner Heimath, seit der Vertreibung seiner Anhänger aus Indien als Volkssprache erloschen, Gelehrten- und Kirchensprache in vielen buddhaistischen Ländern, namentlich auf Ceylon und Bali, bei Siamesen, Barmanen und Peguanern; Kirchensprache auch bei den chinesischen und japanischen Buddha-Dienern. Es hat eine sehr umfangreiche Literatur und wird mit eigenen, jedoch dem Nagari ähnlichen Buchstaben geschrieben. — Bali und Sanskrit sind in den betreffenden Ländern, ebenso wie Griechisch und Lateinisch in Europa, Gegenstände des höhern Unterrichts und gelehrten Studiums.

3. Prakrit. Unter diesem Namen, der ursprünglich die Sprache des verschwundenen Volks der Saraswata bezeichnet, faßt man die heutigen lebenden, mit dem Sanskrit verwandten Sprachen Indiens und seiner Grenzgegenden zusammen, die sich zum Sanskrit etwa ebenso verhalten, wie die romänischen Sprachen zum Lateinischen, und einer Gruppe von etwa 40 Völkerschaften, vorzugsweise im südlichen und westlichen Theile des eigentlichen Hindustan oder des ebenen Landes zwischen dem Indus und dem Ganges-Delta, eigenthümlich sind. Unter diesen:

a) Hindu (im engern Sinne) in der Hind-Ebene, im eigentlichen Hindustan. Die hindustanische Sprache wird außerdem in allen großen Städten von den höheren Ständen und von den sogenannten „mongolischen" Eingewanderten der Halbinsel[1]) gesprochen. Es ist eine hauptsächlich durch Aufnahme persischer Wörter gebildete Modifikation

b) des Hindi oder Hindevi, auch Brij-Bhakha genannt, der Volkssprache von Ober- oder Nord-Indien, welches zwar viel Sanskrit-Wörter enthält, aber eine andere grammatische Konstruktion und Flexion hat; zahlreiche Dialekte.

c) Bengalesen oder Gauras. Das Bengali Hauptsprache in Bengalen.

d) Orissas oder Ordiahs (Uriya-Sprache), im S. W. von Bengalen, im N. des Godawery.

e) Cingalesen, auf Ceylon.

---

[1]) Vergl. S. 419.

f) Telingas oder Kalinga (Telugu-Spr.), auf der Küste Coromandel, am untern Godavery und zwischen diesem und dem Kistnah.

g) Tamulen oder Malabaren, auf den südlichen Theilen der Küsten Malabar und Coromandel; Dialekte des Tamulischen (Tamaleh, Tamil, Dravira, Malayalam) auch auf Ceylon.

h) Kanaresen, im Norden der Malabaren, ostwärts bis zu den Ost-Ghats (Tulava-Sprache).

i) Karnatas, zwischen Ost- und West-Ghats, von den Nil-Gherris bis zur Krischna-Quelle; viele verwandte Völkerschaften und Dialekte der Karnataka-Sprache.

k) Mahratten, zu beiden Seiten des Nerbudda, auf dem Vindhya-Gebirge und dem Malwa-Plateau, auch im Norden des mittlern Godavery.

l) Konkanesen, im Norden der Kanaresen, ebenfalls auf der West-Küste, mit einer hindustanischen Mundart.

m) Guzeraten (Gurjara-Sprache), auf der gleichnamigen Halbinsel.

n) Sindhi, am untern Indus, mit einer Sprache, welche dem Pali nahe steht und durch dieses mit dem Sanskrit und Prakrit verwandt ist.

o) Shiks, das herrschende Volk im Pendschab, mit einer Sprache, welche nur ein Dialekt des Hindustanischen ist.

p) Kaschmir-Hindu, mit einem eigenthümlichen, dem Hindustanischen verwandten Dialekt.

q) Siah-Posch, auf der Ost-Seite des Hindu-Kuh, mit einem Sanskrit-Dialekt.

Außerdem sind auch in den höheren westlichen Regionen des Himalaya, in Sirmor, Garhawal, Kumaon, auch in Nepal ꝛc., Sprach- und Stammverwandte der Hindu. Dafür gelten auch

r) die Zigeuner, welche unter dem Namen Karaschi seit dem 5. Jahrhundert in Persien umherschweifen, seit dem 15. Jahrhundert als Vagabonden über ganz Europa verbreitet, besonders zahlreich in Ungarn sind, und mit den indischen Zinganes oder einem anderen der indischen Wanderstämme[1]) zusammenhängen sollen; ihr Dialekt ist ein verdorbenes Hindi. —

---

[1]) Vergl. Prichard a. a. O. III. 2. S. 634.

§. 31.

B. Die medo-persische oder arische[1]) Familie.

1. Zend, die heilige Sprache der alten Perser und Meder, einst, vor und um 500 v. Chr., Volkssprache im nördlichen Theil des Perser-Reichs, in Baktrien und Sogdiana; todt.
2. Pehlvi, die Hofsprache der Arsaziden und Sassaniden; todt.
3. Parsi, alt-persische Volks-, dann (unter den Sassaniden) Hof- und Geschäftssprache; todt; lebt vielleicht nur noch in den Dialekten der Parsen (Guebern), welche selbige, neben den Sprachen der Länder, in welchen sie leben, verstehen und gebrauchen.
4. Neu-persisch, die Sprache der heutigen Perser (Kisilbaschen oder Tadschiks) und daher heimisch im mittlern Theile von Iran, — wird außerdem aber auch, neben anderen Sprachen und in verschiedenen Dialekten gesprochen von den Städtebewohnern (Tadschiks) in der Bucharei, Turkestan, Afghanistan, Beludschistan, selbst in Vorder-Indien ꝛc. Das Persische ist, neben dem Arabischen, die Schriftsprache aller muhamedanischen Völker in ganz Iran, Indien und Vorder-Asien. —
5. Kurdisch, die Sprache der zahlreichen Stämme und Tribus der Kurden oder Assireta im kurdistanischen Hochlande. Ausgewanderte kurdische Stämme finden sich außerdem in Luristan und westwärts bis zum Tigris, südwärts bis zum perischen Meerbusen, ja einzelne Horden sogar in Khorasan, sowie im westlichen Syrien und in Kleinasien.[2]) —
6. Ossetisch, die Sprache der Iranen oder Osseten, eines Völkerrestes, der in einigen Thälern des Kaukasus wohnt.[3])
7. Puschtu oder Afghanisch, die Sprache der Puschtaneh oder Afghanen oder Patanen, das herrschende Volk am Kabul-Flusse und am Paropamisus, so wie in ganz

---

[1]) Die Meder, Perser, Baktrier und Sogdianer oder die Bewohner des weiten Landes Aria, zwischen dem Hindu-Kuh und Indus im Osten, dem Ararat und Euphrat im Westen, bildeten in grauer Vorzeit nur Ein Volk, das der Arier, dessen Sprache in den verschiedenen Provinzen nur dialektlich verschieden war. Das Zend war, nach Lassen, der Dialekt der nördlichen, das vielleicht noch etwas alterthümlichere Persepolitanische (die Sprache der sogenannten Keilinschriften von Persepolis u. s. w.), nach Bournouf, der Dialekt der südlichen Landschaften von Ariana oder Eeriene (Iran).

[2]) Ritter a. a. O. IX. S. 629.

[3]) Sjögren im Bulletin scientifique, publié par l'Académie imp. de St. Petersbourg 1833. III. p. 272; — Klaproth, Voyage au Mont Caucase et en Georgie (Paris 1823) Vol. II. p. 448, 470 sqq.

Afghanistan; Kolonien desselben auch in Indien. Viele verschiedene Stämme, unter denen die Berdurani im N. O., die Ghilji im S. der vorigen, um Kabul, die Durani im W., um Kandahar und Herat, die namhaftesten sind. Alle sprechen Dialekte des Zend; keiner derselben hat sich zur Schriftsprache erhoben.

8. Beludschisch, ein Dialekt des Persischen, wird, wie das Afghanische, neben indischen Dialekten, im Osten (Südosten) des iranischen Hochlandes von den Beludschen (Baluch) und dem herrschenden Stamme von Sinde (am untern Indus) gesprochen. —

§. 32.

C. Die Sprachen und Völker an und auf dem Kaukasus.

1. Armenier oder Haikani (Haik)[1]), auf dem armenischen Alpenlande und im südlichen Vorlande des Kaukasus, mit einer, den medo-persischen Sprachen verwandten, durch eine sehr alte und umfängliche Literatur ausgezeichneten Sprache. Die Armenier sind außer ihrer Heimath weit verbreitet, besonders in ganz West-Asien und Ost-Europa.

2. Georgier (Grusier) oder Kartli, die man auch, da sie in den Becken des Phasis (dem alten Kolchis) und Cyrus (Kur) wohnen, für die Nachkommen der alten Iberi hält und von den Armeniern Virk genannt werden.[2]) Sie zerfallen in:

   a) Mingrelier und Immeretier im westlichen Grusien, in Gurien am schwarzen Meere;

   b) Suani oder Tsoa, im N. der vorigen, am W.-Ende des Kaukasus;

   c) Lasen, am südöstlichen Winkel des schwarzen Meeres zwischen Gurien und Trapezunt;

   d) Karthulier oder eigentliche Georgier, im östlichen größern Theile von Grusien bis gegen den untern Kur.

3. Kaukasische Völker.

   a) West-Kaukasier, zu denen

      aa) die Abassen und die ihnen verwandten

      bb) Tscherkessen oder Adighi gehören, welche in viele kleine Tribus zerfallen, und im O. u. N. der Abassen bis zum Kuban und obern Terek hin wohnen.

---

[1]) Zu vergl. St. Martin, Mémoires historiques & géograph. sur l'Arménie und K. F. Neumann, Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur &c. (1836).

[2]) Zu vergl. Prichard a. a. O. III. 1. S. 271 ff.; — Klaproth, Asia polyglotta, 110; — Adelung, Mithridates, I.

b) Central-Kaukasier, viele kleine Völkerschaften in der Mitte des Kaukasus.

c) Ost-Kaukasier oder Lesghier, die in sieben Völkerschaften getheilt sind, deren eine, die Avaren, für ein Ueberbleibsel des einst unter diesem Namen furchtbaren Volkes gehalten wird; eine bloße Muthmaßung.

Zu dieser Bevölkerung des Kaukasus kommen noch die oben bei den hoch-asiatischen Völkern eingereiheten Stämme und die sprachlich unzweifelhaft zu der medo-persischen Familie gehörigen Osseten.

Die oben genannten Völker aber sprechen sehr viele verschiedene Mundarten, über deren gegenseitige Verwandtschaft zuverlässige Data noch ganz fehlen.[1])

§. 33.

D. Die griechisch-lateinische Familie.

1. Pelasgisch-griechischer Zweig.
   a) Pelasgisch, die Muttersprache der griechischen Dialekte und des Urvolkes der Pelasger, welches in den alten Griechen oder Hellenen u. s. w. aufgegangen ist.
   b) Alt-Griechisch oder Hellenisch; todt.
   c) Romeïka- oder Neu-Griechisch, — nach W. v. Humboldt's Ausspruch eine Schwester-, keine Tochtersprache des Alt-Griechischen, noch weniger, wie auch behauptet worden (!), ein slavischer Dialekt, sondern vielmehr die, vermuthlich aus der Beimischung von alt-thrazischen Elementen entstandene, allmählig, mit dem Verfalle der altgriechischen Kultur, zur Schriftsprache erhobene und durch die Zeit modifizirte Vulgär-Sprache des alten Griechenlands, — verbreitet über West-Asien, den Archipelag, die griechische Halbinsel, vorzugsweise über den südlichen Theil.
2. Etruskisch, Tuskisch oder Hetrurisch; todt.[2])
3. Lateinischer oder Romanischer Zweig.
   a) Lateinisch; todt; doch nicht allein die europäische Gelehrten-Sprache, sondern auch die Mutter des
      aa) Italiänischen, der modernen Volkssprache Italiens, die sich wahrscheinlich auf ähnliche Weise aus der alten

---

[1]) Vergl. darüber: Neumann, Rußland und die Tscherkessen (1840).

[2]) Die tuskische Sprache war eine indisch-europäische, aber kaum eine Schwester der lateinischen, eher der alt-pelasgischen. Die Geschichte und Herkunft der Etrusker liegt noch sehr im Dunkeln. (Prichard, III. 1. S. 260 ff.)

Vulgär-Sprache — der Romana rustica — gebildet und zur Schriftsprache erhoben hat, wie die Romeika aus dem Hellenischen; — des

bb) Spanischen, der herrschenden Sprache nicht nur in Spanien, sondern auch in dem größten Theile von Amerika, namentlich in dem Verbreitungsbezirke der mittel-amerikanischen Gruppe, in ganz Süd-Amerika (mit Ausnahme Brasiliens), auf Cuba, Portorico, den südlichen Canarien, den Philippinen u. m. a. Punkten der Erde; — des

cc) Portugisischen, welches außer Portugal in Brasilien und auf den nördlichen Canarien, den capverdischen und azorischen Inseln herrschend, und an beiden Küsten Süd-Afrika's bis tief ins Innere hinein verbreitet ist; — des

dd) Französischen, welches als Hof- und Umgangssprache eine mehr als europäische Verbreitung gefunden hat; — des

ee) Provençalischen, — einst die gemeinsame Verkehrs- und Dichtersprache von ganz Süd-Europa, zur Zeit nur noch Volkssprache an der untern Rhone; — des

ff) Wlachischen, die mit slavischen und alt-dazischen Elementen gemischte Volkssprache der an der untern Donau und ihren linken Nebenflüssen, in Siebenbürgen, auch in Thrazien und Mazedonien wohnenden Wlachen oder Rumanje, auch Rumuni (Römlinge).[1])

b) Rhätisch; erlöschende Mundarten.

aa) Romanisch und
bb) Ladinisch, } die Mundarten der im obern Engadin, in mehreren anderen Thälern Graubündtens, so wie in einigen Thälern Süd-Tyrols wohnenden rhätischen Volksstämme.

4. Illyrischer Zweig; — die Albaneser oder Arnauten, auch Skipetaren; Sitz im albanesisch-epirotischen Berg-

---

[1]) „Wlach", der slavische Name aller „Wälschen" oder Celten. Vergl. Dobrowsky, Untersuchungen üb. d. Geschichte der östl. europ. Völker ꝛc., bei Prichard a. a. O. III. 1. S. 533. — Dieser letztere Schriftsteller hält die Wlachen für Nachkommen der zu den alt-thrazischen Völkern gezählten Geten und Dazier, deren Sprache sowohl durch die Herrschaft der Römer in Dazien, als durch kirchliche Einwirkungen ihr vorherrschend romanisches Gepräge erhalten habe.

lande, Kolonien auch in anderen Theilen der griechischen Halbinsel, ferner an der untern Sau (Klementiner), an der Süd-Spitze der kalabrischen Halbinsel und auf Sicilien, dort fälschlich „Griechen" genannt. Ihre Sprache bildet, nach Xylander,[1]) einen besondern Zweig des arischen Stammes, nicht einen Nebenzweig der griechisch-lateinischen Familie, mit welcher sie nicht näher verwandt seyn soll, als diese mit der slavischen. —

§. 34.

E. Die keltische oder celtische Familie.[2])

Die Reste dieser wahrscheinlich einst über viele Länder von West-Europa verbreiteten Völkerfamilie finden sich fast sämmtlich an den äußersten westlichen Küstenrändern des Erdtheils, nachdem ihre Vorfahren in dem ehemaligen weiten Verbreitungsbezirk dieser Familie aufgerieben oder, der Mehrzahl nach, in andere Nationalitäten übergegangen sind. Man hat nur Sprachproben von denjenigen celtischen Idiomen, welche bis auf den heutigen Tag fortleben und von denen zwei eine eigenthümliche Literatur besitzen; man kennt daher auch den Zusammenhang und die Gliederung dieser ausgebreiteten Familie nur unvollständig. Diese bekannten Zweige sind:

a) die Briten oder Britannier (im engern Sinne), deren alte Sprache in einigen, einander nahe verwandten Dialekten fortlebt, nämlich:
   aa) bei den Kymru oder Cymri (Wälsche) in Wales, und
   bb) bei den Bretons, Breyzards oder Armorikanern in einigen Gegenden der Halbinsel Bretagne (Klein-Britannien oder Armorika).

---

[1]) Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren (1835).

[2]) Thierry, Histoire des Gaulois; — Raoux, Mém. en réponse à la question proposée par l'Académie des Sciences etc. de Bruxelles; — Diefenbach, Versuch einer genealogischen Geschichte der Kelten (1840); — Radlof, Neue Untersuchungen des Keltenthums ꝛc. (1822); — Prichard a. a. O. III. 1. und Prichard, The eastern origin of the Celtic Nations, proved by a comparison of their Dialects with the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic Languages (London 1834). — Gegen die Verwandtschaft der Kelten mit nordamerikanischen Stämmen: A. v. Humboldt bei Balbi a. a. O. Atlas Tab. XI. — A. Holtzmann, Kelten und Germanen, eine hist. Untersuchung (Stuttgart 1855) sucht zu beweisen, daß die Germanen, nicht aber die Kymren und Gälen Kelten sind, während Arndt (Ueber die Verwandtschaft der europ. Sprachen, 1819) die Kelten zum Theil für finnische Stämme, und J. v. Parrot, wie bereits oben bemerkt, die Finnen für keltische Völker hält. —

Beide Dialekte sind im Absterben; ein dritter,

cc) der Kornische, in Cornwallis, ist seit etwa 100 Jahren völlig erloschen.

b) Die Iren, Ersen oder Gälen, deren Sprache ebenfalls drei bekannte Dialekte aufzuweisen hat, nämlich:

aa) Irisch, Ersisch oder West-Gälisch, die Sprache der celtischen Irländer;

bb) Gälisch, das Idiom der Bergschotten;

cc) Manx, der stark mit normannischen Elementen versetzte ersische Dialekt der Insel Man.

Die Sprachen der Iren und Kymru (Kymren) sind Schwestern und etwa so verwandt wie das Deutsche und Schwedische. —

Außer diesen britisch-irischen Ueberresten der Celten sind noch

c) die Wallonen zu nennen, ein schwaches Ueberbleibsel der großen celto-gallischen oder celto-belgischen Nation. Sie sprechen ein mit vielen französischen oder französirten Ausdrücken durchwebtes Idiom, und wohnen in den wallonischen Provinzen von Belgien und einigen angrenzenden Gemeinden des Preußischen Reg.-Bezirks Aachen.

§. 35.

F. Die germanische Familie

besteht aus mehreren Völkern mit Schwestersprachen, so daß nicht, wie man gemeint, eine derselben (die deutsche) als die Mutter der übrigen angesehen werden darf. Ihre große Verwandtschaft gestattet kaum, sie als verschiedene Familienzweige zu betrachten; doch geschiht dies gewöhnlich.

1. Deutsche Sprache und Völkerschaften finden sich als die herrschenden im Herzen von Europa, innerhalb eines Vierseits, welches durch die Verbindung der Punkte: Niemen-Mündung, Save-Quelle, Rhone-Knie (bei Martinach) und Maas-Mündung entsteht; — sind aber außerdem weit verbreitet durch Kolonien in Ungarn, auf dem transsylvanischen und karpathischen Gebirge, am schwarzen Meere, auch in Nord-Amerika, im süd-afrikanischen Kap-Lande, selbst, seit Kurzem, auf dem Kontinent von Australien. — Vorzüglichste Dialekte: Ober-, Niederdeutsch, Friesisch, Holländisch und Flämisch oder Flamländisch;[1]) unter diesen gelten die beiden letzten auch wohl als eigene Sprachen.

---

[1]) Balbi (a. a. O. Atlas Tab. XII) reiht das Flamländische, nach Champollion-Figeac, unter die französischen Dialekte!

2. Skandinavische Sprachen und Völker.

a) Mösogothisch; todt.

b) Normannisch oder Alt-Nordisch, die Sprache der alten Edda- und Voluspa-Saga; erloschen in seiner Urgestalt. Töchtersprachen:

aa) Isländisch, berühmt durch eine eigenthümliche, verhältnißmäßig sehr reiche Literatur.

bb) Alt-Norwegisch, in den Hochgebirgsthälern der West-Seite der skandinavischen Halbinsel.

cc) Schwedische Sprache und Volk auf der Ost-Seite der skandinavischen Halbinsel und in den größeren Städten Finnlands; zerfällt, wie das Norwegische, in mehrere Dialekte.

dd) Dänische Sprache und Nation heben im Norden der Eyder an, und nehmen, untermischt mit nordwärts mehr und mehr verschwindenden deutschen Kolonien, die jütländische Halbinsel, den dänischen Archipelag und Bornholm ausschließlich ein. Dänisch ist auch auf den Far-Öer und Island Sprache der höheren Stände, und ein Dialekt des Dänischen, der Norske oder Neu-Norwegische, behauptet sich in den größeren Städten und unteren Thälern der West-Seite Skandinaviens. —

Außerdem mehrere andere hieher gehörige Idiome, zu denen die Volkssprache der Far-Öer (das Norse), die Volkssprache der Shetlands-Inseln u. a. gehören. —

3. Anglo-brittischer Zweig.

a) Angelsächsisch; todt.

b) Englisch, die Sprache der Engländer oder Briten, herrschend in Großbritannien, mit Ausnahme Hochschottlands und des Berglandes von Wales, wo nur, wie in Ireland und den Shetlands-Inseln, Eingewanderte und die höheren Klassen englisch sprechen. Außerdem haben Sprache und Volk jenseit des Ozeans, auf der Ost-Seite Nord-Amerika's, eine neue Heimath gewonnen, nicht zu gedenken der zahlreichen Kolonien, durch welche England, mit seiner Macht, auch seine Söhne und seine Sprache über alle Theile der Erde verbreitet hat. —

§. 36.

G. Die slavischen Völker und Sprachen[1])

sind ebenso im Osten von Europa vorherrschend, als die romanischen im Süden und die germanischen in der Mitte des Erdtheils. Vermischt mit diesen anderen beiden Zweigen, sind sie westwärts bis zum Böhmerwalde und in die Nähe des istrischen Golfs vorgedrungen, während sie ostwärts bis an die fernsten Enden des Erdtheils und des sibirischen Asiens ausgebreitet sind. Zweige dieser Familie:

1. Ost-slavische oder antische Völker und Sprachen; nämlich:
   a) Russen. Volk und Sprache dieses Namens herrschen im Herzen des weiten Tieflandes von N. O.-Europa fast ausschließlich, und berühren sich an den Enden desselben mit tschudischen und mongolischen Völkerschaften. Kolonien in Sibirien und an der amerikanischen Nordwest-Küste. Gegen Abend breiten sie sich in verschiedenen Stämmen und Dialekten bis zum obern Dnjepr, untern Przypiec, obern Bóg und San, ja über das podolische, volhynische, galizische Plateau und das karpathische Waldgebirge und selbst jenseit desselben, in den Ebenen an der untern Theiß aus. — Die russischen Völkerschaften sind einander sämmtlich nahe verwandt, und unterscheiden sich sprachlich nur durch Dialekt-Verschiedenheiten, als:
      aa) Groß-Russen im mittlern und nördlichen Theil des europäischen Rußlands. Ihre Sprache ist allgemeine Schriftsprache, nachdem das Alt-Slavische, die ältere Schriftsprache, nur noch als Kirchensprache gebraucht wird;
      bb) Klein-Russen, Rußniaken oder Ruthenen, in der Ukraine, Podolien, Süd-Volhynien, Ost-Galizien u. s. w. bis zur untern Theiß.
      cc) Weiß-Russen, in Nord-Volhynien und im südlichen Theil von Russisch-Litthauen; ihr Dialekt war einst für diese Landestheile als Schriftsprache gebräuchlich.
   b) Illyrische oder Pontisch-adriatische Slaven,[2]) zahlreiche und vielnamige Völkerschaften, welche den breiten

---

[1]) Zu vergl.: Dobrowsky, Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur (1808); — Schaffarik, Geschichte der Slavischen Sprache und Literatur (1826); — Prichard a. a. O. III. 1. S. 454 ff.

[2]) Die erste dieser Benennungen rührt ursprünglich von Dolci her, der die Slaven irrig mit den alten Illyriern identifizirte; die zweite dürfte sich dadurch empfehlen, daß sie die Wohnplätze der betreffenden Völkerschaften im Allgemeinen bezeichnet.

Ländergürtel von der dalmatinischen bis zur pontischen Küste, an beiden Seiten der untern Donau, der Drau und Sau, aber untermischt mit anderen Stämmen, bewohnen. Sprachlich lassen sie sich in drei Hauptgruppen zusammenfassen, deren Mundarten jedoch nur dialektlich verschieden sind.

aa) Servische Völkerschaften, zu denen die eigentlichen Serven (in Ungarn Rhaizen genannt), die Slavonier, die Bulgaren, die Slaven in der Wlachei, die Bosnier, Uskoken, Morlachen, Montenegriner rc. in Bosnien, der Herzegowina und Ost-Dalmatien gehören. Alle diese Völker bedienen sich des alt-slavischen (servischen) oder Cyrillischen, nur die römisch-katholischen Dalmatier des modifizirten, sogenannten glagolitischen Alphabets.

bb) Kroaten, außer Kroatien auch sporadisch in Ungarn, Dalmatien und Krain.

cc) Slovenzi oder Winden (südliche Wenden), neben Deutschen rc. in Kärnthen, Krain und Steyermark, auch in einigen Gegenden von Ober-Ungarn. Unter allen Slaven am längsten im Besitz der Schrift; von ihnen ist die alt-slavische Kirchensprache ausgegangen.[1])

2. West-slavische oder slavinische Völker und Sprachen.

a) Polen oder Lechen. Verbreitung über das ganze Niemen-, Weichsel- und Warthe-Gebiet (mit Ausnahme der unteren Niederungen); auf der rechten Seite der obern Oder mit deutschen, auf dem galizisch-volhynisch-podolischen Plateau mit russischen Elementen gemischt. Polnische Stämme mit besonderen Dialekten: die Masuren auf dem preußischen Landrücken, die Kassuben an der Leba, Lupow und obern Stolpe, die Góralen (d. i. Gebirgsbewohner) der Karpathen. —

b) Böhmen oder Czechen (spr. Tschechen). Zu diesem Volks- oder Sprachzweige gehören: die eigentlichen Czechen, welche Böhmen, mit Ausnahme der obern Eger-Gegend, vorherrschend bewohnen; — die moravischen Stämme der Hannaken, Slawaken rc., welche ebenso Mähren bevölkern; — die Slowaken Ober-Ungarns, die Grund-

---

[1]) Kopitar, bei Prichard a. a. O. III. 1. S. 465.

bevölkerung dieses Landes,[1]) — v. a. Stämme und Dialekte nicht zu gedenken. —

c) Serben, Sorben (Soraben) oder Wenden, ein schwacher Völkerrest mit mehr und mehr erlöschender Sprache an der obern Spree, zwischen den schwarzen Elster-Quellen und der Lausitzer Neiße, im Spreewalde, an wenigen isolirten Punkten auf der linken Seite der untern Elbe, an der Jetze. —

§. 37.

H. Die Familie der Alt-Preußen und Letten,

verbreitet über die baltischen Küstenländer zwischen der untern Weichsel und dem Peipus-See, aber untermischt mit polnischen, russischen und deutschen, auch finnischen Elementen. — Verschiedene Zweige: die alten Preußen, deren Sprache seit dem Ende des 17. Jahrhunderts von der deutschen gänzlich verdrängt worden ist; die Litthauer mit verschiedenen, durchgängig aber polonisirten Dialekten, in Litthauen diesseit und jenseit des Niemen; — die Letten im westlichen Livland und in Kurland. — Die dem Sanskrit nahe verwandten, mehr und mehr erlöschenden Sprachen dieser Völkerschaften sind ohne namhafte Literatur, daher verunreinigt durch viele, allen umherwohnenden Völkern entnommene Elemente. — Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum man diese Familie bald für einen Zweig der slavischen, bald der finnischen, bald der germanischen Familie gehalten hat.[2])

§. 38.

I. Die Semiten oder die syrisch-arabischen Völker und Sprachen.

Diese Familie zerfällt in mehrere Zweige:

1. Der aramäische oder syrische Zweig, dessen Völker einst die weiten Länder im Osten und Nordosten von Palästina, zwischen dem Mittelmeere und den persischen und armenischen

---

[1]) Der Dialekt der ungrischen Slowaken ist, nach Dobrowsky, den ältesten Formen des Czechischen sehr ähnlich, und bildet das Mittelglied zwischen dieser und der kroatischen Sprache, also zwischen den Mundarten der östlichen und westlichen Slaven überhaupt. — Zugleich sind die Idiome der moravischen und slowakischen Stämme Ober-Ungarns so ähnlich, daß eine Grammatik für alle paßt. (Prichard a. a. O. III. 1. S. 467.)

[2]) Zu vergl. v. Bohlen, über die Sprache der alten Preußen, und Prichard a. a. O. III. 1. S. 501 ff. v. Parrot a. a. O. rechnet auch diese Völker zu der keltischen Familie (vergl. oben S. 433 u. 464).

Hochlanden — das „Aram" der Bibel — einnahmen, ist heute sprachlich in seinen beiden Haupt-Dialekten fast erloschen, nämlich

a) das Ost-aramäische, welches in der babylonischen oder assyrischen und in der chaldäischen Mundart einst weit verbreitet war, ist todt;[1])

b) das West-aramäische oder Syrische (im engern Sinne) ist zur Zeit nur noch die Volkssprache einiger kleinen Völkerschaften des Libanon, in Syrien, Mesopotamien und Kurdistan und die Schrift- und Kirchensprache der in diesen Ländern zerstreuten christlichen Sekten, der Maroniten, Jakobiten und Nestorianer, so wie der indischen Thomas-Christen. Dies ist eine erlöschende, ja fast erloschene Sprache, und es ist überraschend, daß sie bis heute ihr Leben gefristet, da doch die syrische Nationalität längst zu Grabe gegangen. Unter den Dialekten des Syrischen hat der palmyrenische, durch die Inschriften der berühmten Ruinen von Tadmor, ein lebhaftes Interesse erweckt.

2. Der ismaelitisch-arabische Zweig, in gewisser Beziehung der wichtigste und bedeutendste der ganzen semitischen Familie. Die Araber sind, vorzugsweise auf Veranlassung der von ihnen ausgegangenen muhamedanischen Völkerbewegungen, überall heimisch geworden, wo der Prophet verehrt wird. Man findet sie daher außer ihrem Stammlande, neben den aboriginen Völkerschaften, besonders zahlreich in ganz Nord-Afrika und West-Asien, dann auch im Innern von Sudan, an den Küsten von Aden, Ajan, Zanguebar, Mozambik und Madagaskar, an allen Gestaden des persischen, indischen und sundischen Meeres bis zu den Molukken und Philippinnen, — bald als selbstständige Völkerschaften, bald als Kolonisten und wandernde Handelsleute. — Das Arabische ist die Schrift- und Gelehrten-Sprache aller, besonders der sunnitischen Muhamedaner, während das Persische bei den Schiiten diese Rolle spielt. — Diese allgemeine Verbreitung einer und derselben Schriftsprache hat die Einheit des Sprach-Typus bewahrt, so daß die arabischen Dialekte nur sehr wenig von einander verschieden sind. Der großen räumlichen Entfernung ungeachtet, sind die sogenannten maurischen, die westlichen oder Moghrebyn- (Moghreb-) Dialekte,[2]) — die an der Nord- und Nordwest-Küste Afrika's von den nomadischen

---

[1]) Wenn es nicht in den unbekannten Thälern des heutigen Kurdistan fortlebt.

[2]) el Moghreb, das Abendland.

Arabern, den Beduinen des Atlas und der Wüste (neben den Berber-Stämmen die einzigen Bewohner der nord-afrikanischen Meer- und Wüsten-Ränder) gesprochen werden, — dennoch denjenigen nur sehr wenig entfremdet, die man in Arabien hört, und im malayischen Archipelag versteht. Nachdem das Alt-Arabische, die Sprache des Koran und der Koreischiten, so wie das ältere, sogenannte Kufische Alphabet außer Gebrauch gekommen, sind dafür zwei andere angenommen worden: ein östliches (Neskhi) und ein westliches (Moghreby). —

3. Der hebräische Zweig. — Die Hebräer haben bekanntlich mit ihrer politisch-nationalen Existenz auch ihre Sprache aufgegeben.[1]) Ihre Nachkommen, die Juden, sind über alle Theile der weiten Erde versprengt, und bewahren die Sprache ihrer Väter nur noch in den heiligen Büchern. Der von ihren Gelehrten (Rabbinern) gesprochene Jargon ist ein sehr verdorbenes, mit Fremdartigem vielfach gemischtes Hebräisch. Außer
   a) dem Hebräischen rechnet man hieher:
   b) das Phönizische und } Beide wahrscheinlich einander und
   c) das Punische. } dem Hebräischen sehr ähnliche
   Dialekte sind todt, und von ihrer Literatur sind nur Proben bis auf uns gekommen. — Das Maltesische, das bunte Volks-Idiom auf Malta, wird als ein Sprachgemisch angesehen, welchem das Punische die Grundlage gegeben haben soll. —

4. Der arabisch-abyssinische oder äthiopische Zweig umfaßt:
   a) die hamyaritischen oder himyaritischen Araber an den Süd-Küsten der Halbinsel, in den Landschaften Hadhramaut und Mahhra, deren edelster Stamm, die Ehhkili, in den Gebirgen von Hhazik, Mirbat und Zhafar im südöstlichen Winkel Arabiens heimisch ist und, wie es scheint, einst das Reich der biblischen Königin von Saba bildete;
   b) die Ghyz- (Gheez-) Völker Abyssiniens. Außer den oben (Kap. 3. §. 10) angeführten Völkern und Volks-

---

[1]) Nach des Missionär Reichard's Bericht (vergl. Gumprechts Zeitschr. f. Allg. Erdkunde rc. I. S. 143) lebt in den Bergen von Galliläa unsern Nazareth eine jüdische Gemeinde, die weder den alten Stammsitz noch ihre Muttersprache aufgegeben zu haben scheint.

Idiomen Abyssiniens, deren Abstammung und Verwandtschaft noch als zweifelhaft angesehen werden kann, gibt es in diesem Lande noch zwei Sprachen von zweifellos syrisch-arabischem oder semitischem Charakter, nämlich:

aa) die im täglichen Verkehr nicht mehr gebräuchliche Ghyz-Sprache, eine ältere Schriftsprache, in welcher sowohl ein Theil der Inschriften von Axum, als die heiligen Schriften der christlichen Abyssinier und der jüdischen Falaschas (s. oben S. 402) abgefaßt sind — und

bb) die daraus entstandene, aber mit fremden Elementen einigermaßen vermischte neuere Volks-Sprache der Agaazi, die Sprache von Tigre, welche zugleich die moderne Hof- und Schriftsprache von ganz Habesch geworden ist.[1]) — Ob, wie behauptet worden,

cc) die Amhara-Sprache (vergl. oben Kap. 3. §. 10) gleichfalls hierher zu zählen sey, muß als zweifelhaft noch dahin gestellt bleiben.[2])

§. 39.

K. Die Basken.

In weiter Ferne von dem Ursitze der Arier und Semiten, am innersten Winkel des biscayischen Busens, auf den Höhen des cantabrischen Gebirges und in den südlichen und nördlichen Thälern der westlichsten Pyrenäen wohnen die Basken, die sich selbst Eskaldunak (Euskaldunak) oder Euskaldunes nennen, im Gegensatz zu den „Erdaldunak," mit welchem Namen sie sämmtliche andere Völker bezeichnen, welche ihre, die sogenannte Eskuara- oder Euskara-Sprache nicht gebrauchen. Das Eskuara wird jetzt mittelst des spanischen Alphabets geschrieben und in mehreren Dialekten gesprochen, von denen der nördliche, der gascognesche, mit französischen, — der östliche, der navarresische, noch mehr mit spanischen Elementen versetzt ist; nur der westlichste, der biscayische, und der mittlere, der vardulische oder guipuzcoanische, haben sich rein erhalten; aber auch sie werden erlöschen. —

§. 40. Erläuterungen.

I. Allgemeine Bemerkungen. — Die Klassifizirung und Gruppirung der indisch-europäischen Menschheit hat seit langer

---

[1]) Nach E. Jaquet u. A. ist die Sprache der Tigrani oder Agaazi fast identisch mit dem Ghyz. (Prichard a. a. O. III. 2. S. 603.)

[2]) Vergl. unten §. 40.

Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt aufs höchste in Anspruch genommen und einen staunenswerthen Aufwand von Gelehrsamkeit und tiefen Forschungen veranlaßt. Diese selbst nur in flüchtigen Umrissen anzudeuten, um dadurch die in den vorhergehenden §§. zusammengestellten Resultate zu rechtfertigen, liegt in der That so sehr außerhalb der hier behandelten Aufgabe, daß man sich lediglich darauf beschränken muß, die Unthunlichkeit eines solchen Beginnens einfach auszusprechen. Dennoch ist die Aufmerksamkeit des Lesers noch auf einige Punkte zu lenken, sowohl um Mißverständnisse zu verhindern, als um Einiges nachzutragen, welches in dem Vorstehenden nicht füglich zur Genüge erläutert werden konnte. —

Die Verwandtschaft der indisch-europäischen Sprachen und Völker, die Schlözer und einige Andere „japethische" genannt haben, ist heute als eine unumstößliche Thatsache anzusehen. Gleichwohl sind die Verwandtschaftsgrade und Familienverbindungen noch nicht überall mit wünschenswerther Sicherheit bestimmt, so daß noch manche wichtige Punkte zweifelhaft sind. — Dahin gehört vornehmlich die Frage, ob die vorstehend in den Klassen I. und K. (§§. 38 und 39) aufgeführten semitischen und euskarischen Nationen den Indo-Europäern ohne Weiteres zuzuzählen seyen, worüber indeß erst weiter unten noch Einiges beizubringen seyn wird. —

Die Verwandtschaftsgrade der übrigen Familien anlangend, so ist es jetzt eine fast allgemein anerkannte Thatsache, daß ihre Sprachen von einer ungekannten Ursprache abstammen, welche in verschiedenen Klimaten, von den verschiedenen Volksgeistern verschiedentlich ausgebildet wurde, und in Indien zum Sanskrit, in Persien zum Zend und Pehlvi, an den Ufern des Mittelmeeres zum Griechischen wurde. Diese Sprachen sind daher Schwestersprachen. Gleichzeitig ist man aber veranlaßt, dieselben in zwei Hauptklassen, eine nördliche und eine südliche, oder die medisch-persische und die indische zusammenzufassen, insofern den Sprachen der letztern in ihrem Bau eine größere Vollkommenheit und Feinheit, in ihren Lautelementen aber eine klangvollere Weichheit eigen ist, als den Idiomen der ersten Hauptklasse. — Zu dieser, der medisch-persischen, gehören vornehmlich alle persischen und germanischen, zu der andern die Sanskrit- und die klassischen Sprachen Griechenlands und Italiens. Die Einreihung der übrigen Familien in eine dieser beiden Hauptklassen ist aber nicht ohne Bedenken, indem z. B. die keltischen und slavischen Idiome theils der nördlichen, theils der südlichen näher zu stehen scheinen. Dagegen steht unter allen europäischen Sprachen die Sprache der alten Preußen, die nur noch in den

lettischen und litthauischen Dialekten fortlebt, dem Sanskrit am nächsten, was bei der literarischen Vernachlässigung dieses mit Unrecht oft für barbarisch geltenden Idioms gewiß sehr überraschend ist, zumal wenn man erwägt, daß somit die auf dem Hindu-Khu an den Quellen des Oxus lebenden und durch ihre Tapferkeit, wie durch ihren frischen nordischen Typus ausgezeichneten Siah-Posch jenen daher sprachlich näher stehen, als irgend eine andere Nation Europas und Asiens. —

Wie sehr aber auch einige dieser Sprachfamilien zu der einen oder der andern jener Hauptklassen hinneigen, so ist doch dabei nicht zu übersehen, daß sie allesammt besondere Zeichen der Verwandtschaft und eigenthümlicher Aehnlichkeit mit jeder einzelnen Familie des ganzen Stammes an sich tragen, so daß z. B. das Keltische und Griechische, das Lateinische und das Sanskrit u. s. w. Wörter gemein haben, die allen übrigen Sprachen fehlen. Ueberhaupt aber ist der Bau aller dieser Sprachen so übereinstimmend und die Aehnlichkeit derjenigen Worte, welche die einfachsten Begriffe und Gegenstände bezeichnen, in allen indisch-europäischen Idiomen so groß, daß ihre Zusammengehörigkeit und die daraus abzuleitende Grundverwandtschaft der betreffenden Völker als wahrhaft primitiv und ursprünglich betrachtet werden muß. Zugleich gibt auch diese Wortähnlichkeit, insofern sie sich mehr oder weniger auf Bezeichnungen für Gegenstände des täglichen Bedürfnisses oder der Lebensweise ausdehnt, einen Fingerzeig für den Kulturzustand, in welchem sich die betreffenden Völker bei ihrer Trennung befanden. —

Allen diesen Sprachen ist aber auch eine größere oder geringere Zahl barbarischer Elemente beigemischt, die auf keine verwandte Sprache zurückzuführen, sondern ihnen allen gleichmäßig fremd sind, weil sie ohne Zweifel durch die historische oder vorhistorische Berührung mit den stammfremden Racen, welche die durch Intelligenz und Tüchtigkeit überlegenen iranischen Völker auf ihren Wanderzügen überall vorfanden, auf diese übertragen worden sind.

Diese stammfremden Völker Europas und Asiens, welche von einigen Schriftstellern, in der Voraussetzung ihrer verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit, insgesammt Scythen genannt worden sind, erscheinen in allen von den Iraniern eingenommenen oder kolonisirten Ländern als die Urbewohner, weil sie ihnen, bei der Ausbreitung der Menschheit über die von ihrer Urheimath entfernten Gegenden, überall vorangegangen zu seyn scheinen. Sie erscheinen zugleich als rohere, verwildetere, als barbarische Stämme, welche durch nachbarliche, in der Regel kriegerische Berührungen, oder auch nach ihrer Bewältigung (sofern sie nicht vertilgt oder vertrieben wurden) als Leibeigene oder Sklaven auf die Sitten und Sprachen

der Sieger einen anfangs unmerklichen, aber im Laufe der Zeiten dennoch hervortretenden größern oder geringern Einfluß gewannen. Dies erklärt die weitere und weitere Entfremdung der ursprünglich stammverwandten Völker und Sprachen, abgesehen davon, daß die räumliche Zertheilung derselben mit der Zeit ohnehin selbstständige individuelle Entwickelungen der getrennten Stammes- und Familienglieder herbeiführen und ihre primitive Verwandtschaft mehr und mehr verwischen mußte. Dies erklärt ebenso, daß einige der indisch-europäischen Nationen in der That von der Verwilderung der von ihnen bekämpften und unterworfenen stammfremden Völker in hohem Grade mit ergriffen worden sind, wenngleich ihre geretteten, bei Vielen durch besondere hierarchische Institutionen (Brahmanen, Magier, Druiden 2c.) vor der Vergessenheit geschützten, alten Traditionen und die ihnen eigene und natürliche höhere Intellektualität ihr Versinken in die krasse Barbarei der fast thierischen, von rohem Geister- und Zauberwahn bedrängten, von keiner höhern und edlern religiösen Vorstellung gehobenen Existenz der sogenannten scythischen Völker aufhalten und verhindern mochten. Die arischen Völker erscheinen daher überall als die Kulturträger und Kulturbringer, und diese Rolle haben sehr viele von ihnen, wenn auch nicht gleichzeitig, nicht mit gleichem Erfolge gespielt. —

Jene verwildeteren Völker, welche den Indo-Europäern überall und unter verschiedenen Gestalten und Benennungen begegnet sind, und bei diesen Berührungen, Einfluß erfahrend, Einfluß geübt haben, sind oben als hoch-asiatische und finnisch-uralische Völker bezeichnet worden. Die neuere Sprachforschung hat die sprachliche beider und damit zugleich, im Verein mit den ihnen gemeinsam zukommenden physischen Kennzeichen, ihre genetische Verwandtschaft dargethan. Rask, der sie deshalb unter dem Namen „Scythen" zusammengefaßt, während andere Forscher sie altaisch-uralische Völker benannt haben, begreift außerdem noch eine lange Reihe von Völkern als zu den Scythen gehörig, und Prichard findet solche Klassifikation in vielen Punkten gerechtfertigt.

Im Widerspruche damit sind vorstehend einige Völkergruppen als Zweige des indisch-europäischen Stammes aufgeführt, die demselben nach jener Klassifikation fremd sind. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens mögen die folgenden Erläuterungen dienen.

II. Ueber die Stammfremden der Sanskrit-Familie. — Nach den Ansichten von Colebrooke, Carey u. a. ausgezeichneten Forschern sind die oben, im §. 30 unter f bis k, aufgeführten Völker und Sprachen von Dekan als Verwandte und Abkömmlinge der Sanskrit-Familie zu betrachten. Dagegen hat Ellis neuerdings dargethan, daß alle jene Idiome eine besondere

Sprachfamilie bilden, da ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit allein auf Entlehnungen aus dieser, ihnen übrigens fast fremden Sprache beruhe. Außer den für dieses Resultat geltend gemachten linguistischen Gründen spricht dafür der Umstand, daß mehrere jener Sprachen und zwar, wie es scheint, vor ihrer Berührung mit den Prakrit-Völkern, geschrieben wurden und eigene Alphabete hatten. — Es ist jedoch auch ermittelt, daß die nord-indischen, zweifellos vom Sanskrit abzuleitenden Prakrit-Sprachen (a bis d) und ebenso das Cingalesische gleichfalls eine nicht unbedeutende Beimischung von Wörtern enthalten, welche sich weder auf das Sanskrit zurückführen lassen, noch aus dem Persischen, Arabischen, Türkischen oder aus irgend einer andern in Indien und seinen Nachbarländern gesprochenen Sprache entlehnt sind, sondern vielmehr einer ganz unbekannten, primitiven vor-sanskritischen Sprache angehören müssen. Weitere Vergleichungen der süd-indischen Idiome mit den Prakrit-Mundarten, namentlich mit der neuern hindustanischen Volkssprache, haben nun zugleich eine unverkennbare Verwandtschaft zwischen den nicht-sanskritischen Elementen beider Sprachgruppen ergeben, eine Verwandtschaft, die sich nicht blos in übereinstimmenden Wurzeln, sondern auch in ähnlichen grammatischen Gesetzen kund gibt. — Daraus hat man folgende, nicht unberechtigte Schlüsse gezogen:

1) Es ist wahrscheinlich, daß das unbekannte, beiden Sprachgruppen gemeinsame Element von einem Urvolk herrührt, welches vor der Ansiedelung der Saraswata, ja des Sanskrit-Volkes in Indien dies ganze Land inne hatte.

2) Dieses unbekannte Urvolk ist allmählig, d. h. in Jahrhunderten, zuerst aus den Ebenen Hindustans verdrängt worden, und die wenigen dort verbliebenen Reste desselben haben sich den Hindu früh und fast vollständig assimilirt. Die Berge und Wälder des Dekan, die der nördlichen arischen Urheimath[1]) der Eingewanderten ferneren und zugleich unzugänglicheren Gegenden, sind dann, im Verlaufe von vielen Jahrhunderten — und die Heldensagen der alt-brahmanischen Literatur bestätigen diese Thatsache — nach und nach gleichfalls von indischen Elementen durchdrungen und die Urbewohner, von der überlegenen Gesittung ihrer Bezwinger auch geistig, zwar nicht so vollständig, als es im eigentlichen Hindustan

[1]) Ueber die Lage derselben gibt vielleicht die Entdeckung der Siah-Posch auf dem Plateau des Hindu-Khu, über welche Elphinstone und A. Burnes so interessante Nachrichten gegeben haben, einen Fingerzeig, da ihre Sprache ein naher Dialekt des Sanskrit zu seyn scheint. (Vergl. C. Ritter's und Bopp's Mittheilungen in d. Mon. Berichten d. geograph. Gesellschaft zu Berlin, I. S. 1 ff.)

geschehen, aber doch in dem Grade überwältigt worden, daß ihre Sprachen, ihre religiösen und bürgerlichen Sitten ein entschieden indisches Gepräge erhalten haben. Wenn das Zahlenverhältniß der in Hindustan verbliebenen und der nach dem Dekan verdrängten Aboriginer zu den Eingewanderten in beiden Landestheilen, wie man annehmen muß, ein zwar verschiedenes, doch dem vorliegenden Resultat entsprechendes war, so ist auch dieses Resultat selbst vollkommen begreiflich.

3) Es ist daher nicht anzunehmen, wie von Einigen geschehen ist, daß blos etwa eine von Kriegern geschützte Priesterkaste — die Brahmanen — nach Indien gekommen sey, und Sprache, Religion und Sitten eines stamm- und sprachfremden rohen Volkes allmählig umgestaltet habe, denn in diesem Falle würde die Sprache derselben auch, wie das Kawi und Pali, lediglich Hof- und Priester-Idiom geblieben und schwerlich Volkssprache geworden seyn. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Brahmanen und Kschatriyas mindestens von der viel zahlreichern Klasse der Waisyas, d. i. der Ackerbauer und Handelsleute, begleitet waren (was zugleich auf eine friedliche Kolonisation hindeuten würde), und nur die ihnen widerstrebenden, heute außer aller Kaste stehenden Parias ꝛc. verjagten oder unterjochten, während die Sudras vielleicht aus dem auf friedlichem Wege assimilirten Theil der Urbewohner entstanden sind. —

Es gibt aber im Verbreitungsbezirke der Sanskrit-Völker, außer den in selbige mehr oder minder aufgegangenen, oben bezeichneten Völkerschaften, noch eine Reihe von verwilderten, muthmaßlich aboriginen Stämmen, denen das indische Gepräge mehr oder weniger fremd ist, und die zugleich noch so unbekannt sind, daß sie nicht füglich klassifizirt werden können. Dazu gehören:

a) Die Bhils, in den wildesten Theilen des Vindhya-Gebirges, im N. des Nerbudda und in den nördlichen Gegenden der West-Ghats.

b) Die Kulis, auf der West-Seite der nördlichen West-Ghats und im Innern der Gebirge von Guzerat.

c) Die Ramusis, im S. der Bhils und am obern Godavery, mit einem Dialekt der Telinga-Sprache.

d) Die Gonds, an der Quelle des Nerbudda und am obern Godavery und seinen linken Nebenflüssen, im W. von Orissa.

e) Die Pulindas oder die wilden Stämme im Innern von Orissa. Zu ihnen gehören die Koles, Khonds, Sours, Khoi-Jati u. e. a. barbarische Volksreste.

f) Die Bergvölker der Nil-Gherris, unter denen das schöne Hirtenvolk der Tudas (Thodaurs) und die halb-

civilisirten **Burghers** (Budduyur) zu nennen sind. Sie scheinen zu den Tamulen zu gehören.

g) Die **Vaddah** (Vaidahs) auf Ceylon, welche, inmitten der buddhaistischen Bevölkerung und trotz ihrer Verwilderung, brahmanischer Religion seyn sollen. —

Andere stammfremde Völkerschaften finden sich auch im östlichen und nördlichen Indien. So die **Garro** und **Kossya** an den Grenzen von Assam und Ava u. a. unbedeutende, vielleicht mit den Indo-Chinesen verwandte Völkerschaften.

In **Nepal**, dem Reich der **Gorkhas**-Dynastie, wo sich die herrschenden Stämme (der Religion wegen) für Hindu ausgeben, und sich hier, wie in den westlich angrenzenden Gegenden des indischen Himalaya, **Parbatiyas**, auch „**Khas**" oder „**Khasiyas**", d. i. „Kschatriyas" nennen, gibt es gleichfalls viele unbekannte Aboriginer-Stämme, die auf keine Weise den Hindu verwandt sind. Unter ihnen sind die **Newars**, die Ackerbauer und Gewerbtreibenden von Nepal, die zahlreichsten und kultivirtesten. — Obgleich diese Völkerschaften viele verschiedene Sprachen sprechen sollen, so sind es doch vielleicht nur Dialekte der Bhotiyah-Sprache, welche den Einfluß des Sanskrit erfahren haben. — Von gemischterer, aber wahrscheinlich vorherrschend hindustanischer Abkunft ist das Gebirgsvolk im Distrikte von **Kumaon**, unter dem die negerartigen **Doms** als Sklaven leben. Die Berg-Hindu oder **Paharias** von **Garwahal**, **Sirmor** und **Bisahur** sollen dagegen wirklich von indischer Abkunft, bei sehr abweichendem körperlichen, ganz nordischem Gepräge seyn. — Sind sie, gleich den anderen indischen Nachbarstämmen, aus den Ebenen Hindustans zu diesen wilden Alpenhöhen und in das Hochthal von Kaschmir hinaufgestiegen, oder ging einst die Kolonisation der Ebenen von den schönen Bergthälern aus, die den Hindu-Khu und den westlichen Himalaya durchschneiden, und in denen die **Hindus von Kaschmir** und die **Siah-Posch** noch heute siedeln: das ist eine zur Zeit noch nicht mit Sicherheit zu lösende Frage, wiewohl viele Anzeichen für die nördliche Lage der Urheimath der Sanskrit-Völker sprechen.[1]) —

III. Ueber die **medo-persische** oder (eigentlich) **arische Völker-Familie** schweben noch viele Streitfragen, die hier, ihrer dunkeln historischen Natur halber, gleichfalls kaum berührt werden können. Das Alter der Zend- und Pehlvi-Sprachen und ihr gegenseitiges Verhältniß; die Versuche zur Erklärung der verschiedenen Arten

---

[1]) Vergl. darüber die betreffenden Kapitel bei **Ritter** und **Prichard**, welche auch Ausführlicheres über die Stammfremden innerhalb dieses Volkskreises mittheilen. —

persischer Keilschriften und anderer literarischer und monumentarischer Ueberreste; der Grad der zwischen den Zend- und Sanskrit-Sprachen und Völkern bestehenden Verwandtschaft und ähnliche linguistische und historische Materien, welche eine sehr umfangreiche Literatur ins Leben gerufen haben, können hier nicht besprochen werden. Dagegen bleibt Einiges über die ethnographischen Elemente beizubringen, die sich heute in dem Verbreitungsbezirke der arischen Völker, neben ihnen vorfinden, weil sich daran für die Gegenwart unmittelbar ein geographisches Interesse knüpft. —

Schon früher (Kap. 4.) ist der Völker türkischer oder mongolischer Race gedacht worden, welche neben den ureinheimischen indisch-europäischen Nationen in dem alten Ariana neue Sitze gewonnen haben. Es ist hier das umgekehrte Verhältniß eingetreten, welches in Europa statt findet, wo die alten, sogenannten aboriginen scythischen Stämme überall von den siegenden Völkern iranischer Herkunft verdrängt, vertilgt oder unterworfen worden sind. In den Ursitzen dieser in Europa siegreichen Race ist sie selbst aber überwältigt worden, und unter die Herrschaft der roheren Völker gerathen, welche als Aboriginer des benachbarten hintern Hoch-Asiens angesehen werden müssen. Dennoch findet ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen und jenen Siegern und Besiegten statt. Während die überwältigten scythischen Stämme Europas von den Bewältigern theilweise in die unwirthbarsten Einöden gescheucht, theilweise assimilirt worden sind, bewohnen die unterworfenen Perser, von ihren Ueberwindern „Tadschiks“ oder „Kisilbaschen“ genannt, überall die Städte; behaupten sie, als Ackerbauer, Kaufleute, Handwerker und Künstler, ihre alte Gesittungs-Ueberlegenheit, während die barbarischen Herrscher, im Gegensatze zu jenen, „Ilat oder Iliyat“ genannt, größtentheils ihre ursprüngliche nomadische Lebensweise fortsetzen, und in ihrem barbarischen Urzustande verharren. Selbst wenn sie sich vorübergehend ansiedeln und in den Städten niederlassen, wandern sie doch gelegentlich wieder umher, und nur von einigen nicht zahlreichen Stämmen weiß man, daß sie das Nomadenleben völlig aufgegeben haben. Dies ist überall so, im eigentlichen Persien, wie in der Bucharei, in Turkostan, Afghanistan und Beludschistan. — Zum größern Theil sind die Ilat Trümmer jener wilden Horden, die den kriegerischen Wanderzügen Dschingis-Khans und Babur-Khans, Tamerlans und der seldschuckischen Türken folgten, und daher entschieden turanischer oder mongolischer Abkunft, was auch durch ihr körperliches Gepräge entschieden bekundet wird, wenngleich sie theilweise persische, mehr oder minder verdorbene Dialekte angenommen haben. Geringern Theils sind aber die Ilat auch kurdischer oder arabischer Abkunft. — In gewisser Beziehung

interessanter, weil räthselhafter, als diese fremden Nomaden sind die noch schließlich zu erwähnenden Ilat persischer Abkunft, welche vorzugsweise im Westen, in Luristan, heimisch sind. Zu ihnen gehören auch die Baluch oder Beludschen der Ebenen, welche von dem Bergvolke der Brahui, einem andern Wanderstamme Beludschistans, wohl zu unterscheiden sind, da diese aus dem Pendjab, also aus Indien stammen, wie ihre Sprache, oder vielleicht aus Turan, wie ihre Körperlichkeit zu erweisen scheint.[1]) —

In Kurdistan scheint ein ähnliches Verhältniß statt zu finden. Hier führen herrschende Stämme, die sich Assireta nennen, neben leibeigenen Bauern, Guran genannt, ein kriegerisches und räuberisches Leben. Beide Racen sprechen persisch, aber verschiedene Dialekte, die nie geschrieben wurden. Der der Guran scheint reiner, der der Assireta dagegen türkische Elemente zu enthalten. Auch entspricht der körperliche Habitus der ersteren dem der Tadschiks; ob aber die Assireta ein tatarischer Stamm, der seine Sprache aufgegeben, ist in Dunkel gehüllt. Dasselbe gilt von den räthselhaften, einen besondern kurdischen Dialekt sprechenden, in Kurdistan, aber auch in anderen Theilen West-Asiens umherschweifenden Horden der Yeziden oder Satansanbeter, von denen man nicht weiß, ob sie blos eine religiöse Sekte, also etwa blos ein kurdischer, nie zum Islam bekehrter Stamm, oder ob sie der Abkunft nach von den übrigen Kurden verschieden sind. —

IV. Ueber die Völker an und auf dem Kaukasus (Gruppe C. der vorstehenden Uebersicht). — Was zunächst die Armenier anbelangt, so ist deren Verwandtschaft mit dem indo-europäischen Stamme nach Klaproth's, Naumann's u. a. Forscher Ansicht ganz unzweifelhaft. — Räthselhafter ist die Herkunft der Georgier, die sich selbst für Brüder der Armenier und für Japhetiden ausgeben, nach ihrer Körperbeschaffenheit zu den schönsten Menschenracen gehören[2]) und in ihrer Sprache, nach Brosset le Jeune[3]) und St. Martin, mit den Armeniern, zugleich aber auch mit hochasiatischen Nationen verwandt seyn sollen. Du Ponceau[4]) hat ihre Sprache sogar mit den Idiomen der eingeborenen Nord-Amerikaner

---

[1]) Ausführlicheres über die Iliyat findet sich zusammengestellt bei Prichard a. a. O. III. 2. S. 59 ff., woselbst auch die betreffenden literarischen Nachweisungen zu entnehmen sind.

[2]) J. Reineggs, Allgemeine Beschreibung des Kaukasus ꝛc. (1796) S. 261.

[3]) Bei Prichard a. a. O. III. 2. S. 272. und im Nouv. Journ. Asiat. T. II.

[4]) Preliminary Essay in the Memoirs of the Historical Committee of the American Philosoph. Society bei Prichard a. a. O. III. 2. S. 277.

verglichen, und chinesische Nachrichten machen es nicht unwahrscheinlich, daß den Georgiern chinesische Elemente beigemischt seyn mögen. — Unter diesen Umständen mag Prichard Recht haben, wenn er Anstand nimmt, die Georgier unbedenklich für Indo-Europäer zu halten. Doch scheint eine solche Annahme wohl gerechtfertigt, wenn man das Fremdartige in ihren Dialekten der Beimengung stammfremder und barbarischer Elemente zuschreibt, wozu in dem alten Durchgangslande, welches sie bewohnen, reichliche Veranlassung vorhanden ist. —

Die übrigen im Kaukasus selbst wohnenden Völker sind, mit Ausnahme der Osseten, sprachlich von noch zweifelhafterer Herkunft. Klaproth[1]) hat die allgemeine linguistische Verwandtschaft und den einstigen gemeinsamen Ursprung dieser vielsprachigen Völkergruppe wahrscheinlich gemacht, und zugleich eine gewisse Lautähnlichkeit zwischen ihren Dialekten und den Sprachen der tschudischen und samojedischen Völkerschaften nachgewiesen. Ob deshalb diese von Pallas, Güldenstedt, Koch, Abich u. A. als überaus wohlgebildet geschilderten Völkerreste als Verwandte der letzteren zu betrachten sind, muß doch bis zu gewichtigeren Beweisen billig bezweifelt werden. Wahrscheinlich aber wird diese ethnologische Frage niemals genügend aufgehellt werden, da gewisse Erscheinungen, namentlich die bei den Tscherkessen sich findende strenge Ständeeintheilung, auf uralte Völkermischungen hindeuten, deren Elemente schwerlich jemals mit Sicherheit zu ermitteln seyn werden. — Solche Erwägung begründet die Aufzählung dieser räthselhaften Völkerreste unter den iranischen Nationen. —

V. Die sogenannten semitischen Völker und Sprachen werden gewöhnlich als ein ganz eigenthümlicher und besonderer Stamm angesehen, und dies ist auch, wenn man die Vergleichung dieser und der Sanskrit-Sprachen als Eintheilungsgrund betrachtet, nach der Ansicht der bedeutendsten Kenner, vollkommen gerechtfertigt.[2]) Sind indeß, nach dieser Vergleichung, die semitischen und die indo-europäischen Sprachen mit einander entfernter verwandt, als diese letzteren unter sich: so folgt doch daraus nicht (wie Prichard will), daß die semitischen den übrigen indo-europäischen Sprachen nicht als eine besondere Klasse hinzugerechnet werden dürften, da beide doch entschieden näher mit einander verwandt sind, als mit allen übrigen Sprachstämmen und als alle übrigen Sprachstämme unter sich. Nur die finnisch-tschudischen und die

---

[1]) Zu vergl. dessen Asia polyglotta und Voyage au Mt. Caucase et en Géorgie (1823).

[2]) W. v. Humboldt, Kawi-Sprache etc. S. CCCXXIV.

hochasiatischen Sprachen stehen vielleicht in gleich naher Verwandtschaft. Der Meister der Sprachwissenschaft sagt daher:[1] „die Semitischen Sprachen gehören, ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach, in Eine Klasse mit den Sanskritischen.“ — Auch läßt sich kein genügendes anderweitiges ethnographisches Motiv aufbringen, warum die semitischen Völker dem indisch-europäischen Stamme nicht sollten zugezählt werden dürfen, wenngleich sie innerhalb desselben, aus linguistischen Gründen, eine sehr selbstständige und gesonderte Familie bilden. — Prichard ist geneigt, dieselbe für eine besondere Völkergruppe zu erklären, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem er, mit Gesenius, die Benennung „Semiten“ für die hieher gehörigen Völker als unrichtig und unpassend betrachtet. Weil nämlich die Kanaaniter (oder Phönizier), die sprachlich mit den übrigen Völkern dieser Gruppe aufs innigste zusammenhängen, nach der Genesis Nachkommen Ham's und nicht Sem's sind; weil auch einige Araberstämme, nämlich die Hamyariten oder Hhimyariten und die von ihnen stammenden Kolonisten in den benachbarten Küstenlandschaften Afrika's, vielleicht gleichfalls nicht zu den Kindern Sem's, sondern zur Kusch-Race gehören:[2] so erblickt er in dieser, von ihm deshalb nicht „semitische“, sondern „syrisch-arabische Völker“ genannten Gruppe ein Aggregat von einander stammfremden, durch ähnliche Sprache nur zufällig verbundenen Völkern, deren einige, als Hamiten, dem indisch-europäischen Völkerkreise genetisch fremd sind, und deshalb demselben nicht eingereiht werden dürfen. — Ein anderer, wie es scheint, bedeutenderer Grund für diese Trennung wird von ihm in der Wichtigkeit gefunden, welche den syrisch-arabischen Völkern für die Geschichte und die Gesittung der ganzen Menschheit zugesprochen werden muß. Aber die Anerkennung dieser ihrer hohen Bedeutung für das Kulturleben der Welt wird, sollte man glauben, weniger dadurch bekundet, daß man sie als ein besonderes, für sich allein stehendes Glied der Menschheit aussondert, als vielmehr dadurch, daß man sie den übrigen Kulturvölkern der Erde, auf welche sie so entscheidende Einflüsse ausgeübt haben, zugesellt, zumal da die Eigenthümlichkeit ihrer Sprachen einer solchen Klassifikation nicht widerspricht. —

---

1) W. v. Humboldt, a. a. O. S. CCCXLII.

2) Nach Perron und Fresnel (Prichard III. 2. 595) sollen sie von Khatan, einem Nachkommen Sems abstammen, gleich den nördlichen Arabern, die von diesen Forschern nicht für Ismaeliten gehalten werden, weil die Verwandtschaft Ismaels mit den Koreischiten wahrscheinlich nur fingirt sey, um diese mit dem hebräischen Patriarchen in Verbindung zu bringen.

Eine solche Gruppirung verknüpft aber zugleich, aus sprachlichen Gründen, die afrikanischen Völker mit der indisch-europäischen Menschheit. Zwar sind die aufgefundenen verbindenden Fäden noch zart, immerhin sind sie zu beachten und weiter zu verfolgen, damit man an ihnen die verloren gegangene alte Familienverbindung zwischen den verschiedenen Abkömmlingen Noah's wieder auffinde. — Wir fügen daher den in diesem Betracht weiter oben[1]) gemachten Andeutungen noch Einiges hinzu.

Die Verwandtschaft der koptischen Sprache, deren Identität mit der alt-ägyptischen bereits durch Sylvestre de Sacy[2]) nachgewiesen worden ist, mit den semitischen Sprachen ist, wie schon früher bemerkt wurde, zweifelhaft. Dagegen hat Isenberg[3]) die Verwandtschaft des Amharischen einerseits mit der Sprache der Agaazi oder Tigrani, also mit der Ghyz-Sprache und andrerseits mit den Idiomen der Danakil, Somauli, Gallas und anderer Neger-Stämme dargethan, während auch Gesenius[4]) behauptet, daß die Sprachen von Amhara und Tigre wirklich beide Dialekte des Ghyz sind, was hinsichtlich der ersteren, wegen ihrer starken Mengung mit fremden Elementen, von Vater und Anderen bekanntlich bezweifelt worden ist. Die Identität oder doch die sehr nahe Verwandtschaft der Tigrani mit dem Ghyz-Volke oder den Agaazi, den alten Axumiten, ist zugleich von E. Jaquet[5]), auf Grund einer von Pearce bewerkstelligten Bibelübersetzung, sehr energisch behauptet worden. — Nun ist aber der semitische Charakter der Ghyz-Sprache unverkennbar. Ludolf und Murray haben schon die arabische Abkunft der alten Axumiten sehr wahrscheinlich gemacht, wogegen Salt deren israelitische Abstammung nicht ohne gute Gründe behauptete.[6]) — Neuerdings ist indeß die unverkennbare Aehnlichkeit der Ghyz-Sprache, die man am Ende des vorigen Jahrhunderts schon für eine mönchische Fiction zu halten geneigt war, mit den hamyaritischen Inschriften des südlichen Arabiens, auf welche zuerst von Seetzen und später von Wellstedt[7]) u. A. aufmerksam gemacht wurde, von Gesenius

[1]) Kap. 3 des 5. Abschnitts.

[2]) In seinen Notizen über Etienne Quatremère's Recherches sur la littérature de l'Egypte.

[3]) Grammatik der amharischen Sprache, bei Prichard a. a. O. III. 2. S. 604.

[4]) Vergl. die betreffenden Artikel in der Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber.

[5]) Vergl. Nouveau Journal Asiatique, T. V.

[6]) Vergl. Prichard a. a. O. II. S. 158 ff.

[7]) Narrative of a Journey to the ruines of Nakab al Hajar etc. im Journal of R. Geograph. Soc. VII.

und Rödiger aufs unzweifelhafteste nachgewiesen worden. Zugleich hat sich aus den Forschungen des letztern eine große Aehnlichkeit dieser Inschriften nicht nur mit dem Ghyz, sondern auch mit dem Amharischen und der noch wichtigere Umstand ergeben, daß jene in vorchristlicher, also nicht in der kurzen Zeit entstanden sind, in welcher die Abyssinier über einen Theil von Arabien herrschten. — Die Verwandtschaft der Abyssinier, mindestens der Tigrani mit den hamyaritischen Arabern und ihre vorgeschichtliche Wanderung aus Arabien nach Aethiopien kann daher als zweifellos angesehen werden. Welch ein Licht wirft aber diese Thatsache, in Verbindung mit den von Isenberg behaupteten linguistischen Resultaten und der von F. W. Newman nachgewiesenen Verwandtschaft der Berbern-Sprachen mit den syrisch-arabischen,[1]) auf die Urgeschichte der Menschheit und die Verwandtschaft der Völker!

Noch eines andern interessanten Verhältnisses ist in Betreff der syro-arabischen Völker zu gedenken. Die Aramäer, Hebräer und Araber, nach Fresnel auch die nationell fortbestehenden[2]) hamyaritischen Araber sind sämmtlich Nachkommen Sems. Nun wohnen aber, neben den Ehhkili (d. i. freien Leuten), dem herrschenden Stamme der Hamyariten, die gleichsprachigen, leibeigenen Stämme der Tschhari, wie die Guran neben den Assireta Kurdistans. Sind diese unterworfenen Tschhari vielleicht Reste der Hamiten, die in der Mehrzahl vor den überlegenen Semiten nach Abyssinien zurückwichen, so sind auch die ihnen sprachlich verwandten und äthiopisch gestalteten Ghyz-Völkerschaften, ebenso wie die eigentlichen Kanaaniter, zu denen die Philister der Bibel, die Phönizier und Karthager zu zählen sind, ohne Zweifel als Hamiten zu betrachten. Die Sprache der Hebräer, welche ihre ältere aramäische Mundart, nach ihrer vierzigjährigen Wanderung in der Wüste, allmählig aufgegeben haben, ist aber bekanntlich eine kanaanitische und von dem Phönizischen und Punischen höchstens dialektlich verschieden. Daher wäre es nicht ohne Beispiel, wenn die vermeintlich semitischen Ehhkili auch die Mundart der muthmaßlich hamitischen Tschhari angenommen hätten. Danach wird es auch begreiflich, daß die Ghyz-Sprache, obgleich die Tochter einer arabischen Mutter, dem Hebräischen, wie Salt behauptete, verwandter ist, als dem Arabischen, was neuerdings von Fresnel in sofern bestätigt worden ist, als er anführt, daß die Sprache der Hamyariten dem Aramäi-

---

[1]) Vergl. dessen Abhandlungen über die Berbern- und Haussa-Sprache, im Anhange zum 3. Bande von Prichard's Untersuchungen 2c.

[2]) Vergl. dessen Briefe an St. Julien und Mohl im Journal Asiat. 3. série. T. V. u. VI. (1838).

schen und Hebräischen näher steht, als dem Arabischen. Diese Verschiedenheit der Abkunft erklärt es zugleich, warum die Araber (d. h. die sogenannten ismaelitischen) die Verwandtschaft mit den Abyssiniern, wie Ritter anführt, als beschimpfend ableugnen.[1]) — Die uralte Verbindung Abyssiniens mit den semitischen Nationen macht zugleich die Existenz des jüdischen Bergvolks der Falascha in Abyssinien begreiflich, über dessen dunkele Vorgeschichte unsere Forscher keine Auskunft zu geben vermögen. Wenn Prichard[2]) dieselben lediglich für zum Judenthum bekehrte Aethiopen hält, worunter er wahrscheinlich Hamyariten versteht: so widerspricht dieser Ansicht nicht allein das eigenthümliche Wesen des Judenthums, dem propagatorische Bestrebungen fremd sind, weil es ausschließlich „das auserwählte Volk," die Nachkommen Abraham's, Isaak's und Jakob's, für das Volk Jehovah's hält, sondern auch in gewissem Grade die Bedeutung ihres Namens, da „Falascha" im Amhara „Verbannte" oder „Vertriebene" bedeutet. Daß ihre in der Ghyz-Sprache geschriebenen heiligen Bücher noch von ihnen verstanden werden, während ihre Umgangssprache ein, wie man meint, eigenthümliches abyssinisches Idiom ist, erscheint weniger befremdlich, da dies nur auf einen Sprachentausch hindeutet, welcher bei verwildernden, aber fremden Einflüssen fortdauernd ausgesetzten Völkerschaften nicht selten vorkommt. —

Alle übrigen Fragen über die Herkunft und Verwandtschaft der semitischen Völker, z. B. über die vermeintliche medo-persische oder gar scythische Abkunft der Chaldäer, über die Verbreitung der Syrer nach Kapadozien u. s. w., sind gelehrte Streitfragen, die hier unerörtert bleiben müssen.[3])

VI. Ueber Basken und Iberer. — In einem Zeitalter, welches den ältesten Epochen unserer sogenannten alten Geschichte lange, noch länger also den frühesten Einwanderungen der arischen Volksstämme, die Kelten und die noch räthselhafteren Hetrurier mit eingeschlossen, vorausgegangen ist; in jener dunkeln Vorzeit, in welcher die später unter dem Namen „Scythen" mitbegriffenen finnischen, tschudischen und samojedischen Völker den Nord-Osten, die alten Pelasger, Illyrier, Thrazier die südöstlichen Gegenden von Europa noch allein bewohnten, war der Westen dieses Erdtheils, wie es scheint, von Nationen bevölkert, von denen uns nicht einmal die Namen vollständig aufbehalten worden sind. Zu ihnen gehören die verschwundenen Iberier und Ligurier, so wie die alten

---

[1]) Erdkunde I. S. 223.
[2]) A. a. O. II. S. 154.
[3]) Vergl. darüber Prichard a. a. O. III. 2. S. 572 ff.

Caledonier, Pikten und Skoten, in denen man, wohl mit Unrecht, die Vorfahren der späteren keltischen Bewohner Großbritanniens zu erblicken geglaubt hat. — Von allen diesen und vielleicht noch hundert anderen verschwundenen Völkerschaften ist nur eine einzige übrig, ohne welche das Daseyn jener alten Urbevölkerung von West-Europa fast mythisch seyn würde. — Dies sind die Basken oder Euskaldunak, die man nach W. v. Humboldt's [1]) Untersuchungen für die ungemischten Nachkommen der, in späteren Jahrhunderten von celtischen Völkern verdrängten, assimilirten und dadurch in Celtiberier umgewandelten, alten Iberier zu halten berechtigt ist. — Mehr als die lückenhaften Nachrichten der ältesten Geschichte spricht dafür der durchaus eigenthümliche Charakter ihrer Sprache, welche bald irrthümlich für ein celtisches, bald — wie Leibnitz vermuthet und Young [2]) zu zeigen versucht hat — für ein dem Aegyptischen ähnliches Idiom ausgegeben, bald auch — wie Arndt [3]) und Rask [4]) gemeint — für verwandt mit dem Finnischen, oder — wie Prichard andeutet [5]) — mit den libysch-atlantischen Sprachen Afrika's gehalten worden ist; ja man hat sie — wie Vater und Du Ponceau zuerst annahmen und Macculloch [6]) wahrscheinlich zu machen suchte — sogar mit den amerikanischen Sprachen in verwandtschaftlichen Beziehungen zu finden vermeint. — Aber obgleich man, und zwar vorzugsweise durch W. v. Humboldt's Untersuchungen, weiß, daß alle diese vermeintlichen Verwandtschaften entweder lediglich auf Muthmaßungen oder auf entfernten Analogien und äußerlichen Aehnlichkeiten beruhen, und daß alle diese Bemühungen nichts beweisen, als die Schwierigkeiten der Frage: so bleibt doch immer noch der Platz zu ermitteln, der den Euskaldunak innerhalb der großen Menschen-Familie gebührt. Ein bestimmtes Resultat haben in dieser Beziehung bis jetzt weder die fleißigsten historischen, noch die scharfsinnigsten linguistischen Forschungen gewährt. Die Basken stehen im Kreise der europäischen Völker-Familien in der That eben so isolirt, fremd und räthselhaft da, als die Völker des Kaukasus oder als die Quaiqua oder Hottentotten innerhalb des afrikanischen Völkerkreises. —

---

[1]) Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der vaskischen Sprache (1821); vergl. auch den ebenfalls von W. v. H. herrührenden Artikel im Mithridates über denselben Gegenstand.

[2]) Bei Wiseman a. a. O. S. 70.

[3]) Ueber die Verwandtschaft der europäischen Sprachen (1819).

[4]) Ueber das Alter und die Echtheit der Zend-Sprache (1826) §. 69.

[5]) A. a. O. II. S. 38 ff.

[6]) Researches on America, being an attempt to settle some points relative to the Aborigins of America (Baltimore 1817).

Vermöge ihres körperlichen Habitus gehören sie indeß ohne Zweifel zu der indisch-europäischen Race. Ihre jetzigen Wohnplätze verweisen sie gleichfalls in diese große Hauptabtheilung. So lange man von ihren Vorfahren, den alten Ibeiern, weiß, wurden sie für Europäer gehalten. Die bekanntesten ältesten Sitze derselben waren — wie Prichard nachgewiesen[1]) — die drei großen Inseln und die Nord-Küsten des Mittelmeers zwischen den Pyrenäen und dem Arno. Sie waren, vielleicht durch Vermittelung der Phönizier, ein altes Kulturvolk, welches seine Sprache mit phönizischen Buchstaben schrieb, während die verwandten Celtiberier sich eines Alphabets bedienten, welches den alt-italischen, vor-römischen ähnlich war. Aber diese ihre Sprache selbst bedingt, in ihrer Eigenthümlichkeit, die Isolirung ihrer letzten ungemischten Nachkommen, jenes räthselhaften Völkchens, welches man sonst, nach allen übrigen Kennzeichen, unbedenklich zu den europäischen zählen müßte. —

Diese hier nicht näher darzulegende Eigenthümlichkeit der Sprache besteht aber nicht sowohl in der Absonderlichkeit der Lautelemente, als vielmehr in den ihr zum Grunde liegenden ganz besonderen, von allen bekannten grammatischen Gesetzen anderer europäischen Sprachen in vielen und wesentlichen Punkten durchaus abweichenden Bildungs-Prinzipien. Eben diese sind von der Art, daß man Bedenken getragen hat, sie für einen Zweig des großen arischen Sprachstammes zu halten. Gleichwohl steht sie diesem, wegen ihres, wenn auch abweichenden, so doch höchst kunstvollen, formenreichen Baues näher, als, mit Ausnahme der semitischen Sprachen, irgend eine andere Sprache. Denn sie unterscheidet nicht blos das Nomen und Verbum, wie es allein in den semitischen und sanskritischen Sprachen in unzweideutiger Weise geschiht, sondern auch Stoff und Form der Sprache, indem sie die Begriffs-Modifikationen der Wurzeln, zwar nicht wie jene durch Beugung, wohl aber durch die reichste Anbildung und Einverleibung ausdrückt.[2])

Diese hier nicht näher zu entwickelnden Vollkommenheiten rechtfertigen oder erklären daher, auch vom sprachlichen Standpunkte aus, die Einreihung dieser allerdings anomalen ethnographischen Erscheinung in die große, gestaltenreiche Gruppe der arischen Nationen, deren einstiger gemeinsamer Ausgangspunkt im fernen Osten auf den luftigen Bergterrassen und in den gesegneten Hochthälern des indischen Kaukasus (Hindu-Khu) zu suchen ist. Freilich ist man in Betreff der Zeit und der Richtung der Wanderungen der alten

---

[1]) A. a. O. III. 1. S. 44 ff.

[2]) Vergl. Steinthal, Classification etc. S. 82 ff., so wie oben S. 363 f.

Iberier nicht einmal zu Muthmaßungen berechtigt, so dürftig und lückenhaft sind unsere alten Annalen; allein das Räthsel wird dadurch nicht minder dunkel, daß man aus bloßem Belieben für die sogenannten Urbewohner Iberiens die Wahrscheinlichkeit solcher unvordenklichen Wanderungen leugnet, während sie doch für viele andere sogenannte aborigine Völker mit historischer Sicherheit nachgewiesen werden können. —

VII. Ueber den Racen-Typus der indisch-europäischen Völker sind noch einige wenige Bemerkungen hinzuzufügen. — Alle diese Nationen haben im Allgemeinen die körperlichen Eigenschaften der sogenannten kaukasischen Race. Von den meisten, namentlich den europäischen, ist dies eben so augenfällig als bekannt. Nicht ganz so verhält es sich mit den Völkern der medo-persischen, Sanskrit- und syrisch-arabischen Familie. —

Es ist bekannt, mit wie großer Zähigkeit die semitischen Völker ihren nationellen Habitus festhalten; dennoch sind sie ebenfalls nicht ohne einige Neigung zur körperlichen Ausartung. Wenn ihnen aus sprachlichen Gründen die oben angeführten abyssinischen Völker hinzugezählt werden müssen, so erinnert deren dunkele Hautfarbe und schwarzes Wollenhaar lebhaft genug an den Neger-Typus. Aehnliches gilt aber auch von vielen anderen Araber-Stämmen. Während diese in ihrer Urheimath bleich-gelb oder bräunlich gefärbt zu seyn pflegen, sind sie, nach Burckhardt, an der Grenze von Nubien fast und in Dongola, nach Rüppell und Wadington, glänzend schwarz, in der syrischen Wüste, wie Pagés berichtet, gleichfalls sehr dunkel gefärbt und wollhaarig, und ebenso, nach Rozet's Angabe, in Mauritanien vollkommen schwarz und negerartig. — Dagegen zeigen andere Stämme dieses weitverbreiteten Volkes ein mehr nordisches Gepräge. Bruce spricht von arabischen Bergbewohnern an der Küste von Yemen, welche blaue Augen und rothes oder kastanienbraunes Haar haben, und andere Reisende haben Aehnliches von ihnen, wie von anderen arabischen Gebirgsstämmen ausgesagt. — Derselbe klimatische Einfluß auf die Complexion scheint sich auch bei den Resten des ost-aramäischen Volksstammes in den Gebirgen von Kurdistan geltend zu machen, da sie von Ainsworth als blauäugig, hellfarbig und roth- oder blondhaarig geschildert werden. — Selbst die Juden zeigen eine ähnliche Neigung zur Variation des Typus. In den nördlichen europäischen Ländern sind sie bekanntlich nicht selten blond, in Indien dagegen, wie Buchanan gemeldet, fast schwarz. —

Dasselbe gilt von den Völkern medo-persischer und indischer Race. Besonders sind die Afghanen wegen ihrer höchst mannigfaltigen physischen Eigenschaften merkwürdig. Während die

östlichen Stämme in den tieferen Gegenden am Kabul-Fluß, wie Elphinstone und Fraser berichten, meist die dunkele Färbung der südlichen Hindus zu haben pflegen, herrscht bei anderen Stämmen eine hellere Hautfarbe und ein rothblonder Typus vor, und oft finden sich diese Verschiedenheiten in einem und demselben Tribus, ja in einer und derselben Familie. — Bei den Hindus findet diese Abwechselung des Gepräges in minderm Grade statt. Ihre gewöhnliche Farbe ist bekanntlich braun oder bräunlich. Die unteren Kasten, namentlich an den Küsten und in den tieferen Gegenden, sind aber oft sehr dunkel, fast schwarz; nur die Parabatiya-, Khasya- und Kamaya- (Kamaun-) Stämme in den Himalaya-Gegenden, an den Quellen der heiligen Ströme, haben hellere Farben und zuweilen selbst die blonde Complexion, welche, wie schon erwähnt, für die Siah-Posch charakteristisch ist und sie den nordischen Europäern ähnlich macht. —

Wenn Prichard alle diese und die ähnlichen, bei allen übrigen Haupt-Völkerstämmen beobachteten Modifikationen des normalen Racen-Typus lediglich klimatischen Einflüssen zuzuschreiben geneigt ist: so scheint doch die genaue Beachtung der Thatsachen diese einseitige Erklärungsweise nicht durchaus zu rechtfertigen. Obwohl der Einfluß des Klima's auf die Modelung des physischen Gepräges der Völker unverkennbar ist, so reicht er doch nicht aus, um alle vorliegenden Erscheinungen zu motiviren. Wäre diese Einwirkung allein bestimmend, so müßten dieselben auch gleichartig und gleichmäßig alle Individualitäten, mindestens einer und derselben Race und eines und desselben Volkes ergreifen und bestimmen. — Wenn wir daher auch davon absehen, daß z. B. die negerartigen Doms (Thums) u. a. vermeintliche Aboriginer-Stämme des Himalaya[1]) seit unvordenklichen Zeiten zwischen den helleren Hindu-Stämmen des Himalaya leben, weil diese Urbevölkerung, wie die Gonds u. a. verwilderte Stämme von Dekan, vielleicht von anderm Ursprunge und daher zu Umwandelungen des körperlichen Typus minder prädisponirt seyn mag, als die Hindu: so bliebe doch noch zu erklären, warum dasselbe Klima einzelne Zweige der hindustanischen, afghanischen und syro-arabischen Völker in sichtbarerer Weise verändert, als andere, auf demselben Boden und unter demselben Himmel lebende Volksabtheilungen; warum die oberen Kasten der Hindu z. B. im Allgemeinen heller gefärbt sind, als die unteren;

---

[1]) Prichard's Meinung, daß die Doms Nachkommen von gekauften Neger-Sklaven seyen, widerspricht den in ihrer Heimath gesammelten Erfahrungen der Reisenden Traill und Hamilton. (Vergl. Ritter a. a. O. III. S. 1045 ff.)

warum einzelne Tribus der Afghanen, ja einzelne Familien desselben Tribus und selbst einzelne Glieder derselben Familie hochblond unter lauter dunkel gefärbten Verwandten, andere dagegen tiefbraun innerhalb eines blonden und blauäugigen Stammes erscheinen, wie denn Aehnliches auch (vergl. §. 11 dieses Abschn.) unter den Abyssiniern und anderen afrikanischen Völkern beobachtet worden ist. — Wenn durch das Mitgetheilte einerseits die schon früher erwähnte Thatsache bestätigt wird, daß gewisse Völker von Natur mehr zu Variationen des körperlichen Typus hinneigen, als andere, so ergibt sich andererseits zugleich, daß auch die Lebensweise und der sie bedingende, von ihr bedingte Gesittungszustand der Völker und Volkszweige ihre leibliche Ausprägung mitbestimmt. Es sind überall die mehr verkommenen, in physischer Bedrängniß lebenden, verwilderteren Zweige eines Volkes, welche die Neigung zu einer dunkelern Tingirung der Oberhaut und zu einer gewissen Annäherung an den Neger-Typus zu haben scheinen. Unter den Arabern sind es vorzugsweise die Beduinen der syrischen, libyschen, mauritanischen Wüsten-Ränder, unter den Afghanen die minder gesitteten Stämme, unter den Hindus die niederen unreineren Kasten, bei welchen hellere Farben am seltensten gefunden werden. Unter den Aboriginern der Nil-Gherris sind die wohlhabenderen und gesitteteren Stämme der Budduyur und Tudas schöner gebaut und heller gefärbt, als die verwilderteren schwarzbraunen Horden der Curumbars u. s. w. Lauter ähnliche Erscheinungen, als schon früher bei den stammverwandten Finnen und Lappen, nördlichen Samoyeden und Soyoten, Kaffern und Bidschuanen ꝛc. beobachtet wurden. — Wenn die glücklichere Bildung anderer verwilderter Stämme mit dieser Beobachtung im Widerspruche zu stehen scheint: so ist einmal der Grund-Typus ihrer Race, sodann aber auch die der einen Race mehr als der andern angeborne Prädisposition zur Degeneration dabei in Betracht zu ziehen. —

So dunkel die in Rede stehende Frage auch immer noch bleibt, so interessant ist es doch, allen den Erscheinungen eifrig nachzugehen, die ihre Lösung vorbereiten können.[1]) —

---

[1]) Vergl. §. 24 des I. Abschn.

Achtes Kapitel.

Schlußbetrachtung.

Unter den angenommenen sieben ethnographischen Hauptreichen der Erde ist das des indisch-europäischen Stammes allein über alle Erdtheile, ist das tatarische und eben so das malayische über drei, das afrikanische wie das tschudische über zwei, das sinisch-japanische wie das amerikanische aber allein über die heimathlichen Erdtheile verbreitet. Sieht man indeß ab von den in historischer Zeit erfolgten Uebersiedelungen, namentlich der indisch-europäischen Völker: so sind die Malayen, nächstdem die tschudischen, amerikanischen und tatarischen, also gerade die der Zahl nach schwächsten Völkerstämme über die weitesten Räume ausgestreut, wogegen der sinisch-japanische oder südost-asiatische, der dreimal so viel Mitglieder zählt, als die Malayen, Tschuden, Amerikaner und Tataren zusammengenommen, auf die räumlich kleinste aller ethnographischen Verbreitungs-Sphären beschränkt ist. —

Diese letztere ist aber zugleich die zusammenhängendste, unzerrissenste unter allen; nur die tatarische und afrikanische Verbreitungs-Sphäre kommen ihr in dieser Beziehung nahe; dagegen ist die malayische, ebenso auch die tschudische, inselartig zertheilt und zersplittert. —

Dieselbe Erscheinung des Festgewachsenseyns an einen bestimmten engen Bezirk, welche die südost-asiatischen Völker insgesammt charakterisirt, findet sich indeß auch in anderen ethnographischen Reichen wieder. — Ueberhaupt sind es aber in den räumlich ausgedehntesten Völkerkreisen immer nur einzelne Völker, welche die auffallende Erweiterung der Verbreitungs-Sphäre bewirkt haben. — Zu diesen gehören unter den malayischen Völkern die eigentlichen Malayen, unter den Afrikanern die Libyer, unter den Tschuden die Madjaren, unter den tatarischen Völkern die Türken, unter den Indo-Europäern die Semiten, namentlich die Araber, mehr aber noch die romanischen und germanischen Völker. Diese letzteren sind die allerverbreitetsten des ganzen Erdkreises. — Dagegen sitzen z. B. die eigentlichen indischen und persischen Völker, die im engern Sinne so genannten kaukasischen, die lettischen und baskischen Völkerreste — obgleich sie ebenfalls jenem ausgebreitetsten aller ethnographischen Reiche angehören — doch eben so fest in bestimmten, verhältnißmäßig engen Grenzen, als die südost-asiatischen Völker, — und die Slaven, welche zwar einen sehr ansehnlichen Verbreitungsbezirk gewonnen haben, fangen doch erst an, sich von der Scholle los zu machen, und an Uebersiedelungen Theil zu nehmen. —

Ist nun gleich diese Beweglichkeit, diese Ablösbarkeit, diese Unabhängigkeit vom Boden und einer bestimmten Natur und Landes-Physik ein Zeichen der Entwickelung und Gesittung, so ist dasselbe doch keineswegs untrüglich, wie künftig darzulegen, wie vornehmlich durch das Beispiel der Chinesen, Japaner und Inder zu beweisen ist. —

Ebenso wie die dünnsten und schwächsten der Hauptstämme die verhältnißmäßig größten Räume einnehmen, so sind sie auch — und zwar eben darum — am sprach- und völkerreichsten und am meisten in zahlreiche Gruppen und Glieder aus einander gerissen. Wenn die dicht bei einander wohnenden, dicht gedrängten Stämme auch die homogensten sind; wenn 456 Millionen Indo-Europäer nur zehn, wenn 303 Millionen Sino-Japaner nicht mehr als vier Familien bilden; wenn 100 Millionen Afrikaner wahrscheinlich in drei Hauptgruppen zu bringen sind: so zerfallen die 13 Millionen Tschuden mindestens in drei, 53 Millionen Tataren in vier, 13 Millionen Amerikaner in wenigstens sieben große ethnographische Abtheilungen und jede derselben in eine zahlreiche Menge kleinerer Sprach- und Völkergruppen, deren Zusammengehörigkeit wir noch nicht nachzuweisen vermögen, so daß z. B. in Amerika, unter 13 Millionen Menschen, allein über 400 verschiedene (?) Sprachen gezählt werden. —

Es ist indeß zugleich interessant zu bemerken, wie solche nationelle und sprachliche Zerrissenheit, solcher Sprach- und Völkerreichthum niemals gleichmäßig über die Verbreitungs-Sphäre des einen oder des andern Hauptstammes vertheilt, daß er vielmehr gewöhnlich in einzelnen, zuweilen sehr beschränkten Gegenden konzentrirt ist, wogegen andere, oft weite Länderstrecken, statt dieser Theilung und Geschiedenheit, eine merkwürdige ethnographische Einheit aufzuweisen haben. —

Häufig, doch nicht immer, spielen hohe, thalreiche Gebirge, unzugängliche Alpen-Terrassen, namentlich in der Nähe von großen Völkerstraßen, natürlichen Eingangs-Thoren und Passage-Ländern, die Rolle solcher Völkerscheiden und Sprachenknoten, indem sie in der Folge der Zeiten die Zufluchtsstätten verschiedener Völkerreste wurden, welche, gedrängt von der Fluth überlegener Massen, in der Einsamkeit jener abgeschiedenen Thäler und unzugänglichen Hoch-Terrassen Schutz für ihre nationelle Existenz, Sitte und Sprache gesucht und gefunden haben. — Auf solche Weise bilden der Hindu-Khu und der Kaukasus in Asien, die Alpen in Europa, das hoch-sudanische und abyssinische Gebirgsland und der Atlas in Afrika, die Hoch-Terrassen Mittel-Amerika's, die Cordilleren von Neu-Granada, und die unzugänglichen Thäler der Sierra

Parime in Amerika dergleichen sprachreiche ethnographische Wirbel, und wenn dies von anderen, der Absonderung und Scheidung eben so günstigen Gebirgslokalen nicht ebenfalls auszusagen ist: so liegt dies vielleicht einerseits in ihrer eigenthümlichen, von den großen Bewegungen der Menschheit minder berührten Lage, andrerseits darin, daß dort eine Nationalität auf historischem Wege die herrschende wurde und eben darum alle übrigen Völkerschichten in sich aufgenommen und mit sich verschmolzen hat. Dadurch vermag man sich z. B. die unstreitig für Amerika doppelt auffallende ethnographische Einartigkeit des peruanischen Alpenlandes zu erklären, dessen sprachlicher, wie politischer Einfluß einst über mehr als dreißig Breitengrade ausgedehnt war.

Häufig finden sich jedoch auch solche ethnographische Wirbel nicht in Gebirgen, sondern vielmehr in weiten meeresgleichen Ebenen, namentlich in solchen, die einer beschränkten menschlichen Existenz durch ihre Naturverhältnisse überall eine gewisse Sicherheit der Fortdauer gewährleisten, wie in Nord-Amerika zwischen dem Felsengebirge und dem atlantischen Ozean, in Süd-Amerika zwischen Orinoco und Marañon, in Asien zwischen dem Altai und dem Ural. — Es ist aber hier ein ganz ähnliches Motiv wirksam gewesen. Die schrankenlose, die gleichförmige, überall dieselben gewohnten Gaben und Mühsale darbietende Steppe gestattete, jeder feindlichen Berührung auszuweichen und sich dem eigenen Bedürfnisse gemäß auszubreiten, abzusondern und zu isoliren. — Steppenvölker sind daher auch vielleicht noch schwieriger zu unterwerfen, als Alpenbewohner: sie vermögen jedem überlegenen Drucke mit Leichtigkeit auszuweichen; sie können also wohl endlich ausgerottet, aber schwerlich unterjocht werden. —

Wo sich aber in den Ebenen ein solches sprachliches und nationelles Divergiren weniger zeigt, wo sich vielmehr sogar eine gewisse ethnographische Einheit herausstellt: da ist gewiß die Steppen-Natur nicht unbedingt vorherrschend, wie in dem Verbreitungsbezirke der Guaranis, — oder sie ist überwältigt, wie in der weiten slavischen Ebene von Europa. — Wo sich jedoch der Mensch mit seiner Existenz an gewisse beschränkte Lokalitäten, wie in den Wüsten Turan's und Nord-Afrika's, an die Inseln, an die Küsten des Sandmeers, gebunden findet: da hört die Freiheit des unbeschränkten Schweifens auf; da verhindert der von dem Bedürfniß ins Leben gerufene Verkehr, ebensowohl politisches Zusammenwachsen, als ethnographische Zersplitterung; da entstehen kleine Raub- und Handelsstaaten, deren gemeinsame Interessen die Isolirung verhüten. Dies erklärt zum Theil den merkwürdigen nationellen und sprachlichen Zusammenhang der libyschen Völker. — Wo endlich, statt

des isolirenden Sandmeers, der verknüpfende Ozean durchschifft werden muß, um eine Nachbar-Insel, eine Küste mit der andern in Verbindung zu erhalten, wie dies im malayischen Archipelag der Fall ist: da finden sich doch ganz ähnliche Erscheinungen im Völkerleben, statt der Land-, See-Korsaren; da kann aber, neben politischer Zersplitterung, der ethnographische Zusammenhang noch leichter bewahrt werden, wenigstens bei den minder versunkenen Völkern, und so lange, als die zunehmende Verwilderung die dazu erforderlichen geistigen Mittel und Kräfte nicht absorbirt hat. —

Ueberall — dies sehen wir aus dem Vorangeschickten — sind also die allgemeinen ethnographischen Verhältnisse in Verbindung mit der Natur der Länder und Räume. Wir sehen in den nachfolgenden Büchern, wie, in welcher Weise und in welchem Grade, auch die einzelnen Erscheinungen des Völkerlebens an dieses Motiv geknüpft sind; wir wissen jedoch bereits, daß hiebei noch andere Ursachen thätig sind, daß nicht allein die verschiedenen Momente der Landes-Physik, daß auch die göttliche Mitgift der ursprünglichen Naturanlage, so wie die historischen Verhältnisse der Nationen ihrem Entwickelungsgange die Richtung mitbestimmt und ihre nationelle Individualität mit mehr oder minder erkennbarer Nothwendigkeit ausgeprägt haben. —

Berichtigungen.

Seite	41	Zeile	10	v. u.	streiche: kaukasische.
„	102	„	1	v. u.	lies: noch statt: auch.
„	123	„	17	v. o.	lies: festzuhalten statt: festzustellen.
„	139	„	21	v. o.	lies: prometheïschen statt: prometheischen.
„	151	„	4	v. u.	lies: auszugehen schienen statt: ausgingen.
„	199	„	8	v. o.	lies: seelig statt: selig.
„	200	„	24	v. o.	lies: demnach statt: dennoch.
„	204	„	10	v. u.	lies: seelig statt: selig.
„	204	„	8	v. u.	lies: glückseelig statt: glückselig.
„	208	„	1	v. u.	lies: begonnen statt: begonnenen.
„	260	„	8	v. o.	lies: mochten statt: machten.
„	356	„	3	v. u.	füge hinzu: (Vergl. dagegen S. 359).
„	369	„	20	v. o.	füge hinzu: systematischer hinter: wesentlicher.
„	385	„	4	v. o.	lies: hoch-asiatischer statt: tatarischer.
„	386	„	12	v. u.	setze ; hinter: Insel.
„	391	„	2	v. u.	lies: nigrizischen statt: äthiopischen.
„	403	„	19	v. o.	streiche: eine.
„	403	„	21	v. o.	lies: Sprachen statt: Sprache.
„	450	„	12	v. u.	lies: Parana statt: Panara.
„	454	„	16	v. o.	streiche ., hinter: Kontraste.
„	454	„	19	v. o.	setze , hinter a.
„	480	„	18	v. u.	lies: Neumann's statt: Naumann's.